<36632035160016

Deutsche
Arbeits-Entwürfe

zur

Bildung des Denk- und Sprachvermögens

auf höheren Lehranstalten

von

E. L. Rochholz,
Professor der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium
der Aargauer Kantonsschule.

R.

Zweiter Theil.

Vortrag und Aufsatz.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.

1853.

Generalregister.

Vorwort.

Der erste Band dieser Arbeits-Entwürfe enthält die leichteren und engeren Gattungen stylistischer Aufgaben, die den Mittelklassen unserer Lehranstalten dienen sollen. Er zerlegt sein Material in die beiden Hauptabtheilungen: Beschreibung und Erzählung. In die eine Abtheilung, Beschreibung, fallen dorten die ersten vier größeren Abschnitte: Charakterisirendes Prädikat, Charakteristik, Gleichniß, Räthsel; und in die andere Abtheilung, Erzählung, gehören die letzten vier Abschnitte: Fabeln, Geschichten, Briefe, Gespräche. Nur durch ein Versehen blieb es beim Drucke des Bandes unterlassen, diese seine allgemeine Bestimmung und Organisation, welche sich im Specialregister zwar wohl veranschaulicht, auf Titelblatt und Hauptregister eigens anzugeben. Nun, da das Werk vollständig vorliegt, kann die Absicht jener dorten schon getroffenen Anordnung ohnedies nicht mehr mißverstanden werden. Diesem ursprünglichen Plane gemäß findet sich auch der Arbeitsstoff des hier folgenden zweiten Bandes zurecht gelegt. Er enthält die Sammlung derjenigen umfangsreicheren und inhaltswichtigeren Themen, mit denen sich die mündliche und schriftliche Production im höhern Unterrichte beschäftigt und abschließt. Er zerlegt sich gleichfalls in zwei Hälften: Vortrag und Aufsatz, und

unterstellt diesen beiden die Reihe sämmtlicher Aufgaben, nach eilf verwandtschaftlichen Unterabtheilungen geordnet. Beide Bände weisen diesen ihren innern Entwicklungsgang in einem doppelten ausführlichen Register nach; sie begründen Wahl und Folge ihrer Themen mittelst wissenschaftlicher Belege, welche als pädagogische Zeugnisse den größeren Abschnitten theils vorausgeschickt, theils den einzelnen Arbeiten selbst als Materialien einverleibt sind; sie bieten ferner in mehr als dreihundert verschiedenen Arbeitskapiteln eine nicht gewöhnliche Zahl von Originalaufsätzen dar, die bald durch ihre Skizzirung, bald durch ihre völlige Ausführung die Zweckmäßigkeit ihrer Wahl und ihrer Behandlungsart darzuthun suchen. Und in so ferne der Plan des Werkes sich mit keinerlei äußerlichen Schematismen verwechselt, sondern den Weg ebener Natürlichkeit zu gehen trachtet, und in so ferne sein Inhalt durch Wissen und Charakter, seine formelle Behandlung durch Takt und Lebendigkeit anspräche, könnte es hoffen, die praktische Probe zu bestehen und den Anforderungen der Lehranstalten brauchbar zu werden.

Dieses eben angedeutete Vorhaben ist ein so schönes und großes, daß sich der Verfasser die Schwierigkeiten desselben niemals verheimlicht hat. Deswegen erlaubt er sich hier ein paar Erklärungen über den Inhalt und die Form seines Buches, durch die es ihm vielleicht gelingt, sich mit seinen Lesern in ein wünschbares Einverständniß zu setzen.

Er beginnt von dem Inhalte seiner Themen zu reden.

Hier ist seine Stellung eine doppelte, die man wohl unterscheiden muß, er ist nemlich Arbeitsgeber und Arbeitslieferer zugleich. Als Arbeitsgeber vertheilt er seinen Leuten gutes Material, aber rohes, und nicht blos knapp zureichendes, sondern reichliches bis zum Ueberflusse. Wenn er also eine bunte Masse Stoff anhäuft, welche unter gegebenen Verhältnissen einst wohl zusammen gehört hat, jetzt aber nur trüm-

merhaft aussieht; wenn er Ideen zusammen reihet, die nicht Geschwister, sondern nur weitschichtige Verwandte zu sein scheinen; so dient ihm dies alles, um die Seinigen auf einen noch in Aussicht stehenden Arbeitszweck aufmerksam und begierig zu machen; damit sie die mehrfachen Seiten, welche die Sache hat, scharfsichtiger fassen, das Feine und Zarte aus der Masse herausfinden lernen und im Uebrigen noch immer Stoff und Vorrath genugsam übrig haben, sofern ihnen bei dem einen ein Unfall begegnen oder ein anderes ganz mißlingen könnte. Alle Schüler sind geborene Stoffverderber, alle Lehrer müssen unerschöpfliche Stofflieferer sein. Eine Ueberfruchtung mit Thatsachen, Beziehungen und Beweisstellen ist zwar immer etwas Unkünstlerisches, deswegen aber nicht auch etwas Unpädagogisches, wenn sie dazu vorhanden ist, um Allen, denen sie sich anbietet, die angenehme Bequemlichkeit und das geistige Vergnügen einer freien Wahl zu verschaffen. Allerdings hatte Korinna recht, den jungen Pindar vor Ueberladung zu warnen, als er seine Bilder noch nicht mit der Hand, sondern mit dem ganzen Sack aussäete; hier redete die Kunst zur Kunst. Allein der arbeitsgebende Lehrer muß den Seinen erst den Sack gefüllt haben, um ihnen nur zeigen zu können, wie sie nun auch die Hand bei der Aussaat gebrauchen sollen. Allerdings behält Quintilian recht (instit. orat. l. VII), wenn er den Redner von dem Schutthaufen der Citate auf den ebenen Plan herunterruft; und noch viel einfacher sagt dasselbe Hippel (Lebensl. 2, 179) „ein Thema ist ein Nagel, an den man nicht allzuviel hängen soll." Dies alles wiederholt der Arbeitsgeber den Seinigen freilich ebenfalls; allein sein Hauptgeschäft besteht die längste Zeit gar nicht in dieser blosen Ordnungsmotion, sondern in der schwierigern und doppelten Mühe, für die Lehrlinge den Nagel selbst einzuschlagen und ihnen die nöthigen Siebensachen selbst daran zu

hängen. Denn was sind in diesem Falle glücklich gewählte Themen anderes als derlei künstliche Bäumchen, wie sie Meister Albertus der Große an der fürstlichen Tafel zu Regensburg mitten im strengsten Winter aufwachsen ließ: schlankgewachsen, um die Kletterlust zu reizen; so voll Aepfel und Kirschen, daß Einem der Mund wässert; aber alles zusammen so himmelhoch oben im Laube, daß man nicht genau unterscheiden kann, ob sie noch grün oder schon roth sind. Wie leicht ist es dann, daß man auf die unreifen Früchte schilt! So hat denn auch ein Recensent des ersten Bandes dieser Arbeits-Entwürfe (Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen VII, 5) derlei Themen Einfälle genannt, „die sich auf die Hacke treten.“ Schon dieser urbane Terminus beweist, daß bereits Rekruten angefangen haben, einen Theil des Werkes in ihre Sprache zu übersetzen; allein wie sich das Buch nicht blos andere Leser wünscht, so hält es sich in diesem Punkte auch an ganz andere Quellen und Rathschläge. Es meint vor der Hand noch Denkern und National-Dichtern folgen zu sollen, wie Fr. Rückert, der hierüber in seinem edeln Erziehungsgedicht, Weisheit des Brahmanen S. 50, No. 31 erklärt:

Ich gebe dir mein Sohn, das mögest du mir danken,
Gedanken selber nicht, nur Keime von Gedanken.
Nicht mehr zu denken sind Gedanken, schon gedacht;
Von Blüthen wird hervor kein Blüthenbaum gebracht.
Doch ein Gedankenkeim, wohl im Gemüth behalten,
Wird sich zu eigener Gedankenblüth' entfalten.

Fülle und Reiz bedarf ein solcher Stoff, selbstredend soll er sein, Beantwortung und Frage soll bei ihm schon in der Sache liegen und nicht erst durch den Dritten hinein und heraus katechisirt werden; sein Zweck ist weniger zu glänzen, als viel in Kürze zu leisten: plus habet operis quam ostentationis.

Dies führt uns nun auf den Arbeitslieferer. Wer Arbeits-Entwürfe für Schulen veröffentlicht, will damit zu den Lehrern und nicht zu den Musterschriftstellern gerechnet werden. Er muß also die Idee, welche er vorträgt, mit der Aufrichtigkeit des Freundes aussprechen und kann sie nicht mit jenem geflissentlichen Rückhalt behandeln, welche der schriftstellerischen Technik des Autors so gute Dienste leistet. Er muß die Wahrheit, auf die dem Lernenden alles ankommt, aufsuchen, so weit es in seinen Kräften steht, und nicht so weit nur, als es gerade einem künstlerischen Zweck und Belieben ansteht. Was beim Publicisten so sehr fördersam sein und Bewunderung einbringen kann, jene plötzlich losbrechende Ueberraschung nemlich, die Effect macht, nachdem er sein schlau angelegtes Fangspiel versteckt genug durchgeführt hat, dies wird beim Lehrer eine widrige Sophistik, weil sie sich an dem edelsten und wahrhaftigen Wissensbedürfnisse der Jugend versündigen müßte. Und wo der Lehrer als Arbeitslieferer sich einmal auf den bestimmten Gegenstand eingelassen hat, da muß er auch bis an's Ziel gehen und darf die Zwischenfragen, welche ein berechtigtes Vertrauen an ihn richtet, nicht mit der geistlosen Phrase abweisen, mein Kind, das verstehst du noch nicht! Er kann also die Wichtigkeit einer These nicht blos bis zu jenem Punkte behandeln, wo sie dem persönlichen Verhältnisse begegnet, in welchem sie zu uns selbst steht, und sodann hinter den Vorhang einer pfiffigen Abfindungsformel zurücktreten wollen; dies wäre das alte Hilfsmittel heidnischer Pfaffenrohheit und verriethe die tiefste Menschenverachtung. Er kann auch nicht mit dem Einestheils — anderntheils, nicht mit dem Zwar — aber — und allerdings doch aber auch, nicht damit kann er strebsame Seelen befriedigen wollen; dies ist verbrauchtes Kinderspielzeug, und keine Schule wird fortfahren, solches Generalisiren länger zu treiben, damit

sich die deutsche Zaghaftigkeit länger dahinter verstecke. „Es hat die Welt verschleudert ihren Knabenschuh." Platen. Der Lehrer muß also als Arbeitslieferer derselbe ehrliche Mensch sein, für den er in der bürgerlichen Welt gehalten sein will. Anstatt durch die zahllosen Für und Wider des Stoffes sich selbst die Individualität entseelen zu lassen, müssen die sittlichen Grundsätze der eigenen Individualität den Stoff bilden und beendigen. So lange dies der Schule unbequem fällt, erzieht sie schlecht, und, hienge es von ihr allein ab, auch zum Schlechten. Denn gerade darin liegt der Werth des Andenkens für jeden Sohn an den Vater, für jeden Schüler an den Meister, für jeden Leser an sein Buch, recht dauerhaft und innig zu wissen, wie der von ihm Befragte selber die Wahrheit wußte, wie er sie zur bestimmten Stunde zu erfahren gab, in welchem Zusammenhange und an welcher Stelle er sich selbst gedrungen fühlte sie mitzutheilen. Dann ist die Wahrheit wirklich eine Erkenntniß, eine siegreiche Ueberwältigung, nur in solcher Art vererbt sie ihre dauerhaften Schätze. Sie trägt nicht den Glauben zur Schau, aber sie fürchtet auch nicht den persönlichen Glauben mit zu entblößen, weil sie keinen erkenntnißscheuen Glauben hat. Darum unterscheidet sie scharf zwischen Bekenntniß und Entweihung; zwischen Aufrichtigkeit und zwischen jener Eitelkeit, die Aufrichtigkeit selber sein zu wollen; zwischen Empfindung und den schönthuenden Betrachtungen über Empfindungen; und da sie hiefür eine ganze Schnur von Sprüchen hat, so bleibt es Jedem frei gestellt, sich darunter etliche für den Hausgebrauch auszuwählen. Der Arbeitslieferer aber macht für seinen Zweck hier folgende geltend:

Wer alles aus dem lieben Gott beweiset, will ohne Leiter auf den Kirchthurm. Glückliche Reise! So philosophiren nenn ich einen leichtsinnigen Eid schwören. Hippel, Lebensl. 2, 235. — Sarget daher nicht jedes Wesen, das

ihr vor Kindern auftreten lasset, in eine Kanzel ein, aus welcher es sie anpredigt. J. P. Fr. Richter, Bd. 38, 61. — Und wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altare der Seele längst verloren — das ist, was ich davon weiß. Herder in Briefen von und an Merck, ed. Wagner 1838. S. 34.

Man sollte meinen, Grundsätze von so überzeugender praktischer Gewalt müßten entweder in der Gesellschaft schon ältere Geltung haben, oder mindestens für die Schule ohne Anfechtung bestehen können; aber gerade für die letztere hört man sie noch am öftesten bestreiten. Da sich vorliegendes Buch offen zu ihnen bekennt, so kann es auch ihm an Widerspruch nicht fehlen. Dies ist dem Verfasser durchaus nichts neues und er wird es mit Anstand ertragen. Er weiß, daß solche Dinge doch stets auf dasselbe Ende hinauslaufen, das folgendes Histörchen aus dem Lehrerleben hat. Der Piaristenorden zu Genua schickte im Jahre 1820 einen Geistlichen in die Schweiz, um die Lehrweise einiger namhaften Schulen des Landes kennen zu lernen. Derselbe hielt sich mehrere Wochen auch in der Schule auf, welche Abbé Girard zu Freiburg im Uechtlande gegründet hatte. Sie war ein uneigennütziges Geschenk ihres Stifters und Lehrers an seine verwahrlosten Landsleute, stand aber bei diesen bereits in Verruf und blieb beargwöhnt. Der Piariste, welcher diese örtlichen Verhältnisse Auftrags gemäß schonen mußte, blieb hier ein aufmerksamer, aber stets stummer Zuhörer, ohne sich mit dem lehrenden Abbé während des Unterrichtes selbst jemals einzulassen. Beim Abschiede aber sagte er ihm: „Ich habe das Wesen Ihrer Methode herausgefunden. Sie haben im Grunde die Religion im Auge; aber Sie verfahren dabei, als ob Sie etwas ganz anderes thäten. Das ist das wahre, das einzige Mittel zum Ziele zu gelangen.“ Girard erzählt

dies später selbst in seinem „Unterrichte in der Muttersprache", einer Schrift, die in Frankreich mit dem großen Preis gekrönt worden, und fügt lakonisch bei: Der Fremde hatte mich verstanden, während die Einheimischen Augen hatten und nicht sahen.

Nachdem der Verfasser über Wahl, Inhalt und Behandlung seiner Themen sich erklärt zu haben meint, wünscht er noch die Anlage seines Buches gegen Forderungen sicher zu stellen, die es weder erfüllen will noch kann.

Will man nämlich dieser Schrift eine noch formellere Methode in Klassification der Abschnitte und in der Stufenfolge des Stoffes abverlangen, so besinne man sich darüber, ob man einer Sammlung freier Conceptionen nicht gerade soviel an allgemeinem Erfolg innerlich entzieht, als man ihr an feiner Casuistik und Specialisirung ihrer Bestimmungen äußerlich verleiht. Die hohe Achtung, welche der Verfasser allenthalben gegenüber der Form in ihrer künstlerischen Nothwendigkeit ausspricht, kann ihn nicht verleiten, die Vielseitigkeit seiner Materialien an die Einseitigkeit eines zufälligen Gehäuses hinzugeben, in dessen Enge jene gar kein Unterkommen finden. Es liegt ja der Vorzug und die Güte, worauf Schulthemen Anspruch machen können, immer nur darin, daß sie von einer allseitigen, allgemeinen Anwendbarkeit sind; ihr Vorzug liegt in der Ergiebigkeit, die sie für alle Lebensverhältnisse und Altersklassen der Schüler haben; er liegt in einer Art Schrankenlosigkeit, die allem Individuellen an Stimmung und Empfindung, an persönlicher und örtlicher Auffassung ein Maß von Freiheit gewährt, welches bis zum Schein der Willkür reicht. Solcherlei Themen variiren ihre Fülle von Fakten und Beziehungen an jeder andern Oertlichkeit anders, gestalten ihre Form unter jedem andern Gesichtspunkt neu; sie schmiegen sich mit elastischer Gefügigkeit aller Gelegenheit an, die etwas von ähnlicher

Wärme des Blutes an sich hat. Sie können in dieser und jener Anstalt Deutschlands nach anderer Richtung gefaßt, nach dieser und jener Lehrmethode bearbeitet werden, ohne ihren erziehenden Werth, ihren stammverwandten Reiz, ihre sittigende und unterrichtende Natur einzubüßen, ohne zu veralten wie eine Stylistik, ohne lächerlich zu werden wie ein Briefsteller. Denn was ist ihr Inhalt? Alles, was dem sich bildenden vaterländischen Jüngling angehören soll. Und was also verleiht ihnen Form? Eben seine individuelle Auffassung. Aber, wirft man ein, er wird abirren in der Fülle von Thatsächlichkeit, sich überstürzen in der Wärme seines Andenkens. Und wir erwidern, wo wird er es dann überhaupt nicht? wo wird ihn denn ein Buch allein davor bewahren, allein jener Ariadne-Faden sein, den ihm alle Lehrer und alle Bücher zusammen nicht fest genug spinnen? Wenn demnach solche Stoffe ihrer Natur nach zwischen Form und Inhalt in einer Schwebe bleiben, so ist dies eben das Zeichen ihrer Befähigung, allwärts frei behandelt werden zu können. Es wäre eine fruchtlose Verschwendung deutscher Gründlichkeit, dieselben über ein System zu schlagen, sie zum festgerammten Paragraphen einer dialektischen Entwicklung zu stempeln; noch ist jedes Schema solcher Art gerade hier zum Schemen geworden, den sein eigener Gegenstand widerlegt hat. Und was wohl hat überhaupt den Geist der Schulen länger verödet, als das Gespenst jenes lehreiteln Scholasticismus, der da seine unveränderlichen Fixsterne immer schon hingezirkelt hatte, wo die freischaffende Thätigkeit ihren noch jungfräulichen Spielraum erwartet.

Noch etliche andere Fragen, welche die Kritik an das Buch richten wird, lassen sich zum Theil voraussehen und hier schon beantworten.

Warum dieser zweite Theil mit dem freien Vortrag beginne und mit dem Aufsatze schließe?

Weil das Sprechen die gesellige Seite der Schule ist und in ihr eben so viel an Unterrichtszeit und Correcturarbeit ersparen hilft, als das schriftliche Arbeiten wegnimmt; weil Unbefangenheit und Ruhe des Gemüthes, diese Hauptvorzüge eines gesunden Styls, am erfolgreichsten durch Sprechübungen gewonnen werden; weil es für uns Deutsche hohe Zeit ist, in die Reihe der sprechenden Völker einzutreten, anstatt das allein schreibende zu bleiben; und dieses noch ferner zu sein, hieße endlich noch den Bestand unseres größten Besitzthums, unserer National-Literatur mit bedrohen; weil Reden etwas Praktisches ist, und es uns bekanntlich daran stark mangelt; weil man nicht anders zur Beredsamkeit gelangen kann, als auf dem Wege der frühzeitig angestellten Sprechübung und Erzählung. Die alte Schulrhetorik mit ihrer Figurenlehre, welche den umgekehrten Weg einschlug, ist für die wahre Kunst der Rede nicht allein, sondern noch mehr für das Denken und Urtheilen uns durchaus verderblich gewesen. Man hört dies zwar nicht gerne, kann aber die lebenden Beweise nicht bestreiten.

Dies hängt zusammen mit der ebenfalls möglichen Anfrage, warum dieses Buch gleichwohl keine wirklichen Reden enthalte?

Die kürzeste Antwort darauf ist die, welche in Vilmar's Schulreden über „Fragen der Zeit" steht: Als Schülerprodukte gehören sie zu den kläglichsten Machwerken, und als Produkte des Lehrers sind dergleichen Unterweisungsreden weder Reden noch Lehren. — Zur Oratorik kann es die Schule nicht bringen, da es bis jetzt nicht einmal die Universität vermocht hat. Aus einem ähnlichen Grunde enthält das Buch auch keinerlei Dispositionen zu ähnlichen rhetorischen Schularbeiten. Diese Futterale werden unsern Enkeln einst so lächerlich vorkommen, wie uns heute der Affenfang mittelst innen geschmierter Stiefel, von dem weiland Raff's

Naturgeschichte erzählt hat. „Das Schema ist wohl da, sagt einmal Göthe, und dies ist das Was; aber das Schwierigste ist dann noch zu thun, und dies ist eben das Wie.“ Gespräche mit Eckermann 1, 289. Wie den ersten Band der Lehrbrief über den Styl eröffnet, so beabsichtigte der Verfasser diesen zweiten mit seinen Gedanken über den Vortrag einzuleiten; das Buch ließ jedoch dazu keinen Raum mehr übrig.

Ebenso sind hier alle Themate metrischen Inhaltes gänzlich ferne gehalten worden, und dies ist die einzige Concession, welche das Buch wissentlich einem vorhandenen Vorurtheile bringt; es will sich nicht der deutschen Verskunst wegen einen weitern Vorwurf der Unbrauchbarkeit aufladen lassen. Wie gleichgiltig ist man noch immer gegen Monje's bedeutende Verdienste um den deutschen Hexameter; wie wenig Leser hat sich Poggel mit seinen Schriften über Reim und Vers erwerben können; aber wie viele Anthologieen drucken Platen's Oden und Hymnen nach und zwar mit all den metrischen Druckfehlern zugleich, mit denen sie ein unbefangener Setzer Cotta's vor Jahren ausgestattet hat. Dies sind jedenfalls Fußstapfen, welche noch für einige Zeit abschrecken. Es gibt ein Märchen über einen frechen Bauern, der einen Raben auf den Vogelmarkt brachte und als er sah, wie theuer man die Singvögel verkaufe, einen noch viel höhern Preis für seinen schwarzen Krächzer forderte. Aber er kann ja nicht singen, sagten die Umstehenden; „um so besser denkt er!“ war des Bauern unverschämte Antwort. So redet man noch, wenn man seine eigene Bildungslosigkeit in der deutschen Metrik eingestehen muß und zugleich der ganzen Sache mit grobem Zunftneide einen Hieb versetzen will. „Wie werden die, fragt Voß (Vorrede zum Georgicon S. XII.), über einen Redner oder Dichter urtheilen können, die nicht einmal im Stande sind, ihn nach den

Regeln des Klanges und der Bewegung nachzulesen? Drum ist es so kläglich in ihrem Geschriebenen zu hören, wie grausam der verachtete Rhythmus sich rächt. Hätte Cicero auch guter Laune genug, ihr aus dem schlechtesten Modedeutsch übersetztes Latein ungefähr zu entziffern, so hielte er doch ihre unrhythmische Katzenmusik nicht aus." — Wie schön wir unsere eigenen Dichter in's Latein rückübersetzen können, zeigte Lessing gewandt an der Messiade; zeigte Seyffert neuerlich an Göthe, Schiller und Uhland im Aretalogus, Brandenburgi 1841. In Würtemberg hat man sogar einmal den Schwäbischen Merkur in's Hebräische übersetzt. Hirzel, die Klassiker in den niedern Gelehrtenschulen. Stuttg. 38. S. 145. Aber unsere von berufenen Fachmännern herrührenden Verdeutschungen der Griechen machen dem Leser noch immer die Zähne stumpf; in unserer eignen Sprache, die durch eine Fülle von Lyrik eine so feine metrische Ausbildung erlangt hat, will man noch nicht einmal die Metrik als eine vorzügliche Uebung in der Technik des Deutschschreibens gelten lassen. Auch dies wird sich noch ändern, denn man wird wohl erkennen, daß von Bildung und Sprache dasselbe gilt, was Angelus Silesius im Cherubin. Wandersmann von der Frömmigkeit sagt; stehe sein Spruch über dem Eingang dieses neuen Hauses:

Die Tugend nackt und bloß kann nicht vor Gott bestehn;
Sie muß mit Liebe sein geschmückt, dann ist sie schön.

A.

Erste Abtheilung. Vortrag.

I.

Mündliche Bericht-Erstattung.

(Neunzehn Kapitel.)

Pädagogische Zeugnisse.

Der Lehrzweig des freien Vortrags auf Schulen braucht seine Nothwendigkeit nicht erst zu beweisen; aber der in dem folgenden Abschnitte gesammelte und behandelte Sprechstoff bedarf noch immer bevorwortender Autoritäten und pädagogischer Schildhalter. Darüber sei hier ein erklärendes Wort vergönnt, und dann wird man dem Ausspruche der hiefür angerufenen Gewährsmänner wohl mehr Gewicht beilegen. Der folgende Abschnitt behandelt die Rudimente der in der Schule anzustellenden Sprechübungen; alle seine einzelnen Theile und Aufgaben beschäftigen sich allein mit der Wiedererzählung desjenigen „Was man daheim selbst gesehen und gehört hat." Es soll also dabei aller Inhalt, der dem Lehrling für seine Stegreif-Erzählungen geboten werden kann, nur solchen Erinnerungen angehören, die derselbe seinem Knabenleben im Elternhause, in dem der Bekannten und Verwandten, oder in der Heimatsgemeinde zu verdanken hat. Was Mittheilenswerthes auf der Tafel des activen Jugendgedächtnisses noch verzeichnet steht über Kameradschaft, Jugendspiel, Familiengeschick, Ortsbegebenheit, Landschaftsbrauch und mitlaufende Redeweise der örtlichen Mundarten — diese Summe von unserem Kindheits- und Heimatsangedenken soll zum Material der ersten Sprechübungen gemacht werden. Der Knabe legt dabei den ganzen wohlbekannten Weg vom Rathhaus bis zum Hirtenhause in seinem Geburtsorte erzählend zurück; mitten inne aber liegt das Vaterhaus, von diesem aus unternimmt der junge Bericht-Erstatter seine kleinen Excursionen, und wenn er müde ist von seiner Schmetterlingsjagd, kann er es bis zum Abendbrod immer wieder erreichen und da bequem sich ausruhen. Dies ist ein durchaus naturgemäßer Gang. So harmlos nun Sprechübungen erscheinen, welche sich an solchen Stoffen beschäftigen, so zieht sich dabei der

öffentliche Unterricht gleichwohl leicht allerlei Tadel zu. Ein enger Ortsgeist kann sich manchmal verletzt meinen, wenn er vernimmt, die Schule mache seinen Brauch zum Gegenstand von Knabenverhandlungen. Eine schulfeindliche Stimmung wird sogar behaupten, man gebe damit das Geheimniß der Familie, den Werth eines geweihten örtlichen Brauches unliebsamer Abschätzung preis. Eine gewöhnliche Gesinnung unserer Zeit wird vornehmlich einwerfen, dieser ganze Trödelmarkt von halbabgestandenem Brauch und linkisch lautender Volks-Tradition widerspreche einer erfolgreichen methodischen Behandlung, und einer reiferen Beurtheilung seien Schüler ohnedies nicht gewachsen. Endlich wird sich auch die Schuldisciplin besinnen, ob die Würde des Unterrichtes nicht gefährdet sei, wenn man das Treiben der Gasse zu einem pädagogischen oder literarischen Material erheben wolle. Derlei Meinungen können übrigens noch gegen manche andere Lehrzweige geltend gemacht werden; unter Gunst und Ungunst äußerer Verhältnisse sind diese dennoch das berechtigte Eigenthum des Unterrichtes geblieben. So sollen also auch hier nur die nothwendigen Gründe angegeben werden, von denen man sich bei dem eingeschlagenen bescheidenen Wege leiten lassen muß.

Was soll gesprochen werden bei dem allerersten Beginne der von der Schule veranstalteten Redeübungen? Der allgemein historische Stoff, das schon Gelernte, Gelesene überhaupt nicht; es gehört dem Memorial-Exercitium an, und jedes über das Quantitative des Stoffes hier hinausgehende Redebestreben wird zur factischen Unwahrheit. Das blose Gedächtnißwerk verhilft sodann ohnedies niemals zur Erzählungs- und Vortragsfertigkeit in den uns selbst betheiligenden Ereignissen, Stimmungen und Gedanken. Ja eben deshalb, weil wir so sehr zu Gedächtnißmenschen erzogen werden, sind wir so schlechte Erzähler und Redner. Auch die vielen Declamirbücher haben seit Heinsius bis heute keine Redner aufgeschult, dagegen wohl allerlei eitle oder unbrauchbare Marionetten. Handelt es sich also erst um den blosen Redestoff, welchen eine noch inhaltslose Knabenseele sprechend bewältigen lernen soll, und mag man nicht weiter mehr Nachplauderer abrichten, so steht der Schule für diesen Unterrichtszweig im Beginne wohl gar keine gelegnere Wahl frei, sie muß ihr Material aus den in dem Gemüthe der Kindheit vorhandenen Eindrücken nehmen. Noch dazu hat die Schule die gemessene Pflicht dieses zu thun und das Herz der Jugend so lange als möglich in den angeborenen heimatlichen Empfindungen verweilen zu lassen. Nicht sie soll die später ohnedies nie ausbleibende Herzensentfremdung beschleunigen, nicht sie die Rolle des Weltverstandes übernehmen, der das Menschengemüth plündert und seinen practischen Unterricht mit der Verjagung aus dem Paradies beginnt. Die Seelen in das schon Verlorene zurückzubürgern, das ist der Schule Amt. Und

wenn der Unterricht jemals ein vaterländischer, oder gar ein nationaler betitelt werden soll, so soll doch wohl der deutsche Sprachunterricht zuerst das Heimatliche besprechen, die sinnige Weise des uns Angeborenen erfassen und es der empfänglichen Jugend, also der frischen Liebe übergeben, anstatt es preis zu geben dem höhnischen Lächeln des hochmüthigen und darüber doch so unwissenden Neuverstandes. Die etlichen pädagogischen Mißgriffe, welche bei Behandlung des Allernächstgelegenen als eines Schulpensums möglich sind, sind auch bei den entlegensten Lehrstoffen und jedem anderen Zweige gedenkbar; denn ist etwa die Katechetik außer Curs, weil man gerade über sie die meisten Anekdötchen vorräthig hat? Aber jene Verstöße kommen gar nicht in Betracht gegenüber der Einbuße an nationellen Gütern, der wir bei einem entgegengesetzten Unterrichtsverfahren täglich beschleunigter zugehen. Soll je eine deutsche Volksgeschichte nach ursprünglicher Sitte und Sage gründlich und zugleich zu Ende geschrieben werden; soll unsere Stammgeschichte wieder in unser Wissen gelangen; wie werden wir sie denn bekommen können, wenn wir mit unserer Schulweisheit fortwährend jenen Kinder- und Volksverstand mit jahrelangem Eifer pädagogisch ausreuten, während doch alle uns wünschbaren Quellen über uns selbst nicht mehr in den Pergamenten, sondern in den Volksherzen fließen und in der Heimlichkeit der Kinderwelt noch eine letzte Zufluchtsstatte haben. Wird so der Heimatssinn und die Vaterlandsliebe nicht auch endlich zu den übrigen werthlosen Redensarten herabsinken, in dieser Zeit zumal, da schon die Kinderwelt mancher Landschaft nur noch für das Auswanderungsgeschäft geboren zu werden scheint? Wir wissen Länder- und Völkerkunde, nichts der Rede Werthes aber von unserer Ortsgeschichte; Nationalgeschichte, aber keine Provinzialgeschichte. Ja, man lehrt heute ganz unbefangen und herkömmlich sogenannte Nationalhistorie, für Landespartikeln, in deren geographischem Kreise historisch kein einzelner Stamm, geschweige eine Nation je Platz hat finden können. Und bei solchen Musterstückchen französischer Großsprecherei brüstet man sich mit deutscher Gründlichkeit, indeß man sich also den eigenen Boden systematisch unter den Füßen wegzieht. Solche Uebel könnten nicht bis heute unempfunden andauern, wenn wir nicht fortführen, unsere allerersten Verpflichtungen zu verkennen. Darin aber liegt der größte Mangel an Bildung, das Wesen der Bildung nicht zu kennen. Wer keine Vergangenheit hat, kennt auch keine Zukunft; dies gilt von dem Wissen über uns selbst und unsere nationale Art, dessen Aufblühen wir weder hoffen noch nur wünschen dürfen, so lange man die eigentlichen Fruchtkeime desselben in der Knabenwelt verletzt, indem man ihr gerade diejenige Gedankenwelt austreibt, aus welcher sich hauptsächlich ein Verständniß des Geschichtlichen und Nationalen ergeben müßte. Wenn später der gereifte Geist den Zusammenhang

und die Wichtigkeit des Einheimischen überblickt und alsdann noch im Stande wäre, mit seinem gepflegten Jugendandenken, mit seinem ersparten und gehüteten Localwissen, mit seinem ganzen bürgerlichen Sprach- und Ideenschatz das Räthselhafte zu begreifen, das Vereinsamte und Isolirte zum Mutterstamme zurückzubringen, das Hinsterbende noch zu besichtigen und als Dagewesenes für Andere zu vermerken — dann hätte die Jugend schon Werthvolles gelernt und aller Volksunterricht würde mit verhelfen zur Freude an unserem alten Baarvermögen, zum Stolze des gesunden, langlebigen Volkes, zur Bekräftigung der scharfsichtig vermuthenden Wissenschaft. Was sagt wohl Göthe's Xenie (Bd. 2, 264) anderes:

> Was dem Enkel, so wie dem Ahn frommt,
> Darüber hat man viel geträumt.
> Aber worauf eben Alles ankommt,
> Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäumt.

Käme man auf die Reinheit und Sicherheit des Familienlebens zurück, so würde auch bürgerliches Wohlbehagen und vaterländisches Selbstgefühl steigen. Ja noch mehr, die Ehrbarkeit, die Zucht und alle von den Guten gehegten Wünsche würden sich auf solchem Wege wieder beleben und in Erfüllung bringen; denn Familienglück und religiöse Wärme sind Zwillinge. Pietät ist das Wort, mit dem wir unsere dem Heiligen verwandte Stimmung gegen Haus und Heim ausdrücken. Vilmar's Schulreden handeln (in Nro. 3) von den Weltmenschen und von den Hausmenschen; als der Hausmensch wird dabei Derjenige gefaßt, der in der Abgeschlossenheit unseres deutschen Stilllebens den Schatz des Kinderspiels, des Hausmärchens, die Gabe der familiären Erzählungskunst mitgewonnen und mitgehoben hat.

Personen, sagt Vilmar, welche diesem aus Treue und Innigkeit herausgewachsenen Leben angehören, haben das beneidenswerthe Talent, zu erzählen, und zwar erzählen sie nicht, um zu belehren und zu unterrichten, sondern aus innerem Lebenstriebe, der darnach strebt, den dichterischen Gehalt des regeren kindlichen Gemüthes vor Gleichgestimmten ausströmen zu lassen. Wie das Leben, aus dem sie hervorgewachsen, der Boden ist, so sind sie Träger und Bewahrer der Volkssagen, eines guten Theils des Volksgesanges, auch der liebsten und innigsten Erinnerungen aus der Kindheit. Hierin hatte sogar die Schule der Philanthropie ihre gute, wohl zu beachtende Seite. Wie wußte nicht ein Löhr, Weiße, Salzmann und Campe die alltäglichen Begebenheiten zu eigentlichen Geschichten zu machen. Wie haben sie uns erweckt, in unserm Alltagsleben ähnliche Begebenheiten und Verhältnisse aufzufinden und diese ebenso zur Geschichte zu machen. Wie ist durch sie unsere Fähigkeit, zu erleben, zu erfahren, zu lernen, belebt, erweitert und bis in das Mannesalter erhalten worden.

(Ebendaselbst Nro. 8: Von der geschichtlichen Erziehung) Bedürfte dieser Ausspruch Vilmars noch irgend einer geschichtlichen Bekräftigung, so wäre eine solche allein schon durch unseren Reichthum an Haus- und Kindermärchen gegeben, wie wir sie in der Grimm'schen Sammlung besitzen. Und die meisten daselbst so anmuthig dargelegten Histörchen stammen nur aus dem Munde der armen Hessischen Bauernfrau Viehmännin. Die äußerliche Armuth und Verlassenheit des untersten Volkes ist nicht zugleich nothwendig eine geistige Armseligkeit, welche wir voraussetzen; im Gegentheile ist auch hierin den Armen das Himmelreich gegeben, das sich die grobe Bildung so oft selbst nimmt. Aus diesem tiefer gründenden Gefühle des unter Mangel und Druck aufwachsenden Menschen stammt auch seine größere Liebesfähigkeit für seine kümmerliche Heimat. Ihm ist dieselbe noch eine Quelle steter Hoffnung, wenn sie dem Grenznachbar schon zum stehenden Spotte geworden ist; er berühmt sich seiner Abkunft, deren sich der vornehmer Gewordene gerne begeben möchte; er will nicht erst unter jenem Datum geboren sein, da seine Landschaft unter einen berühmten Oberherrn gekommen ist. Dies mag Hippel bestätigen, wenn er in den Lebensläufen (Bd. 2, 152 und 172) sein bescholtenes Ländchen plötzlich also apostrophirt: „Der Pastor, der mich beten gelehrt hat, wird mich nie dahin bringen, etwas anderes zu beten, als daß Gott der Herr Curland wo möglich noch unabhängiger mache; je unabhängiger, je mehr Gott ähnlicher. Ich habe einen Franzosen gekannt, der von Curland sagte: das elendeste Land, das ich kenne! Man kann im Sommer nicht seinen Winterrock versetzen. — Du guter Schlucker, ich will dir dein Land und deinen allerchristlichsten König lassen. Gott ehr' mir mein schlecht und rechtes Haus, wo manche priesterliche Schwalbe nistet. Herzlich geliebtes Vaterland, Du hast mich gelehrt, die Freiheit schätzen, obgleich du selbst bei weitem noch nicht frei bist, sondern dich zu Polen verhältst, wie ein Aufschlag zum Kleide."

Dies sind allgemein verbindende Gründe, welche den Unterricht zu mehr Aufmerksamkeit auf das Heimatliche dem Lehrling gegenüber verpflichten. Allein der Pädagogik muß es ganz besonders darauf ankommen, dem Kinde von den früheren Jahren seines Daseins an eine Geschichte seines eigenen Lebens zu geben. So verlangt es Vilmar, Schleiermacher, Göthe; so beabsichtigt es diese Schrift. Im System der Sittenlehre (Berlin 1835. S. 391—93) läßt sich Schleiermacher sehr umfassend darüber aus und trifft auch zugleich die gewöhnlichen Einwürfe mit, welche Mißverstand und Trägheit gewöhnlich dabei erheben. Er sagt: Für das Gebiet der Volksschule ist kein Stoff wichtiger, als der sich unmittelbar an das practische Leben anschließende. Nichts liegt in dieser Beziehung näher als die Rechtsverhältnisse, sie stehen wieder in nächster Beziehung zu den geselligen Verhältnissen. Nun sieht Jeder, wie

sich daraus von selbst ein geschichtliches Element entwickelt, das zunächst bei dem Volke in mündlicher Tradition sich geltend macht. Daran anknüpfend hat die absichtlich pädagogische Thätigkeit auf dem Gebiete des Volksunterrichts einzutreten. Es gibt einen Standpunkt, von dem aus man wünscht, daß das jüngere Geschlecht nichts höre von dem, was das ältere erlebt hat, weil durch solche Mittheilungen leicht arge Gedanken in den Kindern, die sie nicht haben sollten, erregt werden könnten. Im Gegensatze dazu bildet sich für die pädagogische Thätigkeit die negative Regel: daß sie sich nicht gebrauchen lasse, das zu beschränken, was innerhalb des Traditionsgebietes liegt; und die positive: sie soll ein Supplement geben wenigstens in den Fällen, wo die Tradition des unmittelbaren Lebens eine armselige sein muß. Die Schule hat das geschichtliche Bewußtsein so weit zu entwickeln und die Jugend so weit zurückzuführen, bis diese an die Zeit kommt, in der eine bestimmte geschichtliche Bewegung stattgefunden, welche den gegenwärtigen Zustand veranlaßt hat, so daß die Jugend zu einem lebendigen, d. h. genetischen Bewußtsein seiner Verhältnisse kommt.

Die bürgerlich practische Seite, die dieses Verfahren haben muß, läßt sich gar nicht verkennen; drum genügen hierüber zwei kurze Äußerungen erprobter Männer: „Je mehr die Kinder geübt werden, das ihnen im freien Leben Begegnende zu reproduziren, desto aufmerksamer werden sie sein auf die vorübergehend sich ihnen darbietenden Gegenstände. Schleiermacher, Erziehungslehre, 401. — Der Mensch ist mit seinem Wohnorte so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen uns mit über den Bewohner aufklären muß. Göthe, Briefwechsel mit Knebel, 1, 71. Nro. 67.

Auf den folgenden Seiten dieses Buches ist der Versuch gemacht, den eben erwähnten Gesichtspunkten nachzukommen. Auf den Hauptvortheil, den man dabei im Auge haben muß, kann hier nicht weiter eingegangen werden; dieser besteht in der Erkenntniß der Sprache mittelst der Betrachtung der heimatlichen Mundart. Der Ausdruck des Dialektes verzweigt sich stets enge mit örtlicher Sitte und Tradition, die Kindersprache in Spiel und Jugendlust hat ein eigenes Wörterbuch, einen Sprachschatz von noch ungemessenem Reichthum. Ist ja doch das beste deutsche Wörterbuch, zu dem es Fleiß, Liebe und Gelehrsamkeit bisher zu bringen vermochten, auch nur ein mundartliches, das von Andreas Schmeller geschriebene Bayerische. Ueberall wird der Sprachunterricht, der sich auf die Mundart baut, neuen Sprachsinn erwecken; überall wird die farblose Schulgrammatik auf Unlust der Lernenden stoßen. Auch diese Erfahrung ist bei der Auswahl der folgenden Gesprächsthemate berücksichtigt; sie wollen nicht in die geistige Ohnmacht der Vulgarsprache zurückführen, wohl aber das Herkömmliche begreifen und in seinen Tugenden lieben lernen. Sprachsinn ist in allen unsern Klassikern eins gewesen mit Patriotismus. Schiller hörte

nicht auf, sein Wort in der Betonung des Neckarthales zu reden, an Göthe sogar bemerkte man einen leisen Anflug des Frankfurter Idioms. Die innige Empfindung des Heimatlichen alterte in diesen gebildetsten Geistern nicht einmal sprachlich; sie dachten und sprachen davon wie weiland der fromme Aeneas: quorum pars magna fui. So hat auch unser größter Sprachkenner J. Grimm im Jahre 1840 keine Erkenntniß höher zu veranschlagen, als diejenige gewesen ist, mit welcher er schon vor 1819 an seine deutsche Grammatik gegangen war; er wiederholt heute noch seinen damals an Savigny gerichteten Satz: „Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Werth unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland sind wir von Natur gewiesen, und nichts anderes vermögen wir mit unseren angeborenen Gaben in solchem Maße und so sicher begreifen zu lernen."

Die Wanderung durch Vaterstadt und Nachbarschaft.

Einem aus der Fremde Heimkehrenden stellen sich die Jugend-Eindrücke, die sich in seiner Erinnerung aufgespeichert haben, in neuem Reize dar und bilden sich ihm zu einer gemüthlichen Reihenfolge altbedeutsamer Bräuche um, in denen er die Sitte, die Lebensfreude, den Rechtszustand und die Sprachbeschaffenheit seiner Ahnen zu seiner eignen Genugthuung wieder erkennt.

1. Berichterstattung über traditionelle Meinungen, welche sich in unserm Heimatsorte anknüpfen an: Brunnenfiguren, Stadtbildsäulen, Heiligenbilder, Wandgemälde, Thor- und Thurmfiguren, Erkerköpfe, Mauerringe, Stadtwahrzeichen, aufgehängte Ketten oder Waffen, Weissteine, Straßenpfosten, Straßennamen, Wappen- und Hausschilde, Kreuze, alte Linden, Brücken und Stege, Stadtgraben, Mauerwinkel, versperrte Treppen und Gänge, Feldbildstöcke.

2. Aufzählung und Erklärung der Inschriften, Sinnsprüche, Devisen oder sonstigen Merkzeichen, welche in örtlicher Eigenthümlichkeit sich noch finden, an alten Gemeindebannern, Siegeswaffen, auf Ortswappen und Denkmünzen, auf Thürmen, Thoren, Denk- und Grabmälern, auf Raths-, Gerichts- und Zunftstuben, an Privat- und Bauernhäusern. Eine andere nicht minder ergiebige Reihe von Gedenksprüchen liegt in den Umschriften auf altem Prunkgeschirr, z. B. die Zunftbecher, Schützenpokale, Rathsherrenwillkomme, Stiftungsschüsseln; und steht eingeschrieben in alten Gebetbüchern, Hausbibeln, Ewigen Kalendern, Erbbüchern; auf Rocken- und Wickelband, auf Ofenkacheln.

Göthe, in den Briefen aus der Schweiz, Bd. 16, 203 zeichnet

von einer Ofenkachel ein Pferd ab das grast und mit dem Hinterfuß an einen Pfahl gebunden ist; unten steht geschrieben: Laß mich mein bescheiden Theil Speise hinnehmen.

3. Welche Sprüche und Reime unterlegt man dem Klange unserer einzelnen Stadt- und Kirchenglocken, der Thorglocke, dem Kirchhofsgeläute, der Marktglocke? Welche Scherzreden unterlegt man dem Gesange und dem Geschreie unserer heimatlichen Thierwelt?

4. Jedem sind aus früher Kinderzeit Räthselsprüche im Gedächtnisse, die man mit Seinesgleichen einst als Spiellied, als Auszählspruch, oder als wirkliches Verirmittel angewendet hat. Man ordne sie nun in ihren Beziehungen nach folgenden Begriffen: Haus, Küche, Ofen — Hausgeräthe und Ackerwerkzeug — Baum, Pflanze und Frucht — die Thierwelt — Jahr und Jahreszeit — Mutter, Kind, Menschengestalt — Buch und Schrift.

Unser größter Dichter Göthe erfreut sich auf seiner Rheinreise an einem solchen zufällig gefundenen Volksräthsel: Morgens rund — Mittag gestampft — Abends in Scheiben — dabei soll's bleiben — es ist gesund (Bd. 43, 280.).

5. Die Festzeiten des bürgerlichen und landwirthschaftlichen Jahres.

(Zur Vermeidung einer zu großen Umständlichkeit der Erklärung sind unter nachfolgenden Rubriken nur schweizerische Bräuche und darunter zunächst Aargauische mit ihren eigenthümlichen Namen als Material gewählt worden.)

Mit dem Beginn und Verlauf des bürgerlichen Jahres gelten dem Aargauer folgende Zeiten als Fest und Ziel, die er unter eigenthümlichen Bräuchen feiert:

Das Neujahransingen, durch fremde umziehende Kinder. Das Neujahrandreschen. Das Helsen, Neujahrangebinde. Der Bechtelis- oder Bergelistag, das Nachneujahr. Das Eierlesen, Wettlauf um Ostern. Das Eierdätschen und -tüpfen, ein Pickspiel. Der Hürumbäiß, die erste grüne Frucht auf dem Eßtische, Heuerimbiß. Der Maitag und die Maiwäsche. Die Weidb'räuggi, die Feldprocession. Banntag, die Umgehung des Gemeindebannes. Der Heftlumpen, Gasterei nach dem Anbinden der Rebschoße an die Rebstickel. Der Stadtschießet mit dem Bock- und G'rümpelschießet; bürgerliches Schützenfest mit dem Nachschießen. Das Zielergericht, Festtag der Schützen- und Scheibenzeiger. Der Bachfischet und Fischerumzug. Die Ufrichti, Einweihung des Neubaues; die Hausb'räuggi, Gasterei im neubezogenen Quartier. Die Chilbi, Jahrmarkt und Ortskirchweihe. Heuhahne, Krähhahne, Sichellöse, Häckerlöse, Wergrätsche, Pflegelrecke, Wi-Leset, Zwetschgenzehent, Karsthenkete, der Spinnerweggen, der Naitlerhirs, der Schnätterligötti sind die verschiedenen Schmäuse, die den Dienstboten und Taglöhnern beim Ende der einzelnen Feldarbeiten vom Dienstherrn gegeben werden. Lichtmeß und Bündelistag ist der Ziel-

und Wandertag der Dienstboten. Der Wurstzettel macht das komische Sendschreiben aus, das man dem Nachbar zu seiner Metzelsuppe in's Haus legt.

6. Beschreibung derjenigen besonderen Festlichkeiten, Bräuche, Rechte und Nutznießungen, welche einzelne Gesellschaften, öffentliche Anstalten, Stiftungen, Spitäler und Schulen, Zünfte, Leiste, Bürgervereine nach älterem Herkommen annoch bei uns haben und zeitweilig zur Schau stellen.

7. Die besonderen Namen und Formen des Festbrodes und Backwerkes, das einer einzelnen Landschaft alteigenthümlich ist.

Im Aargau kennt man noch: Examenbrödli (bei Schulprüfungen), Musterungspastetli (Landwehrexercitium), Rathsherrenkuchen (Stadtämterbesetzung), Neujahrszüpfen, Faßnachtküchlein, Eierring, Mannoggel (ein Brodmännchen), Dünne, Flere, Fladen und Waije (lauter verschiedene Fladen), Zieger- und Ankeschnitten, Mutschelle und Mutschenweggli, Hirzen und Hälemutti (Marktbrod in Hirsch- und Lammsgestalt), Landsknechte (Kümmelkuchen), Murre, Hörndli, Ringli, Rädli (Mürbbrod), Hüppe (Hohlhippe, oblatförmige und gerollte Kuchen), Strübli (Spritzgebackenes).

8. Beschreibung der Neujahrs- und Bächtelisbräuche mit ihren einschlägigen Benennungen.

Etliche Einzelheiten hierüber aus dem Aargau:

Sylvester-Abend. Daheim verbrennt die Mutter vor aller Augen die vorigsjährige Kinderruthe. Im Wirthshause spielt man die Eierzüpfen aus, die man am Neujahrsmorgen in den Kaffee tunken will. Die Knaben laufen mit Kuhglocken und Schlittengeschelle durch die Dorfgasse; „recht nüjohre" heißt dabei der größtmögliche Lärm. Auf der nächsten Dorfanhöhe dreschen die Bursche in Gesellschaft auf alte Balken und Bretter los; und die Alten schließen auf die neue Jahresfruchtbarkeit, je weiter in der Umgegend sich die aufpolternden Flegel vernehmbar machen.

Neujahrstag. Er heißt schlechtweg Gutjahr. Am Morgen wird der Kram bescheert. Wer zuerst auf ist, heißt der Fällelilupfer oder Stubenhund; der Verschlafende heißt Neujahrskalb und Nesthöck. Diese Namen verbleiben für's ganze Jahr. Wer sich zuerst an den Ofen macht, heißt Ofenkatze; wer zuerst in die Küche schnüffelt, Küchenfuchs; wer zuerst nach dem Schnee durch's Fenster guckt, Sternengucker; wer zuerst mit dem Löffel in die Morgensuppe fährt, ist der Suppenmalchis. Aehnliche Scherznamen sind schon unseren frühesten Mundarten geläufig. In der angelsächsischen Sprache findet sich ein slaepegeorn Schlafgern = Langschläfer; ein veaxgeorn Wachsegern = Vielfraß; ein gilpgeorn, Gellgern, Schreihals, Prahlhans. Siehe Greverus, Oldenburger Gymnas.-Programm, 1848, S. 24 a.

Das Bärzelen, Bechleten und Bechtelen ist die eigentliche Einweihung des Neujahres durch Schmausen und Zechen. Es

giebt eigene Bächtelisgesellschaften, die auf ihrem Schlitten ein Fäßchen an die Bauernhäuser ziehen, drinnen mit leeren Kannen den Leuten gratuliren und dafür die Kannen mit Wein gefüllt erhalten, den sie hierauf in ihr leeres Fäßchen draußen bringen, um jeglichem Armen im Dorfe eine Flasche damit zu füllen. Dafür beschenkt dann der Gemeinderath die Gesellschaft mit einem halben Saum Wein und sie selbst ihn entgegen mit einem gewaltigen Eierring. Abends Schmaus und Tanz. Im Dunkel zieht indessen ein ominöser Elephant oder ein Kameel, aus Bett- und Leintüchern componirt, unter den Buben auf der Gasse herum.

9. Landesbräuche um Weihnachten- und Dreikönigstag. (Aus dem Aargau.)

Am Weihnachtsvorabend bereitet man Obstschnitze und Teig, um das Birnenbrod für den Festtag daraus zu machen; aber auch der Schmutzli (Knecht Ruprecht) geht von Haus zu Haus, als Abgesandter des Samichlaus (St. Nicolaus), fragt den guten und schlimmen Kindern nach, läßt sie aufsagen und beten. In der Hand trägt er Schelle und Ruthe, oft auch eine gefährliche Rußpfanne, am Rücken hat er einen Sack mit Nüssen, Aepfeln und Kastanien. Gegen diesen gefürchteten Gast besteht das Nicolausjagen, in so ferne man ihn nemlich mit dem bescheerenden St. Nicolaus verwechselt. Mit Peitschengeknall, Pfannen-, Schellen- und Kettengeklirr rast und bläst die Knabenschaar Nachts durch's Dorf, um ihn abzutreiben. Aber auch die Betteleute „klausen" an diesem Tage, sie füllen trockene Schweinsblasen mit Erbsen, hängen sie etwa noch zu einer Geisglocke um den Hals und reißen und schellen so lange an der Hausglocke, bis man ihnen ihre Bescheerung heraus reicht.

Eben so beliebt, als der Schmutzli gefürchtet, ist der St. Nicolaus. Das Kind streut seinem Eselein, auf dem er anreiten soll, Heu und Salz vor das Haus, damit es hier ein bischen länger halte, oder es stopft Heu zwischen die Fenster und stellt die Schüssel darauf, in welche der Patron seine Reichthümer legen soll. Um ihn zu den besten Gaben zu stimmen, legt das Kind einstweilen in diese Schüssel das „Samichlausenhölzli." Dies ist ein vierkantig geschnitzter Haselzweig, in welchen das Kind eben so viele Kerben schneidet, als es täglich Verschen und Sprüche auswendig gelernt hat. Jede der zu viel darauf geschnittenen Kerben findet sich aber am Morgen schwarz gebrannt und statt der erhofften Wurst liegt oft nur eine Ruthe in der Schüssel. Statt des Weihnachtsbaumes stellt man im katholischen Aargau die Rose von Jericho auf, d. h. man thut eine getrocknete Handelspflanze in Wasser und aus der Raschheit ihrer hierauf folgenden Entfaltung macht man Schlüsse auf die Fruchtbarkeit des kommenden Sommers.

Die heiligen drei Könige erscheinen am Lande zuweilen in

einem mehrspännigen Wagen und wollen ihr Bundeslied „Und zahlen nicht gern" durch Zechfreiheit geltend machen; zuweilen sind es Schulknaben, die bei Nacht einen illuminirten Papierstern auf der Stange umtragen und vor jedem Hause, worin sie Wein vermuthen, alte Kirchenlieder absingen. Eine solche Knaben-Gesellschaft führt nach der Benennung eines alten Tanzes den Namen Schampsis. Ihre Liedtexte sind: Inmitten der Nacht sind die Hirten erwacht. — Alle Propheten wünschten das, daß der Heiland wie Laub und Gras sollt' aus der Erden grünen. — Am Weihnachtsabend in der Still ein tiefer Schlaf mich überfiel. — Der Tag, der ist so freudenreich allen Kreaturen. — Ach, was soll denn das bedeuten, Jesulein, mein liebes Kind. — Adam im Paradeis wollte Gott werden. — O Wunder groß, aus Vaters Schooß ist Gott von Gott herkommen — u. s. w.

Ausnahmsweise feiert man auch zugleich noch den Bohnentag mit, indem man die Bohne in's Brod steckt oder in's Spiel mischt. Wer sie bekommt, muß an Diele und Bühne die Namen der heiligen drei Könige nebst drei Kreuzen für dieses Jahr ankreiden; ist's ein kleines Kind, so hebts der Vater dreimal zum Deckenbalken hinauf. Von den alten Bohnenliedern ist nichts mehr als das ländliche Sprichwort übrig, das von allem Unerwarteten gilt „es geht über das Bohnenlied."

10. Beschreibung der aus älterer Zeit her noch üblichen (Aargauer) Fastnachtsbräuche.

In der Stadt Baden wird auf offenem Markte eine Brüggi (Tanzboden) aufgeschlagen und zur altschweizerischen Musik von Trommeln und Pfeifen mit jedem Mädchen im Freien getanzt, welche der Tänzer dazu aus ihrem Wohnhause abholt. In Zurzach am Rheine fährt der Backofen durch die Straßen, ein verhüllter Wagen, in dessen Innern der Rollhafen (Höllengrund) ist und welchen die Hegel (Narren) leiten. Sie suchen die Buben wegzufangen und drinnen zu schwärzen, werden aber gleichzeitig aus allen Fenstern und Ecken mit Rüben u. dgl. hart beworfen. Am Aschermittwoch (die chrumbe Mitwuche) wird die Fastnacht begraben, bald als Strohmann in's Loch gekarrt, bald auf einem Trauerwagen in den Reußfluß gestürzt. Hierauf werden auf allen Höhen die Fastnachtsfeuer zu vielen Hunderten angezündet, man heißt sie Heidenfeuer, Fastnachtbutzenbrennen, Hexenbrennen. Zugleich schleudern die Bursche feurige Scheiben an Schwungstöcken in's Thal hinab und rufen dabei in Reimen die Namen ihrer Bräute aus.

Alles Uebrige von Maskerade, ländlichem Theater, eignen Festgerichten, Fastnachtsreimen, historischen Schauzügen wird hier diesmal übergangen, um nur einen vereinzelten ländlichen Brauch dieser Art in sein geschichtliches Licht zu stellen. Er soll beweisen, daß das oft nur possenhaft oder gar ungebührlich Scheinende sehr

häufig auf tieferen Ursachen beruht und deshalb wohl bedenkenswerth sein kann.

In der sogenannten Jungen Fastnacht wird am Gädismäntig und Gügiszieſtig in verschiedenen Aargauer Landschaften das Giritzenmoosgericht abgehalten. Angesehene Bürger und Stadträthe nehmen jetzt noch an diesem landesüblichen Scherze als Mitglieder theil. Neben mancherlei localen Abweichungen hält dies Spiel überall hauptsächlich folgenden Gang ein. Eine Maske, welche die älteste Jungfer der Gemeinde vorstellen soll, erscheint als Giritzenmoosverwalterei vor einem improvisirten Gerichte auf dem Markt und ladet den ältesten Junggesellen klagend vor die Schranken, weil er als Hagestolz noch immer unbestraft in der Gemeinde lebe und nicht schon auf ihr Giritzenmoos verbannt sei. Eine andere Maske tritt auf und vertheidigt sich so schlecht, daß man den Giritzenmoosweibel citirt, ihm unter schwerem Verweis den schwarzen Moosschlüssel abnimmt und dieses mehrere Schuh lange Instrument unter lächerlichen Ceremonien einem solchen Zuschauer anhängt, der gerade zu den alten Knaben des Dorfes gehört. Das richterliche Protocoll verfällt ihn in die Kosten der Tagfahrt und verfügt sich auf seine Kosten in die Kneipe. Der Secretair schließt die Acten mit großen Dintenklekſen und schüttet den Parteien seinen Streusand in's Gesicht. Während dem ist ein reichbespannter Leiterwagen aufgefahren. Bursche und Mädchen, die über einundzwanzig Jahre alt und noch nicht verheiratet sind, sitzen unter Gelächter drauf und fahren davon. Der geschickteste Fuhrmann hat sie beim ersten Graben vor dem Dorfe so umzuwerfen, daß sie unbeschädigt bleiben. Nach dieser Verwarnung hebt man sie wieder hinauf und fährt schließlich ebenfalls dem Wirthshause zu, in welchem die Giritzenrichter bereits tafeln. Nun beginnt der Tanz.

Diese jetzt bald verkommende Sitte ist uralt. Sebast. Frank und Hans Sachs kennen noch in Franken, am Rheine und in Nürnberg den Brauch, ehelos bleibende Jungfern um Fastnacht in den Pflug zu spannen. Daher heißt wohl der Montag nach Dreikönigstag in England noch der Pflugtag Plough Monday. Im Aargauer Frickthal, wo unser erwähnter Brauch gegenwärtig noch andauert, und im benachbarten Baselland gab es sonst unter der leibeigenen Bevölkerung alljährlich eine sogenannte Leutenb'schau. Der Voigt durchritt die Höfe seines Districts, ließ sich die mannbar gewordene Bevölkerung vorstellen und dictirte denen, die ihm tauglich schienen, die Ehe. Im Prateller Polizeistatut v. J. 1460 heißt es: Um die Fastenzeit, da es Gewohnheit ist, sich zu heiraten, soll Voigt oder Dorfältester die mannbaren Knaben und Mädchen kommen lassen und mahnen, daß sie sich ehlichen (Pfarrer Lenggenhager, die Schlösser in Baselland 1848. S. 271).

Neben diesen geschichtlichen Zügen der noch vorhandenen Sitte liegen auch heidnisch religiöse.

Giritz ist in alemannischer Mundart der Name des Kibitz, und in ihn, meinte man, werde die Seele der alten Jungfer übergehen, die ihre Seelenwanderung anzutreten habe. Das öde Moos mit seinen Irrlichtern ist daher heute noch die Wohnstatt der Verwünschten. Daß man dabei auf großen Leiterwagen und mit stattlicher Bespannung fährt, dies gehört zu den religiösen Bräuchen, mit denen der Germane eine gute Jahresärnte den Göttern abzugewinnen glaubte. Noch findet in Schweden am zweiten Weihnachtstage ein Wettfahren aus der Kirche statt; der zuerst nach Haus kommende hat die Hoffnung, auch die Jahresärnte zuerst und glücklich einzubringen. Geijer, Gesch. Schwedens 1, 298. —

11. Die jährlich wiederkehrenden Kinderfeste unserer Gemeinde.

In sämmtlichen deutschen Ländern brachte der Mai eigenthümliche Jugendfeste. Das Maien fahren, das Maien halten, in den Mai ziehen galt unserer Sprache gleichbedeutend mit Spiel und Lustbarkeit treiben. Zu diesem Zwecke hatten sogar geringe Dörfer am Würtembergischen Kocher frühe schon eigene nicht unbedeutende Stiftungen, um ihren Kindern alljährlich einen Lusttag in den Bannwaldungen zu bereiten. Die Ulmer ließen die ihrigen zu Berge fahren, jegliches Kind bekam dafür sein eigenes Bergkleid und hieß darin das Bergengelchen. Zahlreiche Zeugnisse hiefür enthält Bibra's Journal v. u. f. Deutschland Jahrg. 1784 S. 186 ff. Am Bodensee galt das Tuthenfest, der Ruthenzug, das Stabenführen, der Blochtag, der Zug in die Reckholdern, das Virgatum gehen u. s. w. Am frühzeitigsten begegnet in den Schulen das Gregoriusfest. Die Sanct Galler-Schüler wählten sich den Bischof Salomo zu ihrem Gregoriusbischof; als er einst von Constanz aus am Tage der unschuldigen Kinder zu ihnen hinüber kam, improvisirten ihm vom Kleinsten bis zum Größten ihre deutschen und lateinischen Sprachreime und ließen sich dafür von ihm ein paar Vacanztage schenken. Dieß geschah etwa um's Jahr 917. Aus der Quelle ist dieß alte Schulhistörchen zu lesen bei Pertz 2, 91. Aber auch Militärisch und mit Waffenübungen beging schon in sehr früher Zeit die süddeutsche Schuljugend ihr Maifest. Gemeiner's Regensburger-Chronik hat vom Jahre 1249 die Geschichte von einem über dem Bischofsspiele entstandenen Knabengefechte, das sich bis in die Straßen der Stadt hinein erstreckte. Außer den Maifesten, welche in Bayern von jedem Gymnasium u. s. w. mit musikalischen und declamatorischen Aufführungen von Staatswegen begangen werden, existirt noch in Dünkelsbühl die Kinderzeche, in Coburg das Bischofsspiel, in Naumburg das Kirschenfest, in Würtemberg das St. Urbansfest, der Schimmelritt, am Rhein das Kranzsingen u. A.

12. Mit welchem Spitz-, Schmütz- und Uebernamen (Sobriquets) in soferne sie mittheilbar lauten, belegen sich gegenseitig Districte, Ortschaften, Stadt- und Ortstheile in unserer Heimat, ja einzelne Gassen gegenseitig in unserm Städtchen, und welche Gründe hört man seit älterer Zeit schon für solche Stichelnamen angeben?

13. Welchen anekdotenhaften Typus hat unser benachbarter Volksstamm in alten Histörchen und Schwänken bekommen? Es sind die Schwaben durch die Schwabenstreiche und durch das Märchen von den sieben Schwaben altbekannt; es ist der Hessen Blindheit noch sprichwörtlich, der Bayern Ungeschlachtheit seit Jahrhunderten geglaubt und von Wolfram von Eschenbach, selber ein Bayer, schon im Parcival erwähnt; die Stelle hierüber in W. Wackernagels altd. Leseb. 1, 397. V. 23. So geht die Reisläuferei der Schweizer als ein besonderer Charakterzug dieses Volkes durch die neuere Literatur hindurch, so daß man endlich dem Namen Schweizer als einer bloßen Theaterphrase begegnet.

Beispiele. Entsteht in Shakespeare's Hamlet irgend ein unbekannter Lärm hinter der Scene, so ruft der argwöhnische König (Akt 4, Scene 5) sogleich:

Herbei! Wo sind die Schweizer? Laßt die Thür bewachen!
Was giebt es draußen?

Will in Lessing's Nathan ein altes Christenweib zum hundertsten Mal erzählen, durch welches Schicksal sie sich nun in Jerusalem im Hause eines Juden befinde, seit mit dem Heere Friedrichs ihr Gemahl in Syrien umgekommen, so unterbricht sie ihr Zuhörer mit dem abkürzenden Beisatze:

— von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward,
Mit seiner kaiserlichen Majestät
In einem Flusse zu ersaufen.
(Nathan, 1. Aufzug, 6. Auftritt.)

Wenn in Schiller's Don Karlos (Akt 5, Auftritt 9) die Nachricht verbreitet werden soll, daß der Geist des Kaisers auf den Gängen des spanischen Königspalastes sich blicken lasse, melden es

— Zwei Schweizer, die so eben
von ihrem Posten kommen.

14. Wie benennt unsere örtliche Mundart:
- die einzelnen Gestirne und Sternbilder,
- die Wolkenarten und ihren Gang,
- die Weltgegenden, die Winde,
- die Hausthiere nach ihrem Geschlecht und Alter?
- die verschiedenen Theile und Gelasse an Haus, Stall und Scheune?
- die einzelnen Theile an den nöthigsten Werkzeugen, wie Axt, Säge, Sense?

15. Welche Anwendung und Umgestaltung erleidet das Fremdwort, wenn dessen sich deine specielle Mundart bedient?

Der gemeine Mann, Kinder und Dienstboten empfinden das Unnatürliche, das in der Einmischung fremder Wörter liegt, und verunstalten dieselben so lange, bis wenigstens der Schein des Unbegreiflichen sich daran verliert. So geschah's von jeher. Die ältere Sprache sagte statt fundamentum Füllemund, statt avanture Ebenteuer, statt caveçon Kappzaum, statt Dromedar Trampelthier, statt umbra (Braunerde) Umbraun. Unser Bauer sagt statt ventilator Fensterlader, statt renoviren reinführen, und in der Apotheke verlangt er statt Katablasma kalte Blasen, und für unguentum neapolitanum begehrt er umgewendeten Napoleon. (S. Pott, Etymolog. Forsch. 1, 34.)

16. Welche äußerlich erkennbare Beamtungen und Dienstverrichtungen bringt eine jede Gemeindeverwaltung mit sich, vom Gemeindevorsteher an, dem Amtmann, Schultheiß, bis zum Hirten und Flurschützen hinab, dem Dorfjäger und Büttel? Unsere Berichterstattung heißt also: Vom Rathhaus bis zum Hirtenhaus; eine bürgerlich bescheidene Betrachtung über die Groß- und Kleinwürdenträger jeglicher Commune.

17. Sage, Volksglaube und Brauch sinken in ihrem Absterben zur Gestaltlosigkeit herab, verlieren den inneren Zusammenhang und drücken sich in ihrem letzten Ueberbleibsel häufig als ein stabil gewordener tollautender Unsinn aus.

Beispiel. „Auf Schloß Kräheneck begegneten Sonntag Morgens, als es zu Huchenfeld in die Predigt läutete, einem Mädchen drei Männer ohne Köpfe, welche die Hüte unter dem Arme trugen." Bernh. Baader, Badische Volkssagen. Karlsruhe 1851. Nro. 265. Bei diesem sinnlos lautenden Satze ist folgendes vom Erzähler entweder ausgelassen oder vom Volke als ein ihm überflüssig scheinender, von selbst verständlicher Zug vorausgesetzt worden: Die hauptlos wandelnden Männer sind Blutzeugen; der Heide hat ihnen der Glaubenstreue wegen die Häupter abgeschlagen, und sie tragen sie nun bis zu der Stelle, wo sie christlich beerdigt zu werden wünschen. Daß sie zugleich auch ihre Hüte noch unter dem Arme tragen, obschon sie keine Köpfe mehr haben, dies wird ihre Freude ausdrücken, christliches Kirchengeläute rings um ihr Grab zu hören, wie beim Schall der Betglocke auch der katholische Christ das Haupt entblößt. Die ganze Legende vom Forttragen der abgeschlagenen Häupter, wie sie sich tausendfach bei uns wiederholt, beruht auf einer Stelle des hl. Chrysostomus in einer seiner Homilien auf die Martyrer: Gerade wie dem Krieger seine in der Schlacht erhaltenen Wunden den Muth geben, von seinem Fürsten jegliche Belohnung zu erwarten, ebenso ist nichts, was die Martyrer nicht von der Gnade Gottes erlangen könnten, so oft sie ihm ihre abgeschlagenen Häupter in ihren Händen entgegen

bringen. — Aus dieser symbolischen Fassung des Homiliensatzes bildete sich ein Satz der Legende und der spätere Erzähler vergröbert alsdann das eine angenommene Faktum noch durch ein zweites. Daher der Anschein des Lächerlichen.

Was sagt uns die Erinnerung Gleichnamiges aus der Tradition, Sage oder Geschichte der speciellen Heimat; auf welche Weise ist der werthlos oder lächerlich gewordene, oder verwaist dastehende Zug solcher Histörchen zu rechtfertigen, zu erklären, manchmal wohl gar auf die ursprüngliche Gestalt zurückzuführen?

Alle diese Anfragen suchen ihre Berechtigung und ihre nutzenbringende Seite in der frischen Seele des Knabenalters. Demnach spricht auch für sie eine alte Erfahrung, die sich figürlich in das Sätzchen faßt: Auch die runden Fensterscheiben eines alten Bauernhauses sind schon zu Brenngläsern geworden, wenn nur der rechte Sonnenstrahl einmal in sie traf.

18. Der Rabe, zugleich ein Götterbote und ein Galgenvogel.

Wie mag der Rabe zu der Rolle gekommen sein, die er nun in Sage, Brauch, Aberglauben und Redensart noch fortzuspielen hat, und wie lauten daher die Namen dieses Thieres in unserer örtlichen Mundart?

Die altheidnische Edda berichtet, wie der erschaffende Odin die Schriftzeichen erfunden und sie auf alle Dinge zu deren Bezeichnung selber hingeschrieben habe. Jeder Kreatur gab er ein solches Zeichen, auf jeglicher stebt eine solche „Hugrune" zu lesen, ein „Gedenkzettel" des in den Kreaturen ausgedrückten Gottesgedankens, und darum läßt der Name jeglichen Geschöpfes dessen ursprüngliche Wesenheit wieder erkennen. Solcherlei Hugrunen schrieb der Gott auf den Schild der Sonne, denn dieser heißt seitdem Arwakr, oder das Frühaufstehen; aber nicht blos auf des Dichters Zunge, auf des Befreiers Hand und auf den Fingernagel der Schicksalsschwester schrieb er sie; auch auf des Speeres Spitze und der Brücke Ende, auch auf des Rosses Huf und Bug, auf des Adlers Schwinge und des Bären Tatze, auf des Wolfes Klaue, sogar auf dem Schnabel der Eule stehen sie zu lesen. So erzählt das Lied Sigrdrifumal.

Alles ist benannt, auch des Geringsten Name drückt einen göttlichen Plan aus; sinnreich und den Menschen weiter zum Denken reizend lauten selbst die Namen mißgestalteter Wesen, denn auch auf den Eulenschnabel hat Odin eine besondere Rune zum Gedächtniß (Hug-rune) an die Bedeutung dieses Thieres eingegraben. Nichts in der Welt soll ohne Bedeutung und göttlichen Hauch sein. Dieses Glaubens waren unsere sinnigen und naturfreundlich gestimmten Voraltern voll; noch erwärmt uns die Ausführlichkeit und Geduld, mit welcher sie bei Betrachtung der Geschöpfe sich verweilen und verbreiten; z. B. in Hugo's von Bamberg Spruchgedicht Renner, Vers 19419:

Rosse, rinder, esel vnd swîn,
Geizze, boecke, ster vnd schefflin,
wiseln, mevse, Katzen vnd hunde,
wonent vns bei ze manger stunde.
Eychorn, igel, affen, luchse,
hasen, ratze, harm [1]) vnd fuchse,
han vnd henne, gans vnd ant
sint vns allen wol bekant.
Storche, reigel vnd alkarn [2])
Spehte, withopfen vnd starn
tauben, swalben vnd sparn,
sperber, hebche [3]), valken vnd arn,
eglester [4]) krôen raben, tallen
hoeren wir nahen bî uns kallen [5]),
stiglitz, vinken, zeisen, meisen
sehen wir klueclich bî uns zeisen [6]).

Von dieser menschlichen Liebe zur Thierwelt ist ursprünglich kein einziges Wesen ausgeschlossen. Auch der Rabe ist also dabei kein Stiefkind gewesen. Sehen wir uns sogleich nach solchen Zeugnissen in unserer Geschichte um.

Nork's Festkalender erzählt, wie noch heute zu Merseburg auf dem äußeren Schloßhofe ein Rabe in einem stattlichen Käfig auf Kosten der Stadt gehalten werde. Die ihm ausgesetzte Pension von jährlich 12 Scheffel Korn und 12 Thaler Geld genießt sein Wärter, der zugleich einen neuen Raben schaffen muß, wenn dieser abgeht. Das Volk erklärt sich diese Stiftung als eine vom zornmüthigen Bischof Thilo zu Merseburg (v. J. 1466—1514) gemachte, der einen Knecht wegen eines abhanden gekommenen Ringes hinrichten lassen, während sich's nachher zeigte, daß ein Rabe der Entwender gewesen. Allein diese Erklärung trifft nicht mit dem Stadtbrauche zusammen; denn Merseburg führt von jeher schon den Raben im Wappen, hat in unverdorbenem Deutsch früher Eresburg geheißen und war ein Tempelort des Kriegsgottes Ero gewesen (woraus die Latinisten dann einen Mars, so wie aus Merseburg ein Mons Martis = Merseburg machten). Diesem Kriegsgotte aber war der Rabe als Siegesbote geheiligt, und so hat bis heute das dort verehrte Thier seinen untergegangenen Gott überlebt. Es wird uns dies nicht wunderlich erscheinen können, sobald wir nur gedenken, daß auch heute noch jede Art und Gattung unserer Thiere ihren besonderen Schutzpatron hat, und wie der Italiener einen San Antonio del porco verehrt, so schützt bei uns Gertrud und Ulrich die Mäuse, Gallus die Hähne, Feriolus die Gänse u. s. w.

1) Hermelin. 2) Seemöwe, Larus Canus. 3) Habichte. 4) Elster und Dohle. 5) schreien. 6) pfeifen.

Deswegen heißt der oberste Germanengott Odin auch der Rabengott (Edda von Simrock, S. 266) und zwei Raben sitzen weissagend auf seiner Schulter, genannt Hugin, das Gedächtniß, und Munin, die Erinnerung. Er sendet sie als seine Boten aus, ziehenden Heeren und Helden Sieg verkündigen zu lassen. Drum führen die Normannen den Raben in ihrer Fahne, sie selbst trägt des Thieres Namen, Raefan, sie machen damit das Kriegsbanner immerdar zum Siegsbanner. Dieser Glaube ist dem klassischen Alterthum keineswegs fremd gewesen. Zwei Raben führen auf Göttergeheiß den in der Libyschen Wüste irrenden Alexander M. sammt seinem Heere zum Heiligthum des Jupiter Ammon. Arrian, pag. 161. vgl. Curtius 4, 7. Mitkämpfende Raben sendet Gott dem M. Valerius, als dieser sich dem höhnenden Gallier zum Zweikampfe stellt und mit dem Siege zugleich den Ehrennamen Corvus gewinnt. Livius 7, 25. Es gilt also Römern und Griechen in ihrem geschätzteren Glaubensbestande dasselbe, was wir bei dem als roh und albern verschrieenen Germanenvolke betreffen, ein Glaube welchen Eddische Lieder so aussprechen: „das erste Heilzeichen für den schwertschwingenden Krieger ist, wenn ihm der dunkle Rabe folgt." Grimm, Mythologie, 1076. — Darum ist die Erscheinung dieses Thieres früherhin Glück weissagend, wie beim Griechen der Rabe dem Apollo geheiligt ebenfalls die Gabe der Weissagung besitzt. So zeigen, wie der Longobarde Paul Diaconus B. 1, Kap. 26 über seinen eigenen Ordensstifter zu erzählen weiß, drei Raben dem hl. Benedict den Weg von Rom nach dem Kloster Monte Cassino. Raben sind es, welche die Mörder entdecken, die den heil. Meinrad in Einsiedeln erschlagen haben, wie krächzende Kraniche den an Ibycus verübten Mord verrathen. Noch steht in Zürich jenes nach den rächenden Thieren benannte Gasthaus zum Raben, wohin sich Meinrad's Mörder geflüchtet hatten. Dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Rothbart sendet Gott dieselben Boten, um ihn vom Schlafe wecken und die neue Zeit des Reiches verkünden zu lassen. Sie sind bereits ausgeflogen, aber noch immer nicht mit der tröstlichen Kunde zurückgekehrt; deshalb fragt stets der Kaiser seufzend ihnen nach. Ja selber in Rabengestalt fliegt König Artus noch bis auf diesen Tag um und wird stündlich von den Seinigen zur Wiederherstellung des altbrittischen Reiches erwartet. Don Quixote 1. B. Kap. 13 und 49. — So oft den Burgherren von Corbières (ein Flecken im Kanton Freiburg) ein Söhnlein geboren worden, ließ ein Rabe einen Silberring in's Schloß fallen, einen goldnen aber brachte er im Schnabel, wenn ein Mädchen erschien. Alpenrosen, Jahrg. 1824, 58. Aus diesem gleichen Grunde heißen dem Iren die Haus-Elfen geradezu Raben = Preachan (Grimm, Ir. Elfen M. XIV.), weil sie ihm die Schutzgeister der Familie sind. Ebenso verlassen die Erdmännchen nach der Schweizersage ein Jurathal, in welchem es ihnen zu

lärmend geworden, davon reitend auf dem Rücken großer Alpenkrähen. So gilt denn auch heute noch der Rabe in vielen Strichen Süddeutschlands den Bauern als ein Glücksvogel; eine Reihe auf einander folgender Mißjahre deutet sich das Landvolk aus dem jeweiligen Ausbleiben, die neue Fruchtbarkeit aber aus der gewohnten Wiederkehr dieses Thieres. Gleiches besagt der Kinderspruch in E. Meier's Schwäbisch. Kinderreimen, No. 71:

Rab, Rab, schwarzer Rab,
Flieg du auf den Beckenlad,
Hol' du zwei Wecken 'raus,
Mir ein, dir ein,
Nur den bösen Buben kein'n!

So weiß auch in England, wo der Ackerbau auf der höchsten Entwickelungsstufe steht, der gemeine Mann gar wohl, wie ihm Rabe und Saatkrähe in der Tilgung von allem pflanzenverderbenden Ungeziefer treulich beisteht, und einen recht großen Krähenhorst nahe bei der Wohnung zu haben (Rookery) ist der Stolz des englischen Pächters. Will er daher einen hartherzigen Menschen sprichwörtlich bezeichnen, so sagt er von ihm, die Krähen meiden sein Dach.

Das gerade Widerspiel dieser zartsinnigen und zugleich vernünftigen Auffassung des Thierlebens bildet der heutige Aberglaube, der über dieses Thieres diabolische Widrigkeit so ziemlich durch alle deutschen Stände und Landschaften gleichmäßig verbreitet ist.

Hier soll nur das Redendeste in Kürze angeführt werden.

Im Munde des Kindes, beim Gelehrten, beim Bauern, allenthalben gilt der Rabe als der leibhaftige Teufel. Sich vom Gugguck holen lassen, ist dabei die Phrase der trivialen Verwünschung, sich zum Henker scheeren ist die ursprünglich gerichtliche der Deutschen und zum Raben gehen, die gelehrte Formel, mit welcher die altgriechische Thierfabel verflucht. Der alemannische Kinderspruch beruft im Raben den Gugguck, in diesem aber den Satan:

Grag, Grag, der Gügger chunt,
Er nimmt di in es Chrättli!

Es wird hier also dem einen Teufel angedroht, von einem andern Teufel geholt zu werden. Mitten in unsern korn- und futterträchtigen Landschaften des protestantischen Deutschlands spielt das dem Ackerbau so nützliche Thier diese Finsterlingsrolle fort. Eine sächsische Redensart lautet: Guten Morgen, Vetter, sagte der Rabe zum Köhler, den er für den Teufel hielt. Allabendlich noch rufen die Sarganser Sennen im Kanton St. Gallen, in ihrem Alpsegen die Engel an „gegen des Rappen Schnabel“ (Henne, Schweizerblätter). Der Berner Chronist Valerius Anshelm weiß Bd. 3, 419 eine überlange Geschichte zu erzählen, wie beim sogenannten Jetzerhandel (1509) der Subprior der Dominikanermönche zu Bern den Teufel beschworen „der kam in Rappengestalt

und verehret man ihn mit einem Kuß untern Schwanz." Wir blicken zwar von solchen historischen Meldungen eines sinnlosen Aberglaubens sehr verächtlich ab, reden aber in unsern Spielen zugleich dasselbe gedankenlos fort. Ein Aargauer Kinderspruch an den Hühnerweih ruft:

Hüendliweih, mach mer au nen Ringe!
I will der e schwarz Hüendli verrothe
I will der's unterm Schwanz lo brote.

Woher alle diese Selbstbethörung unter den Menschen bis heute? Man erklärt sich dieselbe gewöhnlich als aus der alttestamentlichen Erzählung herrührend über jenen Raben, den Noah bei der sinkenden Fluth aus der Arche fliegen ließ und der in seinem schwarzen Undanke vergaß zum Patriarchen zurückzukehren. Aber man übersieht bei dieser Erklärung, daß ja allein das Ausbleiben des Thieres gerade in Noah's Absicht lag, der nur daraus auf das vom Gewässer wieder frei werdende Land schließen konnte. Vor dem Gebrauche des Magnetes ließ man Raben vom Schiffe auffliegen, um die Nähe der Küste zu erforschen. Hrafnagaldr, Rabenlied ist dann wohl jene von der Edda gemeinte Segensformel gewesen, unter welcher landsuchende Germanen auf der Seefahrt eine solche Rabensendung anstellten. Uhland, Mythe von Thor. Man stützt sich mithin auf einen Vorgang, welcher auch in der Bibel gerade das Gegentheil unserer üblichen Voraussetzung besagt. Eine andere Erklärung für die Ungunst, in welcher der Rabe allenthalben steht, stützt sich auf den allgemein giltigen Glauben, dieses Thier verlasse lieblos seine Jungen und enthalte ihnen sogar ihr Futter vor. Darum bezeichnet unsere Sprache die äußerste Pflichtvergessenheit, Herzlosigkeit und Härte durch Rabenvater und Rabenmutter. Aber gerade der Rabe zeichnet sich durch eine noch besonders stark ausgeprägte Jungenliebe aus. Es wird nicht überflüssig sein, einen Naturforscher hierüber berichten zu lassen. In Döll's Erzähler (Karlsruhe 1850) ist Seite 220 zu lesen:

„Folgenden Fall haben wir selbst mit angesehen. Ein kräftiger Knabe von zwölf Jahren erklettert eine Eiche, in der Absicht ein Rabennest auszunehmen. Die Alten waren ausgeflogen. Als er das Nest erreichte, streckten die Jungen die Hälse in die Höhe und schrieen ununterbrochen so laut, daß man es eine Strecke weit hören konnte. Sogleich flogen die beiden Alten herzu, flatterten dem Knaben ungestüm und schreiend um den Kopf und suchten ihn in's Gesicht zu hacken. Er brach einen Zweig ab, sich ihrer zu erwehren. Als das Rabenpaar merkte, daß es seinen Feind nicht vertreiben könne, flog es in einem weiteren Kreise lautschreiend um's Nest. Der Knabe wollte sich nun seiner Beute bemächtigen und damit herunter klettern. Allein mit einem Mal kam ein ganzer Schwarm Raben herbei, offenbar zu Hilfe gerufen durch das Geschrei des Elternpaares. Sechs bis acht Vögel

flogen jetzt von allen Seiten nach des Knaben Kopfe, um zu stoßen, rings um ihn die anderen, um durch fortwährendes Gekreische noch mehr Helfer herbei zu rufen. Hätte er sich nicht tapfer mit seinem Aste gewehrt und wäre er nicht zugleich schleunig wieder vom Baum herunter gerutscht, so hätte die Sache noch schlimm für ihn ausgehen können. Nun da die Gefahr vorüber war, flog die ganze Schaar noch einige Zeit in der Höhe herum und gab ihre Siegesfreude durch Laute zu erkennen, die von dem früheren Kampf- und Angstgeschrei sehr verschieden waren."

Auf diesen in jedem noch so geringfügigen Thier vorhandenen Grundzug der Jungenliebe stützt sich auch das Alte Testament, wenn es dorten heißt: „Ich, der Gott der Raben, werde für euch sorgen, ich der Ewige, euer Gott, sorge für euch. Wenn die jungen Raben schreien, geb ich ihnen ihre Speise und lasse sie nicht umkommen." Und zur Bestätigung dieses göttlichen Versprechens geschiehts, daß der getreue Gott dem Propheten Elias sein Brod durch Raben in die Wüste tragen läßt. Dieser Stelle unterschieben die Talmudisten eine rationalistische Auslegung, die selber wiederum auf Kosten des Raben erfunden ist. Sie sagen, darin eben liege die Alles übersteigende gütige Fürsorge Gottes ausgedrückt, daß sie die jungen Raben nicht zu Grunde gehen läßt, die von den freßgierigen Alten verlassen sind; und daß selbst der alte Rabe, während er doch die eignen Jungen zu füttern vergißt, seine neidische Gefräßigkeit überwinden und dem Propheten Speise zutragen muß.

Die Folge dieser Deutung ist, daß wenn Gott die widerspenstige Natur des Thieres erst zum Gehorsam zwingen muß, dieses Thier ein ursprünglich bösartiges gewesen und sein folgsames besseres Wesen erst von späterer Entstehung sei. Allein die Genesis weiß nur den umgekehrten Fall; bei ihr ist jegliches Thier ursprünglich gut geschaffen und selbst die Schlange verkehrt sich erst nachher und wird darüber verflucht. Es würde aber zudem diese talmudistische Auslegung unsere gegenwärtige Frage nicht lösen. Denn auch hier und überall will ja der Menschenverstand stets nur erfahren, durch welchen Vorgang ein einzelnes Wesen in ein nun böse erscheinendes gewandelt worden sei, das man als ein ursprünglich aus Gottes Hand hervorgegangenes, also gut geschaffenes anzuerkennen sich gezwungen fühlt.

Die Genesis 1. Mose 2, V. 19, 20. läßt es durch Gott dem Menschen anheimgestellt sein, wie er die Thiere auf Erden und allerlei Vögel unter dem Himmel benennen wolle. Der Mensch that dieß, heißt es, und bei diesem einmal gegebenen Namen hatte es von nun an sein Verbleiben. Die undeutlich tönende Stimme, womit sich der Rabe unter seines Gleichen zum Sprechen vordrängt, ist seine besonders wahrnehmbare Eigenschaft, und diese hat ihm seinen bleibenden Taufnamen eingebracht. In allen

Sprachen und Mundarten erscheint er als das undeutlich redende, Unbegreifliches auskreischende Thier. Seine Stimme ist bald rauh, heiser, unfaßbar: dann nennt ihn die Sprache und der Glaube stumm und dumm; oder sie klingt widerlich, aufdringlich vorlaut und schmarotzerhaft: dann wird er ein unberufener Beschreier eines vorsichtig verborgenen Geheimnisses; oder er wechselt die anschnautzende schnarrende Stimme in die meldende und dumpfklagende; daher Trauer ankündend, Böses weissagend. Des Menschen andauernde Gedankenmühe ist es, diese zusammenfließende Töne in einzelne Laute zu zergliedern, ein Urwort in seinen Buchstaben zu erkennen und auch diese in ihrer ganzen Reihenfolge wieder lesen zu lernen. Unser Lernen ist dabei ein fortwährendes Umlernen, unser bestes Wissen ein kühnes Vergessen des schon einmal Falschgelernten. Nur das Kind und König Salomo, behauptet das uralte Märchen, versteht die Sprache der Thiere; nur die höchste Weisheit, deren Einzelne durch Gott gewürdigt worden, gelangt zu jener wahren Ansicht der Dinge zurück, die im Denken und Plaudern der schuldlosen Kindheit unbewußt ausgedrückt liegt. Wir Anderen, Menschen und Völker, verirren uns darüber in den Aberglauben, der blos noch ein Schatten der Wahrheit, nur eine dunkle Erinnerung ursprünglicher und natürlich gewesener Empfindungen ist. Und so ist denn auch die düstere Gestalt des Raben schon uralt in Sprache und Glauben der Völker und fällt zusammen mit jenem selbst schon verdüsterten Zustande des Menschengeistes, welchen die hl. Schrift tiefsinnig die Sprachverwirrung nennt.

Der die Thiere benennende Mensch faßte den Raben zuerst bei seiner Stimme, und gab ihm daraus seinen richtigen Namen. So weit nemlich möglich ist, in das Alter der Sprachen zurückzublicken und das etymologische Geschlechtsregister eines Thieres seit wenigstens sechs Jahrtausenden nachzuweisen, so lange hat der Rabe seinen Namen und dessen Bedeutung nicht mehr gewechselt. Pott, Indogerman. Sprach. 1, 213 setzt für das Wort Rabe die Sanskritwurzel ru fest, raw sonum edere. Daraus entwickeln sich in den urverwandten Sprachen folgende Begriffs- und Namensformen: griech. rhabassein rabbauzen, anschnautzen. Latein. ravi Heiserkeit, rauco Heiser; griech. klaiein, lamento; chraia ist für w e i n e n, kreischen im Appenzeller- und St. Galler Lande übliches Verb. Tobler 118. — Sanskrit kâ-rawa, ku-rawa, Rabe, eigentlich: (nescio) quam vocem habens. Latein. corvo, althochd. hraban, angelsächs. hräfn, hebräisch ghoreb, arabisch ghorab, griech. korônê, latein. cornic, griech. korak; litthauisch krâkt schnarchen, kraukli, wie ein Rabe kreischen, röcheln, polnisch kruk, griech. kragein und kerchein, raucum esse; Krägle, die Seelerche, Schmid, Schwäb. Wörtb. 324. ahd. hruoh cornix; latein. gracchiare, altbayrisch gragehlen (Schmeller, Wörterb. 2,

382) der Name der Gracchen entspricht dabei dem isländ. krakr corvus, und kraka cornix, angelsächs. hraca tussis, kruchzen wie ein alter Kracher, althochd. hrahho sublinguium, latein. rixa, Jemanden ausraffeln (Raffelscheit=Schmähmaul), Schmid Schwäb. Wörterb. 422. altbayerisch: krickeln und krackeln, ein zanksüchtiger Mensch.

Im französischen und romanischen Patois ist der Rabe Colas, gleichsam Nicolas, und Nicaise bedeutet sowohl stummer Nikel, als auch undeutlich rätschender Rabe, stammelnder Dummkopf. Dieses romanische Colas wird in alemann. Mundart zu Gulag, Guläge, Gurag, Gurätsch, ebenfalls Namen von Rabe und Krähe. In allen diesen Benennungen bleibt immer die ursprüngliche Bedeutung übrig, die der Name des Thiers im Sanskrit hat: nescio, quam vocem habens. Mit der gleichen Vorstellung tändelt auch der Kinderspruch, wenn er seinen Scherz über das wunderliche Krähen-, Elstern- und Dohlengeschrei ausdrücken will und dessen Contrast gegen das zierliche Gezwitscher der kleineren Vögel mit hervorhebt (Simrock, Kinderb. Nr. 545):

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne;
Der eine hieß Schack,
Der andre Schackschawernack,
Der dritte Schackschawernackschackonimmini.
Nun war eine Frau, die hatte drei Töchter;
Die eine hieß Sipp
Die andre Sippsiwellipp
Die dritte Sippsiwellippsippelimmini.
Und Schack nahm die Sipp,
Schackschawernack nahm die Sippsiwellipp,
Und Schackschawernackschackonimmini
Nahm die Sippsiwellippsippelimmini.

Man faßt aber in der Sprache die zu benennenden Wesen außer bei ihrer Stimme auch nach ihrer Farbe auf. In solcher Folge verwandter Vorstellungen wird der Schall zum Licht, der Klang zu Glanz, sonorus zu lucidus, Hall zu hell; der rinnende Rhein wird zum reinen und lauteren; der tönende Klang zur blitzenden Schwertklinge; und wie die todte Memnonssäule erklingt, so oft das Licht der aufgehenden Sonne auf sie trifft, ebenso wird die lichtleere Dämmerung zur dumpfen lautlosen Luft; mutus ist taub und dumm, klang- und glanzlos zugleich. Wenn demnach der Schall meist die frühere Bedeutung verleiht, die Farbe aber erst als spätere Modification bestimmend dem Namen der Dinge beitritt (Grimm, Gramm. 2, 86), so verkehrt der undeutlich redende Rabe die Bedeutung seines Namens erst in die des schmähsüchtigen Unglücksboten, zuletzt dann wird er der schadenfrohe und finstere Unheilsstifter selbst. Je mehr er später allein noch nach seiner Farbe aufgefaßt wird, um so mehr vergröbert

sich seine unheilsvolle Natur. Seitdem er dem Apollo, sagt die griech. Mythe, die Botschaft gebracht hat, daß die geliebte Arsinoe ungetreu geworden, hat ihn der Gott verflucht und der sonst schneeweiß gewesene Vogel ist seitdem kohlschwarz geworden. Unser althochdeutscher Heldennamen Bertram ist Berchtraban, d. i. der schimmernde Rabe; Wolfram und Wolfgang, diese Vornamen unsrer beiden größten Dichter, Eschenbachs und Göthes, enthalten allbeide, wie Wolfbrant: die Pracht des schimmernden gottgesendeten Thieres, und das von Odin in diese Menschennamen gebundene Heil und Gelingen. Eben die Thiere also erscheinen der Vorzeit schimmernd und glänzend, die uns jetzt als farblos und verwünscht vorkommen. Gerade so sind unsere weisen und weißen Frauen Hexen geworden, unsere Nornen, Schneewittchen und Schwanenwittchen sind rabenschwarze Klagemütter und Waldfrauen, König Goldemar mit seinen leuchtenden Elben ist zum Graumännchen, zum schwarzen Mann eingeschrumpft. Die früheren Tagegeister sind nun Spuckgeister, der Rabe ein Nachtrabe und Gespenst. Denn uns lacht der Morgen und hat Gold im Munde; aber „Die finstere Nacht bricht stark herein“ sagt ein altes Abendgebet; die Nacht ist keines Menschen Freund, die Nacht kommt hergeschlichen, sie überfällt den Wanderer, sie sinkt, sie hat bei Aeschylus (Perser V. 426) ein schwarzes Auge; sie ist eine feindliche Gewalt im Gegensatz zum gütigen Wesen des hellen Tages. So wird auch Odins siegverleihendes Thier, weil es die Farbe der feindseligen Nacht trägt, zum Werkzeug der zerstörenden Hölle und des berückenden Teufels. Nach Norden zu liegt die Nacht, der Norden ist daher unser Links, links liegt das Böse und Verdammte, der finstere Tod. Alle Thüren der heidnischen Hellia mit dem grausenhaften Saale am Todtenufer sind nach Mitternacht gekehrt. Der Verklagte stand links vom Richter, den Hinzurichtenden wendete der Henker nordwärts, der Galgen heißt der nordwärts wachsende Baum, am Schatten sitzen heißt nach Schweizer Mundart die Kerkerstrafe. Der Norden, der Tod, die Sünde, die Finsterniß und alle Unfruchtbarkeit sind schwarz. Im Schwarzwalde wohnen die Todesschwestern (Grimm Mythologie, 1., 401): dem Jüten hieß der Norden schwarz; der Cocytus in Epirus, der sich in den Acheron ergießt, wird der schwarze Fluß genannt; Schwarzwasser, Schwarzach, Schwarzes Meer, Schwarzwald, Schwarzenberg nennen wir unwirthliche Gewässer und nördlich gelegene Landstriche. Sie liegen „schattenhalb“ und sind dem schädlichen Schatten, noverca umbra, wie Plinius ihn nennt, anheim gegeben.

Auch diese Anschauungen sind zusammen nicht ursprüngliche. Grimm, Geschichte der Sprache, 981—996, weist nach, daß das hohe Alterhum die Wohnung der Götter eben nach diesem Norden versetzte, daß Inder, Grieche, Germane und Römer das Zeichen der gnädig gestimmten Götter vom Norden her und von der linken

Seite herkommend dachte; ja dem gälischen Pflüger heißt jetzt noch die linke Seite der Ackerfurche ban = die weiße. Aber den in ihrer Wanderung nach Westen begriffenen Völkern trat der heilbringende Norden zur rechten Seite und wendete sich damit in die heillose, während er früher für sie zur Linken gestanden hatte; und so wurde die rechte Seite nachmals für die glückliche gehalten, und Vogelflug, Blitz und Thiererscheinung von der andern Seite her kommend schien nun nicht mehr als zum Heile, sondern zu Trug und Verführung als von bösen Dämonen entsendet. Darum ist links, letz, falsch und schlimm synonym geworden.

Auf diese Weise verwandelt sich ein ursprünglich bedeutsames und deutlich redendes Wort anfangs nur in den Schein eines beliebig deutbaren Klang- und Schallwortes. Verdreht sich nun einmal diese unbestimmte Onomatopoeie dem einzelnen Gefühle je nach Stimmung und Mißstimmung zum Mißfälligen, so hört das Wort oft ganz auf, für den Sprachverstand zu reden, und dafür wird es von der Einbildungskraft mit einem Inhalte erfüllt, der nicht aus der Sache und ihrem Inhalte stammt, sondern von Aeußerlichkeiten und dem Scheine herrührt. Dann ist der tiefe Sinn des Wortes gestorben, und an seiner Stelle spuckt Jahrhunderte lang ein räthselhaftes Gespenst in Sprache und Volksglaube fort. Das Verderbliche und Böse wird dann sein widerliches Geschäft. Die farbenschöne, zierlich gebaute Elster (althochd. agalaster geheißen von ar-ex und galan canere, heraussingen, herausschreien) ist im alem. Volksmunde zur Aegerste und damit von so teuflischer Natur geworden, daß kein Schütze ohne Lebensgefahr auf sie anschlagen darf. Selbst der frühere Gott sinkt dann zur Gestalt des schmutzigen Bettelmannes herab. Ist der Göttername des Nibelungen Sigfrit einmal verdunkelt und inhaltslos, so exercirt sich eine fortdauernde Lauttrübung an seinen Wurzelvocalen und entstellt diesen Namen erst in einen Seifried, dann kommt die Bauernrede dazu und ergrübelt zuletzt eine unwürdige Sage vom Säufritz, welcher die Schweine gehütet habe. Diese jetzt in Bayern lebende Sage über einen unserer ältesten Heroen ist zu lesen in Parzer's Beiträgen zur deutschen Mythologie, Nro. 199.

In gleicher Weise ist der Glücksbote Odins, der Rabe, heute zum Galgenvogel geworden und der Rabenstein ist sein Tempel. So oft er seine Stimme erhebt (so predigt im 13. Jahrhundert Berthold von Regensburg und im siebenzehnten wiederum Abraham a Santa Clara) eben so oft schreit der Teufel lateinisch aus ihm: Cras, cras! Morgen, morgen, nur nicht heute! Er will nichts als das sündhafte Aufschieben guter Vorsätze und gebotener Pflichten. Darum fährt dann auch die Seele des Sünders, der diesem Verführer Gehör gegeben, in Rabengestalt von dannen. Eine Taube erhob sich aus der Asche der schuldlos verbrannten Jeanne d'Arc; dem Litthauer saß die strahlende Milchstraße voll Seliger, drum

nennt er sie die Vogelstraße; aber in Rabengestalt flattert des Selbstmörders Seele herum. Wenn die Kaiser-Chronik Nero's Tod erzählt (ed. Diemer 1849), so heißt es:

die liuvel komen dar
mit ainer micheln scar
in swarzer uogele pilede.

Darum ist auch in allen Akten der Hexenprozesse der Rabe eine stets und bis zum Uebermaß besprochene Teufelserscheinung.

Es ist noch der Einwurf zu berücksichtigen, daß dem Thiere diese Unheilsrolle schon in sehr alter Zeit eigen gewesen sei und bei Volksstämmen, die dem sinnlichen Inhalte der Sprache noch um vieles näher gestanden haben, als wir. Denn so erscheint der Rabe als Leichenräuber und Menschenfresser schon den Angelsachsen, in deren Lied auf die Schlacht von Finsborough es heißt:

es wandert auf der Recken Rümpfen
der Rabe schwarz und schmutzbraun.

Auch hier vermag die Geschichte unserer Sprache nachzuweisen, wie aus dem mißverstandenen Namen des Thieres ein pestverbreitender Unhold, ein Leichen- und Aasvogel entstand. Grimm, Gesch. der Sprache, 1010, bemerkt:

„Bedeutsam stimmt zu sanskrit. kravja caro (Bopp pag. 88) zu griech. kreas für kregas, zu goth. hraiv, ahd. hreo, mhd. rê, ags. hraev, und zum lat. caro carnis; wie corpus, die sich zu jenen verhalten wie cornix corvus zu rhaban; auch irisch gilt carna für Fleisch. Da ferner das blutende Fleisch und Blut einander naheliegen, vergleichen sich latein. cruor, litthauisch kraujas, poln. und böhmisch krew, irisch cru, welsh crau, welche alle Blut ausdrücken. In diesem Wort treffen also sämmtliche urverwandte Sprachen zusammen, nur mit abweichender Form und Bedeutung; wer sollte im mhd. rê und franz. corps oder chair dieselbe Wurzel vermuthen!"

Wir stoßen mit dieser etymologischen Reihe auf das Wort Krähe colurnix, das wir schon im Aberglauben Namen und Rolle mit dem Raben wechseln sehen. Hier steht es dem letzteren auch sprachlich gleich nahe. Von der Krähe sagen die Schützen, sie schmecke schon das Pulver, ehe man es noch auf die Zündpfanne schütte. Und vom Raben weiß man, daß er mit seiner scharfen Witterungsgabe aus stundenweiter Entfernung dem sicher vermutheten Fraße zueilt. Daraus sind ihm weitere mißgünstige und dunkle Namen erwachsen. Er heißt im bayrischen Altmühl- und Wörnitzgrunde Todtengral = Aas- und Leichenschmauser. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, 2, 108 verzeichnet „Griell, Federwild; der Grolles, Kindstaufschmaus." Wie sollen diese beiden widersprechenden Bedeutungen zusammenstehen? Sie sind sich gerade so benachbart, wie bei Aristophanes der Rabe

Korax (der Schwarze) heißt, und zugleich auch Kolax der Schmarotzer genannt; oder wie die Krähe latein. monedula heißt, vom sanskrit mani gemma, griech. manno Halsband (Pott, Indogerman. Sprach. 1, 89) über die dann bei uns gleicher Weise die Phrase gilt, stehlen und diebisch sein wie eine Krähe, da es ihre Gewohnheit ist, glänzende Sachen fortzutragen. (Vergl. die Eingangs erzählte Sage vom Raben des Merseburger Bischof Thilo.) Der Krähenname Todtengral steht enge zu den vorhin erwähnten Wortformen, die alle zusammen in ihrer Wurzel crau Blut auszudrücken scheinen. Allein dieser Wurzel sinnlicher Begriff ist zugleich der noch schuldlosere von Speise. Darum heißt ein Festessen, sogar ein kirchlich gefeiertes, in Bayern ebenfalls Gral; darum heißt die Abendmahlsschüssel Christi durch das ganze Mittelalter in Deutschland der Gral, in Frankreich die heilige Schüssel, San Greal. Darum ist in Wolfram's epischem Gedichte jenes Mirakel, das alle Wünsche des Paradieses erfüllt, Gral geheißen und wird dorten zugleich in Form und Folge eines Gastmahles beschrieben. Und weil dieses heilige Kleinod in der Hofhaltung des Königs Artus auf die Rittertafel gesetzt wird, so geht aller Helden Ringen und Streben darnach, in diese Tafelrunde bei Artus aufgenommen zu werden. Dem Parzival gelingt dies und er wird endlich sogar zum Gralkönig ernannt, während der alte König Artus noch in Rabengestalt umirrt, oder der Barbarossa die Raben noch erwarten muß. Man sieht also, daß Krähe und Rabe nach diesem Wortsinne ursprünglich nur die Essenden sind; aber die Menschenphantasie hat sie in Bluttrinker und Menschenfresser umgewandelt. Aus dem Einfachsten und Natürlichsten symbolisirt sich der spätere Verstand den unbegriffenen Grund seiner Sünden; aus dem Essen ergrübelt er die Verdammniß.

Die Werke, ohne welche sich die Spinne,
Die Wespe und das Krokodil, der Tiger,
Selbst die Hyäne nicht das Leben fristet,
Es ist dem klaren Menschensinn nicht mehr,
Als wenn ein Mensch zu seinem Tische tritt
Und betet: Herr, dein Knecht will essen, — leben!
Denn Essen ist die große Noth der Welt.

L. Schefer, Laienbrevier.

Hält man diesen Ausspruch für das Ergebniß einer allzugroßen Feinfühligkeit — denn was von Dichtern herkommt findet ja der bürgerliche Weltverstand immer zu wenig wahr und practisch, so höre man das Gleiche aus dem Munde der unbefangenen Kinderwelt. Der Weih ist der Hausdieb bei unsern zahmen Vögeln; während man doch seinen den Menschen umkreisenden Ringflug gleichwohl für besonders segenbringend hält.

Gegen die übertriebenen Vorwürfe, denen er dabei ausgesetzt ist, nimmt ihn folgendes Gassensprüchlein alemannischer Abkunft in Schutz:

S' Büebli springt
De Berg uf
em Gijer noh;
Was springsch mer noh?
„Was gisch mer nüt!"
Ha selber noh
Nüt z 'Obig gno;
Ha selber nüt,
Es isch e so!

Schlußzeugniß. „Denken ist überhaupt die Bestimmung des Menschen, nicht Wissen; man mag diese Bestimmung nehmen wie man will. Was der Mensch am meisten bedarf, ist, die Gedanken anderer Menschen zu verstehen und selbst zu denken. Dieses vermag er nur durch Bildung seiner Sprache. Nur durch Worte denkt der Mensch. Abstracte Vorstellungen, durch deren Hülfe der Mensch wirklich denkt, festzustellen, ist unmöglich, wenn sie nicht durch Worte bezeichnet werden. Und wenn man die Entstehung der Sprache betrachtet, in welcher nur so wenige Vorstellungen durch eigne Worte angedeutet, die höheren Abstractionen aber, deren wir uns unaufhörlich in dem alltäglichsten Gespräche bedienen, nur durch uneigentliche und unbestimmte Ausdrücke mehr angedeutet, als eigentlich genau bezeichnet werden: so erscheint die Kenntniß der Sprache in einem ganz anderen Lichte; und man wird das Urtheil nicht mehr übertrieben finden, daß eine Sprache recht gründlich lernen, beinahe so viel heißt, als Denken lernen. Als ein Mittel die Denkart und den Geschmack zu bilden besitzen Nationen, welche einheimische Sagen, Geschichten, Dichtungen haben, einen unschätzbaren Grund eigenthümlicher guter Gesinnung. Wenn solche Lieblinge des ganzen Volkes in alter Ehre erhalten werden, so machen sie das schönste Band aller Stammgenossen aus. Durch sie verstehen sich Alle, und jede Beziehung darauf erregt ein sympathetisches Gefühl. Solches entbehrt Deutschland."

So schrieb vor nun bald achtzig Jahren A. W. Rehberg (Vermischte Schriften. Hannover, 1828. Th. 1.). Man wird nicht nöthig finden, daß diesen wichtigen Worten erst noch ein Beisatz gegeben werde zum äußerlichen Abschluß des hier vorgelegten Aufsatzes. Lernen wir, uns auf das Faßbare und Eigene zu beschränken, damit wir uns dessen erst ganz bemächtigen; dann wird uns alles Uebrige nicht mehr so leicht ködern, unterdrücken und verwirren, wie sonst. Archimedes Wort gilt auch von unserer nationalen Welt:

Nur ein weniges Erde beding ich mir,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.

19. Modification vorstehenden Arbeitsstoffes.

Der Bär, eine stehende Figur in Mythe, Sage, Kinderrede und Specialgeschichte.

Der Bär als gewesener König der germanischen Thierwelt ist mit eine Hauptfigur im deutschen Thiermärchen (Reineke Fuchs) und geht schon aus diesem Grunde mit in die ältere politische Geschichtschreibung über. Der sagenhafte Führer der auswandernden Skanzen, Björn, trägt des Thieres Namen, Dietrich von Bern führt zum Schildzeichen den Bären und nach demselben verleiht Berthold von Zäringen seinen neugebauten Städten Stadtwappen und Namen. Der Nibelungen Siegfried bindet den gefangenen Bären an den Sattel und schleppt ihn den Jagdgesellen zu an die Feuerstatt; viele Stifte, Abteien und Ortschaften, wie z. B. das Luzerner Chorherrenstift Beromünster, entlehnen Stiftungslegende und Namen von diesem Thiere. Dem heil. Gallus schleppt er Holz im Hause, dem heil. Columban das Reisebündel über die Alpen. Herzog René von Lothringen, der durch Karl den Kühnen von Burgund bedrängt ist, erscheint hülfeflehend mit einem gezähmten Bären in Bern und läßt ihn da, statt seiner, an die Thüren der Patrizier und Rathsherren anpochen. Karls d. Gr. Capitularien müssen wiederholt das altgewohnte Thier den Klöstern verbieten, wo es die Liebhaberei noch immer fortzuhalten suchte. Die Bären, die man heute noch in den Zwingern der Stadt Bern hält, sind in ihrem geschichtlichen Brauche jetzt noch ein unaufgehelltes Räthsel, in so uralte Zeiten zurück geht bei den Deutschen der Umgang mit diesem Menschenthiere. Jene sind offenbar ein Ueberrest der heiligen Thiere, welche der Germane seinen Göttern zu Ehren hielt und nährte. Auch das kleine Ländchen Appenzell führt einen Bären im Wappen und geräth in einen eben so hitzigen als komischlautenden Rechtsstreit mit dem Kanton St. Gallen, als dieser einen Kalender herausgibt, auf dessen Holzschnitten der Appenzeller obrigkeitliche Bär nicht mit allen seinen naturgeschichtlichen Merkmalen abgezeichnet steht. — Der Bär trägt eine Reihe schmeichelnder Beinamen: Großvater, Schwarzzahn, Süßfuß; er giebt an die Menschen freundschaftlich seinen Namen ab: Bernhart, Adalbern, Hruodbern. Der jetzige Pächter im Schlosse zu Zernetz in Graubündten hat laut dem Luzerner Kalender v. J. 1851 bis heute schon den eilften Bären erlegt.

Verwendung dieses Thieres in Sprache und Phrase, in Schimpf- und Scherznamen, im Kinderspruch, Zähl- und Spielspruch, in Pflanzen- und Speisenamen, Backwerk. — Beispiel aus der Gegenwart. Die Allg. Zeitung v. J. 1852 Nr. 311 meldet vom 2. Nov. aus Wien, daß seit 1838 in Böhmen der letzte Bär geschossen worden. Einer seiner Nachkommen lebt noch im Böhmerwalde und hält sich in den dichten Forsten des Hirschberger Reviers auf. Dieser allerletzte Sprößling ist ein harmloses Thier, welches den Menschen, namentlich den Jägern, durch fleißiges Wechseln mit Sorgfalt ausweicht und sich meist von den in dortigen Gegenden reichlich wachsenden Himbeeren nährt.

II.

Nach-Erzählung.

(Acht Kapitel.)

I. Welche Stoffe sind darstellungsfähig?

Der Privatfleiß des Schülers geräth beim Suchen nach darstellbarem Arbeitsmaterial nicht selten auf isolirte Traditionen und ziellose Volkshistörchen, für die er sich um so leichter eingenommen fühlen kann, je näher sie ihrem Stoffe nach, gerade seiner Jugendstimmung oder gar seiner speciellen Heimat verwandt und zuständig sein mögen. Ueber der Arbeit erst gewahrt er die gänzliche Unfruchtbarkeit des Gewählten; er hat eine geringfügige Thatsache verwechselt mit dem Gefühle, das sie in ihm zurückgelassen; dieses etwa könnte er uns erzählen, während der Stoff selbst, der es ihm verlieh, jeder Bearbeitung widerspenstig sich entzieht. Bevor er noch dieses Sachverhältniß erkennt, fängt er an das unfruchtbare Material aufzuschmücken, auszudehnen und umzumodeln. Damit geräth er theils in Manier und Unnatur, theils zerstört er das nur in seiner Einfachheit wahr und brauchbar Gewesene. Der hochgespannte Ton läßt sich auf die Dauer nicht halten und der stolze Flug des Vortrags endet zuletzt schwingenlahm.

Um zu dieser Erkenntniß über sogenannte dankbare und undankbare Stoffe zu gelangen, dienen nachfolgende Fälle und Erzählungen:

1) Die Heldenthat, durch welche vier Gallier bei der Vertheidigung von Avaricum dem Julius Cäsar Bewunderung abgewinnen. Bell. Gall. 7, 25.

2) Die sagenhafte That des Atheners Cynegiros (erzählt bei Justin 2, 9. und C. Nepos), der in der Marathonschlacht an Hand und Arm schon verstümmelt ein entfliehendes feindliches Schiff noch mittelst der Zähne festhält.

Aehnliches erzählt in dem Schweizer-Almanach Alpenrosen der Berner-Pfarrer C. Appenzeller als Zeitgenosse der Invasion der Franzosen und ihrer Eroberung Berns i. J. 1798. Im Grauholze, ein paar Stunden von der Hauptstadt entfernt, war es

zwischen Bernern und Franzosen zu einem letzten Treffen gekommen. Die dortigen weiten Waldstrecken begünstigten den Rückzug des geschlagenen Berner Landsturmes. Es galt nun, diese Strecken sogleich von Feinden säubern zu lassen. Ein französischer Hauptmann entfernt sich dabei zu weit von seiner Truppe, verirrte sich und traf im Dickicht unversehens mit einem flüchtigen Berner-Oberländer zusammen, der erschöpft auf einem Baumstamme ausruhte. Er hatte wenige Stunden vorher im Gefechte eine tiefe Kopfwunde erhalten, sie war ihm bereits verbunden, hier aber ließ ihn Schmerz, Ermüdung und Blutverlust nicht weiter kommen. Der Franzose rief ihn an, ein Schuß aus dem Stutzer war die Antwort des Bauern. Diesmal hatte die Kugel ihr Ziel nur gestreift, muthig drang der Hauptmann auf ihn ein und gleich beim ersten Gange machte er ihm mit einem schweren Säbelhieb den rechten Arm unbrauchbar. Der Oberländer packte seinen Gegner mit der Linken, drückte ihn fest an sich und stürzte ringend über ihn nieder. Hier begann nun am Boden ein furchtbares langdauerndes Ringen zweier Schwerverwundeter, die beide waffenlos sich nur noch zu erdrücken und zu erwürgen vermochten. Der Oberländer unterlag, dem Franzosen gelang's auf ihn zu liegen zu kommen, allein dabei wurde er zugleich von dem Gegner zwischen Hals und Halstuch gefaßt und so fürchterlich gewürgt, daß er zu ersticken meinte. Ueber diesen Anstrengungen löste sich dem Bauern der Verband der Kopfwunde auf, ein neuer heftiger Blutverlust begann und schon las der Franzose in dem leichenblassen Gesichte des Feindes den nahenden Tod, aber noch immer ließ der Furchtbare die klemmende Faust nicht von seiner Gurgel. Ja es kehrte ihm die Besinnung wieder, und nun hob er seine linke Faust, an der er einen Schlagring trug und bohrte, so oft er sie zu brauchen vermochte, dem Franzosen eben so viele Löcher in den Kopf. Versagte ihm dazu die Kraft, so zernagte und zerbiß er seinem Opfer Nase und Kinn. So hatte das Ringen zweier Sterbender unausgesetzt wohl schon eine Stunde fortgedauert, als französische Füsiliere auf diesen Waldplatz vordrangen und dem Bauern ihre Bajonette in den Leib stießen. Auch jetzt noch hielt der Getödtete den Gegner krampfhaft fest, bis ihm ein Soldat die Mündung des Gewehres vorhielt und ihm den Kopf zerschmetterte. Erst nach neun Monaten genaß der Hauptmann wieder. —

Cäsar Bell. Gall. 2, 28. erzählt, daß er von 60,000 Nerviern nur 500 Waffenfähige, von 600 Häuptlingen nur 3 am Leben gelassen habe: quos Caesar diligentissime conservavit; ut in miseros ac supplices usus misericordia videretur. Führt ein solch furchtbares Geständniß den Erzähler weiter, als eben zur bekannten Charakteristik der Grausamkeit römischer Kriegsführung überhaupt?

3) Schiller's Erzählung „der Handschuh" ist von Langbein unter dem Titel „die Liebesprobe" (abgedruckt in Götzinger's Deutschen Dichtern) versificirt worden. Schiller's „Gang zum Eisenhammer" findet sich als Märchen in der Prosa des 15. Jahrhunderts; aus „der Seele Trost" abgedruckt in W. Wackernagel's altd. Leseb. 1, 986; als Sage localisirt steht derselbe Stoff in Schöppner's Bayr. Sagenbuch No. 207 „die Gerdrautenkapelle zu Bamberg". Bürger's Gedicht, der Abt und der Kaiser, ist mit der zu Grunde liegenden Anecdocte aus dem 16. Jahrhundert in Pauli's Schimpf und Ernst zu vergleichen; abgedruckt in Wilh. Wackernagel's Leseb. 3, 75. Welche Scene und Züge solcher Stoffe die gute Prosa hervorhebt, während das gute Gedicht eben dieselben entweder nur errathen lassen darf, oder ganz übergehen muß, das zeigt im Einzelnen Fr. W. Valent. Schmidt, im Taschenbuch der Romanzen, Berlin 1837. S. 193.

4) Ein heroischer Charakterzug aus der Gegenwart: In dem Unabhängigkeitskampfe, den das kleine Volk der Montenegriner in dem Jahre 1853 gegen die Türkei bestand, war der Häuptling Maschan Petrowitsch unter den ersten Kriegern, die in den Vorgefechten verwundet wurden. Eine Bombe hatte ihn am Fuße schwer verletzt und die Seinigen trugen ihn auf einer Sänfte aus dem Gefechte. Da eilte sein Bruder Georg, der Vicepräsident des Senats herbei und fragte die Träger, ob Maschan noch lebe oder todt sei? Alsbald gab der Schwerverwundete die spartanische Antwort: „Ja, Bruder, ich lebe noch; wär' ich todt — Gott sei gepriesen! — so braucht' ich nicht wieder zu sterben." So erzählt ein Serbe als unmittelbarer Beobachter dieser Ereignisse. Allg. Zeitg. 1853. No. 28.

Solche Züge antiken Heldenmuthes verewigte Griechenland mit einem Distichon; unsre eigne Erzählung wird ebenfalls nicht länger dabei verweilen wollen, als ein Alpenwanderer, der mit seinem Springstock über gewaltige Gletscherspalten hingeht.

II. Der Vortrag des Märchenstoffes.

Das erzählende Volk hält sich einfach an die Handlung und entwickelt rasch und schmucklos in echt epischer Weise nur diese, ohne Lob oder Tadel darüber auszusprechen; und noch weniger ergeht es sich in breiter hochtrabender Ausmalung des Gefühls und des subjectiven Eindrucks, wie dies z. B. noch in Bechstein's Märchenbuche nicht selten vorkommt. Da liest man in der bezauberten Prinzessin Sätze, wie folgende S. 29:

„Nachdenklich und mit hochschlagendem Herzen schritt der ehrliche Meister über die vom Abenddämmer umsponnene Heimatflur seinem Dörflein zu. Schon sah er in Gedanken seinen

ältesten Sohn Hellmerich, den er ungleich mehr liebte, als seinen andern, Hans, im Königsschloß, und die holde Prinzessin als seine hochverehrteste Schnur."

Würde ein mündlicher Erzähler in diesem überladenen Tone ein wirkliches Märchen vortragen, es müßte die Kinder im höchsten Grade langweilen und die Erwachsenen zum Lachen nöthigen. Beim Lesen bleibt es vollends ohne Wirkung. Form und Inhalt widersprechen sich hier, indem die Einfachheit und Wahrheit, die Kindlichkeit und Unschuld einer echt epischen Erzählung unter solch falschem Schmucke zur Karrikatur verzerrt wird und nothwendig verloren gehen muß. Es entsteht hierdurch eine widerwärtige Zwittergattung in der schönen Literatur, eine Gattung, die den Inhalt der Volks- oder Naturpoesie mit dem äußerlich abgeborgten Schmuck der Rhetorik behängt und auf die Art weder der Volksdichtung noch der Kunstdichtung ein Genüge thut. Zu dieser Gattung gehören sowohl die selbst erfundenen oder zusammengeleimten Märchen, als namentlich auch alle novellenartig zugestutzten und modern ausgesponnenen Volkssagen. E. Meier, Schwäb. Volksmärchen, Vorrede V.

Nicht anders wie hier ein Gelehrter, erklären sich Dichter und Forscher, Göthe und Humboldt, gegen diese Vorkommnisse einer verirrten Stylistik. Noch im Kosmos 2, 73 eifert A. Humboldt nachdrücklich gegen den unseligen Hang zu sogenannten gemüthlichen Ergüssen kalter und ernüchterter Menschen, und sieht darin ein eigenes Leiden der Zeit, das nun gleichzeitig in so vielen Ländern die Schriftsteller ergriffen hat. Göthe erkennt (Briefwechsel mit Schiller) in dem Wiedererscheinen der poetischen Prosa das Wiederverschwinden der Einsicht, die über den Unterschied zwischen Prosa und Poesie bereits gewonnen war. Es ist nicht besser, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte, sagt er, und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte, daß er einen Sumpf anlegen würde. Diese Mittelgeschlechter sind nur für den Pfuscher, sowie die Sümpfe für Amphibien. Heftig genug lauten diese Stimmen, die sich gegen die lästige und geschmackwidrige Schönthuerei unserer Stylisten erklären. Aber die Schule, welche es nicht blos mit der Bildung des Geschmackes, sondern vor Allem mit der Festigung des Sinnes für Wahrheit zu thun hat, befolgt eine ihr ganz besonders zukommende Pflicht, wenn sie sich recht strenge diesem einreißenden Unverstande widersetzt. Die verächtlichste Heuchelei wäre seine nächste Folge. Schriftlich oder mündlich geäußerte Gefühle sind nur so viel werth, als sie persönliche Testimonien mit sich bringen und für sich aufzuweisen haben. Gerade so oft als die letzteren fehlen, wirft sich der Schönbeschreiber auf die ersteren. Dieses Tändeln mit dem Werthe der Dinge wird endlich zu einem frevelhaften Spiele mit der Wahrheit.

Aus dem schlechten Kopisten, der immer mehr oder weniger ausdrückt, als das Original enthält, als der rechte Meister will und braucht, als der natürliche Mensch empfindet, wird ein schlechter Mensch. Aus der hanswurstischen Buntheit und dem gedunsenen Bombast des Süßlings und Empfindlers sind jene ausgezeichnet charakterlosen Männer hervorgewachsen, von denen die Literaturperiode unserer beiden schlesischen Schulen zu berichten hat. „Nichts schadet dem Fortgange der Künste und der Bildung mehr, als diese Unwahrheit, welche Quintilian die Unredlichkeit genannt hat.“ J. Möser, Schreiben über die deutsche Literatur (Bd. 8, 198).

Die unverwüstliche Weisheit des Sprichwortes kennt den technischen und moralischen Mißstand, der hier erwogen ist, seit alter Zeit schon; was wir auf weitem Umwege lehren müssen, sagt es in einem Athem: „Esel sind schlechte Sänger, sie fangen immer zu hoch an.“ Aber es wird weitere Einsicht verbreiten, wenn die Schule selbst ihre Erfahrungen hierüber kundgiebt, und wenn aus der Gegenwart her die einfachen Aeußerungen der Lehrer mit dem Vorausbemerkten übereinstimmen. Deswegen sei hier noch aus Jost, Hochdeutscher Ausdruck, S. 331, nachfolgende Stelle ausgehoben:

Die Versuche, der Jugend sogenannte Musterstücke vorzudichten, als Schönbeschreibungen wie man sie höchst unschön nennt, vom Frühling, Sonnenaufgang, Pferde, Spiele, Kriege, Markttage — wornach die Jugend aufgefordert wird, ein gleiches Geschwätz über Sommer, Herbst und Winter, über Ochs und Esel, über Frieden und Verkehr, über Landplagen und Naturereignisse zu Papier zu bringen, sind eben so viele beklagenswerthe Albernheiten, womit die Lehrer sich selbst und die Jugend abplagen, um jeden Rest von natürlichem Geschmack zu tödten, und womit die edle Zeit verschwendet wird, während die treffliche Neigung zur Mittheilung einer allgemein wahrnehmbaren Unlust weicht und alle reine Herzensergießung sich in Verschrobenheit verwandelt.

Ein nach solchen Schönbeschreibungen gebildeter Schüler schrieb: Das war ein herrliches Leben: früh schon beim ersten Morgenstrahl luden die schmetternden Jagdhörner uns hinaus, um in dem erfrischenden Luftstrom zu baden die ermatteten Glieder, und wenn der Sonne Gluth uns zu drücken begann, zogen wir uns zurück in's wilde Gehölz, wo der Wald am dunkelsten nachtet, und sangen ein frohes Lied in den heiligen Hallen alter reger Wipfel dichtbelaubter Buchen. —

Ein Lesemuster edel gehaltenen und sorgfältig gedachten Vortrages ist die Erzählung des Theramenes in Schiller's Uebersetzung der Racine'schen Phädra, Akt 5, Scene 6. — Ein gelungener Spott über die geblümte Redeweise unserer stylistischen Tapeziere ist die „Beschreibung des Sonnenaufgangs am Rigi, von einem, der

nicht dabei gewesen," in A. Hegner's Vermischten Schriften. In beiden angegebenen Leseproben beweist sich Humboldt's Satz: „Je erhabener die Gegenstände sind, desto sorgfältiger muß der äußere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes ist in seiner Composition begründet; jede geflissentliche Anregung von Seite dessen, der es aufstellt, kann nur störend sein. Wer einfach und individualisirend wieder zu geben weiß, was er durch eigene Anschauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um so weniger, als er, die äußere ihn umgebende Natur und nicht seine eigene Stimmung schildernd, die Freiheit des Gefühls in Andern unbeschränkt läßt. Kosmos 2, 74.

1) Die ihre Wirkung verfehlende Sagen-Erzählung.

Die in nachfolgender Sage im Drucke hervorgehobenen Stellen verlangen eine Erklärung und Besserung ihrer Fehlerhaftigkeit; sie entstehen aus stylistischer Unbeholfenheit, diese aber stammt aus der gewöhnlichen Faulheit des Vorstellungsvermögens eines Erzählers. Die Folge ist, daß das Ganze mißlingt und der Leser gerade um denjenigen Eindruck gebracht wird, den er durch die Erzählung empfangen soll.

Vor langer Zeit fanden die Ettlinger am Märzbrunnen eine Glocke im Boden, die ein Wildschwein mit seinen sieben Jungen, welche es darin geworfen, allmählig zu Tag gewühlt hatte. Sie schafften die Glocke heraus, mußten aber wegen deren außerordentlicher Schwere einen Wagen von Eisen machen lassen, auf den sie sie luden, und mittels vieler angespannter Ochsen nach der Stadt brachten (?). Dort wurde sie im Freien (?) geläutet (?), wobei sie folgende Worte tönte:

Am Märzenbrunnen
Hat mich gefunnen
Eine Los mit sieben Jungen.

Da sie viel zu groß war, ließ man aus ihr sieben Glocken für Ettlingen und Ettlingenweiher gießen und auf die größte, die am ersteren Orte hängt und deren Geläute wie der angeführte Reim klingt, denselben als Inschrift setzen. Bernhard Baader, Volkssagen aus Baden (Karlsruhe 1851) Nro. 187.

2) Die reizlos gewordene Sage, ohne neue Zuthat und durch den einfachen Vortrag wieder belebt.

Nachfolgende Sage aus dem Aargau enthält einen allenthalben in der Legende bis zum Ueberdruß sich wiederholenden Wunderzug und bleibt persönlich gegen denselben so unempfindlich, daß sie ihn

weder erklärt, noch weiter verwenden mag. Ein besonderes Geschick, das sich erst in der Neuzeit auf dem Schauplatze dieser Sage begeben hat, scheint jenes von ihr behauptete Wunder zu erklären und fort zu erfüllen. Der Erzähler war berechtigt, dieses neue Ereigniß an die alte Tradition anzuknüpfen; er hat die Sage nicht damit geschmückt oder in irgend einem einzelnen kleinen Zuge verändert; und gleichwohl hat sie dadurch unter ihres Gleichen erst ihre Individualität und Wirkung gewonnen. Allein eben deswegen bedurfte es bei ihrer Erzählung einer bestimmten und berechnenden Verstandesoperation. Wäre sie jedoch damit nun auch schon einer poetischen Fassung fähig? würde sie dabei nicht eher zu einer bloßen gereimten Erzählung herabsinken, von der Sorte, wie sie seit Gust. Schwab zu Tausenden zu haben sind? würde sie eben dadurch nicht ihr einziges Gut, die Einfalt verlieren? Göthe's Spruch gegen die Langeweile kritischer Erklärungen findet auch auf unsere Sagenreimer seine Anwendung:

Was wir Dichter in's Enge bringen,
Wird von ihnen in's Weite geklaubt;
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Daß Niemand mehr dran glaubt.

Fünf Finger im Klosterportal zu Olsberg, im Aargau.

Ein frühester Graf des oberrheinischen Rauracherganes hieß Kadaloch; er hat im Frickthale in einer stillen Gegend des Jura das Gotteshaus Olsberg gegründet und dem Schwesterorden der Augustinerinnen geweiht. Der Violenbach, der das kleine Thälchen durchfließt, sollte an den Bach Kidron im Thale Josaphat, der Name Olsberg an den Oelberg in Jerusalem erinnern, und so trägt auch des Klosters Siegel den Namen Hortus Dei; ein Gottesgärtlein sollte rings um das Ländchen sein. Allein dazu hatte es schon Kadaloch zu reichlich begabt, und seine frommen Nachkommen vergrößerten die Stiftungen noch. Man sagt, des Stiftes Besitzthümer hätten einst sogar bis Straßburg hinabgereicht. Damit wuchs denn auch die Vergnügungssucht und der weltliche Sinn in seinem Innern. Im Kloster gab's bald nichts als Spiel- und Vacanztage; man zog in die großen schattigen Buchenwälder des Jura hinaus und hielt da Maiensesse und Sommerfrische; auf den Matten und in der Bergluft der Rüschelen schlug man Hütten auf zu unerlaubten Lustbarkeiten und tanzte da mit den jungen Rathsherren der benachbarten Stadt Rheinfelden. Der Basler Bischof beschloß solchen Ausartungen Einhalt zu thun und schickte einen Abgesandten in's Stift, der es zu den Regeln der stricten Clausur zurückführen sollte. Allein man hatte das Gehorchen verlernt, man wollte nichts mehr von einem Bischof und allen seinen Gesandten wissen. Der ganze Convent stellte

sich daher im Chore der Klosterkirche auf und eröffnete dem unwillkommenen Boten, wie man einmüthig zum Beschluß gekommen sei, jeden ferneren Ueberbringer solcher Aufträge an dieser Stelle todt beißen und todt kratzen zu wollen. Der fromme Mann bekreuzte sich und ging. Aber beim Austritt aus dem unwürdigen Gotteshause drückte er seine Hand tief in den linken Thorstein und rief zu den Nonnen zurück gewendet mit prophetischem Schmerze:

Nie ist Olsberg ohne Brod,
Aber niemals ohne Noth!

Die Spur dieser mit ihren fünf Fingern in den Stein gedrückten Hand war noch bis zu der Zeit zu sehen, da die Schweden in's Land einbrachen. Auch heute noch, wo der Stein mit seinen Merkzeichen verschwunden und im ganzen Thale keine Klosterfrau mehr vorhanden ist, erfüllt sich jene Prophezeiung fortwährend. Dieses sonst so reiche Stift adeliger Fräulein, für das die Kaiserin Maria Theresia noch fromme Fürsorge trug, ist in eine Anstalt für arme und verwahrloste Kinder umgewandelt, die hier auf dem Klosterboden den Ackerbau treiben und ihr Brod verdienen lernen, und heißt jetzt nach dem Namen des bekannten Menschenfreundes „Pestalozzi-Stiftung".

III. Die Gespenstergeschichte.

Womit bringt der Erzähler des Unglaublichen momentane Wirkung hervor? oder:

Was hat sich unsere durch einen unerklärlich scheinenden Vorfall gepeinigte Phantasie Beruhigendes von der Thatsache selbst sagen zu lassen?

Entwickelt an der Sage vom Vermauerten Haus in Aachen. Alterthum v. Daumer (Nürnb. 33) 1, 60.

Zu Aachen auf dem sogenannten Graben, der um die Burg Karls des Großen gezogen, später ausgefüllt und mit Häusern bebaut wurde, besaßen die Grafen von Goldstein ein Haus, welches sie gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an einen Kaufmann verkauften. Im Hof stand ein kleiner uralter Bau, der unten ein Gewölbe und oben nichts als einen kleinen Vorplatz nebst Zimmer enthielt. Die Hausthüre dieses Baues war vermauert und Niemand wußte eine Ursache davon anzugeben. Einer der Commis im Hause, der nicht bequem logirt war, bat sich die beiden Zimmer in diesem Baue aus und erhielt sie auch; er hatte schon einige Zeit in Ruhe und Stille da logirt, als er zur Zeit des Advents mit meinem ältesten verstorbenen Bruder Nachts aus einer Gesellschaft heimgehend, diesen einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen.

Zwischen 12 und 1 Uhr öffnete sich die Thüre des Zimmers und ein junges Mädchen in alterthümlicher Tracht, eine eiserne, oben offene Ampel in der Hand, begleitet von einem jungen geharnischten Ritter, trat in's Zimmer, und Beide, immer leise mit einander sprechend, setzten sich am Tische nieder.

Mein Bruder und sein Freund waren beim Eintritt dieser Beiden erwacht, setzten sich im Bette auf und das Ganze als einen Spaß von Freunden ansehend fingen sie an darüber zu scherzen. Das Mädchen stand auf, schnallte dem Ritter den Panzer ab und löste den Helm, und jetzt erst bemerkte mein Bruder, daß diese Gesichter ihm fremd und leichenblaß wären. Plötzlich hörte man den Hufschlag eines Pferdes im Hofe, der geschlossen war; das Pferd hielt vor der Thüre, ein Geharnischter stieg ab, stieg laut klirrend die Stiege herauf und öffnete rasch die Thüre. Eine kräftige, untersetzte Männergestalt trat ins Zimmer; das Mädchen schrie laut auf, Jesus, mein Vater! und in dem Moment stieß der alte Ritter seinen Dolch dem jungen in die Brust, dann seiner Tochter. Mit lautem Getöse fielen diese zu Boden. Das Licht erlosch und alles war verschwunden. Mein Bruder zündete Licht an und erschöpfte sich in Möglichkeiten. Den andern Morgen fragte der Herr des Hauses, was denn die Nacht für ein Mordlärm bei ihnen gewesen; sie theilten den Auftritt mit. Die Thüre dieses Baues wurde wieder vermauert, bis er später ganz weggebrochen wurde.

Lesemuster: Göthe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten: die Sängerin Antonelli. — Schelling: Letzte Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland; ein erzählendes Gedicht im Schlegel'schen Almanach, wieder gedruckt in Philipp Wackernagel's poetischem Lesebuche.

Gesichtspunkte für den denkenden Schüler über den Inhalt und die stylistische Behandlung dieser Geschichte.

a. Ein leeres Haus, worin die Menschen nicht mehr wohnen,
Wird in Besitz zuletzt genommen von Dämonen. Rückert.

Dies gilt nicht blos von dieser einzelnen vorausstehenden Erzählung, sondern noch weit mehr von allen erblassenden Geisteszuständen im Völkerglauben. Rückert behauptet (V. 358):

Jeder nach seiner Eigenschaft,
Nach seines Geistes Sehekraft
Sieht Geister, bekleidet oder nackte,
Mehr leiblich oder geisterhaft,
Ein Abstracter sieht abstracte,
Ein Abgeschmackter abgeschmackte,
Ein Vertrakter vertrakte.

Die Regel ist Gottes Bild. Warum überzeugen wir uns jetzt nicht von Zaubereien? Weil wir der Regel den Boden ausstoßen würden. Erzähl' ein Wunder von heut' oder ehegestern, wo findest du Glauben? Und warum dieser Unglaube? Hat denn Treu und Glauben aufgehört auf Erden? Nicht also, wohlmeinender Zeterrufer!

(Nur mögliche Geschichte ist die wahre,
Geschichte ist Geschichte des Verstandes,
Und ihr Probirstein ist und bleibt Vernunft.
Dem Unvernünftigen nur giebt's Geschichten.
L. Schefer, Weltpriester, S. 62.)

Wie kommt's aber, daß Alles die Ohren spitzt, wenn vom Wunderbaren die Rede ist? Das kommt, weil der Verstand steif und fest auf seine Regel hält und den Feind kennen lernen will, der da seine Veste einzunehmen droht. Das kommt, weil der Verstand sein Richteramt beweisen will wider den, der die Grenze zu verletzen droht. Hippel, Lebensläufe 3, 13 ff.

b. Ueber die formelle Anlage und Beschaffenheit obiger Erzählung.

Bei welchen einzelnen Punkten und Wendungen der Erzählung bringt die überlegte und schlaue Anordnung des Stoffes einen sichern Eindruck hervor? Die Thatsachen folgen sich in scheinbarer Zufälligkeit und legen sich in einem bis zum Gewöhnlichen einfachen Tone dar; ist dies vielleicht Kunst? Man bemesse daher an dieser Erzählung das Maaß von Wahrheit, das in folgendem Ausspruche J. Jouberts über den Styl liegt (Ideen und Maximen, aus dem Französischen übersetzt von Pocci. München, 51):

Es genügt nicht, daß man das, was man sagt, verständlich mache, man muß es auch sichtbar machen; es muß dem Gedächtnisse, aber eben so wohl der Phantasie genügen. Will man Feines sichtbar machen, so muß man es färben.

Dieser richtige Rathschlag J. Jouberts ist von unserer Erzählung in folgenden Punkten erfüllt. 1. Der ganze Vortrag ist mit einer vorsichtigen Oekonomie abgefaßt, um auf Seite des Zuhörers ja keinen Zweifel wach zu reden. 2. Der Schauplatz der Begebenheit ist uns nicht blos auf's umständlichste veranschaulicht, sondern auch im Einzelnen noch mit einer historischen und antiquarischen Grundlage ausgestattet, die sich und das ihr Nachfolgende um so rascher beglaubigt, je harmloser und blos nebenher alles beigebracht zu sein scheint. 3. Gerade so beglaubigend wirkt der als Augenzeuge der Begebenheit mit angeführte Bruder, der, wie nebenher der Erzähler rasch bemerkt, schon todt ist und nicht mehr befragt werden kann. Ebenso wird schließlich der ganze Bau und Schauplatz des Spuckes weggebrochen, mithin unserer Untersuchung gänzlich entrückt. 4. Erst die weibliche Spuckgestalt bringt ein Licht („Ampel") mit

in das dunkle Zimmer der Schlafenden, erst dabei wird das Antlitz des Enthelmten nach und nach sichtbar, und nothwendig erlischt dieses Licht, wenn es mit der Sterbenden zu Boden stürzt. In einem Nu also ist den beiden Zuschauern alles Sehen wieder unmöglich gemacht. 5. Die Hauspolizei eines wohlgeordneten bürgerlichen Lebens, die anfänglich geäußerte Muthmaßung, daß junge Freunde sich zum Scherz eine Mummerei erlaubt haben möchten — soll anfangs und noch am Schlusse für die Wahrhaftigkeit der Erzähler bürgen.

IV. Das Tanz-Anagramm der Polnischen Studenten.

(Aus dem Gedächtnisse erzählt.)

Eine Erzählung, die ihren kleinlich beschaffenen und verwickelten Stoff nicht zu umständlichen Vor- und Nach-Erklärungen, sondern zu gefälligen Anschauungen bringen soll.

Unter den mancherlei kopfanstrengenden Sprachkunststücken, in denen sich die Lateinbildung älterer Zeit gefiel, verdient jenes sinnreiche Anagramm einer besondern Erwähnung, womit einst die Warschauer Studenten den König Stanislaus Leszczynski bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1705 begrüßt haben. Was man nemlich bis dahin mit dem Titel Anagramm beehrt hatte, bestand in einer ermüdenden Geduldprobe, die sämmtlichen Buchstaben eines Wortes so lange hin und her zu versetzen, bis endlich Zufall oder Ameisenfleiß ein anderes beliebiges Wort daraus zusammenklauben konnte. Allein nicht als solche Milben- und Sylbenstecher verlangten die Warschauer Studenten diesmal vor ihrem feingebildeten Monarchen zu erscheinen. Sie trachteten ihm ihre vaterländischen Gefühle in einer Form auszudrücken, welche nicht nur als ein fehlerloses Schul-Exercitium, sondern selbst bei Hofe als ein Zeugniß ihrer körperlichen und geistigen Gewandtheit angesehen werden konnte. Und da sich der Zeitgeschmack gleichwohl noch in den Tändeleien des Anagrammenwesens gefiel, so galt es diesmal, ein solches zu erfinden, welches nicht minder künstlerisch schön als künstlich und gelehrt war, welches überdies lebend war und sogar getanzt werden konnte, welches nicht auf dem Papiere zusammengesucht, sondern freiwillig entsprungen zu sein schien aus dem musikalischen Rhythmus der polnischen Nationallieder. Dieses neue Anagramm bestand denn aus eben so viel akademischen Jünglingen, als der königliche Namen und Titel, auf dessen Verherrlichung es jetzt ankam, einzelne Buchstaben ausmachte.

Mitten unter den rauschenden Krönungsfeierlichkeiten zu Warschau erschien damals im Palaste eine Studentenschaar in reicher Nationaltracht und stellte sich schweigend in einer langen Linie dem

Throne gegenüber auf. Jeder von ihnen trug am Arme einen kleinen Wappenschild, darauf prangte je ein einzelner Buchstab aus dem Namen des Königs. Noch hielten sie diese Devise verborgen nach innen gekehrt, ehrerbietig verbeugten sie sich, dann zückten sie zugleich ihre Schilde auswärts, deckten schimmernd damit ihre Brust und präsentirten also nun sich selbst als die zusammenhängende Buchstabenreihe des königlichen Namens. Somit war das Thema ihres folgenden Schauspiels und zugleich Person und Rolle jedes einzelnen Mitspielers deutlich der Versammlung angekündigt. Sie standen als ein lebendiger Theaterzettel da, dessen große Lettern den Leser einladen, ihn aufmerksam und genau in's Auge zu fassen. Das Orchester stimmte hierauf eine Polonaise an. Wie vom Zauber heimatlicher Lieder ergriffen verschlang sich jetzt die Linie in einen kunstvollen Tanz und führte diesen durch eben so viele Theile und Figurengruppen durch, als sich die Schildbuchstaben der Tänzer zu besonderen Ausdrücken der Huldigung vereinigen und gruppiren ließen. Jede ihrer Tanzphrasen brachte zugleich eine neue Wortphrase auf ihren Schilden mit hervor. Die anmuthige Gelenkigkeit ihrer Glieder wetteiferte mit der sinnreichen Behendigkeit ihrer Schildzeichen, der malerische Tanz wurde zugleich ein sprechendes Gedicht. Indeß ihre Füße die Polonaise variirten, führten ihre Arme zugleich die Variationen des Anagramms durch. Denn nun begann dieses seine künstlichen Wortschöpfungen vorzutragen und vervielfältigte sich nacheinander zu neunerlei Formeln, mit denen es eben so viele neue Glückwünsche an den zuschauenden Fürsten richtete. Sobald dann ein Jeder die Stelle erreicht hatte, die ihn persönlich bedeutsam machte, wo er als Buchstabe das frische Wort und als Tänzer die neue Tanzfigur mitbilden half, dann ruhte die Polonaise einen Moment, alle erhoben gemeinsam ihre Schilde wie zum Triumphe und boten die schimmernd darauf stehende Devise, die abermals gewonnene Formel der Versammlung dar.

So componirten sie auf geheimnißvolle Weise ein vielgliedriges fortgesetztes Epigramm, dessen Thema allein die Ehre und der Ruhm ihres geliebten Fürsten war; lobrednerisch ließen sie es durch ihre Schilde aussprechen, damit ihre eigne Stimme dabei in gebührender Jugendbescheidenheit verstummen durfte. „Komm, besteige den Thron deiner Ahnen!“ (I, scande solium!) lautete ihr Schlußspruch, den die letzte Tanztour zeigte. So schön und warmherzig, so erfinderisch und buchstäblich genau wußten sie Inhalt und Form ihrer patriotischen Hoffnungen allein aus einem Königsnamen zu schöpfen. Ein einziges Zaudern oder Uebereilen unter den Mitwirkenden, eine Verwechslung oder unzeitige Begegnung allein hätte hingereicht, die begonnene Tanzphrase aufzulösen, die daran geknüpfte Wortphrase zu verwirren, ja wie ein schief lautender Ausdruck in eine beschämende Mißdeutung zu verkehren. Da galt es denn Aufmerksamkeit und Vorsicht besonders

für jene Tänzer, deren Buchstabe von mehreren Genossen zugleich auf dem Schilde geführt werden mußte, wie denn dabei der Name Stanislaus Lesczcynski schon für das blose S fünferlei verschiedene Repräsentanten nothwendig machte. Um so edler war denn auch der Genuß und um so reichlicher der Beifall der Zuschauer. Ein so geschmackvolles Anagramm war noch nicht erdacht gewesen. Denn es schmeichelte dem Sinn des Auges und Ohres, ohne den berechnenden Verstand unbeschäftigt zu lassen; und während es der Phantasie wie eine glückliche Dichtung aus dem Stegreife erschien, konnte der Hofgeschmack besonders die Improvisation ausgesuchter Artigkeiten daran bewundern. Den Damen gefiel die geräuschlose Zierlichkeit der Jünglingsgestalten, die sich muskelkräftig hier im Takte auf und nieder schwangen. Der Gebildete bemaß die weitreichende Gedächtnißkraft, die jetzt mit dem unentbehrlichen Gefährten rechtzeitig zusammentraf und jetzt den Leichtverwechslichen mit mathematischer Sicherheit vermied. Der Gelehrte gab sich dem geheimnißvollen Werden überraschender Wortbildungen hin, gleich als ob hier die ganze Sprache noch einmal mit all ihren Stämmen und Aesten aus der Ergiebigkeit eines einzigen Wurzelwortes hervorsprossen sollte. Dichtkunst, Musik und Tanz hatten sich hier glücklich verschwistert und ihre ursprüngliche Einheit Allen bewiesen. Aber solcherlei Eindrücke wurden noch überwogen durch den vaterländischen Sinn, welcher dieses Festspiel angeregt und besonders eingegeben hatte. Die drückende Fremdherrschaft schien eben damals für Polen beendigt; die innern Parteien verstummten; denn der neue Wahlfürst, den man heute krönte, stammte wieder aus einheimischen Blute, und mit ihm stieg die Hoffnung in allen Gemüthern frisch auf. Diese Mahnung, die in dem Festspiele angedeutet lag, rührte das gefühlvolle Herz des Königs tief. Er war Pole; und nicht die Schmeichelei, sondern jene klassische Vaterlandsliebe des Polen hatte so eben eine erwartungsvolle Ansprache an ihn gerichtet. Er glaubte den lebenskräftigen Geist und seines Volkes Zukunft in diesen Jünglingen vorauszusehen, welche so eben den Buchstabenkram ihrer Schule zu einer so edeln, so nationalen Wirkung gesteigert hatten. Er sah hier die Wahrheit vor seinen Augen erfüllt, daß der Buchstabe tödte und der Geist allein das Leben der Zukunft in sich habe. Er las dasselbe Verständniß rings im Thronsaale auf den Mienen der gleichfalls ergriffenen Versammlung.

(„Die Ritter schauten muthig drein
Und in den Schoos die Schönen.“)

Dankbar ließ er jedem Studenten einen kostbaren Schild zum Andenken verfertigen, der seine königliche Namenschiffre in Gold trug.

V. Das Verfahren des taktlosen und des berechnenden Gesellschafts-Erzählers.

1) Erklärt und zugleich in doppelte Scene gesetzt durch zwei Anekdoten-Erzählungen aus den „Flegeljahren."

Die gesellschaftliche Anekdote *). Der General Zablocki, der ein unaufhörliches Sprechen und Unterhalten begehrte, sann Walten an, etwas zu erzählen, etwas aufgewecktes. Ich sinne noch nach, versetzte der Notar Walt, geängstigt von einem Blicke Zablockis, und flehte Gott um einigen Spaß an; denn noch sah er, daß er eigentlich nur über das Sinnen sinne und dessen Wichtigkeit. Die Tochter reichte dem Vater die Flasche; Trinken Sie dies Gewächs für 48ger oder 83ger? sagte der General, als man Walten das Glas bot. Er trank mit der Seele auf der Zunge und suchte forschend an die Decke zu blicken. „Er mag wohl, versetzte er, um die Hälfte älter sein, als mein voriger Wein, den ich eher für jungen 48ger halte; ja — setzte er fest dazu und blickte in's Glas — er ist gewiß herrliche 83 Jahre alt." Zablocki lächelte, weil er eine Anekdote, statt zu hören, erlebte, die er schön weiter geben konnte. Mit einschmeichelnder Stimme fragte ihn wieder Zablocki, ob ihm noch nichts eingefallen.

„Ein harthöriger Minister — fing er an — hörte an einer fürstlichen Tafel"

Wie heißet er wohl? fragte Zablocki.

Das wußt' er nicht. Allein da der Notar den wenigen Historien, die ihm zufielen, keinen Boden, Geburtstag und Geburtsschein zuzuwenden wußte, — vorfabeln wollt' er nie: — so braucht es nicht erst bewiesen zu werden, wie farbenlos er als Historienmaler auftrat.

„Ein harthöriger Minister hörte an einer fürstlichen Tafel die Fürstin eine komische Anekdote erzählen, und lachte darüber mit dem ganzen Zirkel unbeschreiblich mit, ob er gleich kein Wort davon vernommen. Jetzt versprach er eine eben so komische zu erzählen. Da trug er, zum allgemeinen Erstaunen, die eben erzählte wieder als eine neue vor."

Der General glaubte, so schnapp' es nicht ab; da er aber hörte, es sei aus, so sagte er spät: „Deliziös!" lachte indeß erst zwei Minuten später hell auf, weil er gerade so viel brauchte, um sich heimlich die Anekdote noch einmal, aber ausführlicher,

---

*) Eine Anekdote ist oft eine kleine Biographie, und eine Biographie eine kleine Weltgeschichte. Est mihi pro facto saepe, quod esse potest. Ovid. Amor. 2, 13. 6. — M. Art, Gymnasien. Wetzlar 1838.

vorzutragen. Der Mensch will nicht, daß man ihm die spitze, blanke Pointe zu hitzig auf der Schwelle auf das Zwerchfell setze. Eine gemeine Anekdote ergreift ihn mit ihrem Ausgange froh, sobald er nur vorher durch viele Langeweile dahin getrieben wurde. Geschichten wollen Länge, Meinungen Kürze.

Mit mehr Anmuth als bisher theilte Walt diese Anekdote mit: Ein Frühprediger, dessen Kehlkopf mehr zur Kanzelprosa, als zur Altarpoesie gestimmt war, rückte zu einer Stelle hinauf, die ihn zwang, vor dem Altare das „Gott in der Höh' sei Ehr'" zu singen. Er nahm viele Singstunden; endlich nach vierzehn Singtagen schmeichelte er sich, den Vers in der Gewalt und Kehle zu haben. Die halbe Stadt ging früher in die Kirche, um der Anstrengung zuzuhören. Ganz muthig trat er aus der Sakristei (denn er hatte sich darin vom Singmeister noch einmal leise überhören lassen) und stieg gefaßt auf den Altar. Alle Erzähler der Anekdote stimmen überein, daß er trefflich angehoben, und sich anständig genug in den Choral hineingesungen hatte, als zu seinem Ruin ein blasender Postillon draußen vor der Kirche vorbeiritt und mit dem Posthorn in's Kirchenlied einfiel. Das Horn hob den Prediger aus dem alten Sing-Gleise in ein neues hinein, und er sah sich gezwungen, das ernste Lied mitten vor dem Altare nach dem vorbei reitenden Trompeterstückchen auf die lustigste Weise hinauszusingen.

Der General lobte sehr den Notar und ging heiter aus dem Zimmer.

Im Auszuge nach Jean Paul Fr. Richter 28. 113.

2. Der doppelte Erzählungszweck beim Vortrag der Einen Anekdote.

Im Don Quixote 2. Th. Kap. 31 beginnt Sancho Pansa, Don Quixot's Schildknappe, einer Gesellschaft von Damen, Hofleuten und Geistlichen ein Abenteuer also vorzutragen: „Es begab sich einmal, daß ein Edelmann in meinem Dorfe, der sehr reich und vornehm war, denn er stammte von den Alamos von Medina del Campo ab und heiratete Donna Menzia von Guinnones, die Tochter des Don Alonzo von Marannon, eines Sanct Jacobritters, der bei der Insel Herradura ertrank, wegen dessen in meinem Dorfe vor einigen Jahren jener große Streit entstand, bei dem, so viel ich mich erinnere, mein gnädiger Herr Don Quixote auch war, und Tomasillo, der Galgenschwengel, der Sohn Balbastro's des Hufschmieds, blessirt wurde...... Ist das nicht reine Wahrheit, gnädiger Herr? Sagt selbst, ich bitt' Euch, damit diese Herrschaften mich nicht für einen aufschneiderischen Prahler halten!

Du führst so viele Zeugen und Merkmale an, Sancho, sagte Don Quixote, daß ich nothwendig zugeben muß, du berichtest

Wahrheit. Doch fahre nur fort, kürze deine Erzählung ab, denn du holst so weit aus, daß du in zwei Tagen nicht fertig werden würdest.

Dieser Edelmann nun, meine werthen Herren, fuhr Sancho fort, den ich wie meinen Bruder kenne, da seine Wohnung nur einen Büchsenschuß von der meinigen entfernt ist, lud einen armen, aber ehrlichen Bauern zum Essen ein.

Weiter, mein Freund, weiter! sprach der Geistliche. Ihr schlagt einen Weg ein, als ob Ihr bis zum Jüngsten Tage fort-erzählen wolltet.

An der Hälfte wird es genug sein, so Gott will, erwiederte Sancho. Dieser Bauersmann also kam zu diesem Edelmann, der ihn eingeladen hatte, Gott hab ihn selig, denn er lebt nicht mehr und man sagt sogar, er sei wie ein Engel gestorben; dabei war ich indessen nicht, da ich gerade zu selbiger Zeit nach Tembleque Schneiden gegangen war.

Ums Himmelswillen, fiel der Geistliche ein, macht, daß Ihr von Tembleque zurück kommt, und ohne den Edelmann zu begraben, beendiget Eure Erzählung, wenn Ihr nicht auch mein Begräbniß erleben wollt.

Als nun, fuhr Sancho fort, Beide im Begriffe waren, sich zu Tische zu setzen,..... 's ist mir, als sähe ich sie in diesem Augenblicke so deutlich als je vor mir..... als demnach, wie schon gesagt, sich Beide niedersetzen wollten, weigerte sich der Bauer hartnäckig, den ihm angewiesenen Ehrenplatz am Tische einzunehmen, und der Edelmann bestand darauf, ihn dem Bauern abzutreten, indem er sagte, daß in seinem Hause geschehen müsse, was er befehle. Der Bauer hingegen, der den Höflichen und Wohlgesitteten spielen wollte, gab durchaus nicht nach, bis endlich der Edelmann ärgerlich ihn mit beiden Händen bei den Schultern faßte und mit Gewalt niedersetzte, indem er sagte: Setzt euch doch, alberner Mensch: denn wo ich mich hinsetze, so werde ich doch immer oben sitzen! — Das ist mein Geschichtchen, und meiner Treu, ich glaube, daß es hier so übel nicht angebracht ist.

Der Autor Cervantes läßt den Schildknappen Sancho Pansa diese Anekdote absichtlich schlecht erzählen, um dadurch dem Zuhörer nebenbei und in der Stille eine weit bessere beibringen zu können über den verrückten Ritter Don Quixote, der aus einer so niedrigen Gesellschaft, wie die vom Schildknappen geschilderte ist, so eben herkommt, jetzt aber zur vornehmen Tafel gezogen, erst noch die gleichen bäurischen Umstände über den Platz machen zu müssen meint, den ihm seines Gastfreundes Tact und Witz bereits eingeräumt hat.

VI. „Unmittelbar nach Fr. Schiller's Verscheiden."

9. bis 11. Mai 1805.

Folgendes Material ist so pragmatisch trocken vorgelegt, wie es die zufälligen Aeußerungen Froriep's (im Schiller-Album), dann Hoffmeister's (Schiller's Leben, Bd. 5, 333) und Adolph Stahr's neuere Forschungen (Jena und Weimar von A. Stahr, 1, 85) nach einander darbieten. Es ist in eine wirksame Erzählung umzugestalten, die eben so sehr ein Ergebniß eigner gemüthlicher Betheiligung, als auch wohlberechneter Gruppirung derjenigen Einzelheiten des Stoffes sein muß, die gegenseitig in ein wirksames Verhältniß zu einander gebracht werden können.

Das einzige öffentliche Blatt, welches Weimar im Jahre 1805 besaß, war „das Wochenblatt". Dasselbe brachte damals unter seiner stehenden Rubrik „Beerdigte bei der Stadtgemeinde" folgende Anzeige:

„Den 12. Mai, Nachts 1 Uhr, wurde der in seinem 46sten Lebensjahre verstorbene Hochwohlgeborene Herr C. Fr. von Schiller, F. Sächs. Meiningen'scher Hofrath mit der ganzen Schule erster Klasse, in das Landschaftskassen-Leichengewölbe beigesetzt."

Jeder einzelne Theil dieser Notiz klingt so befremdend, daß man sich vorher, um sie zu enträthseln, erst in Schiller's damaliger Familie umsehen muß. Im Namen der in ihrem Schmerze unfähigen Wittwe hatte es der damalige Weimarer Gymnasiallehrer Heinrich Voß, des alten Johann Heinrich braver Sohn, als treuer Freund des Schiller'schen Hauses übernommen, die zur Beerdigung nothwendigsten Geschäfte zu besorgen. Als er sich an den Tischlermeister Eschenhauer wegen des Sarges wendete, versprach dieser mit wohlgemeintem Handwerkseifer, alle seine Kunst aufbieten zu wollen, um das letzte Haus eines so großen Mannes recht würdig herzurichten. Voß mußte ihm jedoch sogleich begreiflich machen, daß die Verhältnisse des Verstorbenen die äußerste Sparsamkeit geböten; und so ward ein ganz gewöhnlicher Sarg angefertigt, dessen Preis die Summe von 3 Thalern nur um wenige Groschen überstieg.

Die rasch zunehmende Verwesung der secirten Leiche machte die Beerdigung, die für den Sonntag anberaumt war, schon den vorhergehenden Samstag Nachts nothwendig.

Am Abende dieses Tages, den 11. Mai, trat Hofrath Schwabe, damaliger Bürgermeister Weimars, in das Schiller'sche Wohnhaus, dessen Eigenthümer er zugleich war. Er fand in der Hausflur, von einer einzigen Kerze erhellt, den bereits mit der Leiche zum Begräbnisse nackt hingestellten Sarg, an dem der Bediente Rudolph verweint und allein saß. Von diesem erfährt er, daß man eben die Leichenträger erwarte, daß diese aus der Zunft der Schneider seien, weil an denen diesmal die Reihe der Weimarer Lohnbegräbnisse

wäre und wie diese denn auch zugleich das mit den Insignien ihrer Zunft versehene Bahrtuch für den Sarg noch mitzubringen hätten. Mit dem Gefühle schmerzlicher Scham eilte nun Schwabe aus dem Trauerhause hinweg in eine nahe Abendgesellschaft, wo er mehrere Bekannte Schillers versammelt wußte, und forderte diese auf, die theuern Ueberreste nicht von gemietheter Hand hinaustragen zu lassen, sondern selbst dies Ehrenamt zu übernehmen. Es folgten ihm eilf, unter ihnen die Schriftsteller Stephan Schütze, Hofrath Helbig und der Maler Jagemann. Sie gingen in das Schiller'sche Haus, lohnten dort erst noch die schon erschienenen fremden Träger ab und trugen dann zusammen die Bahre auf den Johanniskirchhof. Hinter drein folgte Medicinalrath Froriep; voraus gingen zwei Bediente mit Fackeln und die Schüler der ersten Gymnasialklasse, welche von ihrem Lehrer H. Voß hergewiesen worden sein mochten. Es war zwischen eilf und zwölf Uhr. Man hörte ein einziges Glöcklein läuten. So trug man den Dichter der Glocke fort. Der Herzog mit dem Hofe war an diesen Tagen gerade abwesend. Freund Göthe war gleichzeitig erkrankt, man verschonte ihn mit der Meldung von diesen traurigen Vorgängen; aber ein volles Jahr darnach peinigen sie noch seine Vorstellung, und als er bei Schiller's später veranstalteter Todtenfeier jenen „Epilog zur Glocke" schrieb, muß er stets jene würdelose Nacht sich schmerzlich wiederholen:

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich, soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?

Es hatte sich der Zug schon in Bewegung gesetzt, als ein fremder Mann zu Rosse über den Marktplatz daher kam, abstieg, sein Thier seinem Diener übergab und sogleich der Leiche zu Fuße folgte. So kam man auf den Kirchhof. Hier war eine ebenliegende allgemeine Gruft geöffnet, das sogenannte Kassengewölbe; zehn Särge standen bereits darinnen schwankend über einander geschachtelt, an Seilen ließ man Schiller's Leiche hier hinunter, sie kam als eilfte oben auf. In diesem Momente brach das Mondlicht durch die schweren Nachtwolken, als wollte es noch seinen Scheideblick auf den „Gedankenfreund" werfen. Der Fremde, den die Sargträger schon auf dem Herauswege gewahrt hatten, stand nun an der Mauer des Kirchhofs, eine hohe Gestalt in einem Soldatenmantel. Wer er gewesen, ist nie bekannt geworden. Die Träger beteten ein „Vater unser". Die Fallthüre der Todtenkammer wurde wieder zugelassen und verriegelt. Als am Sonntag darauf der Trauergottesdienst abgehalten wurde und dabei Schiller's kleines Töchterlein Emilie während der Gedächtnißrede arglos auflachte, bewegte dies die Herzen aller Anwesenden mehr, als jene Trauer-

Predigt des Superintendenten Vogt, von welcher man damals sagte: „Viele Worte, nichts als Worte".

Drei Gesichtspunkte, um vorstehende Facta in einer anständig lautenden Wieder-Erzählung zusammenzufassen, in welcher die würdelosen Thatsachen keineswegs übergangen werden können, sich aber gleichwohl weder an der Schiller'schen Zeit, noch an Schiller's persönlichem Andenken versündigen dürfen.

1. Die Freunde und Mitbürger Schillers in und um Weimar bei des Dichters Bestattung.

Wie oft wünscht man sich in der Zeit großer Männer gelebt zu haben. Wie lebhaft wäre man alsdann den frischen Eindrücken ihrer neugelungenen Werke, ihrer eben vollführten Leistungen ausgesetzt gewesen; wie leicht wäre man dann zumal ihrer leibhaftigen Anschauung, etwa gar ihrer persönlichen Rede, ihres Umganges gewürdigt worden. Wie müssen jene inhaltsreichen Tage doch so ganz andere gewesen sein, denkt man sich, als die unsrigen. Bei einem solchen Wunsche, der aus herzlicher Liebe und Verehrung gegen würdige Männer und sittliche Vorbilder stammt, begegnet man aber gar bald manchen erkältenden oder gar beschämenden Erfahrungen, denen auch sie unter den Ihrigen ausgesetzt gewesen sind, und der Abstand ihrer Zeit von der unsrigen hört auf, uns als ein so besonders großer zu erscheinen. Denn auch die gepriesensten Momente einer geistig fruchtbaren, von Erfindungen und Ereignissen wimmelnden Periode bringen bei näherer Betrachtung so mancherlei betrübende Vorgänge mit sich, daß unsere phantastischen Wünsche bald bedroht sind, eben so tief wieder herabgestimmt zu werden, als sie vorher hochgehoben waren und deswegen auch hoch berechtigt zu sein glaubten.

Auch alles das dürftige Treiben der Weimaraner um Schiller's Leiche und das kleinliche Detail, das sich bei seiner Bestattung in so armseligem Lichte kundgiebt, scheint dieselbe öde Gleichgiltigkeit auszudrücken, womit die Gegenwart jeden Schritt ihrer großen Wohlthäter lebenslänglich hemmt und dann einem unter der Last Erliegenden mit einem blos herkömmlichen Bedauern in die frühe Grube nachblickt.

Wenn solche Erfahrungen dem spätern Enkel peinlich fallen, so pflegt er sich nach irgend einem Beruhigungsmittel in der Geschichte umzusehen, und er meint zuletzt ein solches gefunden zu haben, wenn er sich mit einiger Sicherheit sagen kann: So war von jeher der Lauf der Dinge. Hat sich doch nicht einmal das klassische Alterthum frei zu erhalten vermocht von dieser Schattenseite des menschlichen Treibens, hat es doch nationalen Undank und öffentliche Geringschätzung seinen hervorragendsten Naturen gerade am reichlichsten bewiesen. Während es die Sicilianer-Rosse des Hiero enthusiastisch krönt, weil sie eben in Olympia beim Wettrennen gewonnen haben, schickt es die verdienten Häupter des

Staates kaltblütig in's Exil, läßt es seine Weisen und Dichter an den Höfen der monarchischen Fremde ungerufen umherwandern. Ein Volk von Roßkämmen! könnte dann irgend ein unwissender Eiferer über diese Hellenen ausrufen, und wir würden über sein grobes Urtheil arg erstaunen, obschon es doch unserer eigenen Mißstimmung ziemlich verwandt ist, die wir bei den Erfahrungen über Schiller's Leichenbegängniß geltend machen möchten. Ein Volk von Philistern! wäre doch wohl etwa auch das Wort, welches einem hiebei voreilig auf der Zunge liegen kann. Wir werden also mit obigem aus der Geschichte entlehnten Satze uns weder selbst beruhigen können, noch damit irgend eine uns betheiligende Frage zu einer genugthuenden Erklärung bringen. Fühlen wir uns doch dem musterhaften Inhalte der alten Staaten ohnedies unähnlich genug, als daß wir es noch wagen möchten, auch deren Gebrechen zu den unsrigen zu machen und sie gar noch mit dem rohen Abzeichen unsrer neuen Mängel zu charakterisiren. Die paar scheinbaren Aehnlichkeitspunkte zwischen Einst und Jetzt gewähren uns ja doch nicht jene sittliche Genugthuung, deren wir in unseren eigenen Angelegenheiten so bedürftig sind; und warum sollte denn das unwürdige Treiben unserer Zeit deshalb mehr Entschuldigungsgrund finden oder nur etwelchen überhaupt haben, weil schon ein früheres Zeitalter ebenso würdelos in einem ähnlichen Falle gehandelt hat, und weil die Beispiele der Pflichtvergessenheit und Rohheit auch damals schon geschichtlich zahlreicher sind, als die Muster des Vortrefflichen und Edeln? Will man also Alles, was in der eigenen Zeit mißbehagt, in irgend einer andern vorfinden, um damit die eigene Mangelhaftigkeit zu mildern, so wäre es von Anfang an vernünftiger, auf alles Interesse an dem Vorzüglichen überhaupt zu verzichten. Und ein übel angebrachter und alles im Untröstlichen belassender Eifer ist es, bei Vorfällen, die uns geschichtlich bereits verdunkelt sind, deswegen auf die Zeitgenossen zu schelten, weil uns nun die Vorfälle, deren Zeugen sie waren, unleidlich und roh erscheinen. Untersuche man die Begebenheit, deren Gestalt so anstößig erscheint, und vielleicht wird diese weniger anstößig, wenn wir jene aus ihren eignen Gründen erklärt haben. Je mehr wir die kleinen Wurzelfasern erkennen, aus denen eine Sache hervorwächst, um so weniger mehr wird uns die Wunderlichkeit ihres Wachsthums befremden.

Freilich kann man sich auch dagegen mit gutem Grunde sträuben wollen. Soll man denn, sagt man, die ganze Reihe von Zufälligkeiten, von kleinen Nebenumständen und örtlichen Mißverhältnissen jedesmal in's Nadelöhr einfädeln, soll man Stich für Stich die Fetzchen von Thatsächlichkeiten aneinander flicken, damit sie alle zusammen genommen erst einen Vorgang verzeihlich und gedenkbar machen können, der uns dennoch beleidigt und gemüthlich kränkt, ob wir nun jenes örtliche und bürgerliche Mischmasch wissen oder

nicht wissen. Lege man uns immerhin derartige Rechtfertigungen mit all ihren localen Vernunftgründen vor, so sind sie doch nur Trödel und doch nicht von Gewicht in jener andern Wagschale, in welcher alle unsre Ehrenpflichten gegen einen großen Mann liegen, und die Geltung jener hört gänzlich auf, sobald wir es an schuldigem Dank gegen seine Person, an bereitwilliger Achtung gegen sein Andenken haben fehlen lassen.

Zu solchen grübelnden Gedanken gelangt man, seit man in diesen Tagen erst umständlicher erfahren hat, zu welch einer abenteuerlichen Todtenfahrt Schiller's Begräbniß scheinbar durch die Theilnahmslosigkeit des Weimarer Publikums geworden ist.

Wenn Göthe damals eben selbst krank lag, da sein geliebter Freund starb, und wenn gerade auch die herzogliche Familie abwesend war, wo waren alsdann wohl alle die Weimarer Vornehmen und Adeligen, als man nun den Mann begrub, dessen Meiningischer Hofrathstitel und dessen Weimarischer Adelsbrief nicht minder ächt sein konnte, als der ihrige? Wo blieben denn an diesem Tage diejenigen Offiziere alle, die sämmtlich mit ächtester Regimentsbegeisterung im Parterre gesessen und dem Dichter stürmisch applaudirt hatten, als Piccolomini oder Wallensteins Lager und Tod hier vor Kurzem zum erstenmale aufgeführt worden? Ja nur die Weimarer Schauspieler, wo blieben nur diese, denen doch der Dichter eben so oft ein neues Stück Brod gab, als er ihnen eine neue Rolle für ihre Bühneneitelkeit geschrieben hatte? Und nun erst alle ordentlichen und nicht ordentlichen Professoren der Jenaer Universität, wo steckten denn diese Rectoren und Dekane mit Mantel Kragen und Scepter, deren College einst Schiller gewesen, deren Anschlagszettel am schwarzen Brette einst den seinigen neidvoll überklebt hatte? Niemand war erschienen an diesem Trauertage, als ob entweder Alles rathlos gewesen wäre, oder theilnahmlos hätte bleiben wollen. Durch die Bestattung selber, welche an dem anberaumt gewesenen Tage vor sich gehen mußte, sind indessen die auswärts Wohnenden etwa noch zu entschuldigen; nicht aber konnte dies ein Grund sein, der die Weimaraner von der Begleitung der Leiche abhielt. Mußte die secirte Leiche plötzlich und um einen Tag früher beerdigt werden, als der Brauch voraussetzte, warum alsdann gerade um Mitternacht und in solcher Heimlichkeit? Konnte ein Sanitätsgesetz seinen vernünftigen Inhalt zu Gunsten der Lebenden nicht anders geltend machen, als daß es einen großen Todten bei Nacht und Nebel wegschaffen ließ, als ob es hier gegolten hätte, ein Polizei- und Sittenmandat gegen einen begangenen Frevel in Ausübung zu bringen! Und starb Schiller wie ein Aristides, hinterließ er nur eben so viel und nicht mehr, als zu dieser unerfreulichen Einfachheit des Begräbnisses gehörte; lag eine solche sogar noch in den bescheidenen Wünschen seiner Hinterbliebenen, oder überließ ihr tiefer Schmerz jegliches Weitere dem

einmal vorhandenen ordinären Brauche, so fehlt doch bei alle dem noch immer Einer ohne allen Grund bei diesem Trauerzuge, nämlich der seines Amtes waltende Priester. Eine solche Landeskirche, deren oberster Vorstand eben noch Herder gewesen war, dieser Prediger der Humanität, hätte religiösen Glauben und Brauch nicht eindringlicher machen und für sich selbst nicht mehr erhöhen können, als indem sie Beides unentgeltlich und ungebeten auf dieses Grab übertragen hätte, das nun Deutschlands nationellste Berühmtheit einschloß. Aber auch diese Pflicht blieb vergessen. Mithin scheint das bekannte Thatsächliche eben doch ohne hinreichende Erklärung festzustehen: Der Dichter der Glocke wird sang- und klanglos durch die finsteren und menschenleeren Gassen unseres damaligen Deutsch-Athens hinausgebracht und in ein ruhmloses Leichengewölbe verriegelt.

2) Die zufälligen Kundgebungen nationaler Theilnahme.

Und dennoch liegt in allen diesen Dürftigkeiten damaliger Zeit für unsere heutige Anschauung sowohl, wie für den hohen Schatten des Dichters selbst viel mehr Bedeutsames und Bleibendes, als wenn man Schillern unter allen Herkömmlichkeiten und Nichtherkömmlichkeiten bestattet haben würde, deren unter den damaligen Verumständungen das kleine Weimar überhaupt fähig war. Je mehr Prunk es entwickelt hätte, um so weniger wüßten wir jetzt noch davon; die rührende Armuth allein, wenn sie ihre Wiesenblume auf den Goldsarg eines Genius zu streuen sucht, kann würdig werden in unserm Andenken fortzuleben. Die Fürstengruft, in welcher nun Schiller liegt, ehrt nicht ihn, sondern macht den braven Karl August größer, der sich nachbarlich neben Schiller dorten in's Grab legen ließ. Dies beruht auf einem und demselben Gefühle, ob es nun in einem gebildeten Herzog oder in dem treuherzigen Worte eines Handwerkers sich Luft macht. Findet sich doch auch der brave Schreinermeister Eschenhauer herzlich bewegt und in seinem Handwerkseifer beehrt, als ihm der Auftrag gegeben wird, daß er seine Kunst auf den Sarg verwenden möge, der Schillern einschließen soll. Seine paar Worte darüber, die uns so zufällig erhalten sind, sagen allein mehr, als alle übrigen Bestattungs-Vorgänge zusammen, von jener tiefen Ehrfurcht, die auch im damaligen Weimar und bereits in den unteren Ständen für Schiller einheimisch war. Der Mann, der lebenslänglich nur die Säge zu führen hat, fühlt und bemißt in seinem Herzen damals bereits die Größe des erlittenen Verlustes. Diese instinctive Ehrfurcht hat sich seitdem durch das Herz des ganzen Volkes ausgebreitet, und aus den Sparpfennigen des gemeinen Mannes hat Deutschland Schillern zuerst das schöne Standbild zu Stuttgart errichtet. Stoßen wir uns also auch nicht daran, daß es gerade die Weimarer Schneiderzunft sein muß, welche beinahe zur Ehre gekommen wäre, des Dichters Leiche zu Grabe zu tragen; auch

nicht daran, daß Künstler und Schneider beinahe in einen halben Rechts- und Rangstreit gerathen an des Dichters Sarge. Denn wenn nun diese Schneider abgelohnt sind und das Haus wirklich verlassen haben, so ist zwar die Bürgerlichkeit in ihrer fataleren Gestalt aus diesem denkwürdigen Vorgange entfernt; allein sogleich darauf erscheinen die kleinen Lateinschüler Weimars, und diese Stammler aus Cäsar und Nepos eröffnen und bilden nun den Trauerzug, der unsern Klassiker hinwegträgt aus dem Schauplatze seiner nationalen Wirksamkeit. Es ist kein Scherz, wenn man in diesen Lateinschülern, Schneidern, Schreinern und Künstlern zusammen die ersten Subscribenten auf Schiller's Sämmtliche Werke entdecken will; denn eben durch die fortdauernde Erregbarkeit dieser Alters- und Ständeklassen ist Schiller der gelesenste Autor unseres Volkes geworden, seine Bücher sind neben Luther's Bibel die verbreitetesten in den deutschen Familien, er war und ist der bevorzugte Liebling unserer Jugend und unserer Bürgerlichkeit. Göthe's Wunsch ist vollständig erfüllt, der zu Gunsten seines Freundes der Nation zuruft:

Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

3) Die dabei sich zugleich einmischende Romantik.

Die Erscheinung jenes unerkannt gebliebenen nächtlichen Reiters, der allein dem Sarge Schillers als Leidtragender nachfolgt, wird später einmal wohl Anlaß geben, den ganzen Vorgang der Bestattung an diesem einen Punkte zu fassen und ihn in das Gebiet eines sagenhaften gespenstischen Vorganges hinüber zu spielen. Man ist lebhaft an die Worte in der Bürger'schen Lenore erinnert:

Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;

und man denkt überhaupt an den Volksglauben, daß die Todten reiten. Darum singt ein älteres Lied, welches Hippel (Lebensläufe 3, 313) zuerst aus dem Volke aufgehorcht hat, gerade so, wie hier der Schiller'sche Leichenzug in seiner Hauptsituation sich darstellt:

Der Mond scheint hell,
Der Tod reitt schnell.

VII. Die Rohheit des Erzählungsgegenstandes, welche ihm aus seinem thatsächlichen Inhalte verbleibt.

Schiller's „Verbrecher aus verlorner Ehre" in einer Skizze analysirt und nach der geschichtlich literarischen Entstehung sowohl, als auch nach der gemüthlichen Wirkung gewürdiget.

Schiller's erwähnte Erzählung beruht auf einem wirklichen Factum; sein „Verbrecher" ist der Sonnenwirthssohn Wolf aus

der schwäbischen Stadt Aalen, der unter dem Namen Wölfle mit seinen Diebsstreichen heute noch im Munde der Bevölkerung des Albuggebirges fortlebt. Schiller verbrachte einen Theil seiner Knabenjahre theils in, theils nahe diesen Gegenden, in denen der „Sonnenwirth" sein Wesen getrieben, und die frechen und blutigen Unternehmungen des Räubers prägten sich dem weichherzigen Kinde so fest ein, daß sich nachher auch der junge Schriftsteller noch eine Weile mit ihnen befassen muß. Längere Zeit bevorzugt Schiller in seinen Bühnenarbeiten solcherlei Charaktere, denen er einige Aehnlichkeit mit dem hier entworfenen Portraite des Sonnenwirthes geben kann. Denn wie in dieser Erzählung ein Jägerbursche Robert uns vorgeführt wird, der sich den Herzenswünschen und Neigungen Wolfs mit nebenbuhlerischem Glücke in den Weg stellt, der ihn gerade dadurch zu persönlicher Rache und nachmals zu den weiteren Gewaltthaten gegen Ordnung und Staatsgesetz antreibt: so setzt sich auch in den Räubern ein Bruder Franz Moor dem Seelenbündnisse zwischen dem Bruder Karl Moor und Amalien entgegen; und nachdem nun eine Häufung übereilter Rachethaten gegenseitig erfolgt ist, treibt die wieder erwachende Besinnung den zerknirschten Sünder in beiden Fällen aus den Armen des unwürdigsten Gesindels in die der strafenden Justiz. Die Rolle jenes in der Erzählung mitgeschilderten Amtmannes, der mit menschlich mildem Urtheile dem ausgestoßenen Verbrecher ein unerwartetes, aber allzuspätes Bedauern widmet, ist in den „Räubern" dem Pastor Moser übertragen, der mit seiner beruhigenden Lehre bei Franz Moor in ähnlicher Weise gleichfalls zu spät kommt. Und wie in diesen schriftstellerischen Anfängen, so fährt Schiller auch später noch fort, z. B. in Cabale und Liebe, in Fiesko, in Don Carlos, dem Hauptcharakter seiner Stücke einen Mitbewerber und Prätendenten zu erregen, der in dem dann angehobenen Wettstreit um einen gemüthlichen Besitz ersteren aussticht, oder durch die Tücken der Bosheit zu Grunde richtet. Eine ganz gleiche Verzweiflung bemächtigt sich dann des Ueberwundenen, und aus ähnlichen Gründen, wie sie hier den Sonnenwirth bestimmen, überliefern sich nacheinander Karl Moor und Marquis Posa freiwillig ihrem grausamen Verfolger, weil sie zusammen müde werden, sich von ihm langsam zu Tode hetzen zu lassen.

Es ist also immerhin ein dankenswerthes Geschäft, in der Erzählung vom Sonnenwirthe den Gang der Ereignisse, die Gemüthsbeschaffenheit des Hauptcharakters und endlich den gemüthlichen Antheil genauer zu betrachten, den wir als Leser daran nehmen; insoferne wir wahrnehmen, daß auch später entstandenen und wichtigeren Dichtungen Schillers noch zum Theil eine mit dieser Erzählung nahverwandte Fassung gegeben worden ist.

Zwar geht uns heute jene locale Wirkung fast durchaus verloren, welche der junge Autor mit diesem Stoffe damals auf sein

schwäbisches Publikum gemacht haben mochte, als die Geschichte in der Zeitschrift Thalia zuerst erschienen war. In unser jetziges Denken herein trifft nämlich jene Furcht nicht mehr vor einem Soldatenherzog und seinem Militairgefängnisse Asberg, wie damals, als noch ein jeder Altwürtemberger seinen selbstverständlichen eignen Angstgedanken beim Lesen derartiger Landeshistörchen fertig mitbringen konnte und an denjenigen Stellen ergänzend einschob, wo der vorsichtige Autor nur andeutend Platz dazu gelassen hatte. Wir empfinden also auch nichts Genaueres mehr von jenem heimlichen und schadenfrohen Vergnügen, mit welchem schlechtregierte Bürger einen schlauen Schurken oder frechen Verbrecher betrachteten, der mit momentanem Glück Rache nahm an einem grausamen Gewaltstaat. Wird es also uns nicht erst im Gedächtnisse historisch aufgefrischt, daß damals Gutes und Schlechtes gleichmäßig mit Füßen getreten werden konnte; daß der Schriftsteller J. J. Moser, dessen Schiller dann in den Räubern als des Pastors Moser namentlich wieder gedenkt, damals auf demselben Asberg sechs Jahre lang gefangen saß, wo auch der Dichter Chr. D. Schubart widerrechtlich in zehnjähriger Haft schmachten mußte: so hat unser bloßer Verstand freilich nicht viel Interesse und Spannung übrig für einen Wilddieb gewöhnlichen Schlages, dem in jener Zeit eben nur dieser Strafort Asberg und nach weiteren Criminalvergehen der gewisse Galgen in Aussicht steht. Die fortdauernden Protestationen eines solchen Individuums gegen ein Alle bindendes Gesetz, die Berufungen eines Gauners auf sein natürliches Menschengefühl, auf die Rechte seines Herzens u. dergl. erscheinen uns dann wie jede andere Albernheit verächtlich oder lächerlich. Gedenkt man darüber aber unseres edeln Schiller, wie er seinen starken Geist ursprünglich an das gemeine Nichts solcher winkelhaften Thatsachen gewagt habe, so gewahrt man erst recht die Armseligkeit der bürgerlichen und der literarischen Zustände, aus denen er sich mühevoll hervorrang. Um so deutlicher kann man sich alsdann seiner eifernden Thätigkeit erfreuen, wenn er trotz jener ungünstigen Zeitumstände nachmals den großen Styl der Historie zu entdecken versteht, nachdem er ursprünglich solcherlei Trivialitäten schwäbischer Criminalakten zu Romanen aufzuspreizen genöthigt gewesen war. Folgende Kritik wird sich also nicht an unserm Nationalautor versündigen, denn nur Ducaten werden beschnitten, Pfennige nicht. Da die deutschen Räuber- und Spitzbubenromane, die wir seit Spieß, K. Gottl. Cramer und Vulpius überstanden hatten, von Frankreich her in der Gestalt von Eugen Sue's und Alexander Dumas Schriften uns jetzt nicht blos frisch wieder zugekommen, sondern bei unserer Lesewelt auch zu besondern Gnaden gelangt sind, so wird es am Platze sein, an dem Beispiele einer Schiller'schen Erzählung einmal den gemüthlichen Antheil zu untersuchen, den man ehrlicher Weise an den Hauptcharakteren und sittlichen Situationen derartiger Erzeugnisse

mitunter zu nehmen pflegt. Ziehe sich die leicht hingerissene Empfindung alsdann daraus ihr Resultat.

Charaktere, wie der im Schiller'schen Sonnenwirth Wolf geschilderte, sind zahllose Male seither wieder geschrieben worden und haben einen Theil der Lesewelt immer wieder neu angeregt, obschon sie doch sammt und sonders stets das alte und ermüdende Thema wiederholt haben, das von Schiller mit einem „Verbrecher aus verlorner Ehre" vollkommen richtig betitelt und erschöpfend fertig geschrieben war. Mögen nemlich die Erzählungen dieser Art in noch so verschiedenartige Klassen der Gesellschaft oder Grade der Bildung sich hinein zu versetzen streben; mag das Schicksal, mit welchem man dorten angeblich im Kampfe begriffen ist, ein stets anders motivirtes sein, sich auf eine ganz unerwartet neue Weise neckend und höhnend erweisen; so haben sie doch alle zusammen den Zug einer unverkennbaren Familienähnlichkeit mit einander gemein. Er besteht darin, daß die Helden solcher Abenteuer mit einer unerwidert bleibenden Neigung, mit blinder Freundschaft und verschmähter Liebe beginnen, im Taumel ihrer isolirt stehenden Leidenschaft sich bis zu einer verbrecherischen Rache erhitzen, dann endlich einmal ihren unverbesserlichen Rechnungsfehler, dessen sich ein Primanerverstand schämen müßte, einsehen und darüber entweder der Justiz zum Opfer fallen, der sie sich theilweise mit einer komischen Großmuth selber übermitteln, oder die Hand an sich selbst legen und unter einem ebenso grimassenhaften Selbstbedauern sterben, wie es etwa ein närrischgewordener Nero vor seinem Ende äußert.

Wie kommt es nun, daß wir uns einreden, als ob uns Charaktere von so schiefer, wenn nicht oft ganz unmöglicher Anlage Vergnügen und Reiz gewährten, daß wir ihre unleugbaren Laster und grellen Schwächen sogar zu entschuldigen suchen.

Es schmeichelt uns, wenn wir uns gnädig stellen dürfen. Hier können wir auf die leichteste Art Großmuth ausüben, wenn auch nur gegen ganz armselige Schlucker. Wir meinen human, edelsinnig zu sein, wenn wir uns an die Stelle dieser imaginären Dulder versetzen. Und wie ein unbeschränkter Monarch großartige Frevler zuweilen ganz unerwartet begnadiget, so knöpfen wir unsern warmen Oberrock auf, um darunter wenigstens unser gefühlvolles Bruderherz dem Weltverlassenen zu zeigen. Wir schenken dabei höchst liberal namentlich gleich das am liebsten her, was wir selbst am wenigsten besitzen, nach dem Liede An die Freude:

Allen Sündern soll vergeben Und die Hölle nicht mehr sein!

Allein wie steht es wohl um unser Urtheil, und wie sieht es um Grundsatz und Ehrbegriff bei uns aus, wenn wir so leichtsinnig Kameradschaften schließen und uns wenigstens gemüthlich zu Freunden und Mitschuldigen derer machen, mit denen wir doch in keiner anständigen Gesellschaft erscheinen dürften? Sind wir

denn wirklich in eigener Person so geistlos, daß wir, wie jene Hauptfigur solcher Romane, die ausschließliche Neigung und ganze Mitempfindung der beliebigsten Menschen für uns begehren wollen, blos weil wir eben auch einmal nach Art der Menschen empfinden? Sind wir so annaßend und bornirt, daß wir schon deswegen den großen Umfang eines fremden Menschenherzens in eigensinnigster Begehrlichkeit zu eigen verlangen, bloß weil wir uns einmal ausdrücklich gewünscht haben, ihm ganz liebenswürdig zu erscheinen? Ist denn dieses bloße Wollen, dieser leere Wunsch nicht um so lächerlicher, je entfernter dabei noch das Gewollte unserm eignen sittlichen Verdienste steht? Wünsche gehen viel in eines armen Mannes Sack. Was hilft es dem Irus, wenn er uns droht, er wolle ein Crösus werden. Große und starke Neigungen gewinnen erst dann ein Recht, wenn sie zugleich aus einem starken und thätigen Charakter entspringen. Das Wollen hat also überall das Sollen zum Bruder, wo es gilt, vernünftiger Weise von jenem zu reden. Denn der bloße Vorsatz gehört auch dem Schwächling; selbst die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Das Wollen mag Neigung genannt werden, aber ohne die Anerkennung des Sollens, des Gesetzes, wird die Neigung niemals zum Vermögen. Mit dem Gesetze also hat sich der Charakter erst in Einklang zu bringen, wenn er sich geltend machen will. Gerade über dieses Gesetz aber beklagen sich jene gemüthsvollen Unglücklichen am lautesten; sie verwünschen eine Ordnung der Dinge, welche ihrem so edelgemeinten Bedürfnisse gar keine Rechnung zu tragen scheint. Und sie bekämpfen daher nach ihrer Weise diese unleidlich gewordene Ordnung. Aber sie thun dies auf eine so linkische Weise, daß sie darüber selbst zu Grunde gerichtet werden müssen, sie erliegen dem näherrückenden Gesetze, dem sie aus der Ferne her so höhnisch Trotz geboten haben. Alsdann stürzen sie sich wie verzweifelnde arme Heiden mit irrsinniger Selbstaufopferung unter den Wagen einer furchtbaren Gottheit, sobald deren Priester die ehernen Räder in Bewegung setzen. Dieses höchstens passiv zu nennende Handeln, wie es aus ganz unzulänglich denkenden Geistern hervorgeht, soll uns nun rühren? es vermöchte uns plötzlich in der Wichtigkeit zu erscheinen, mit welcher uns der freigewählte und starkverfochtene Entschluß einer mannhaften und würdigen Seele fesselt? Wir sollen in diesem aus Urtheilslosigkeit oder Lasterhaftigkeit schief und schlecht Handelnden noch immer den Menschen achten und bedauern; wir sollen die Unreife seiner Begriffe, seine darüber entstehende Desperation und sein desperates Zugrundegehen, alle diese Kläglichkeiten sollen wir etwa gar noch jenen großen Geisteseinbußen und Verlusten beizählen, welche die Menschheit betroffen haben?

Ja, wir sollen es, sagt und verlangt der Erzähler; und der hingerissene Leser stimmt ihm bei. Wir schämen uns nur, öffentlich es zuzugeben, daß unser Wunsch und unsere Rührung es mit jenem

Missethäter hält, daß unsere Mitleids-Sophistik jenem moralischen Schwächling beisteht. Denn wir sind gar schnell bereit, den Staat schlecht zu finden, weil ein gegen ihn ankämpfendes Individuum gut zu sein vermeint oder wirklich gut ist. Nun wagt es den Trotz gegen eine rostig gewordene Satzung und findet sie zuletzt doch immer noch schärfer und zweischneidiger, als es voraus gemeint hat; die ganze Gewalt und Wichtigkeit des Bestehenden kommt in Bewegung und wälzt eine lawinenartig wachsende Last von Unheil und Strafe jenem Unvorsichtigen entgegen; — noch sucht er sein natürliches Recht durchzusetzen, aber das positive Recht, das alte Herkommen, das Vorurtheil sogar ist stärker, nun geht er qualvoll zu Grunde: da ist unser Mitleid! Und dieses Mitleid gibt sich auch einige Scheingründe an, um sich seiner Schwäche nicht bewußt werden zu müssen; es sagt über den von ihm Beweinten etwa so wie ein Satz in der vorliegenden Erzählung Schiller's (Bd. 11, S. 50): „An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Besuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern." Die Mutter dieser Kinder heißt die Schwäche. Ein Satz, den Göthe an Thomas von Kempis bewundert hat, heißt: Die Gelegenheit macht den Menschen nicht schwach, sie findet ihn nur schwach. —

Jene Forderung Schillers mag also vorerst der Criminalrichter erfüllen, dies ist seines Amtes. Aber auch dessen letzte Entscheidung wird gleichwohl nie eine andere sein können, als diejenige ist, welche auch die factisch unbetheiligten Leser in reinem unbestochenem Geistes-Interesse abzugeben haben. Denn Verstand, Erfahrung und Sittengesetz sagt uns, daß die Berechtigung, Vorhandenes zu bekämpfen, erst mit der Kunst jener wahrhaft großen Charaktere und entschiedenen Geister beginnt, kraft deren sie im Stande sind, unerträglich Gewordenes, Irrthümliches wegzuräumen, ohne dabei gegen dasselbe persönlich und bürgerlich verstoßen zu müssen, so lange es noch eine allgemein anerkannte Gewalt ist. Dies setzt auf beiden Seiten hohe Vernunft voraus. Aber diese Vernunft bleibt dann auf derjenigen Seite bestimmt Sieger, auf der sie überwiegend wird, und auch bei einmaligem Mißlingen darf sie sich in gewisser Zukunft ein nur um so nothwendigeres Gelingen versprechen. Bedürfte es hiefür noch eines Beispieles, so böte es Schiller's Leben selbst dar. Schiller war kein Revolutionär, und doch verfocht er eine Freiheit, welche für seine Zeit noch immer nicht erschienen war. Er vergriff sich nicht an damaligen Staatsordnungen und doch abrogirte er die veraltenden ungestraft durch die stille Wirkung seiner Schriften. Er predigte nicht die Freiheit

vom Dache, und doch pflanzte er sie mehr als ein Anderer in die Brust aller seiner Zeitgenossen. Er dachte warm für die Bürger, lebte treu mit einem adeligen Weibe, verblieb wohlgeschätzt am Fürstenhofe und wurde bei alle dem weder jemals ein gleißnerischer Achselträger, noch ein polizeilich Notirter. Das heißt, Schiller war ein sittlich reiner, bewußt und zugleich kräftig wirkender Charakter.

Aber gerade gegen eine solche Einsicht und gegen den für Verstand und Empfindung hieraus fließenden Genuß verschließt sich der gewöhnliche grobe Egoismus des ordinären Gefühlsmenschen gar häufig. Ihm ist es durchaus nur um Rührung zu thun. Seine Denkträgheit, sein verhärtetes Gefühl sucht Unglücksfälle, um sich davon erschüttern zu lassen; er läßt sich Criminalgeschichten statt Romane verkaufen, aus ähnlichem Grunde, wie wenn er lieber Executionen und Spektakeln nachläuft, statt Schaustellungen der Kunst oder edle Bühnenspiele zu betrachten. Dieser rohe Zustand eines Theiles der Lesewelt war unserm Schiller keineswegs verborgen geblieben, und der künstlerische Unwerth seiner Erzählung dämmerte ihm schon damals, als seine einleitenden Sätze zu dieser Jugendarbeit von „Leichenöffnungen und Sectionsberichten des Lasters“ sprachen. Rührung, heißt es daselbst (S. 49), gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtsein ähnlicher Gefahr. — Da man diese Gefahr, durch Henkershand als Dieb und Mörder zu enden, nicht in sich vorauszusetzen vermag, so bleibt auch die wirkliche, tiefer gehende Rührung ferne; aber statt ihrer stellt sich jenes gemiedene lästige Mitleiden ein, das uns sonst bei einem widerwärtigen und schauderhaften Anblicke verfolgt. Unser sittliches Auge scheuet vor allem Entsetzlichen und Grausamen zurück. Mithin wird uns auch ein sittlich grober und schief gewordener Charakter weder in unserm Ideenleben tief beschäftigen, noch in unserm wahrhaften Gefühlsleben stark betheiligen. Das an sich Abscheuliche kann auch auf dem Gebiete der Kunst nicht anders wirksam werden, als indem man es in seiner Knechtsrolle, in seiner bloßen Nichtigkeit oder Possierlichkeit aufzeigt. Das Satanische soll nicht für sich erscheinen, es liegt unter den Füßen des Erzengels überwunden oder gekettet. Die verzerrte Maske der Mören, die Gorgone füllt nur einen Kriegsschild, deckt nur ein Stück des Panzers, der den Helden kleidet, dehnt sich nur über das Fußgestelle, auf das eine Götterstatue gerade zu treten beliebt. Da erscheint es sodann aber nicht deshalb, um als ein abschreckendes Beispiel, oder als ein warnendes Exempel zu dienen; denn ein solcher moralisirende Zeigefinger würde für unser sittliches Empfinden viel zu grob und zu willkürlich demonstriren. Es ist nicht einmal irgend ein Symbol, nicht einmal eine allegorische Verwarnung, wie sie etwa noch von der Kunsttechnik aufgestellt werden könnte, um dem Autor und Künstler damit anzudeuten, daß er die Rohheit des Factums nicht

zum Hauptinhalte seiner Producte machen solle. Es ist nur zu dem momentanen Zwecke da, die Größe Agamemnons und der Fürsten in diesem einen Augenblicke neu bemerkbar zu machen; und hat dasselbe mit seiner Einseitigkeit diesen kleinen Dienst sodann geleistet, so schweigt die Ilias auf ewig wieder von jenem einmal erwähnten häßlichen Thersites: „Aus der Versammlung gestäupt mit unbarmherzigsten Hieben.“ Il. 2, 264.

Zwar gibt es heute noch eine andere Theorie des Häßlichen und Unsittlichen. Man meint nämlich durch grellgemalte Laster die Tugend predigen zu können, und nach dieser Rücksicht nimmt man Schriften in Schutz, welche ein sittliches Gebrechen in das schreiendste Licht stellen. So machte man die Heloten trunken, um dadurch den jungen Spartaner zur Tugend der Nüchternheit zu reizen. Ist er nicht gleichwohl ein heuchlerischer Säufer geworden? Diese Abschreckungstheorie ist in der Erziehungskunst schon längst zur Ruhe verwiesen; was sie auf dem Gebiete der darstellenden Kunst leistet, das besagt der etwas unappetitliche Pentameter bei Schiller:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch. Wo der Appetit einer solchen Tugend beginnt, hat ihn unser Geschmack schon aus Schicklichkeit verloren. Wollust und Trunkenheit ist unter der Würde unserer Betrachtung.

Welche Kunstbehandlung übrigens dieser einzelne Stoff der Schiller'schen Erzählung wirklich ertragen konnte, dies zeigt der parodische Fabeldisput, welcher zwischen Wolf und Spitz verhandelt wird in L. Tieck's dramatisirtem Märchen „Rothkäppchen“. Der Wolf in Tieck's Fabel spielt genau die Rolle, die der Räuber Wolf von Aalen in Schiller's Erzählung zu spielen hat. Aber durch die wölfische Rohheit in der Tieck'schen Fabel wird die Empfindungsmaskerade erträglich und witzig, weil wir dabei durch die Larve des Thieres auf das mitcopirte Menschenoriginal hineinblicken können, während die moralische Aufgeblasenheit eines ordinären Spitzbuben und seine Anforderungen an unser Interesse abgeschmackt ist und bleibt.

VIII. Androcles, oder Sage, Legende und Novelle in ihrer anthropologischen Wahrheit.

Die Umbildung des gleichgiltig, grob oder unglaubhaft gewordenen Erzählungs-Stoffes zu bleibender Wirkung und Kunstgestalt.

1) Römische Sage über Androcles.

Androcles, Sklave eines Proconsuls in Afrika unter Caligula's Regierung entlief seinem Herrn und versteckte sich in eine (vielleicht für unbewohnt gehaltene) Höhle eines Löwen. Als aber am Abend

der Löwe zur Höhle kam, brüllte er sehr, nahte hinkend und mit Zeichen des Schmerzes zu Androcles und legte diesem, der sich wieder Muth genommen hatte, die Tatze auf den Schooß. Androcles zog den darin bemerkten Dorn heraus und ward dafür von dem dankbaren Thiere lange mit Nahrung versorgt. Der Sklave ward endlich dieses Lebens überdrüssig, entfernte sich einmal in der Abwesenheit des Löwen aus der Höhle und gerieth nach langem Umirren wieder in die Hände seines ehemaligen Herrn. Nach Rom gebracht wurde er zum Thiergefechte verurtheilt; eine wunderbare Fügung aber stellte ihn gerade jenem Löwen gegenüber, der indessen ebenfalls gefangen worden war. Der Löwe jedoch, statt blutdürstig auf seine Beute loszuspringen, that ihm nichts, erkannte ihn sogleich wieder und liebkoste ihn. Die Zuschauer erstaunten, Androcles erzählte ihnen seine Erlebnisse, wurde begnadigt und erhielt außer der Freiheit auch noch das Thier zum Geschenke; er zog mit demselben im Lande umher und ließ ihn für Geld sehen.

2) Derselbe Stoff als Syrische Legende.

Eine ganz ähnliche Begebenheit erzählt man vom Klosterabt Simonides. Er fand auf seinem Spaziergang im Walde einen verwundeten Löwen und verband ihn. Dafür folgte ihm das dankbare Thier sogleich in's Kloster heim und war durch Winke und Zeichen nicht zur Umkehr zu bewegen. So vertrauten ihm endlich die Brüder die Klosterpforte zur Bewachung an, zugleich sollte er den Klosteresel hüten, welcher das Wasser und das Mehl täglich aus der Ferne herbeiholen mußte. Letzterer hatte eines Tages am Walde geweidet und konnte am Abend nicht wieder gefunden werden. Traurig kam der Löwe in's Kloster zurück, er mühte sich durch Zeichen und Mienen anzudeuten, daß er den Esel nicht verzehrt habe. Dennoch blieb dieser Verdacht auf ihm und zur Strafe wurde er selbst an des verlornen Esels Stelle gesetzt und mußte nun täglich das Wasser herbeischaffen. Er blieb in diesem Dienste gehorsam und schleppte noch größere Lasten als sein Vorgänger; so ging's ein Jahr lang, als ein Edelmann das Kloster besuchte. Er hatte schon vom Löwen gehört und sah nun selbst das königliche Thier die quälende Arbeit verrichten. Von Mitleid gerührt schenkte er dem armen Kloster die nöthige Summe zur Anschaffung eines andern Esels. Ein solcher ward herbeigebracht und abermals dem Löwen das Wächteramt über ihn gegeben. Nunmehr verließ er seinen neuen Schützling keinen Augenblick, er schien dadurch gut machen zu wollen, was er früher verabsäumt hatte. Als er so eines Abends das weidende Thier draußen hütete, sah er eine kleine Karavane von mehreren Männern mit zwei Kameelen und einem Esel vorüberziehen. In dem Letzteren erkannte er sogleich den verlorenen und sprang ihm entgegen. Die

Kameeltreiber entflohen, und da der Esel mit den übrigen Kameelen zusammengekoppelt war, so zog jetzt der Löwe die ganze Koppel sammt seinen beiden Eseln nach dem Kloster hin. Hier erkannten auch die Klosterbrüder alsbald den Verlornen, und die nachkommenden Kameeltreiber lösten ihnen das Räthsel vollends durch den Bericht, wie sie im vorigen Jahre desselben Weges ziehend das verlassene Thier im Walde gefunden und es als herrenloses Gut mit sich genommen hatten. Nun war des Löwen Freude eine doppelte; freudebrüllend sprang er am wieder gefundenen Kameraden empor, aller Verdacht war von ihm genommen, er fühlte seine Ehre gerettet. Mit doppelter Treue verwaltete er nun sein Hüteramt über beide Klosterthiere mehrere Jahre lang. Da erkrankt der Abt Simonides. Von Stund an war das Thier nicht mehr von der Thüre des Kranken zu bringen, wie ein Hund lag er an der Schwelle, zufrieden wenn man ihn bisweilen streichelte. Der Abt starb, nur mit Mühe konnten die Brüder während des feierlichen Begräbnisses das Thier entfernt halten. An allen Stätten suchte er den Herrn, lautheulend blickte er die Hausgenossen fragend an, endlich traf man ihn auf dem Grabe liegend todt; er hatte sich selbst an dem Steinhügel den Kopf zerschellt. (Erzählt nach Posner, Seelenleben der Thiere. Görlitz 1851. S. 40.)

Hauptpunkte der Analyse dieser beiden Erzählungen.

a. Die rationalen Momente der Erzählung.

Augenfälliger Unterschied zwischen der nackten Natureinfachheit der römischen Erzählung und zwischen der nicht minder wahren, aber mit psychischen Mitteln ausgestatteten christlichen Legende.

Ist die Erzählung überhaupt glaublich?

Undank ist der Welt Lohn, sagt ein Satz menschlicher Erfahrung, und die jetzt blühende Wucherblume des Eigennutzes hat überhaupt keinen andern Boden. Allein Wohlthaten verpflichten Alle, Eigennutz und Undank Niemanden, und Uebelthaten (sagt Scheitlin, Thierseelenkunde, S. 135) machen Thiere und Menschen nur in die Ketten beißen.

b. Die psychologischen Momente der Erzählung.

Ist das Thier geistiger Empfindungen fähig und vermag es seine Handlungen darnach einzurichten?

Hochstehende Thiere sind Menschenthiere, sagt Scheitlin, ibid. Der Mensch versteht das Thier, das Thier den Menschen, weil Beide Seelen haben. Diese an alle Creaturen vertheilte, wenn auch verschiedenartige Seele scheint wohl im Römerbriefe gemeint, Kap. 8. V. 22: „Denn wir wissen, daß alle Creatur sehnet sich mit uns, und ängstet sich noch immerdar. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge." — Wir dürfen also den Worten des Apostels gemäß in den Thieren eine fortschreitend höher hinauf führende Stufenleiter der

Geistesorganisationen erblicken, jene Jacobsleiter, auf der die Engel auf- und niedersteigen. Posner, Seelenleben der Thiere, S. 133.

So wenig der Reiche dadurch ärmer wird, daß ein Aermerer so viel zu leben habe, als er gerade bedarf, eben so wenig wird der Mensch entwürdigt, wenn das Thier gleich ihm auch eine Seele besitzt. Je höher des Menschen Geist vordringt, um so mehr drängt es ihn, auch die schon von ihm überschrittenen Stufen freigebig mit dem allein erfreuenden Geiste auszuschmücken. Man vergleiche Klopstock's Gedicht, die Frühlingsfeier, worin der Dichter ein Würmchen bis auf seine Seele ausfragt. Rückert antwortet dann in dieses Würmchens Namen dem noch darüber zweifelnden Klopstock:

Du, o Schöpfungsletztgeborner,
Hast allein den Hauch empfangen,
Und ein armer Unerkorner
Kann ihn nur von dir erlangen.
Schön ist's, Schätze zu vergeuden
Unter bettelnden Gewühlen;
Doch allein nicht ihre Freuden,
Ihre Weh'n auch mußt du fühlen!

So umschreibt Rückert das vorhin citirte Wort des Römerbriefes.

Der untersuchende Verstand weis't jedoch jeglicher Verschwendung, und also auch dieser Hochherzigkeit, wenn sie zu weit gehen wollte, nähere Grenzen an. Thiere waren zwar unsere Erzieher, aber sie sind es nicht mehr; Thiere sind zwar Kinder, aber sie bleiben es auch. L. Schefer, selber ein sinniger Naturforscher, hat in seinem Weltpriester S. 192 dieses Verhältniß in einer Gedankenreihe besprochen, welche dem Jünglingsverstande wohl zu näherer Betrachtung vorgelegt werden darf:

Dem Leben schenkt kein Gott auch Gottesgaben;
Kein Schwert, kein Buch bringt Thieren Gottesgeist.
Kein Schwert, kein Buch nimmt Menschen Göttersinn,
Vernunft und Weisheit, Ehr' und Götterart.
Wer könnte einem Esel Liebe geben?
Wer könnte Liebe geben einer Mutter?

3) Androcles als Göthe'sche Novelle.

a. Abgekürzte Umschreibung der Göthe'schen Erzählung „Novelle" mit sinnlich wahrnehmbarer Hervorhebung aller darin wirksamen Erzählungsmotive nach der Anspinnung und dem Verlaufe der sich unterstützenden Thatsachen, Ideen und Gemüthsvorgänge, der Personencharakteristik, Landschaftsschilderung und Katastrophe.

Das Getümmel eines sich versammelnden Jagdzuges belebt an einem frühen Morgen die Hofräume eines Fürstenschlosses. Durch den dichten Herbstnebel gewahrt man halbdeutlich die Beweglichkeit und Ungeduld der herbeigebrachten Koppelhunde und Reitpferde,

das Allerlei der Jägertrachten mit dem Schimmer der Gewehre über den dunkeln Dachsranzen und Patronentäschchen. Unter mancherlei kleinen Vorbereitungen wartet hier eine nicht geringe Schaar von vornehmen und dienstbaren Waidmännern zu Fuß und zu Roß auf das Erscheinen des Fürsten, der noch abschiednehmend droben bei der Gemahlin verweilt.

Diesem neulich erst getrauten Ehepaare fällt es im Augenblicke schwer, sich für heute zu trennen und einen Tag über sich einer getheilten Beschäftigung zu überlassen. Die junge Frau hat sich bereits so liebevoll in die Bestrebungen ihres Mannes hineingefunden, daß dem übereinstimmenden Gemüthe selbst der ernstere Gesichtspunkt nicht mehr fremdartig erscheint, aus welchem der thätige Fürst den Flor und Wohlstand seines industriell friedfertigen Landes betrachtet. Er hat der bürgerlichen Betriebsamkeit eben jetzt in seiner Hauptstadt einen starkbesuchten Jahrmarkt eröffnet, und der Landadel ist dazu von den benachbarten Gütern zahlreich hereingefahren. Aber für so vielfache edelmännische Gäste ist auf heute zugleich eine schon lang beabsichtigte Hofjagd veranstaltet; und während dieselbe sich nicht länger mehr verschieben läßt, bringt sie doch auf ihrem weiten Wege, der sich diesmal bis in die hinteren Waldgebirge ausdehnen wird, gar zu mancherlei Ungemach mit sich, als daß man die Fürstin zur Theilnahme daran bereden dürfte. Scheidend schlägt ihr daher der Fürst einen Spazierritt vor, den sie heute in Begleitung seines Oheims Friedrich machen soll, und so kommt er jetzt die Treppen herabgeschritten. Hier ertheilt er noch Aufträge an den jungen Cavalier Honorio, welcher für heute zum Dienste der Fürstin im Schlosse zurückbleibt; dann steigt er zu Rosse, und das Schnupftuch seiner guten Gemahlin winkt ihm noch treulich bis zum Thore nach.

Sogleich begiebt sie sich alsdann auf den Schloßflügel, der die Aussicht nach jener Gegend gewährt, wohin der Jagdzug unmittelbar sich wenden wird. Ein hier noch vom vorigen Abend her aufgestelltes Teleskop weis't gerade auf die gegenüberliegende Waldhöhe mit ihrer herbstlichen Belaubung, und läßt dorten unterhalb der alten Stammburg eine hellgefärbte kahle Felsenfläche erkennen, über die hin die Jäger ihre Richtung nehmen müssen. Sie täuscht sich nicht; wirklich erscheinen sie dorten nach und nach. Und so trefflich ist die Klarheit des Instrumentes, daß die Fürstin neben den Edelleuten deutlich ihren Gemahl unterscheidet. Die Augen der leicht erregbaren Frau erglänzen, schon wieder fühlt sie sich versucht, mit dem Schnupftuche, das sie noch in Händen hält, dem weit Entfernten abermals zuzuwinken.

Darüber tritt Oheim Friedrich ein. Er stellt ihr seinen Zeichner vor, der jene gegenüberliegende Stammburg in schönen Prospecten aufgenommen hat und jetzt den Befehl erwartet, seine sorgfältigen Skizzen hier auslegen zu dürfen. Blätterweise schildern diese sofort

den ehrwürdigen Bau, wie er nach seinem ursprünglichen Grundrisse sich vormals stattlich ausgenommen hat, wie dann späterer Geschmack daran fortmodelte, wie er allmälig ruinenhaft zusammenschwand und in welcherlei Art er in's Künftige die Gegend wieder schmücken würde, wenn einmal nach des Oheims Plane und im Sinne dieser Umrisse alle Spuren der Verwilderung droben getilgt sein werden. Die Skizzen lassen den Bau nach allen Seiten und Theilen deutlich erkennen; hier sogleich den unveränderlichen Thorthurm, der auf seinem kahlen Felsscheitel aufsitzt, als wäre er mit dem Muttergesteine zusammen gewachsen; und hier den gleich alten Hohlweg, diesen einzigen Zugang, welcher wie ehedem, so noch heute allein erlaubt, durch die Ringmauer bis zur Burg heranzukommen. Ein ferneres Blatt schildert die Zwinger und Höfe mit ihrer Zier von Erkern und Gallerieen, durch deren Lücken nun das hundertjährige Grün der nachgewachsenen Eichen und Ahorne herauswuchert. Denn hier oben hat seit Langem keine Axt mehr geklungen, selbst dem nächsten Mauernsaum macht das Wurzelwerk den Platz streitig, und die fortwirkende Natur ringt allenthalben mit diesen wankenden Ueberresten einer kräftigen Vorzeit. Sogar auf der obersten Treppe dieses dachlosen Thurmes ist ein Baum aufgewachsen, und wunderlich hoch gipfelt er nun in die blanke Luft hinaus. Eine besondere Zeichnung ist ferner dem Schloßhofe gewidmet, der von außen unzugänglich zu sein scheint, wie ihn ein niedergestürztes Thor gemacht hat; aber schon führt ein neugebahnter geheimer Weg auf seine Mitte hinab, die rein und eben ausgebreitet von dem prächtigsten Laubwerk übergittert ist. Noch charakterisiren sich die kleineren hohen Gänge und Gelasse bis zu jener schwindelnd gelegenen Mauerecke, in welcher der Maler für sich und den Burgwächter bereits eine niedliche Wohnung eingerichtet hat.

So ist denn die Fürstin einstweilen vollkommen vertraut gemacht mit allen jenen Burgräumen, welche der kunstsinnige Oheim geschmackvoll restaurirt, und zugleich mit den nächsten Waldbezirken, an denen heute der Gemahl mit seinen fröhlichen Waidmännern vorüberzieht.

Da nun der Cavalier Honorio mit der Meldung erscheint, daß die Pferde zum verabredeten Morgenritt vorgeführt seien, so ist der Wunsch der Fürstin naheliegend, den Ausflug sogleich dorthin zu richten und die frisch begonnene Umgestaltung der Ruine persönlich in Augenschein zu nehmen. Man entschließt sich dazu. Nur fällt es dem Oheim unangenehm, wenn man gerade denjenigen Weg dahin einschlagen wollte, welcher durch das Gedränge der Marktbuden hindurch aus der Stadt führt; denn nicht gerne mischt er sich wiederum in ein so gefährliches Getümmel, seit er schon früher einmal der unwillkommene Augenzeuge einer großen Feuersbrunst hat werden müssen, die mit all ihren erschütternden Schrecken

bei einer gleichen Gelegenheit plötzlich losbrach. Indeß, er folgt zuletzt doch einem besondern Wunsche seiner Cousine und begleitet sie mit durch die Stadt; denn dabei kann sie gleich ihre kleinen commerciellen Liebhabereien mitbefriedigen, mit denen sie dem staatsmännischen Hauptaugenmerke ihres Gemahls aufmerksam nachzueifern strebt. So bewährt denn ihr jetziges Gespräch sogleich, wie lernbegierig sie ihm zugehört hat, als sie gestern auf dem gleichen Wege diese Waarenstände mit ihm durchmusterte. Hier fällt ihr die verschiedenartige Tracht des Gebirgsbewohners und des Flachländers auf, die sich da gegenseitig die unentbehrlichen Produkte zuführen. Alles scheint noch in der Friedfertigkeit eines blosen Tauschhandels zwischen diesen Leuten abgemacht zu werden, und gleichwohl sucht jeglicher Theil für seine Produkte gut kaufmännisch mehr einzunehmen, als er selbst damit hergiebt. Mögen denn also diese Weibertrachten noch so bänderreich flattern, diese Männer auch noch so tuchbehangen einherkommen; ihre verschwenderisch aussehende Kleidung ist doch nur ein Schein; denn auch in den Köpfen dieser marktenden Bauersleute sitzt bereits das „Nichtzuviel" fest; und diese Elementarregel, die ihren Haushalt so gedeihlich macht, ist auch zugleich die unentbehrlichste für jede gute Landesverwaltung.

In solche Wahrnehmungen friedlicher und gebildeter Zustände bricht ein plötzlicher Lärmen herein; es ist die Wüstenstimme wilder Thiere, die in der benachbarten Menagerie um ihren Fraß schreien. Am Eingange der Bretterbude hängt grellgemalt und übergroß das Bild eines Mohren im Kampfe mit einem Tiger; es soll die Schaulust des zahmen Menschen aufregen, der sich künstlich selber Schrecken erregt oder neugierig sie bezahlt, um seiner vorhandenen Ruhe und Sicherheit wieder recht sicher und gewiß zu werden.

Mit dem Plane, diese Thiere auf dem Rückwege betrachten zu wollen, gelangt die Gesellschaft durch das Thor in's Freie und alsbald auf die heitersten Wege. In geschmeidigen Windungen trägt hier der Fluß seine Kähne dahin, die nächsten Hügelreihen hinan ziehen noch die Lustgärten der Bürger, dann beginnen die Fruchtfelder und auf sie folgen die oberen Thäler mit Bergwiesen und doppelmähdigen Angern voll Buschwerk und zerstreuten Waldtheilen. Mit einem letzten Steig ist die Höhe gewonnen. Hier hat man über einer neuen Baumlinie den grünen Waldgipfel der Burg vor sich, während rückwärts die Stadt im Dampfe ihrer Kamine, das Schloß sonnenbestrichen und der glänzende Fluß mit seinen Mühlen sich zeigt. Dies macht nach einer noch unbeschränkteren Weitsicht lüstern, nnd der Ritt geht nun rasch geradaus gegen die Ruine selbst. Man langt zufällig bei ihrer steilsten Seite an, wo große Felsblöcke und dazwischen liegender massenhafter Schutt ihren Fuß bilden. Diese Ungunst der Oertlichkeit reizt die Gesellschaft, hier abzusitzen, und nachdem die Pferde unter

den Bäumen angebunden sind, zu Dritt einen der erreichbaren Felsen zu erklimmen. Da dehnt sich nun die schon vorhin bewunderte städtische Gegend zum Panorama einer ganzen Landschaft aus. In klarer Beleuchtung prangen die Flügel, Kuppeln und Thürme des Schlosses, die Ausdehnung der Oberstadt ist von edler Wirkung, man sieht in die Straßen der Unterstadt, und mit dem Fernrohr, das Honorio mitgenommen hat, gelingt's sogar die einzelnen Marktbuden zu unterscheiden. Weithin schließen sich langgestreckte Bergterrassen zusammen, die Ebene wogt von Gehügel, der Strom windet seine schimmernde Linie durch, allerseits blicken so vielerlei Ortschaften auf, daß ihre Zahl bereits zur anekdotenhaften Unzahl geworden ist; und rings über diesem großen Umkreis webt jener geheimnißvolle Frieden der Mittagszeit, den man die Lämmerruhe nennt.

Während der Fürstin raschbewegte Seele zuerst die Empfindung ausspricht, welch ein Widerspruch doch zwischen dieser reinen Unschuld der Natur und dem ruhelosen Menschenleben, sei's hoch oder niedrig, für Jeden fühlbar liege, hat Honorio die Stadt forschend durch das Fernrohr betrachtet und glaubt, dorten plötzlich Feuer ausbrechen zu sehen. Man schaut der Reihe nach durch's Glas, noch macht das Tageslicht die Flamme unscheinbar; gleichwohl ist bald mit bloßem Auge Flamme und heftige Gluth drüben zu erkennen. Der Oheim entschließt sich, vom Reitknecht begleitet, sogleich vorauszueilen, und rasch geht es zu den Pferden unter den Bäumen hinab. Honorio bleibt um die Fürstin beschäftigt und mahnt besonders auf diesem unebenen und wilden Boden zur Ruhe und Vorsicht. Wird doch des Oheims Ansehen und Macht alsbald den verwirrten Bürgern Hilfe gebracht haben! Aber die Fürstin glaubt aus der Stadt her einen aufflammenden Blitz gesehen, einen darauf platzenden Knall gehört zu haben, und ihr sanfter Geist muß sich jetzt selber jene grasse Schilderung einer fürchterlichen Feuersbrunst immer vorsagen, auf welche sie noch vor einer Stunde den redseligen Oheim nicht übergehen ließ. Die sonnenhelle Gegend färbt sich ihr mit einem ungewissen, bänglichen Schein; schon schweben ihr alle flatternden Zeltstücke vor, die prasselnden Latten, der ganze schreiende Wirrwarr der Flüchtenden.

In solcher Beklommenheit ist sie bis zur obersten Wiesenquelle herabgeritten, als sie drunten im Busche etwas Seltsames gewahr wird. Sie erblickt den Tiger, eben kommt er in vollem Sprunge. Sie wendet das Pferd und sprengt bergan, woher sie gekommen. Honorio zieht die Sattelpistole, schießt und fehlt. Ergrimmter setzt das einmal bedrohte Thier der Reiterin nach, die geradauf reitend den steilen, klippigen Weg zu entrinnen sucht. Aber ihrem allzu zarten Rosse versagt die Kraft, das abschüssige Geröll bringt es zum Straucheln, jetzt stürzt es hin, und nur das Glück will, daß die Reiterin im Falle zugleich auf die Füße gestellt bleibt.

Schon richtet sich ihr Roß wieder auf, aber schon naht auch der Tiger, nur die scharfen Steine allein hemmen noch den Anfall; nun verdoppelt er seine Schnelle, da Honorio gerade hinter ihm hergeflogen kommt. Rathlos steht die Fürstin an ihrem Pferde, als Beide zugleich sie erreichen. Doch diesmal fehlt Honorio's andere Pistole nicht, und mit durchschossenem Kopf sinkt die große Gestalt des Thieres vor dem Weibe zusammen. Mit einem Sprunge ist der Schütze aus dem Sattel und auf dem Tiger, um mit gezogenem Hirschfänger dessen letzte Bewegungen zu dämpfen. Aber er durchbohrt das Thier nicht mehr, es hat bereits verendet, und schon besinnt sich der Sieger, daß dieses Fell ganz bleiben müsse, wenn es als die schönste Trophäe nächsten Winter auf dem Schlitten der Fürstin glänzen soll. Denn hier ist ein anderer Ruhm erworben, als der im Lanzen- und Ringelspiel bisher gewonnene Beifall, so oft man dorten in der Reitbahn den Türkenkopf im Vorbeisprengen herabschoß oder mit dem Säbel das Mohrenhaupt behende vom Boden aufspießte.

Diesen Augenblick einer großen Herzensbewegung in einer so außergewöhnlichen Lage wählt der junge Mann, um mit freierem Worte als sonst und knieend, wie er eben auf dem Tiger beschäftigt ist, an die Fürstin eine langverhaltene Bitte zu richten; sie soll ihm beim Fürsten Urlaub und Vergünstigung zu Reisen auswirken, auf denen er die Welt besehen und sich ein edelmännisches Urtheil erwerben möchte.

Aber eine Frau schließt unerwartet dieses noch nicht vollendete Gespräch, die schreiend dazwischen tritt, sich auf den Tiger wirft und durch ihre seltsame Tracht sowohl wie durch ihre Thränen errathen läßt, sie und der ihr folgende schwarzlockige Knabe mit seiner Flageolette in der Hand müßten die Eigenthümer des getödteten Thieres sein. Stoßweise wie ein herfallendes Wildwasser machen sich ihre Worte Luft, und in fremdartiger Betonung ruft sie ein wiederholtes Wehe über den unverdienten Tod dessen, der so gut, so unschädlich, so sanft gewesen und so schön! Er, dem hier diese kalte Sonne keine scharfen Klauen mehr geben konnte, dem dieser ungewohnte fremde Steinboden die Füße verwunden mußte, der hier Schutz, ja nur ein Lager suchte, um sich auszuruhen; der täglich zu lächeln schien, wenn er den gähnenden Rachen öffnete, um sich aus Kinderhand sein Futter reichen zu lassen; er, ihr langer Gesellschafter, ihr alter Ernährer, die einzige Quelle ihrer Nahrung und Labung — todt, ermordet ohne Noth!

Mitten über dieser Wehklage erscheint in der Höhe des Schloßberges ein Trupp Reiter; sie gehören zum Jagdgefolge, an ihrer Spitze sprengt der Fürst selber heran. Auch sie treibt die drunten aufsteigende Brandwolke her, die man schon bis in den hinteren Waldschluchten wahrgenommen hat; und der kürzeste Weg, der sich einschlagen ließ, führt sie plötzlich zu dieser unwillkommnen

Scene. Man erkennt sich, der blose Anblick der nächsten Dinge erklärt Alles. Betroffen und stumm umstehen Reiter und Fußgänger, wie sie nacheinander herbei kommen, diesen zweiten Schrecken. So bildet sich hier auf der steinigen Blöße eine große Figurengruppe, die sich von der vereinsamten gelblichen Bergfläche mit merkwürdiger Färbung abhebt.

Noch nicht hat sich dieser Kreis vollständig schließen können, als sich ein Fremder, groß und wunderlich anzuschauen, mit hineindrängt. Er gewahrt sein Weib und Kind, ohne sich Zeit zu gönnen sie anzureden oder am Boden das erlegte Thier mit zu bejammern. Er wendet sich sogleich zum Fürsten, dringend bittet er ihn und die Jäger um Hilfe und Schonung. Denn auch der Löwe ist los! sagt er; er ist nach dieser Gegend heraus, ein Bauer ist ihm dorten schon begegnet und entsprang auf den nächsten Baum. Diese unselige Feuersbrunst allein trägt die Schuld am ersten Unheil und an dem neuen Entsetzen. Sie hat einen Pulvervorrath mit ergriffen, die darauf erfolgte Explosion hat unsere Bretterbude zerstört, hat unsere Thiere ledig gemacht und zerstreut. Aber seid Ihr barmherzig, schonet unseres Löwen! Und beruhiget euch nur, diese Frau da zähmt ihn gewiß, dieses Kind schon lockt ihn so lange, bis ich ihn wieder in seinen Kasten gebracht haben werde.

Eben läßt der Fürst die Gewehre zur Vorsicht frisch laden, verspricht aber zugleich dem Fremden das Mögliche zum Troste; da kommt auch noch der Burgwächter querfeldein von der Ruine herab und berichtet athemlos, ein Löwe liege droben hinter den Bäumen der Ringmauer; so ruhig sonne sich das Thier, setzt der Mann erhitzt bei, daß er den gestrigen Tag ewig verwünsche, an dem er gerade seine einzige Büchse in die Stadt habe hinabtragen müssen zum Putzen. Er beschreibt genau, wie gerade durch jenen engen Hohlweg das Thier heraufgekommen, den Oheim Friedrich beim Neubau frisch hat herrichten lassen und der überdieß in allen Lücken der Wandungen hoch übermauert worden ist. Dieß ist jetzo, sagt der Mann, wie vor Alters wieder der alleinige Zugang zur ganzen Burg, und alle Nebenwege und Fußsteige sind damit auf einmal verstopft.

Da dieß sonach die einzige Richtung bleibt, in welcher das Thier herabbrechen könnte, so entwirft der militärische Sinn des Fürsten sogleich den passenden Angriffsplan. Honorio wird beordert, jenen Hohlweg sogleich mit den Schützen zu besetzen; doch diese ausdrückliche Weisung giebt ihm der milde Sinn des Fürsten noch besonders, daß man nur im Nothfall schieße und eher durch angemachtes Feuer und Reisigbrände das Thier zurückschrecken solle.

Die Beauftragten gehen, um ihre Stellung einzunehmen. Je höher sie hinausziehen, um so enger schon grenzt sich damit der gemeinsame Schrecken ein; schon scheint wenigstens diese nächste

Stelle wieder gesichert, es ist der erste Trost, den man sich wieder gestatten darf nach so peinlicher Befangenheit.

Da langt das Kind gutmüthig und arglos seine Lockpfeife hervor und prüft voraus schon die Wirkung ihres süßen, begütigenden Tones. Der Vater rührt und regt die Schonung auf, die man auch jetzt noch seinem grimmigen Thiere verheißen hat. Drum ergießt er sich enthusiastisch in ein Lob der Fürstentugenden, und aus dem Menagerie-Erklärer scheint ein Stegreifredner zu werden, sobald er nur das verrostete Gleichniß aus der Bude vermeiden kann, in welchem der Fürst der Thierwelt unseren politischen Monarchen gewöhnlich den Rang abläuft.

Mit dem trotzigen Burgfelsen und seinem alten Baumschmuck, vor dem man steht, hebt er sachgemäß seine Standrede an. Er sieht dann den Fels zu dem Gerölle zerbröckeln, wie es hier ringsum den Boden bedeckt; er sieht wie es dorten in den Quell, in den Bach drunten niederkollert, dann den Fluß im Thale erreicht und gerundet, geglättet dem Ocean und allen seinen Meerwundern zugeführt wird. So weise sind die Gotteswerke, ruft er aus, aber sie einzusehen so groß auch die Weisheit, welche Gott dem Fürsten verleiht. Da baut die Biene ihre ausgezirkelte Zelle; da wölbt die Ameise ihren Schloßbau aus Kiefernadeln; aber sehet doch hin, wie da das Pferd alles wieder auseinander scharrt, rastlos stampfend, ungeduldig, wie es der Herr geschaffen hat, damit es den Mann dahin trage zu seinem Begehr und das Weib zu ihrem Wunsche. Doch wie ernst geht der Löwe, feierlich tritt er durch die Wüste, stille durch den Palmenwald, unumschränkt und widerspruchslos herrschend über alle Thiere. Der Mensch allein bändigt ihn und flößt dem Grausamen Ehrfurcht ein, weil er Gottes Ebenbild ist, weil er das Antlitz hat der Engel, die Gott dienen und Jeglichem, der selber ihm dient. So fürchtete sich auch Daniel nicht, in der Löwengrube blieb er fest und getrost, und das wilde Brüllen hemmte nicht sein gottvertrauendes Lied.

Diese Worte sind zum Troste der Gefährdeten gesprochen, zur Beruhigung der schönen Fürstin, zur Ehre ihres hochherzigen Gemahls, aber nicht minder zu Gunsten des oben im Verstecke liegenden Löwen. Der Knabe hat inzwischen die Rede mit einer Melodie auf seiner Pfeife begleitet; diese nimmt nun der Vater zur Hand und während er intonirt, beginnen Mutter und Kind ein zweistimmiges Lied, das den Propheten schildert, welcher mitten im Löwenzwinger seinen frommen Gesang erhebt. So singen Beide zusammen zwei Absätze durch, dann fällt am Schlusse, wie zur Bekräftigung dieses heiligen Heldenglaubens, die volle Stimme des Vaters mit ein. Der Inhalt aber besagte:

Wo Lieder sich vernehmen lassen, da ist dem drohenden Unheil gewehrt; das gezückte Schwert erstarrt im Hiebe, das wilde Thier schmiegt sich an das arglose Kind, denn also ist dem Glauben

verheißen von Gott: „Löwen sollen Lämmer werden.“ So lautet das Lied der Dreie und verkündiget den Umstehenden, wie auch dießmal in plötzlicher Noth ein höherer Rathschluß noch alles zum Guten hinausführen werde.

In jeder Brust macht sich ein rührender Eindruck geltend. Einen Augenblick kann man sogar der noch immer vorhandenen Gefahr vergessen, unten den Brand, oben den bedenklich ruhenden Löwen; man fühlt nur das bis jetzt schon so wunderbar Ueberstandene. Dem Fürsten ist seine Gemahlin wiedergegeben, deren junges Leben noch vor Minuten so gräßlich bedroht war. Sie lehnt sich an ihn und muß ihr überschwellendes Auge in jenes gestickte Tüchlein bergen, das sie diesen Morgen so ahndungslos geschwungen hat. Sein Blick verweilt auf ihr mit Innigkeit, aber er sucht alsbald dieser innern Aufregung Herr zu werden; denn die ungewöhnlichste Aufgabe dieses Jagdtages beginnt nun eben erst und vorher muß die erschütterte Frau in Sicherheit gebracht sein. Während er sich also eilig mit Gemahlin und Gefolge von dieser unbehüteten Stelle entfernt, läßt sich der Burgwärter eine der Jagdflinten reichen und steigt nun mit Mutter und Knaben die Steile des Berges hinan.

Schon beim Eintritt in den Hohlweg treffen sie auf die Jäger, die dürres Reisig für ein großes Feuer zusammen häufen. Die alte Mutter sucht diesen überflüssigen Eifer zu begütigen. Weiterhin spricht sie den Honorio an und wiederholt, ja kein Feuer anzünden zu lassen. Dieser achtet ihrer kaum; so in sich versunken, die Doppelbüchse in den Schooß gelegt, sitzt er droben auf einem Mauerstücke und starrt in die Sonne hinüber, lebhaft von ihrer Röthe übergossen. Die Alte ruft ihm noch einen ihrer bestechenden Wahrsagersprüche hinauf, der ihn gespannter machen kann auf seine Zukunfts-Projekte, die er eben schmiedet, und vielleicht um so schonungsvoller gegen ihr Thier.

Sie nahen jetzt der Ringmauer mit dem verschütteten Thore. Hier ist die Stelle, wo eine geheime Oeffnung auf den innern Hofraum hinabführt, die sich zugleich von außen verschließen läßt. Da hinunter soll der Knabe und das Thier hervorlocken, während es jetzt gegenüber in einer Kluft der gebrochenen Gewölbe verborgen liegt. Hier könnte ihm das Kind auch durch eine kleine Wendeltreppe wieder entschlüpfen, wenn das Thier unwillig würde, und die sichere Kugel des Wächters thut alsdann das Uebrige. So geschieht es. Der Wächter verbirgt sich; die Mutter überblickt von einem hohen Gemäuer aus das Innere, der Knabe steigt in den Raum hinab, überschreitet den Hof und, seine Lockpfeife blasend, verschwindet er gegenüber in der düstern Oeffnung. Nun wird auch seine Flöte unvernehmlich. Eine Pause entsteht, über der alte und rauhe Jägerherzen ein Grausen ankommt.

Jetzt hört man die Flöte wieder, aus der Höhle tritt das

Kind hervor, sein Auge schimmert befriedigt, denn hinter ihm drein folgt der Löwe, langsam, wie mit einiger Beschwerde; er zeigt hie und da Lust, sich zu legen. Im Halbkreise führt ihn der Knabe durch das fallende Laub der Herbstbäume und wo die sinkende Sonne durch eine Mauerlücke ein mildes Abendlicht hereingießt, läßt er sich nieder, bläst und hebt sein schon gesungenes Lied an vom Propheten im Löwenzwinger.

Und treulich, wie es das Wort des Liedes besagt, schmiegt sich der Löwe dem Kinde an und legt ihm die große Tatze auf den Schooß. Der Knabe streichelt sie ihm, sieht aber, daß sich ein scharfer Dorn zwischen die Ballen eingestochen hat. Er entfernt ihn, er nimmt sein buntes Tuch vom Halse und windet es um den verletzten Fuß; dann singt er sein Lied fort bis zu jenem jetzt doppelt erfüllten Worte:

„Löwen sollen Lämmer werden!"

Verklärt wie ein Ueberwinder ruht hier der Knabe, nicht aber wie ein Ueberwundener der Löwe, sondern wie ein zu seinem Frieden zurückkehrender, auf dessen gestrenger Miene ein freudig-dankbarer Zug zu lesen ist über einen richtig gefaßten Entschluß.

Vorstehender Auszug giebt, wie es der Titel der Aufgabe befiehlt, alles dem Gange der Erzählung Unentbehrliche vollständig wieder; da er es aber als bloser Auszug thut, so muß er nicht blos sein eigenes Wort statt des Göthe'schen gebrauchen, sondern auch die bereits durcheinander verarbeiteten Theile des kleinen Kunstwerkes in ihre ursprüngliche Stellung zurückversetzen, wie sie die geschichtliche Entwickelung der erzählten Begebenheit und die logische Folge der Thatsachen bedingt. Dieses Unternehmen hat genugsame Schwierigkeiten, wenn man sich nicht an dem Worte des Dichters vergreifen, nicht die Thatsachen überhüpfen oder mißbrauchen will, wenn man nicht mit nachhinkenden Erklärungen selbst breiter werden will, als die schon so genau sich beschränkende Originalerzählung ist. Aber neben dem eignen Sprachgeschicke, das ein Ergebniß solcher Bemühung sein muß, lohnt uns besonders die damit entstehende Einsicht in das von Göthe hier eingehaltene Erzählungsverfahren. Und wenn wir die Wege genau kennen lernen, auf denen die Erzählungstechnik hier zu ihrem sicher wirkenden Ziele gelangt, so erhalten wir damit auch den Aufschluß über die Berechtigung unserer gleichzeitig mit rege gewordenen eigenen Empfindungen. Insoferne aber Göthe diesmal einen Stoff behandelt, der schon Jahrtausende vor ihm der Sage und der Legende angehört, kommen wir erst der Wahrheit dieser Traditionen bei, sodann überblicken wir das Ganze ihres bleibenden Werthes und endlich schauen wir der schöpferischen Dichterkraft, die unser größter Dichter demselben Thema zuwendet,

mit einiger Vernunft in die Arbeit hinein. Nutzen und Freude können bei solchen Arbeiten sich in die Wette streiten.

b) Es folgen nun einige dem jungen Leser wichtige und lehrreiche Aufschlüsse über die Entstehungsart der Göthe'schen Erzählung.

Der Dichter trug sich mit diesem Gegenstande an die dreißig Jahre, ehe er ihn in der nun vorliegenden Gestalt endlich zu Papier gebracht hat. Bereits im Jahre 1797 war in ihm der Plan entstanden, ein Lucrezisches Epos in Hexametern zu schreiben, „ein großes Naturgedicht", welches die Jagd heißen sollte. Es war dies zu der Zeit, da er sich vorzugsweise mit Naturstudien beschäftigte, über die Metamorphose der Insecten und Pflanzen schrieb und sammelte. Ein damals auf der Wanderung crepirter Menagerie-Tiger wurde von Nürnberg aus dem Herzog von Weimar zugeschickt (Böttiger's Nachlaß 1, S. 61), diente dem Anatomen Loder und Göthen gemeinschaftlich zu anatomischen Vorlesungen und regte den poetischen Plan des Dichters über die Jagd auf's Neue an. Aber erst im Jahre 1826 erinnert er sich des abermals versäumten Vorsatzes wieder und nun schrieb er unter dem ehemaligen Titel „die Jagd" die Novelle vom Kind und dem Löwen. Er wollte den alten Stoff nicht ganz zu Grunde gehen lassen, gab ihm aber etwas eilfertig und bei einem schon erkalteten Interesse nur noch die Form der Novelle, d. h. einer blosen Situation. Diese schwankende Gattung definirt Göthe selbst also: „Ganz einfache Lebensmomente werden darin aus herkömmlicher Gleichgiltigkeit heraus und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben."

Anstatt mit dieser zu unsichern Definition begnügen wir uns lieber mit einer beschreibenden Erklärung, welche Göthe im Gespräche mit Eckermann (1, 302) über die unfehlbare Wirkung dieses seines Productes giebt. „Denken Sie sich, sagt er ihm, aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten aus treibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen."

Die lange Zeit, sagt er damit, durch die er sein Product ungeschrieben in sich herum trug, hat demselben in aller seiner Anlage endlich einen so festen Grund gegeben, daß die Schönheit desselben ein durchaus der Vernunft angehörendes Ergebniß ist. Und dies ist auch die Ursache, warum Göthe selbst so oft und mit so großer Befriedigung von diesem seinem Producte redet und warum Eckermann daran „eine gewisse Allgegenwart des Gedankens bewundert, eine Quadratur der Anlage, eine außerordentliche Deutlichkeit, mit der die Farben aller Dinge uns vor's Auge treten, wie im frischen Glanze eines aufgestellten Gemäldes." (1, 305.)

c. Nach diesen Mittheilungen werden folgende Fragen noch immer ein unseres Nachdenkens würdiger Gegenstand heißen können.

1) Worin bestehen in dieser Erzählung jene von Göthe selbst so genannten „einfachen" Lebensverhältnisse? welche einfache, jedoch bedeutungsvoll werdende Empfindungen setzen sich aus jenen Lebensverhältnissen für jene Gesellschaft und für uns ab?

Beispiel. Welch eine edle Wirkung weiß der Erzähler in ein einziges Taschentüchlein zu verlegen, wenn er dasselbe dreimal zu verschiedenen Momenten und veränderten Zwecken wieder berührt; und wie ist dreimal dabei ein jeder Schein von Weinerlichkeit oder bekümmernder Empfindung vermieden!

2) Wie weit sieht der Leser in die Technik des berechnenden Effectmalers hinein? wie weit aber soll diese Einsicht anderwärts wieder dem Leser verwehrt bleiben?

Beispiel. Wie entledigt sich der Erzähler derjenigen Personen, die er im Laufe der Begebenheiten nicht ferner gebrauchen darf oder kann?

Es hat zuerst der Fürst Oheim von der Morgenpromenade voraus heimreiten müssen und auch der einzige Reitknecht, der die Dreie herausbegleitet hatte, ist mit ihm zur Stadt zurück. Dadurch hat in diesem Augenblicke, da Feuer in der Stadt ausgebrochen, die Fürstin und ihr nachher herankommender Gemahl den Trost, es sei während ihrer Abwesenheit doch ein Mann von Ansehen und Macht in der Stadt, welcher der verwirrten Bürgerschaft Rath schaffen wird. Allein damit ist zugleich noch ein fernerer Doppelzweck erreicht. Die Fürstin ist nämlich alsdann gänzlich dem bald hernach erscheinenden Tiger ausgesetzt, nicht der Oheim sammt dem Reitknechte, Honorio allein muß ihn bestehen. Unsere Spannung, unser Mitleid für die Fürstin wächst dabei, auch unsere Freude aber und zugleich die Achtung für Honorio, wenn er das Ungeheuer unerschrocken erlegt hat. Je bestimmter man nachher den Oheim in der Stadt vermuthen kann, um so wohlthuender und entscheidender wirkt die Sammlung des Gemüthes, mit welcher man alsbald darauf auch dem losgebrochenen Löwen und den ferneren Abenteuern entgegen treten muß.

Hier verläßt dann der Menageriebesitzer den Burgplatz und begegnet uns nicht weiter mehr in der Erzählung. Er geht fort, wie er sagt, um den eisenbeschlagenen Käfig heraufzuholen, in welchen der Löwe soll, wenn man ihn wieder eingefangen haben wird. Es scheint hartherzig von diesem Manne, wenn er geht und es Weib und Kind allein überläßt, eine reißende Bestie aus der Ruine zu locken. Aber gerade damit beweist er, wie sehr sich die Jäger auf seine Versicherungen über des Thieres Zahmheit verlassen dürfen, sowie er sich selbst mit seinem Weggehen auf die ihrerseits verheißene Schonung seines Thieres deutlich genug verläßt.

Eine wohlthätige Spannung bemächtigt sich dadurch des Lesers, und ein widerliches Grauen schwindet zugleich.

Hierauf ziehen sich auch Fürst und Fürstin von dem Schauplatze zurück, auf welchem sogleich die Löwenbändigung beginnen soll. Denn es wäre für ihre Persönlichkeit gleich unverantwortlich und ungebührlich, hier jägerhaft mit der zahlreichen Mannschaft gegen das Schloß vorzudringen, oder nach den Wechselfällen eines so außerordentlichen Tages droben durch die Mauerlücken aus dem Verstecke dem Fange zuzuschauen.

3) Worin besteht denn die Vorsicht des Erzählers, der, wenn er die Milde eines entsprungenen Löwen uns glaubhaft machen soll, weder dabei in die kaltherzige Abenteuerlichkeit der römischen Androclessage, noch in den Mirakelton der syrischen Legende verfallen darf? Hierauf antworte der Dichter selbst im Folgenden.

Ueber die so weise angelegte Exposition der Erzählung, sowie über die glückliche Wirkung, welche eben daraus für den Abschluß des Ganzen entstanden ist, hat Göthe selbst öfters und mit großer Genugthuung gegen seine Freunde sich geäußert. Wie berechnend sein Verstand dabei verfuhr, zeigen die Gespräche mit Eckermann, wo er (1, 305 ff.) unter Anderem sagt:

„Eines muß ich noch thun. Nach den Gesetzen einer guten Exposition muß ich die Besitzer der wilden Thiere schon vorne auftreten lassen. Wenn die Fürstin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müssen die Leute heraustreten und bitten, auch ihre Bude mit einem Besuche zu beglücken. Sie sehen, fuhr er fort, daß man an einer solchen Arbeit, wenn sie auch schon im Ganzen fertig daliegt, im Einzelnen noch immer zu thun hat. Ich finde, entgegnete hierauf Eckermann, daß man diese intendirte Aenderung nicht machen dürfe. Es thut gar gute Wirkung, wenn diese Leute beim getödteten Tiger zuerst als durchaus fremde neue Wesen mit ihrer abweichenden wunderlichen Kleidung und Manier hervortreten und sich als Besitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie sie aber schon früher in Exposition, so würde diese Wirkung gänzlich geschwächt, ja vernichtet werden. Sie haben Recht, sagte Göthe. Ich muß es lassen, wie es ist. Es muß auch beim ersten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich sie ausgelassen. Diese intendirte Aenderung war eine Forderung des Verstandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler veranlaßt worden. Es ist aber dieses ein merkwürdiger ästhetischer Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen. Aber eins muß doch noch in der Exposition geschehen; der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieses gewaltigen Thieres anstellen lassen kann. Dadurch erhält alles Folgende, wie wenn er später sanft der Flöte des Kindes folgt, eine um so größere Wirkung. Diese Art zu ändern

und zu bessern, ist nur die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigert." — So viel über die Kunstmittel, welche Göthe an die Einleitung verwendet hat.

Ueber den eigenthümlichen Abschluß, den diese Novelle hat, sind Göthe's und Eckermann's Besprechungen nicht minder ausführlich (1 Th. 301. — 2. Th. 312). Es schien Eckermann, als wäre der Ausgang der Erzählung zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten, das Ganze abschließen und dem Ende mehr Breite geben sollen. „Hätte ich, sagte hierauf Göthe, einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten lassen, so wäre der Schluß prosaisch geworden. Und was sollten sie handeln und sagen, da Alles abgethan war. Der Fürst mit den Seinigen ist in die Stadt geritten, wo seine Hülfe (bei der ausgebrochenen Feuersbrunst) nöthig sein wird; Honorio, sobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit ist, wird mit seinen Jägern folgen; der Mann aber wird sehr bald mit dem eisernen Käfig aus der Stadt da sein und den Löwen darin zurückführen. Dieses sind alles Dinge, die man voraussieht und die deshalb nicht gesagt und ausgeführt werden müssen. Thäte man es, so würde man prosaisch werden. Aber ein ideeller, ja lyrischer Schluß mußte folgen; denn nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa ist, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zum Liede selbst übergehen. Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich am Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung. Dies ist das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas werth. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorgieng. Ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insoferne es wahr ist, sondern insoferne es etwas zu bedeuten hat."

So weit Göthe's Urtheile hierüber. Eckermann setzt noch hinzu, daß das Wunderbare, welches im Schlusse der Erzählung liege, auch Jenen nicht unbequem falle, welche sich in unserer prosaischen Zeitrichtung gegen alles Wunder verschlossen haben; denn eben hier wachse es aus einem durchaus realen Boden hervor. Wie einst in der Grube unter grimmigen Löwen Engel den Propheten bewahrten, so zeigt sich auch hier der Löwe sanft und willig, er zerreißt den Knaben nicht. Damit aber dieses einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar

erscheine, so benützt der Dichter noch ein zweites mächtiges Motiv, nämlich das der Musik, deren magische Gewalt die Menschen seit Orpheus Zeiten empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrschen lassen, ohne zu wissen, wie uns geschieht.

Eckermann, der diese und ähnliche Erklärungen verschiedenen Prinzen und anderen Herrschaften in Göthe's Hause vortrug, hatte dabei endlich noch die Bemerkung an seinen eigenen Zuhörern zu machen, „der Mensch sei so sehr von seinen trefflichen Vorzügen eingenommen, daß er sie den Göttern beizulegen gar kein Bedenken trägt, allein sich nicht gerne entschließen mag, den Thieren daran einen Antheil zu vergönnen.“

III.

Chrien.

(Siebenzehn Kapitel.)

Unter die Vorübungen zur Beredtsamkeit gehört die Chrie, welche seit dem 4. Jahrhundert nach Christus durch den Rhetor Aphthonius ihre besondere Ausbildung für Unterrichts- und Schulzwecke erhalten. Sie trägt darnach den Namen Chria Aphthoniana und läßt einen nützlichen Spruch in folgender Eintheilungsweise rednerisch behandeln:

1) Angabe des Spruches nebst Andeutung seiner Abkunft. 2) Umschreibung desselben. 3) Seine Sicherstellung und Vertheidigung. 4) Widerlegung seines Gegentheiles. 5) Erläuterung durch ein Gleichniß. 6) Geschichtliches oder theoretisches Beispiel. 7) Literargeschichtliches Zeugniß, Aussprüche berühmter Männer darüber. 8) Abschluß mit kurzer Hervorhebung des Gesammtergebnisses.

A. Chriensätze aus dem deutschen Sprichworte.

Pädagogische Zeugnisse. Charakteristik des Sprichwortes, des Spruches, der Sentenz. Deren logischer Gehalt. Angaben und erläuternde Beispiele über die Behandlung solcher Themen. Unterschied zwischen Demonstrirung und Deutung derselben.

Was ist ein Spruch, ein Blitz, der schnell den Pfad erleuchtet,
Oft auch ein Tröpfchen Thau, das Knospen zart befeuchtet.
Männy.

Die erziehende und belehrende Seite unseres Sprichwortes haben neben den Alten unsere wichtigsten Männer bis auf die Neuzeit erkannt und besprochen, Luther, Lessing, Göthe. Die große Sammlung didaktischer Gedichte, welche Laßberg im Liedersaal aus unserm Mittelalter veröffentlicht hat, sagt darüber recht treffend:

Ich kan nüt bessers finden
Das man lese deutschen kinden

In den schuolen offenbar
Mit ganzem fliß durch das jar,
Damit si nuz und ere
Gewinnent von der lere.

Erasmus von Rotterdam hebt in seiner Sprichwörtersammlung Adagiorum Chiliades als ein besonderes Bildungsmittel jenes Helldunkel hervor, womit solche Volkssentenzen dem noch schlummernden Einzel-Geiste zwischen die geschlossenen Augenlider blitzen; und Rückert erklärt uns, gleiche Erfahrungen daran gemacht zu haben.

Zu lehren glaubt' ich oft, was ich an mir erfuhr
Und sah dann, ich umschrieb ein altes Sprichwort nur.
Das eben ist die Art des Sprichworts: wir gewahren
Erst seinen Sinn, wenn wir ihn an uns selbst erfahren.

Ein Volksspruch ist die Unterlage zur Handlung. Bei Sentenzen guckt nur ein sauber gedrucktes Buch heraus. Hippel Lebensl. 4, 376. —

Bogumil Goltz (Menschendasein, 1850. 2, 30) nennt es eine Cisterne des Menschenverstandes, aus welcher nicht blos diejenigen schöpfen, die keinen eigenen Verstand haben, sondern auch die, welche zu viel davon haben und ihn wiederum leiblich und einfältiglich machen wollen.

Worin besteht nun das Wesen des Sprichwortes?

Diese Frage läßt sich ohne allen gelehrten Umschweif erschöpfend beantworten in einer geschichtlich gedachten Gleichnißrede.

Das Sprichwort ist die allgemein giltige Land- und Scheidemünze im täglichen Geistesverkehr eines Volkes. Ursprünglich ist sie von den Häuptern geprägt unter Zustimmung des ganzen zum Landtage versammelten Volkes. Darum trägt die Münze auf einer Seite einen Kopf, auf der andern Seite aber das Wappen von Land und Stadt. Rein und schön wird sie in den Verkehr gegeben; abgeschliffen, abgenutzt, platt, sogar schmutzig kehrt sie daraus zurück; denn was rund ist, muß rollen, der Rubel muß auf Reisen, der Gulden will überall gelten. Zuletzt sinkt der Gulden unter seinen alten Werth herab, der Groschen gilt am wenigsten in seinem eigenen Lande, das Volk sieht nicht mehr seinen Nationalreichthum, der Vornehme nicht mehr den alten Werth in ihm; er muß umgeprägt werden, obschon alte Gesetze dieß verbieten.

Sacra mutari vetat religio. (Quintilian.)

Auch dieses Geschäft besorgen die Obergeister des Volkes, die erfahrenen und behutsamen Münzwardeine; und mit neuer Ränderung kehrt das alte Schaustück, oder statt seiner auch ein völlig neues in Handel und Wandel zurück, gilt aber nur dann erst, wenn man mit feinem Ohre seinen guten alten Klang geprüft hat. Was gar nicht mehr cursiren soll, das hebt man in Spar-

Büchsen und Münzkabinetten auf. Da kommen denn die Liebhaber, die Sprach- und Geschichtsforscher, und betrachten ein Stück nach dem andern, wenden es links und rechts nach seinen beiden Seiten, nach Wappen und Kopf. Auch seine abgegriffene Legende (Randschrift) besagt viel mehr, als es sonst den Anschein hat. Da liegen denn Denkmünzen, Fest- und Jubiläums-Medaillen, sogar Scherz-, Schand- und Spottmünzen neben geweihten, ehrwürdigen; aber auch der Spiel- und Rechenpfennig, der Tandis sogar darf nicht übersehen werden. Noch fehlt hier manche Einzelnheit, das mit dem Oehr gelöthete Goldstück, das vom Mädchen an der Halsschnur, der harte Thaler, der vom Bauern als Knopf am Wams getragen wird, der Pathenthaler, der in den irdenen Storch gelegt ist, in den Sparhafen des Kindes. Die Sammlung ist noch immer nicht voll, alle Tage kann sie sich vergrößern, Jedermann aus dem Volke, das kleine Erbstück jedes Enkels kann sie mit ergänzen helfen. Da finden sich dann erst Aehnlichkeiten zwischen den Münzen der ältesten und neuesten Zeiten, der gebildetsten und rohesten Völker, der größten und niedersten Geister. Eine ganz neue Wissenschaft kommt endlich an's Licht, nicht blos die Münzkunde, sondern die Einsicht, was von jeher überall zu haben gewesen bei allen Völkern um Geld und gute Worte, und wie man Beide gut und schlecht, umsonst oder vortheilhaft von jeher bis heute ausgeben kann. Darum Göthe:

Gabst du doch auch schon oft vergebens
Dein Geld aus an so manchem Ort;
Was machst du denn so viel Aufhebens
Um ein vergebnes gutes Wort.

Die Einsicht in unser Volkssprichwort entsteht; und eben dazu wollen nun nachfolgende Arbeiten einladen.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen. — Göthe 2, 236.

Arbeitsverfahren. Zu jedem einzelnen Sprichworte kann man geschichtliche Beziehungen, historische oder literarische Anekdoten, Gleichnißreden und Belegstellen aus Autoren, Sentenzen der Gelehrten und Meinungen des Volkes anreihen, welche umschreiben, vertheidigen, widerlegen, erläutern, exemplificiren, bezeugen und anwenden. Allein der Abschluß und Entscheid, welchem durch solche Behandlungsweise das einzelne Thema des Sprichwortes zugeführt sein will, kann nicht durch ein moralisirendes Belieben, sondern nur durch streng dialektisches Verfahren gewonnen werden. Diesen großen Unterschied zwischen Demonstration und Deutung drückt das Sprichwort selbst scharf genug aus: Non exemplis, sed legibus judicandum. Meinen ist Buttermilch. Putare est errare.

Man kann jedem Zaunstecken einen Hut aufsetzen; jeder Haue einen Stiel, für jede Flasche einen Zapfen finden. Dieß besagt, wer mittelst des Sprichwortes nur seine erste beste Meinung oder Stimmung auszukramen beliebt, baut sich einen Schneemann und schenkt ihm Kronen, oder verstopft den weisheitsvollen Volksmund mit erbärmlich nutzlosem Schreibpapier. An Gedanken und gespanntem Tuch geht viel ab. Worte sind gut, aber Hühner legen Eier.

Resultat. Das Sprichwort ist ein praktisches Handbuch der Logik in der alten Form des Syllogismus. Es bildet nicht blos eine Reihe von Kettenschlüssen, sondern es endet sie auch, und während es sich selbst über seine eignen Schlußfolgerungen schwer zu verständigen scheint, übt es gerade die unerläßliche Controlle des Syllogismus aus. So ist die Logik in Jedermanns Mund, und doch hat man so wenig Ahndung davon, was Logik ist. Ein Beispiel erklärt dies in Kürze. Die preußischen Kammerdebatten vom J. 1853 ließen sich auf den Jesuitenorden ein, als auf ein Institut, das bald von vielen Päpsten beschützt, bald von dem einen Papste wieder aufgehoben worden sei. Der eine Redner behauptete: wenn man hierin schon ein so großes Gewicht auf Clemens XIV, als auf das Urtheil Eines Papstes lege, der diesen Orden aufhob, so werde man doch wahrscheinlich noch viel größeren Werth auf das Urtheil von 26 Päpsten legen müssen; denn so viele hätten den Orden in hoher Gunst gehalten, während ihn unter allen zusammen nur einer und zwar, wie er selbst bekannte, allein um des Friedens willen aufgehoben hat. Hierauf erwiderte der anfängliche Redner, v. Gerlach: Ein Papst gegen einige und zwanzig frühere Päpste, das verstärkt das Rechtfertigungsmoment; es deutet hin auf die überwiegende Stärke der Motive des Einen Papstes. — Von beiden Seiten wird hier der Beweis aus den Autoritäten geführt; aber die eine Folgerung übereilt sich und wirft blinde Junge.

1. Schätze hebt man schweigend.

Schweigen die Goldsucher in Californien und Australien? Nein, sie erheben ein weltdurchschallendes Geschrei; je mehr Märchen die Zeitungen ersinnen, über Goldne Berge, um so rascher entleert sich der Strom der Auswanderung in jenes Eldorado, und um so mehr Gelegenheit ist damit den Goldsuchern geschenkt, ihre Bedürfnisse wohlfeiler zu befriedigen und den weiteren Schätzen noch behender nachzuspüren. Nach diesem gelben Mammon, dessen Hebung so großen Lärmens bedarf, geht unser obiges Sprichwort nicht; es gebietet absolutes Schweigen. Wäre es also wohl nur ein Product jenes gewöhnlichen Aberglaubens, der uns erzählt wie oft schon er Reichthümern und andern verwünschten Dingen in den Gewölben von Ruinen nachgegraben und wie er sie beinahe schon erreicht gehabt hätte, wenn nicht jedesmal irgend Eines sich

verplaudert, zur Unzeit drein geredet, kurz wenn man nur das Maul gehalten haben würde. Allein wer glaubt heute wohl, daß unser ausgepflügter und müdgebauter Ackerboden noch Schätze berge, und warum sollen sie gerade versinken, wenn man sie bespricht oder beschreit? Muß man sie ja überhaupt vorher beschwören, damit sie der Böse unterirdisch loslasse, und ist doch dieß auch bereits eine Besprechung. Oder will das Sprichwort nach irgend einer moralischen Seite Geltung haben, zu welcher Einsicht soll es uns dann verhelfen? Heißt es so viel als: Volle Fässer tönen nicht, so wiederholt es mit einer geheimnißvollen Miene eine gar zu platte Erfahrung. Heißt es so viel, als: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, so verbietet es, ehrlich und mannhaft zu seinem Worte zu stehen und pflanzt Heimtückerei. Wäre das je der Charakter unseres deutschen Alterthums gewesen, aus welchem dieses Sprichwort stammt; hätte jenes auch schon alles Verdienst in der Pfiffigkeit erblickt, wie es der abgeschliffene und durchtriebene Egoismus des Neuverstandes thut? Dies wiederstreitet aller geschichtlichen Erfahrung. Soll es aber auf blosem Glauben des Heidenthums beruhen, wie konnte sich das Sprichwort allgemein vererben und glaubhaft machen bis heute, da es doch auch im Heidenthume keine Schätze mittelst Stillschweigen zu heben gab? Man bemerkt also, daß mit blos rationalistischen Fragen und Fangmitteln unsern alten Sittensprüchen nicht beizukommen ist; gleichwohl sieht man sich gezwungen, ihnen einen tiefern Inhalt zuzutrauen, denn ohne diesen hätten sie sich dem gesunden Geiste einer Nation nicht seit Jahrtausenden schon eingeprägt. Tiefer als der oberflächliche Verstand annimmt, gründen sie im Wesen der Wahrheit und sind alte naturgemäße Poesie. Wie es durchschnittlich dieser ergeht, so ihnen; man traut Beiden nicht den Verstand zu, dessen man sich selbst gerne berühmt. Zutreffend heißt es daher in Göthe's Xenien 2, 258:

Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.

Versuchen wir die Erklärung. Jedes moralische Können setzt eine geistige Kraft voraus. Schweigen beruht auf dem Vermögen der Selbstbeherrschung. Der Schweigsame ist des Oraniers geschichtlicher Ehrenname geworden. Große Vorsätze verlangen Ausführung, aber man nimmt ihnen die Energie des Entschlusses, so oft man jene blos in's Gespräch, statt in Handlung setzt. Das Sprechen über eine Angelegenheit verpflichtet, sie so zu behandeln, wie man gesprochen. Sprechen, versprechen, sich versprechen und verreden hat in der Sprache eine ganze Reihe gefährlich lautender Begriffsverwandtschaften um sich. Das über unsere Plane Mitgetheilte hat uns dem Zuhörer verbindlich gemacht, noch ehe wir an die Ausführung gelangen können; und die Art unserer Mittheilung verpflichtet uns das Vorgesetzte in der einmal erklärten

Weise auszuführen. Damit beraubt man sich derjenigen resoluten Freiheit, auf welcher im Augenblicke der That und ihrer unvorhergesehenen einzelnen Verumständungen das Gelingen hauptsächlich beruht. Die alte Anekdote von jenem General, der auf die Frage um die Beschaffenheit seines Operationsplanes den Offizieren erwidert, diesen würde er auch seinem eignen Hemde nicht anvertrauen — deutet nicht auf einen eigensinnigen Sonderling und Murrkopf, sondern auf einen erfahrnen und strenggeschulten Charaktermenschen. Nach diesem Sinne verwerthen sich die Verse in Göthe's Eugenie 1. Akt, 6. Auftritt:

— — Was unter uns geschehn
Erfahre Niemand. Mißgunst lauert auf,
Geheimniß nur verbürget unsre Thaten.
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein;
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon.
Selbst wer gebieten kann, muß überraschen.

Göthe erzählt in den Nachträgen zu seiner Autobiographie (31, 151) warum das Trauerspiel Eugenie, aus dem die eben citirten Verse stammen, Fragment geblieben sei und kommt dabei zu folgenden Geständnissen: „Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt. Das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir. Allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervor zu treten, eh' das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt. Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten dabei erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Märchen, man müsse bei wunderhafter Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman, in entlegensten Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehen; und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen."

2. Gott giebt den Vögeln Speise, aber sie müssen sie suchen; den Kindern Nüsse, aber sie müssen sie knacken.

Wie erklären sich unsere Autoren diesen Satz?

Butschky, aus der Schlesischen Dichterschule, gestorben 1678, sagt: Gott hat uns ohne uns erschaffen, er will uns aber ohne uns nicht erhalten, denn: Im Schweiße deines Angesichtes sollt du...! — Schlesische Monatsschrift. Breslau 1822, S. 381. —

Lessing fügt (Bd. 11, 697) aus dem Volksmunde bei: St. Nikolaus bescheert die Kuh, giebt aber nicht das Seil dazu. —

General Radowitz setzt seinen Gesprächen über Kirche und Staat das Motto voraus:

Traget Holz und lasset Gott kochen.

A. v. Haller in seinem Gedichte: Ueber den Ursprung des Uebels:

Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruh'n,
Sobald Gott Alles wirkt und wir nichts selber thun.

Dies heißt endlich bei Hamann:

Die Pfingstgabe des Geistes ist der Selbsttrieb. Man muß sein, was man soll, aus Gefühl, aus Trieb; das, sagten die Alten, ist von Gott. Joh. v. Müller an den Bruder Georg. Sämmtl. Werke 6, 382.

Es bleibt also zuletzt das bei arbeitsamen Bauersleuten noch giltige Wort über: Man muß mit Gott in die Hände spucken. — Die Gegenmeinung schiebt Alles auf den lieben Gott und behauptet, der Korkbaum sei gewachsen, damit wir unsere Flaschen bequemer pfropfen können.

3. Thorenart.

Bildlich umschrieben.

Beispiele aus älteren und neuen Autoren:

Als ist ein Gans geflogen us
Und Gikgak kumen wider ze Hus.

Seb. Brand, Narrenschiff. —

Quisquis ab aede sua discedit improbus anser,
Ille domum rediens anser ut ante manet. Locher. —

Fol i alai, fol m'en revins,
Folie quis, por fol me tins.
Thor ging ich, Thor kam ich zurück,
Sucht und fand mein Thorenstück.

Roman von Rollo. Aus dem Normännischen des 12. Jahrh. übersetzt v. Gaudy (Glogau 35.) S. 241.

Doch ward ich auf der Reis' nicht bieder,
Trug Zwiebeln hin, bracht Knoblauch wieder.

Burkard Waldis. —

Man sprichet, do der Siech genas,
Do was er der er ouch eh was.
Ist er ein Esel und ein Gouch,
Dasselb ist er zu Paris ouch. Boner's Edelstein. —

Kommt ein Ochs in's fremde Land,
Wird er bald als Rind erkannt.
Schlupfte ein Fuchs in den Zobelbalg,
Er bliebe drinnen doch ein Schalk;

Ging' ein Hund Tags tausend Stund
Zu Kirche, er ist doch ein Hund.
Wär' Judas zweimal getauft,
Er hätte doch Gott verkauft.
Nach Laßberg's Liedersaal (1822).

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christi Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgerichtt,
Sondern stets ein Esel bliebe.
Aus Olearius Persischem Rosenthal in Göthe's Weströstl. Divan.

Der Narr bleibt ein Narr,
Giebst du ihm gleich eine Pfarr. Volkssprichw.

Setz einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.
Wilh. Müller.

Quamvis sublimem solio splendente reponas,
Desilit in nigrum rana relapsa lacum.
Mauritius Seyffertus, Aretalogus. Brandenburgi 1841, S. 34.

Der Zeitgeist ist ein Bauherr, der seine Mucken hat; er giebt sich nicht mit jedem Architekten ab und manchmal macht er eine Zeitlang gar keine Bestellungen; „denn was man so den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln" (Göthe). — Bring eine Katze nach England, sie wird miauen.

4. Ländlich sittlich, ländlich schändlich.

Quod terræ mos est, hoc terræ honos est!
Sutor, Chaos Latin. Kaufbeuern 1715.

Landsmann, Schandmann. — Wo's Brauch ist, singt man den Pumpernikel in der Kirche. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. Quis tumidum guttur miratur in alpibus! Juvenal. — Es ist gewiß, daß vieles Fremde, was uns unsittlich erscheint, an Ort und Stelle einen sittlichen Grund hat. Lichtenberg.

Sprichwort bezeichnet Nationen,
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.
Wenn du den Dichter willst verstehen,
Mußt in Dichter's Lande gehen.
Göthe 2, 264.

Gleichwohl hat dabei ein spanisches Sprichwort nicht unrecht, welches über manche Landessitte behauptet:

Manchen Geschmack giebt es auf Erden,
Der verdient geprügelt zu werden.

Skizzen aus Oldenburg, in Kuranda's Grenzboten, Jahrgang 1852, erzählen mit Ereiferung: man könne sich ein Urtheil über die Anforderungen, welche der Oldenburger Arme an die allgemeine Mildthätigkeit stelle, aus der Thatsache bilden, daß in Oldenburg der Hausarme niemals um bloßes Brod, sondern um Butterbrod bettelt. — Allein wenn Fr. Rückert, Gesamm. Gedichte, in den Haus- und Jahresliedern ein Tatarisches Vaterunser übersetzt, welches betet: Gieb uns unser tägliches Butterbrod! — wenn es in Hamburg die meisten Bettler für unmöglich halten, Kupfergeld anzunehmen — liegt dann der Grund im ungenießbaren Brod, oder in bloßem Butter-Appetit des verwöhnten Proletariers, ist der niedere Stand der Hamburger Währung, oder der Stolz des Bettelmanns die Ursache? Wir berechnen unsere Bevölkerung nach Seelen, der Chinese seine nach Mäulern. Die Vorstellungen unserer Civilisation über fremden Brauch sind oft eben so ungereimt wie die der Nordamerikanischen Sioux-Indianer über unsere Civilisation. Der Reisende Georg Catlin (Catlin's Reisewerk hat Berghaus übersetzt, Brüssel 1851, S. 331) wurde von einem Sioux-Häuptling unter Anderem also befragt: Man hat mir erzählt, die weißen Männer hiengen ihre Verbrecher am Halse auf und ließen sie gleich Hunden erwürgen; auch blieben sie, weil sie nicht bezahlen könnten, einen großen Theil ihres Lebens in's Gefängniß gesetzt; ist dies wahr? Als Catlin dies bejahte, erregte es großes Erstaunen und die zuhörenden Weiber brachen in Gelächter aus. „Als ich in euerm Fort Council-Bluffs war, fuhr der Sioux fort, wurden von den vielen dort anwesenden weißen Kriegern dreie auf die Prairie hinausgeführt, an einen Pfahl gebunden und fast todt gepeitscht; man hat mir gesagt, dies geschehe, um sich etwas Geld zu verschaffen." Catlin mußte auch dies als ausgemachte Wahrheit bejahen und entweder mit der Soldatenlöhnung erklären, oder, wenn dies nicht begreiflich zu machen war, mit dem Satze: de gustibus non esse disputandum. — Knute, Korporalstock und Fallbeil waren den Römern in Fasces und Lictorbeil enthalten; diese Letzteren sind der Neuzeit wieder zum Symbol der Eintracht und der durch Eintracht erstarkten Freiheit geworden.

5. Falsche Scham.

Einem Armen ist nit nutz, daß er sich schäme. Ulrich v. Hutten im Vadiscus. (Opera ed. C. Münch 5, 270.)

Thu' nur, als wüßtest du, die Scham dir zu ersparen,
Was du nicht weißt, und so wirst du es nie erfahren.
Rückert.

Dann ist einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham die Schande umarmt.
Göthe, Xenien.

Sei so gescheidt wie die Spinnen,
Du wirst nur Fliegen gewinnen.
Die Gänse wissen viel, aber die Füchse noch mehr.
Keiner ist sich weise genug. Nemo solus satis sapit.
Odilo Schreger, Studios. jovial.

Es kann uns nie in Verlegenheit setzen, wenn wir nur Wir sein wollen, wohl aber, wenn wir unsere Maske vorstellen müssen. Mit anderen Worten: wir müßten immer wahr sein dürfen. Was ich war, wie ich war, wie ich nicht mehr bin, ist nicht mein lebendiges Wesen, ist eine Maske. — Sollte man niemals thun, wozu man Hang hat, nun so wäre das Gegentheil auch das einzige, was einem übrig bliebe: aus dem Fenster stürzen. Rachel 3, 207 und 1, 124. Originell wäre gewiß jeder Mensch und müßte es sein, wenn die Menschen nicht beinahe immer ganz unverzehrte Sprüche in ihren Kopf annähmen und auch so wieder hinausließen. Wer sich ehrlich fragt und sich aufrichtig antwortet, ist mit allem, was ihm im Leben vorkommt, immerfort beschäftigt und erfindet unablässig, es sei auch noch so oft und lange vor ihm erfunden worden. Es gehört Ehrlichkeit zum Denken, und es giebt gewiß beinahe so wenig absolute Stumpfköpfe als Genies. Einem Imbécile fehlt das Vermögen im Kopfe zum Denken. Imbéciles wären gewiß noch originell. Es giebt aber fast keinen reinen; sie haben meist noch Verstand genug, unehrlich zu sein. ibid. 1, 267.

B. Die Sinnsprüche der Griechen und Römer.

6) Erkenne dich selbst.

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Das Wort: es solle kein mit der Geometrie Unbekannter in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa: man solle ein Mathematiker sein, um ein Weltweiser zu werden. Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit Bleistift auf's Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht; denn ihm ist die Quelle des Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, Potentia et actu, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich

selbst, so müssen wir es nicht im ascetischen Sinne auslegen; sondern es heißt ganz einfach: Gieb einigermaßen Acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll; es ist ein guter Rath, der einem Jeden praktisch zum größten Vortheil gereicht.

Göthe 23, 251.

Erkenne dich! — was soll das heißen?
Es heißt: sei nur! und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Göthe, Xenien, 2, 264.

Der Vater lernt sich erst in seinem Sohn kennen. Niemand will in sich hinein; außer sich herum zu schweifen, hat der Mensch eine so eingefleischte Lust, daß er gerne unstät und flüchtig ist. Sein eigenes Haus brennt dem Menschen übern Kopf, er fürchtet, in sich herein zu blicken, wie Kinder sich, in einem Zimmer allein zu schlafen. Darum die Geselligkeit. Die Bücher sind Lexica nach Beschaffenheit der Umstände, Real oder Verbal. Mehr kann ich ihnen nicht zugestehen. Wenn ich an diese güldne Regel komme: Mensch, lerne dich, bin ich in meiner Heimat. Die Theologen nennen das Selbstverleugnung, was wirklich ein großer Theil von Selbstkenntniß ist. Hippel, Lebensläufe (Berlin 1779) 3, 17.

Und dies gilt keineswegs nur von den geistigen, sondern auch den sinnlichen Gegenständen. Auch die dem Menschen fernsten Gegenstände sind, weil und wiefern sie ihm Gegenstände sind, Offenbarungen des menschlichen Wesens. Auch der Mond, die Sonne, die Sterne rufen dem Menschen das Γνῶθι σαυτὸν zu. Daß er sie sieht und sie so sieht, wie er sie sieht, das ist ein Zeugniß seines eignen Wesens. Das Thier wird nur ergriffen von dem das Leben unmittelbar afficirenden Lichtstrahl, der Mensch dagegen auch noch von dem kalten Strahl des entferntesten Sternes. Nur der Mensch hat reine, intellectuelle, interesselose Freuden und Affecte, nur der Mensch feiert theoretische Augenfeste. Das Auge, das in den Sternenhimmel schaut, jenes nutz- und schadenlose Licht erblickt, welches nichts mit der Erde und ihren Bedürfnissen gemein hat, dieses Auge blickt in diesem Lichte in sein eignes Wesen seinen eignen Ursprung. Das Auge ist himmlischer Natur. Darum erhebt sich der Mensch über die Erde nur mit dem Auge, darum beginnt die Theorie mit dem Blicke nach dem Himmel. Die ersten Philosophen waren Astronomen. Der Himmel erinnert den Menschen an seine Bestimmung, daran, daß er nicht blos zum Handeln, sondern auch zur Beschauung bestimmt ist. Feuerbach, Christenthum 1841, S. 7.

7. Civis Romanus sum!
so ruft der Sicilier Gavius gegen den barbarischen Quästor Verres (Cic. in Verr. 2, 5); so auch spricht der Apostel Paulus, da er gebunden im Römerlager steht. Apost. 22, 25 ff.

Die Aufgabe, die sich das Gefühl, ein römischer Bürger zu sein, stellt, liegt in den Versen:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus,
Orabunt causas melius, coelique meatus
Describent radio, et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento!
Virg. Aen. 6. 848--52.

Wie der Römer diesen Beruf verstanden und erfüllt hat, stellt Cicero dar in Herenn. 4. 27. 37:
Populus Romanus Numantiam delevit, Karthaginem sustulit, Corinthum disjecit, Fregellas evertit. Nihil Numantinis vires corporis auxiliatae sunt, nihil Karthaginiensibus scientia rei militaris adjumento fuit, nihil Corinthiis erudita calliditas praesidii tulit, nihil Fregellanis morum et sermonis societas opitulata est. Wir vernehmen also ein und dasselbe Urtheil aus dem Munde der großen Staatsmänner und der weisen Dichter dieses Volkes. Daher ruft der junge Göthe, dem man so unrichtig den historischen Sinn abzuleugnen gesucht hat, in seinen für die Frankfurter Blätter geschriebenen frühesten Recensionen aus: „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darinnen zu liegen.“

Die Berufung auf Römer- und Griechenzustand ist zwar etwas außer Curs gekommen, dagegen hat in neuerer Zeit die Lust überhand genommen, unsere Lage nach englischen Zuständen zu messen. Wie wenig man Letzteres darf, wenn man Ersteres nicht zugleich alles Ernstes mit in den Kauf nehmen will, beweise Cicero.

Gegenüber dem oben geschilderten Verwüstungsberufe des Römers stellt der Redner den Grundsatz auf: ein römischer Bürger müsse seines blosen Namens wegen an jedem Ende der Welt unverletzlich sein. Si tu apud Persas aut in extrema India deprehensus, Verres, ad supplicium ducerere; quid aliud clamitares, nisi, te civem esse Romanum? Et si tibi ignoto apud ignotos, apud barbaros, apud homines in extremis atque ultimis gentibus positos, nobile et illustre apud omnes nomen civitatis tuae profuisset: ille, quum civem se Romanum esse diceret, apud te Praetorem, si non effugium, ne moram quidem mortis assequi potuit. — Tolle hanc spem, tolle hoc præsidium civibus Romanis; constitue, nihil esse opis in hac voce: civis Romanus sum, — jam omnes provincias, jam omnia regna, jam omnes liberas

civitates, jam omnem orbem terrarum, qui semper nostris hominibus maxime patuit, civibus Romanis ista defensione præcluseris. Or. Verr. 5, 65.

Es wird also Göthe's frühzeitig ausgesprochenes Urtheil über den Römerpatriotismus gut zusammenstehen mit demjenigen, das der staatsmännische und aus reichen Anschauungen redende Justus Möser ausgesprochen hat in seinen „Patriotischen Phantasieen" 3, 91:

In England lebt man wie in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengst wiehern, die Krähe krächzen, den Heger schreien und den Frosch quaken läßt und sich an dieser mannigfaltigen Stimme der Natur ergötzt, dabei aber doch nicht mehr erhält, als man bezahlen kann. Allein in dem kleinen Gartenzimmer, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, ist auch das Gezische einer Heime empfindlich. — Möser hat ganz recht; uns gefällt es nicht, dieses Parcere subjectis et debellare superbos, das Virgil als den Beruf des Römervolkes ausspricht; und eben so wenig würden wir die Resultate mit in den Kauf nehmen wollen, die daraus in Rom und annähernd auf ähnliche Weise aus gleicher Wurzel in England entstanden sind. Der ungeheure Reichthum, der aus den eroberten Provinzen in die Hauptstadt strömte, machte zuletzt nicht die vaterlandsstolze Tapferkeit, sondern das Geld zum großen Ziel alles Strebens. Und in dieser Hinsicht sind die Eingangs citirten Verse Virgil's neuerlich erst von dem englischen Nationalökonomen Mac Culloch (Treatises and Essays etc.) engherzige, vorurtheilsvolle und illiberale Declamationen genannt worden, welche am Ende allen Völkern gleicherweise beschwerlich und unheilsvoll sich erwiesen haben. Der verödete Geist der römischen Patricier beschäftigte sich nur noch mit Wucherpraktiken, mit prunksüchtiger Thorheit, grobem Sinnengenuß und unerhörten Erpressungen.

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Vom Sturm Ergriffene sehen sich nach Leuchtthürmen um; eine sich unklare Gegenwart sucht Ideale in der Vergangenheit zusammen; eignes nationelles Mißbehagen flüchtet in die Fremde und glaubt, dorten einen Normalstaat fertig zu finden. Dies läuft auf die Enttäuschungen hinaus, denen der geschichtliche, der politische und der jünglingshafte Romanticismus gleichmäßig ausgesetzt bleibt. Es läßt sich daher in Beziehung auf das vorliegende Thema die historische Wahrheit durchaus nicht bestreiten, die Schiller in stiller Bescheidenheit und mit sicherem Takte ausgesprochen hat in dem Gedichte „An die Freunde":

Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben . . . . . .
Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,

An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.

Spielart und Modification vorliegenden Stoffes.

Welche Gedanken konnte M. Portius Cato der Jüngere äußern, da er im römischen Senate gegen die Fortführung des neunjährigen gallisch-germanischen Krieges sprach und zugleich seinen Antrag zur Abberufung Cäsars vom Commando stellte? Historische Anhaltspunkte dazu: Suetonius, in Cäsars Leben, Kap. 24. — Horckel, Deutsch. Geschichtsschreiber, Bd. 1. — Schlosser, Weltgesch. Bd. 2.

8. Vox populi, vox Dei.

Diesen imponirenden Ausspruch übersetzt sich das deutsche Sprichwort sehr bescheiden: Gemein Geplärr ist nicht ganz leer. — Wir wollen, daß die Bildung herrsche, nicht die Masse. Letztere kann bedrohen, kämpfen und siegen, aber nicht erretten und den Sieg verfolgen; sie kann lernen und begreifen, aber nicht erfinden und hervorbringen. La multitude quie ne se reduit pas à l'unité est confusion. L'unité qui n'est pas multitude est tyrannie. Pascal.

Die rohe Menge hast Du nie gekannt,
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn.
Und regt sie sich, so endet ohne Glück
Was ohne Plan zufällig sie begonnen!
Göthe's Eugenie, Act. 4, Scene 4.

Wenn Dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.
ibid. Act. 1, Scene 5.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, in höherem Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Ja Derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe. Göthe Bd. 23, 152 und 236.

Was Rom und Griechenland über die Vox populi gedacht haben, läßt Cicero De Republ. 1, 44. 45 durch seinen Scipio an einer Stelle aus Plato aussprechen. Ergo illa sequuntur — — magister ut discipulos metuat et iis blandiatur, spernantque discipuli magistros; adolescentes ut senum sibi pondus assumant, senes autem ad ludum adolescentium descendant, ne sint iis odiosi et graves: ex quo fit, ut etiam servi se liberius gerant, inque tanta libertate canes etiam et equi, aselli denique, liberi

sint et sic incurrant, ut iis de via decedendum sit. — Itaque ex hac maxima libertate tyrannis gignitur, et illa injustissima et durissima servitus.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel.
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Göthe, Xenien 2, 256.

Talleyrand liebte manchmal von Jemand zu sprechen, der mehr Geist besäße als Voltaire, und mehr Verstand habe als Napoleon. Auf die Frage, wer dies sei, antwortete er: tout le monde. Mit diesem Jedermann meinte er die aus dem Innern wirkende Macht der öffentlichen Meinung, die nichts anderes ist, als die Macht des allgemeinen Bedürfnisses, vermittelt durch die in dem Ganzen verbreitete Einsicht in das ihm Zuträgliche. Fr. Thiersch.

C. Veranschaulichung des bürgerlichen Denkspruches durch eine darüber gegebene Erzählung.

9. Beispiel.

In den „Aeußerungen Fried. Wilhelm's III. an den Bischof Eylert" sagt der König einmal: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Das steht bei mir fest, das weiß ich und das hab' ich erfahren. Den in seinen Folgen wichtigen Sieg bei Kulm hat man in der Volkssage, selbst in historischen Werken, meiner Einsicht und Anordnung zuschreiben wollen. Die Sache verhält sich aber ganz anders. Mein Bundesgenosse der Kaiser Alexander und ich, standen am Tage der Schlacht auf dem Schloßberge bei Töplitz und übersahen das ganze Schlachtfeld. Die Waagschalen schwankten und fingen an, sich zum Vortheile der französischen Armee zu neigen, als gegen Mittag auf den Höhen von Nollendorf Kleist mit seinem Corps gerade in dem Moment der Entscheidung erschien und den Sieg bewirkte. Dies war keineswegs angeordneter Plan, sondern ein glücklicher Zufall, der den General v. Kleist nach der unglücklichen Affaire bei Dresden auf der Flucht vor den Franzosen, um sich den Rückzug durch Böhmen nach Schlesien zu bahnen, gerade in dem Augenblick auf den rechten Punkt führte, wo die Hilfe noth that. Wir und er wußten gegenseitig nichts von einander, nichts war verabredet. Daß er aber nicht früher, nicht später, nicht weiter zur Linken, nicht weiter zur Rechten, sondern in der rechten Stunde und auf der rechten Stelle zur Entscheidung kam, das war Hilfe und Rettung von Gott. (Im Auszuge.)

10. Die Gläubigkeit.

Der Glaube an Gott wird erzeugt durch eine Begegnung. Pater Girard, Unterricht in der Muttersprache, übersetzt von Papst. Biel 1846. S. 281. Ein anderer Franzose Victor Hugo äußert in der Assemblee: Je mehr der Mensch geistig groß wächst, desto mehr soll er glauben. Gott findet sich am Ende von allem wieder.

Zwei Fälle. Der junge Leser, welcher tiefere Resultate aus einer prüfungsvollen und tapfern Lebensthätigkeit in sonstiger Harmlosigkeit hinzunehmen pflegt, wird sich mit Girards Ausspruch ebenfalls rasch einverstanden erklären wollen, bis ihm bei schärferer Untersuchung selbst eine Ideenbewegung zu Theil wird, die sich in des Autors Namen so etwa an ihn wendet:

Und dennoch denkst du wohl bei diesen Worten
Ganz etwas anders, als ich sagen will.
Göthe's Tasso. Act 2, Scene 3.

Der gemeine Sinn des egoistischen Menschen dagegen verfährt mit solchen Sätzen, wie der Philister bei Homer, der Cyklope; der Rohe und Träge will nicht betheiligt und neu angeregt sein, mit Hohn spricht er über die ihm begegnende Idee „Was kümmern wir Cyklopen uns um Zeus und die seeligen Götter, da wir viel vortrefflicher sind, als sie!"

Beide Fälle bestimmt ein scharfer Satz in Herbart's Allgem. Pädagogik, pag. 337: „Die Grenzen des Gedankenkreises sind Grenzen für den Charakter." Das Gleiche bemerkt Eckermann (Gespräche 2, 297) in Beziehung auf Göthe: Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber blos den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war.

Es erfüllten sich dabei folgende Sprichwörter:

Wer sich mit Honig schmiert, den stechen die Fliegen.
Don Quixote.

Swer dumben herfet, der flüset sin arebeit.
Diemer, Gedichte des XI. Jahrh. „Moses" 87.

Swer blinden winket, der ist ein gouch,
mit stummen runet, der 'st ez ouch. Vridank.

Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten.
Ich hätte der Welt nichts aufgetischt,
Hätt' ich irgend fürstliche Renten. Rückert, 5, 307.

11. Du gleichst dem Geist, den du begreifst. Göthe's Faust.

(Spielart des vorhergehenden Satzes aus Girard.)

Eine Gattung der Beurtheilungsweise.

Als sich im Jahre 1842 das Englische Unterhaus mit der Frage beschäftigte, wodurch das geistige Eigenthumsrecht englischer

Schriftsteller mehr gesichert und namentlich auch auf das Fach der schönen Literatur ausgedehnt werden könne, äußerte das damalige Parlamentsmitglied Wakley in einer besondern Rede: ein einziges astronomisches Schriftchen Herschel's sei mehr werth als die ganze Bibliothek englischer Unterhaltungslectüre; eine einzige chemische Erfindung sei geistig anstrengender als die Hervorbringung aller Poesieen eines Wordsworth; seine Verse „an die Holztaube, an die Maßlieb" ꝛc. könne Jeder scheffelweise worfeln, meilenlang schreiben. Da sei schon die blose Chirurgie etwas ganz exacteres; jedem Manne, der ein Bein gebrochen, nütze ein Chirurg mehr, als ein Poet oder als ein Geschichtschreiber. Allg. Augsb. Zeitg. 1842. No. 106.

Schiller's und Göthes Xenien sagen über solche Urtheile:

> Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen
> In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

Ein anderes englisches Parlamentsmitglied, Cobden, hat später (Anfang 1853) die öffentliche Erklärung abgegeben, eine einzige Nummer der Zeitung Times mit ihren Handels- und Börsennachrichten enthalte Wichtigeres und Lesenswertheres als der ganze Thucydides.

Die andere Gattung der Beurtheilungsweise.

Während in Schiller's Jungfrau von Orleans die Errettung des Vaterlandes aus der Hand räuberischer Feinde als ein göttliches Gebot erscheint, das an die niedrigste Schäferhütte, selbst an das Weib ergeht, so daß das Mädchen Johanna d'Arc Vater und Geschwister zu dieser heiligen Pflicht aneifert, entgegnet der alte Thibaut d'Arc mit der bekannten Weisheit, dafür habe man den Himmel sorgen zu lassen:

> Kommt an die Arbeit, kommt! Und denke Jeder
> Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen.

12. De mortuis nil nisi bene.

Und doch sterben so viele ausgemachte Bösewichter!

Handelten demnach die Aegyptier wohl kurzsichtiger als wir, die über jeden Verstorbenen unmittelbar vor dessen Bestattung erst das Todtengericht abhielten? Oder war dieses gleiche Gericht der Familie des Verstorbenen nicht die letzte rettende Instanz, eine Schande abzuschütteln und sich von einer Schmach zu befreien, die höchst unverdient am Leben des Dahingegangenen genagt haben konnte und nun als falsches Gerücht zugleich auf die Seinen sich fortzuerben drohte? Und hört diese wohlthätige Folge eines solchen Brauches etwa auf, wenn man weiß, daß selbst die Leiche noch als eine rechtsgiltige Person angesehen war, daß sie also dem Gläubiger noch Pfand sein, dem entdeckenden Untersuchungsrichter noch zur Strafe verfallen mußte? Wir scheinen den besonnenen Griechen verwandt

zu sein, die ihre Abgeschiedenen dem allwissenden Richter der Schatten überließen. Wir setzen zwar nicht lauter Gutes von denen voraus, die uns der Tod nimmt, aber wir urtheilen doch auf eine gute milde und nachsichtsvolle Weise über sie; entweder weil sie nun Wehrlose sind, oder weil wir sie zum allgütigen Gott versetzen, wenn wir gewohnter Maßen allenthalben sprechen „mein Großvater selig, meine Base selig." Somit lautet unser obiger Spruch: De mortuis aeque et de viventibus nil nisi vera.

Schneller noch als Lethe's Fluthen
Um des Todten stilles Haus
Löscht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus. Göthe, Deutscher Parnaß.

Darum sagen wir auch vom Allergeringsten, den das Grab nun decken soll, er ruhe im Frieden! Diejenigen Geister aber, die durch sich selbst über jede Schmähung des neidischen oder mißverstehenden Augenblickes hinweg fortzuleben bestimmt sind, die thätigen nachwirksamen Geister bedürfen auch keiner Parentation, keines Leichenpompes und Grabsermons; denn von ihnen heißt es „ihre Werke folgen ihn nach."

Auch das Germanische Heidenthum war bereits zu diesem Grundsatze gelangt, obschon es die Rechtssitte nebenher besaß, wornach über den Todten noch ein gerichtlicher Urtheilsspruch gefällt werden konnte. Deshalb heißt es im Hawamal der Edda, Strophe 77, 78: Vermögen stirbt, Freunde sterben, endlich stirbst du selber; aber der gute Ruf, den sich einer erwirbt, der stirbt niemals. Ich weiß eines, das stirbt niemals, das Gericht über jeden Todten. —

In dem Rathsmanuale der Stadt Aarau findet sich vom Jahre 1613 die Satzung: Die langen Leichenpredigten werden zu Gunsten aller übel mögenden Personen (Kranker) zu verkürzen befohlen. Aarauer Chronik 1840, S. 91.

13. Changer de lieu, c'est changer de siècle. Custine.

Wir wollen diesen Satz auf unsere deutsche Literatur anwenden. Alsdann mag er den Titel bekommen: Die Wege zum Parnaß, oder die einheimische Literatur auf Reisen. Wer bei allen Dingen übernommen ist und nicht mehr weiß, wo hinaus, der wird auch gleich hier mit dem Wortlaute eines Göthe'schen Spruches seine Verlegenheitsfrage erheben:

Wohin wir bei unsern Gebresten
Uns im Augenblick richten sollen?

das Thema antwortet ihm aber mit demselben Spruche:

Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken wo sie wollen.

Geschichtliche Gesichtspunkte.

Der größte Reiz des Wanderns und der Ortsveränderung ist das sich Versetzen in verschiedene historische Epochen, wobei man mit leiblichen Augen in allerlei contrastirende Zeiten und Einrichtungen schauen kann.

Die Götter des Alterthums begeben sich allenthalben auf die Wanderschaft und kehren bei den Sterblichen ein; nicht blos der indische Mahadöh, der griechische Zeus, der germanische Odin wandern, auch Jehovah will beim Menschen übernachten und dessen heimliche Reden behorchen. So sind dann die folgenden Heroen Herkules, Perseus, Theseus, Odysseus, Aeneas lauter Wanderer, welche an's Ende des Oceans und an die Säulen der Erde streifen, deren Abenteuer zu den ältesten Liedern werden, deren Schicksal den Grund zu den künftigen Staatenbildungen legt. Dann schaaren sich die Völkerschaften zu ihrer ersten Ausfahrt; die Herakliden an der Spitze der Dorier wandern nach Asien, die Griechen ziehen nach Troja oder durchirren heimwärts wandernd die übrige Welt; auch die Sänger, wie Orpheus, sind noch unstäte Landfahrer. Mit dem Beginne eines festeren Gemeindewesens treten die ersten Gesetzgeber auf, Solon und Lykurg, aber auch sie sind schon vorher in der Fremde gewesen oder verschwinden zuletzt spurlos wieder in ihr. Alsbald erscheint die Geschichtschreibung; Herodot liest seinen wunderlichen Chronikstoff in Afrika und Asien auf, eben dorthin wenden sich auch Thucydides und Xenophon, Pythagoras u. s. w. Endlich führt der große Alexander ganz Griechenland in die asiatische Fremde hinüber. Das neu bereicherte europäische Wissen sammelt sich zu Bibliotheken (Alexandria), zu Akademieen, gründet sich bleibende Schulen. Von Cicero und Cäsar an bis auf den mittelalterlichen römischen Patrizier Boethius studirt man in Athen und Rhodus.

Was die Wanderungen für die Völker, das sind die Reisen für das Individuum.

In der mittlern Geschichte übernehmen die Germanen den Wandertrieb der alten Welt. Bei ihnen wird sich schließlich also auch die ausgedehnteste Literaturbewegung zeigen. Sie ziehen nach Nordwesten und Süden, sie erfrischen von Byzanz bis an den Atlas, von Athen bis Thule die stockenden Völkersäfte. Daher setzt es schon den Historiker Tacitus in Erstaunen, die Wandersage von Ulixes auf deutschem Boden herkömmlich vorzufinden. Das Kriegs-Institut des Ambactus und der Gefolgsschaften setzt den Ruhm darein, vierzehn Jahre lang mit der Mannschaft unter kein Dach gekommen zu sein (Cäsar). Der ostgothische Hildebrand behauptet ein Held zu sein, der sechszig Sommer und Winter im Auslande gewesen. Siegfrieds des Nibelungen erstes Jünglingsbegehren ist von den Eltern fort und gen Worms zu ziehen, Gunthers, nach Island zu fahren. Der gothische Dieterich und

der fränkische Karl kommen tief aus dem Ungerlande her nach Hause, um daheim, als ob sie von Troja kämen, bald verrätherische Klytemnestren, bald treue Penelopen wieder zu finden. Ihre Boten, die sie voraus senden, sind Spielleute und Sänger, aber deren Gewerbe als fahrende Leute spricht noch aus ihren Namen und Liedern. Werbel und Swemelin, die beiden Nibelungen-Spielleute, sind Landfahrer, die man heute Schwimmer und Stromer heißt. Der angelsächsische Widsidh, der Sänger der Myrgingen ist der Weitgereiste und sagt von sich selbst: So durchreiste ich viele fremde Länder über den breiten Erdgrund, drum mag ich singen und Mähre sagen. So wandern die Sänger durch viele Länder, bald im Süden, bald im Norden, treffen einen der Lieder Kundigen, der Ehre haben will und Rühmliches thun, bis daß alles schwindet, Licht und Leben zugleich. Aber wer Lob erwirbt, hat unter dem Himmel dauernden Ruhm. Nach Ettmüller Lit.-Gesch. 11 und 12. So rühmt auch Walther von der Vogelweide in seinen Liedern (W. Wackernagel Lesebuch 1), er sei von der Elbe bis an den Rhein, und der Donau nach bis in's Ungerland gezogen.

Durch die Kreuzzüge werden die geographisch noch dunkeln Erdräume aufgehellt, aber auch eine innere Welt des Gemüthes wird damit gleichzeitig entdeckt und erweitert. Dies weist Gervinus in seiner Literaturgeschichte nach. Darum sproßt damals die Lyrik, das Epos blüht, die Sitte verfeinert sich. Der Reichsadler, der zuerst seinen Sitz im Orient gehabt hatte, sagt Dante, hatte seit Karl dem Großen den Occident wieder zu seiner Wohnung erkoren. Jetzt eben, da Christenthum und Islam sich bekämpfen, hält sein Flug zwischen beiden Welttheilen unsicher inne. Versinkt dann die Bildung der Ritterwelt in roher Räuberei, so hören zwar die wandernden Sänger auf, aber an ihrer Stelle erscheinen die fahrenden Schüler und die wandernden Handwerker. Während der Edelmann Hutten als Lateinpoet und als politischer Flüchtling die Länder durchkreuzt, stiftet der Nürnberger Schustergeselle seine bürgerlichen Gesangsschulen in Oesterreich und Schwaben. Das „Reysbuch des heiligen Landes“, Frankfurt 1584, enthält schon 21 verschiedene Meer- und Pilgerfahrten, die bis dahin unternommen waren. Ettmüller Lit. Gesch., 232, Note 764. Seit endlich Luther nach Rom gekommen ist, ist nach dem berühmten Worte des Herzogs Pico von Mirandola der Rhein in die Tiber verwandelt: deutsche Erkenntniß und Wissenschaft ersteht, und während die Romanesen dem Glück in der neuen Welt nachjagen, erbaut sich Deutschland seinen Festungsgürtel von Universitäten, übersetzt die Bibel, rettet die Klassiker und stellt sie für die Neuzeit zurecht.

Auch der so oft angeklagte dreißigjährige Krieg würfelt die festgesessenen Gelehrten wohlthätig durcheinander, und reißt sie

durch unvermeidliche Erfahrungen aus dem Pedantismus und Zelotismus heraus. Gleich der erste Hauptdichter der Neuzeit, Opitz, lebt sein Leben lang unstät. Er ist in Schlesien geboren, studirt in Heidelberg und Paris, übersetzt in Holland und Schleswig, dichtet in Siebenbürgen und stirbt in Polen. Sein Zeitgenosse Fleming reist sogar nach Schiras und ruft uns zum erstenmale wieder die Orientalische Frage in's Gedächtniß, die wir seit Kaiser Friedrich I. und seit Hutten's Anreden an den Augsburger Reichstag vollständig vergessen hatten. Von ihm erhalten wir auch wieder das erste Reiselied, das sich in denen P. Gerhard's fortsetzt bis auf die Gattung des Wanderliedes, die sich an Uhland's, Eichendorff's, Tieck's und Göthe's Namen anknüpft.

Der schriftstellernde Adel der Schlesischen Literaturperiode schreibt seine Reise- und Abenteuer-Romane, welche Vorspiele der Insel Felsenburg und der Robinsonaden sind, Bücher, in denen die letzten Weltentdeckungsreisen für immer abschließen, um dann zur Kinderlectüre verwendet zu werden.

Der erste deutsche Weltumsegler Georg Forster ist daher nicht mehr von jener instinctiven Neugier der Vorzeit, sondern von einem historischen Sinne getrieben, mit dem er sich in wissenschaftlichen Werken und in einem höchst männlich ertragenen Schicksal verewigt hat. Während er in Wilna, London und Mainz lehrt, wallen Winckelmann, Lessing und Göthe zur Kunst-Erkenntniß nach Italien, und zuletzt erschließt sich mit den Brüdern Humboldt die wissenschaftliche Welt von den Grenzen China's bis zum Schneesaume der Andes. So erfüllt sich das Wort des schönen Wanderliedes:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt.

Und der weiter greifende Werth derjenigen Autoren, welche die Welt geistig und räumlich durchmessen haben, gegenüber den vorsätzlichen selbstbegnügten Ofensitzern, ist im Rückert'schen Epigramme (Bd. 2, 298) ausgesprochen:

> Einige ziehen hinaus, die Grenzen des Reichs zu erweitern,
> Andere bleiben daheim, dreh'n sich behaglich im Kreis.
> Jenen genüg' es am Ruhme, der Zukunft Saaten zu streuen;
> Diese behaupten das Feld, Lieblingspoeten des Tags.

Von der literarischen Reiselust unserer neuen Schöngeister ist nur deshalb noch ein Wörtchen zu sagen, weil sie heute alle Zeitschriften, Journale, Romane und Gedichte erfüllt. Seit Göthe's Italienischer Reise, von Tieck, Rückert, Schlegel und Platen an bis auf G. Herwegh, hat man eine Profession aus Kunstreisen gemacht; ein wahrer Unsegen von Reisetagebüchern, Reise-Romanen Cajütenbüchern, Weltgängen ist die Folge davon gewesen. Der

Reiche entläuft aus Langeweile und meint, auf seine eigne Zerstreuungssucht sei jener Vers gemünzt in Göthe's Wanderjahren:

> Daß wir uns in ihr zerstreuen,
> Darum ist die Welt so groß.

Der Adelige reist aus Opposition und Verstimmung: Semilasso geht zu Ibrahim Pascha nach Aegypten, die Gräfin Ida Hahn-Hahn zu den Türken. Der Literate reist nach Stoff: Gerstäcker in Californien und bei den Wilden der Südsee. Offenbar lauter Anzeichen, daß man es sich daheim nicht mehr recht mache.

> Wer sich behaglich fühlt zu Haus,
> Rennt nicht in alle Welt hinaus.
> Weltunzufriedenheit beweisen
> Die vielen Weltentdeckungsreisen.
>
> Rückert, Bd. 6, 70.

Kurz, die Auswanderungssucht der Europäer ist auch in unsere bescheidenen Schriftsteller gefahren und hat sie mit einer neuen Lieblosigkeit gegen das Heimatliche angesteckt. Dies wäre wohl eines der schlimmsten Zeichen unserer Gegenwart, wenn es länger andauern sollte. Denn lieblos ist es sicher, wenn sich heute die Bevölkerung in immer wachsendem Maße den Anforderungen des Vaterlandes durch Auswanderung entzieht; und auf eine höchst widrige Charakterschwäche der Autoren deutet es, lieber in jeglichem Kehrichthaufen anderer Nationen nach vermeintlichen Schätzen graben zu wollen, als an dem nie veraltenden Stoffe angeborner unnachahmlicher Treue und Neigung sich tüchtig zu erweisen. Dieser feige und schon früher scharfgezüchtigte Kosmopolitismus, der es allen anderen und nur dem nächsten Menschen nicht recht machen will, wird auch sein Ende erreichen; auch der Deutsche wird wieder einmal sagen: „Lieber dem Landsmann die Schuhe putzen, als dem Fremden die Stiefel küssen."

14. Aller Anfang ist schwer.

Ist es denn kein Wunder, daß alle Wilden ohne Ausnahme, im Norden wie im Süden, Osten und Westen, Bogen und Pfeile erfunden haben? Liegt es so nahe, wie man die Elastizität des Holzes, die Schnellkraft eines getrockneten Darmes dazu benutzt, um ein Instrument fortzuschnellen, wie diesen langen und so scharfsinnig befiederten Pfeil?

Alle diese Künste des Menschen, des rohen Sohnes einer oftmals unerbittlich strengen Natur, sind wundersamer und wichtiger, ein reizenderer Gegenstand für das Nachdenken, als alles, was hinterdrein kommen kann oder gekommen ist. Die Benutzung der Dampfkraft zur Dampfmaschine ist vielleicht ein kleineres Wunder, als

das Feueranmachen der Wilden durch das Reiben zweier Hölzer gegen einander; — Bogen und Pfeile ein scharfsinnigeres Geschoß, als das Feuergewehr, für welches der Zufall das Pulver erfand. Das Sprichwort: Aller Anfang ist schwer, fällt Jedem schwer auf's Herz, der einen Anfang sucht, und er findet ihn zusammt dem Ende überall in Gott. Bog. Goltz, Menschendasein 2, 65.

Aller Anfang ist nicht schwer, sondern leicht; das Schwere kommt erst hinterher. Göthe, Wahrheit und Dichtung. — Parodirt heißt unser Satz im Volksmunde: Aller Anfang ist schwer, sprach der Dieb und stahl einen — Ambos.

15. Unser Wahlspruch aus dem Lieblingsautor.

Jeder nenne und erkläre denjenigen Lieblingsspruch oder Satz aus einem Autor, den er im jetzigen Lebensabschnitte für besonders werthvoll und förderlich hält („altverdiente Officiere, die man zu Festungs-Commandanten macht," nennt sie Hippel, Lebensl. 4, 54).

Beispiel.

Hegel sagt: „Willst du leben, mußt du dienen; willst du frei sein, mußt du sterben." Solche Worte lieb ich, die ein Inbegriff sind: die ganze Gedankenfamilien enthalten; woraus sich, was noch gesagt werden möchte, von selbst versteht; wozu man alles gedacht und gelebt haben muß, was noch nachher gesagt werden kann. Und dabei ist mir eingefallen, daß der, dem die wahre Kraft des Denkens oder Besinnens gegeben wäre, auf ein Wort zurückkommen müßte, welches alles Wissen enthält, alles erklären müßte. Dies ist gewiß „das Wort" aus der Bibel, wovon so viel gesprochen wird. Ueberhaupt wird nur viel gesprochen, wenn man das nicht sagen kann, was man sagen möchte. Deshalb gefallen mir rednerische, sich wiederholende Bücher nicht, wenn sie beweisen sollen. Rahel, ein Buch des Andenkens v. Varnhagen v. Ense 3, 258.

16. Griechenland ist das Deutschland des Alterthums.

Obiger Titel ist ein Satz Niebuhrs aus seiner Uebersetzung der Philippischen Reden des Demosthenes (zweite Auflage). Der Arbeitszweck bei diesem Thema liegt in dem Satze ausgedrückt: Erst durch Vergleichung wird das Eigenthümliche erkannt. Bei Behandlung dieser Frage dienen folgende Anhaltspunkte:

1) Die verschiedenen Volksstämme und Mundarten. Spartaner und Sueven, Athenienser und Ostgothen. Phokäische Massilier und norwegische Isländer. Jonisch und dorisch; hoch- und niederdeutsche Mundart und Literatur. Homer und Nibelungen; Helena = Chriemhilde, Nausikaa = Gudrun. Das Haus des Atreus und die burgundisch-fränkischen Familiengräuel.

2) Unternehmungen gegen Asien seit dem Trojanerkriege. Römer und Kreuzzüge sammt andern bewaffneten Wallfahrten. Die kunstsinnigen Pisistratiden, die sammelnden Karolinger. Griechische Akropolen, deutsche Dome und Pfalzen. Die auf Sklavenarbeit gegründeten Aristokratieen. Das auf die Leibeigenschaft gebaute Lehen- und Feudalwesen des Ritterthums. Oeffentliche Erziehung in Griechenland, adelige Klosterschulen im Abendlande; philosophische Systeme gegenüber mittelalterlichen religiösen Sekten. Sophistik, Scholastik und Mystik. Bacchische Festspiele, kirchliche Bühnen- und Schauspiele, Mysterien. Libertinage der Perikleischen Periode, Freidenkerei der Hohenstaufenzeit.

3) Zerrissenheit der staatlichen Nationalität beider Völker. Anfangs große nationale Erhebungen gegen den gemeinsamen fremden Feind. Zuletzt Unterjochung durch fremde Soldatengewalt. Bis an's Ende ausdauernd edelster ungemessener Wissenstrieb. — „Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen, und so bietet auch ihre Geschichte eine zweifache Seite dar. Die griechischen Historiker, welche die Geschichte des alten Roms in der Zeit seiner Blüthe und Kraft behandelten, ergriffen die welthistorische Seite; die römischen hielten die nationale fest und bildeten diese aus. Der Gegenstand ist derselbe; durch die Gesichtspunkte unterscheiden sich die Schriftsteller, zusammen unterrichten sie die Nachwelt."

L. Ranke, Französ. Gesch. 1, Vorwort.

17. Vier unausgeführte Sätze.

Den Irrthum sich und Andern entdecken, heißt rückwärts erfinden. Göthe 50, 125. Zur Verhandlung vorgelegt in einer Gesellschaft, welche besteht aus Prediger, Kaufmann, Advokat und einem Stiftsfräulein.

Hegel sagt, die Geschichte mache ihre Lehren durch Wiederholung eindringlich; so sei Napoleon zweimal entsetzt, die Dynastie der Bourbonen zweimal vertrieben worden. Fünfmal wurden die Congregationen aus der Leitung der französischen Unterrichts-Anstalten vertrieben: unter Heinrich IV., Ludwig XV., Ludwig XVI., Napoleon und Karl X.

Die Unterscheidungszeichen in der Art zu sterben.

Die meisten unserer Brüder sterben gemeinhin in Fragezeichen, einige in Verwunderungszeichen, viele in Comma. Wer stirbt im Punktum? Hippel Lebensläufe 3, 188. (Berlin 1779.)

Memento mori!

Schiller belobt in seinem Briefwechsel mit Göthe (Th. 2, S. 91) die Inschrift, die Göthe im Wilhelm Meister dem Saal der Ver-

gangenheit gab, mit den Worten: die Inschrift „Gedenke zu leben!“ ist trefflich und wird es noch viel mehr, da sie an das verwünschte Memento mori erinnert und so schön darüber triumphirt. — In Hermann und Dorothea, Gesang 9, heißt es:

— — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende.

IV.

Begriffsbestimmung.

(Vierzehn Kapitel.)

---

1. Die verschiedenartigen Definitionen über den Menschen.

Je nachdem ein und derselbe Begriff in verschiedenen Zeiten erwogen, ferne stehenden Ereignissen und Seelenstimmungen unterbreitet worden ist, lauten auch die Bestimmungen höchst bunt und widerspruchsvoll, die ihn in seiner Ganzheit fassen und ausdrücken sollen. Selbst der fixe Begriff Mensch macht hievon keine Ausnahme. Denn theils läßt sich überhaupt die lebendige Wahrheit nicht stets in ein bloßes Begriffsgerippe einschließen, theils wirkt sie in solcher logischen Abgeschlossenheit nicht für immer lebendig; und so genügt eine Begriffsbestimmung, mit welcher sich das eine Geschlecht befriedigt fühlte, dem zunächst auftretenden Volksgeiste gewöhnlich nicht mehr, bis auch dessen feinere Denkoperation von einer weitern Zukunft übernommen, von Neuem begonnen, logischer fortgeführt, wahrheitsgemäßer, würdiger, vollständiger umrissen, treffender nüancirt ist. So entstehen die bleibenden Theile der Wahrheit, aus welchen die menschliche Erkenntniß im Ganzen und Großen wird. Jeder dieser Theile schon ist ein werthvoller Abschnitt in der Lebensgeschichte des forschenden Menschengeistes. Auch die Irrthümer haben hier oft die wundersame Eigenschaft, daß sie den Fruchtkeim einer neuen Wahrheit in sich tragen, nach Jahrhunderten wieder oder erst wucherkräftig werden. Nichts also in diesen Gliedern der Wahrheit kann dem denkenden Menschen zu entlegen, zu fremd, zu schwer oder zu unfruchtbar heißen. Er hat Theil zu nehmen an der würdigen Gesammtaufgabe, jene Wahrheit mit hervorbringen zu helfen, von der geweissagt ist, daß sie uns frei machen soll; er macht sich durch den thätigen Antheil an der in allen Menschen fortarbeitenden Gedankenmacht erst zum Miterwerbenden und rechtlich Mitbesitzenden. Er beweist auch nur so seinen Antheil an der vom Christenthum geweihten Lehre, durch welche uns die unbeschränkte Vervollkommnungsfähigkeit zu einer

religiösen Wahrheit geworden ist, nachdem sie vorher nur der unvergoltene Trost vereinsamter Denker gewesen war. Wir sollen vollkommen werden, wie der Himmelsvater. Und wenn träge Verzagtheit sich gerne auf unsre gemeinsame Ohnmacht beruft, um damit einer zu schweren Verpflichtung ledig zu gehen, so muß man diesen Heuchlern das eherne Beweiswort der Schrift (2. Korinther 12, 8) entgegen halten: „Denn wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Wir freuen uns aber, wenn Ihr mächtig seid. Und dasselbe wünschen wir auch, nämlich euere Vollkommenheit."

Nachfolgende Reihe umschreibender Bestimmungen des Begriffes Mensch will so wenig vollständig heißen, daß sie vielmehr gerade durch ihre lückenhafte Beschaffenheit das Vermögen zu haben meint, den jüngern Leser zur Ergänzung und weitern Fortführung anreizen zu können.

a) Aeußerungen aus dem Gefühle der Endlichkeit hervorgegangen.

Memento homo, quia cinis es et in cinerem reverteris.

Unselig Mittelding von Engel und Vieh,
Du rühmst dich der Vernunft und du gebrauchst sie nie.

A. v. Haller.

Homo medius bruta inter et ipsos Coelicolas.

Marcellus Palingenius Zodiacus vitae. lib. 8. v. 961.

Ach wie nichtig,
Ach wie flüchtig
Ist der Menschen Dichten;
Der, so Kunst hat liebgewonnen
Und manch schönes Werk ersonnen,
Wird zuletzt vom Tod erronnen.

Kirchenlied von Michael Frank, † 1667.

Was ist der Mensch? Ein Thier, das an der Kette seiner Einbildung liegen soll. Etliche brauchen einen Kloß von fünf Centnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen. Andere liegen vielleicht geruhig an einem Lothe. Die Religion aber muß beides, den Kloß und das Loth für Millionen Einbildungen haben.

Just. Möser Bd. 8, 128.

b) Aeußerungen der Zuversichtlichkeit.

Den Menschen nennt Moses Gottes Ebenbild, Plato einen Strahl der Gottheit; Protagoras das Maß der Dinge; Montanus divini spiritus auram.

Führst du gleich das Steuerruder der gestirnten Monarchie:
Bist du dennoch unser Bruder, Fleisch und Blut vergißt sich nie!

Nik. Graf Zinzendorf an den Erlöser.

c) Aeußerungen vermittelnder Art, hervorgegangen aus dem Gefühle der All-Einheit.

Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto. Terentius.

Was irgend ein Lob und eine Tugend ist, dem eifert nach!

Göthe, am Thore des Paradieses anlangend, sagt zum fragenden Thürwart:

Mach' nicht so viel Federlesen,
Laß mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(Westöstl. Divan.)

Geliebte! groß ist die Natur,
Doch ist das Höchste nicht in ihr,
Sie ist ein Kleid der Gottheit nur,
Der Gottheit Glieder sind nur wir.
Darum, als Gott hernieder fuhr,
Ward er nicht Pflanze, Stein, noch Thier:
Er ward ein Mensch auf ird'scher Flur,
Und seine Liebe wurden wir.

Fr. Rückert.

Aus Rohem, Wildem, Ungeschlachtem
Der Schönheit schmiegsam zarte Blume —
Aus rauher, finstrer Thiergestaltung
Durch mühsam tausendstuf'ges Bilden
Den Wunderbau holdsel'ger Menschheit —
Aus dumpfem Selbst der Liebe Opfer,
Aus blindem Trieb der Seelen Bündniß,
Aus Geistesnacht den Lichtgedanken
Erschafft die ringend dunkle Macht.

Daumer System. Nürnberg 1831. S. VIII.

Die Sprache ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft. Das was wir sind und wodurch wir uns von allen Thieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen manŭdscha, gothisch manniska, ahd. mannisco, nhd. Mensch. Dies Wort darf auf einen mythischen Ahnen manna Mannus, den schon Tacitus bezeugt, und auf einen indischen König Manas zurückgeleitet werden, dessen Wurzel man, d. h. denken, ist und wozu unmittelbar auch manas, griech. menos und Mensch fallen. Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch Mensch, weil er denkt, und spricht, weil er denkt.

Jak. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache (Berlin 1851), S. 19.

2. Die Gallerie des Naiven.

Welche Wirkung übt die den verschiedenen Lebensaltern und Ständen zukommende Empfindungsweise auf unsere eigene Empfindung aus.

Schiller's Schrift über naive und sentimentalische Dichtkunst sieht das Naive besonders in der Natur, sobald sich die Kunst an sie wagt und zu ihrer eignen Beschämung den Unterschied erkennt, in welchem sie gegen jene steht. Daher zeige dasselbe sich, fährt Schiller fort, theils wider Willen und Wissen der Person, theils mit völligem Bewußtsein derselben, in vielen und großen Gebieten, bei Kindern, bei genialen Männern, bei großen Menschen jeglicher Gattung, in Worten, in der Schreibart, in Bewegungen, in Handlungen, im Umgange; ja wir fänden sogar ein Analogon dieser naiven Denkart in der äußeren Natur, zu deren still schaffendem Leben, ruhigem Walten, innerer Nothwendigkeit, ewiger Einheit wir uns mit schmerzlichem Verlangen aus den Drangsalen der Kultur, wie vom fernen Auslande in die Heimat unserer Kindheit zurücksehnen. — Mit diesen Worten ist Schiller's Gedicht „Macht des Gesanges", namentlich Strophe 5, zusammen zu halten.

In den folgenden Abtheilungen treten die verschiedenen Alter und Stände nach der ihnen zukommenden Empfindungsweise der Reihe nach auf und laden den Betrachter freundlich zu einer genauen Erklärung des Abstandes ein, in welchem sie gegenseitig zu einander und zu ihm selbst stehen.

Das Kind. Lucius Aemilius Paulus, consul iterum, quum ei, bellum ut cum rege Perse gereret, obtigisset, ut eo ipso die domum ad vesperum rediit, filiolam suam Tertiam, quae tum erat admodum parva, osculans animadvertit tristiculam. Quid est, inquit, mea Tertia? quid tristis es? Mi pater, inquit, Persa periit. — Tum ille, arctius puellam amplexus, accipio, inquit, mea filia, omen! — Erat autem mortuus catellus eo nomine. Cic. De Div. 1, 46, 103.

Der Geographielehrer fragt das Kind: Qu'est ce que le monde? Es antwortet: un globe de carton. J. J. Rousseau.

Die Mutter. Eine Ingolstädter Mutter lief von der Wiege ihres todtkranken Kindes in die Kirche zu einem hölzernen Marienbilde, vor dem sie schon oft um die Genesung des Lieblings gebetet hatte, riß dem Madonnenbilde das Jesuskindlein vom Arme und rief unter einem Strom von Thränen: Siehst du, wie einer Mutter ist, die ihr Kind verliert! — In einem mhd. Gedichte, (abgedruckt bei Gödeke, Mittelalter 1852. 1, 137) nimmt die betende Mutter das Christkind vom Altare so lange als Geisel mit heim, bis ihr Maria einen gefangen gehaltenen Sohn befreit hat.

Der Primaner. Sterne in seinem Romane Tristram Shandy, läßt den Jugendkameraden folgende Betheuerungen seiner gutmüthigen Knabentreue machen: Wenn Guy, Graf von Warwick und Parismus und Parismenus und der gehörnte Siegfried und die sieben Haimonskinder unter unsern Schulkameraden von Hand zu Hand gingen, waren sie nicht alle von meinem Taschengeld

gekauft? War das eigennützig, Bruder Shandy? Wenn wir die Belagerung von Troja lasen, ging mir da die Verheerung der Griechen und Trojaner nicht eben so nahe, als nur einem andern in der Schule? Kriegte ich nicht deswegen drei Handschmitze, zwei in meine Rechte und einen auf die Linke, daß ich die Helena darüber eine Petze geheißen habe? Hat wohl einer von euch allen mehr Thränen vergossen um Hektor? Und wenn der König Priamus in's Lager kam, um Hektor's Leichnam bat, und dann ihn nicht bekam und weinend wieder nach Troja kehrte — du weißt's — daß ich dann Mittags nichts essen konnte!

Der adelige Student. Se. Spectabilität, der Herr Dekanus der philosophischen Fakultät zn Königsberg hält Examen mit zwei frischangekommenen Curländern, welche sich bei ihm immatrikuliren lassen wollen. Der eine ist ein gutgeschulter Pastorsohn, der andere ein jagderfahrener Adeliger. Den ersteren läßt der Dekan die Stelle der Odyssee (17, 291) übersetzen vom Hund Argos, wie der nach zwanzig Jahren seinen Herrn Ulysses wieder erkannte, sich von seinem Sterbelager auf dem Düngerhaufen aufrichtete, freundlich die Ohren senkte und mit dem Schwanze wedelte und doch nicht mehr die Kraft hatte mit der Zunge den Herrn zu berühren, um ihm noch Dank zu lecken. Ulysses mußte weinen. Argos aber, der seine brechenden Augen noch anstrengte, um seinen Herrn wieder zu sehen, starb, als er ihn nun erblickt hatte, in Frieden.

So vertirte der curische Pastorensohn dem akademischen Dekan. Gott hab ihn selig! rief jetzt tiefgerührt der adelige Curländer Herr v. G., der früher von Homer noch keine Sylbe gehört und bis zum Tode des Argos stumm im Examen da gesessen hatte.

Und sogleich fielen Se. Specktabilität der würdige Dekanus ebenso gerührt dem Adeligen in's Wort: Mein Herr v. G., Sie haben mir etwas sehen lassen, was eben so gut ist als griechisch verstehen. Nach Hippel's Lebensläufen, Berlin 1779. 2, 220.

Der heidnische Germane. Der kecke Frankenkönig Chlodowig hatte die Alemannen in der Entscheidungsschlacht bei Zülpich 496 besiegt; jetzt folgte er den Bitten seiner christlichen Gemahlin Crothilde, jenen Gott öffentlich zu bekennen, der ihm einen gefährlichen Feind so sichtbar unterworfen habe, und ließ den Bischof Remigius zu sich entbieten, damit er ihn in der neuen Lehre unterweise. Als nun der Bischof von Christi Leiden und Tod umständlich und beweglich zu erzählen begann, wurde das wilde Herz des Königs grimmig gerührt und er rief: Wäre nur ich mit meinen Franken dabei gewesen, auf der Stelle hätten wir diese Schmach vergolten! Nach Gregorius v. Tours Fränkischer Geschichte.

Der Büchergelehrte. „Die Studenten bey hiesiger Universität Franacker (Niederlande) haben grosse Freyheit, gehen sogar

in Schlafröcken zu Tisch und in's Collegium." Compendieuse Staatsbeschreibung. Braunschweig 1719. 2, 879.

„Ernst, Bischof von Salzburg, hielt sich nicht mehr denn Einen Trompeter, der auch selten in seine Trompete stoßen dürfen; ist eins von seinen Bedienten gestorben, so hat er für jeden eine Seelenmesse gelesen, wenn es auch sein geringster Hausknecht, ja selbst der Narr Karl gewesen." Falckenstein, Bayerische Universalgeschichte, 1776.

Die Dame von Stande. Wer die Bretagner kennt, weiß mit welchem enthusiastischen Gefühle sie den Buchwaizen betrachten, der in ungeheuerer Menge gebaut wird und der Landschaft oft einen krankhaft-einförmigen Charakter giebt. Buchwaizen ist für einen Bretagner ziemlich eben so viel, wie Lauch für einen Walliser und der Kuhreigen für einen Schweizer. Wir erinnern uns einer jungen bretagnischen Dame, die auf der Rückkehr von einer mehrjährigen Abwesenheit in ihre Provinz, in ein Buchwaizenfeld hinein lief, sich niederwarf auf den Boden und in einen Strom von Thränen ausbrach. Cotta'sches Ausland.

Der Bauer. Der Thüringer Holzhacker Christoph Pohlert, der zu Mariengrunde 1846 gestorben ist, stand im Kriege 1814 bei einem Regimente, das den Einzug der Alliirten in Paris mitzumachen hatte. Er war, wie alle seine Waffengefährten, abgehungert, abgemüdet, abgerissen. Voll Aerger bemerkte er auf dem Einmarsche die Bevölkerung der Stadt wie bei einem Jahrmarkte gaffend auf den Straßen stehen; nach Großstädter Art trat ein Herrchen mit seiner Dame am Arme aus der dichten Menge besonders hervor, als eben die Thüringer Colonne um die Ecke schwenkte, und betrachtet sich den großen Mannsschlag der Fremden durch seinen Operngucker. Da lief mir aber, erzählte später Christoph, die Laus über die Leber; ich gab dem Nebenmann das Gewehr, packte den Franzosen, schüttelte ihn schnell durch und schrie ihm in's Gesicht hinein: Siehst de, du Lausekerl, da sind wir hinne! dann trat ich unter's Gewehr zurück und marschirte mit den Meinigen fort. Gottfried, Fröhliches Dorfleben 1852. Bd. 1.

Die Volkspoesie. Im Nibelungenliede Strophe 837 erzählt die jugendschöne Fürstin Kriemhilde, ihr zärtlich liebender Gemahl Siegfried habe sie neulich wegen ihres zänkischen Benehmens gegen Brunhilde „gebleuet". Auch im Homer bleuet Zeus seine Here. Das Lauenburgische Gesetz besagt: ein Ehemann darf seine Frau gelinde bumphasen; und das Justinianeische: modica castigatio marito permissa est. — Timm, Nibelungenlied. Halle 1852, S. 188.

Das spielende Thier. Durch Rede oder Handlung drückt der Naturmensch seine Empfindung über die Kultur, und der Kulturmensch seine Empfindung über die Natur unbewußt und innerlich genöthigt so rund aus, daß dadurch eines über das andere in ein verlegenes oder freudiges Erstaunen geräth. In

solchem Zusammenhange bringt es auch das Thier zu theilweiser Aeußerung und Handlung, welche den Anschein des Naiven erreicht. Folgende Anekdote aus dem Leben Kaiser Karl V. ist freilich schwer zu verbürgen, doch hat sie den Jesuiten Harduin zu ihrem Gewährsmann. Er erzählt, wie Kaiser Karl nach seiner Abdication auch noch im Kloster zu St. Just seine besondere Liebe zu allerlei Stubenthieren fortbehalten habe und neben zahlreichen Hunden und Vögeln sich besonders einen Affen hielt, der Schach zu spielen verstand. Einst hatte ihn dieses Thier im Spiele Schachmatt gemacht und darüber vom ärgerlichen Monarchen eine Ohrfeige erhalten. Als nun derselbe Gewinner bei der nächsten Partie wieder daran war, seinen handgreiflichen Gegner matt zu machen, fiel ihm eben noch die neuliche Ohrfeige ein; blitzschnell griff er nach der nebenstehenden Schachtel der Spielfiguren, setzte sie als Kopfbedeckung auf und wartete nun in dieser Positur den letzten Desperationszug seines Herrn mit Spannung ab. Nun hatte der Kaiser abermals verloren, er konnte die Partie jetzt vor Lachen nicht mehr beendigen.

Lesemuster und Erklärungsmittel.

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämm'rung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.
Und eurem Geiste zuzusprechen haben wir
Besondrer Formen bunte Mannichfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbei geführt.

Diese Worte werden im Stande sein, den Zweck zu erklären, welchen die eben vorausgeschickten kleinen Bilder des Naiven sammt der dabei getroffenen Auswahl der Nummern haben; aber diese Verse Göthe's erklären auch zugleich des Dichters Absicht, die ihn bei Abfassung seines Festspieles „Was wir bringen" geleitet hat; und insoferne dieses kleine Göthe'sche Stück sehr inhaltsverwandt ist mit gegenwärtigem Arbeitsstoffe, zugleich das Fassungsvermögen der Jugend keineswegs übersteigt, kann es als Lesemuster und als Ergänzungsmittel beim Unterrichte nicht genugsam empfohlen werden. Es bietet (S. 314) selbst eine Erklärung des hier in Frage gestellten Naiven dar und nennt dasselbe

„Das Natürliche, das sich so redlich ausspricht, wie es ist;
Das ohne Rückhalt sein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern, wie auf Menschen überträgt.

Göthe stellt dasselbe hier an einer ganzen Reihe verschiedenartigster Persönlichkeiten gegenüber einem und demselben Gegenstande dar, der sie alle zusammen gleichmäßig stark, wenn auch nach ganz verschiedenartigen Beweggründen reizt und fesselt. Von der tragischen Muse, von der komischen, vom Pathos und einem reisenden Physiker, endlich noch von einem alten Ehepaar von Wirthsleuten muß hier

über ein altes Wirthshaus das Naive gleichzeitig hervorgebracht werden. Alle diese Personen zusammen übersehen die künstlichen und neugemachten Verhältnisse keineswegs, in welche man hier eben mehr und mehr hinein geräth. Aber sie lassen sich bei den wundersamen Vorgängen von ihrem sich gleich bleibenden Verstande leiten, er übersetzt ihnen die traumartigen Ereignisse in natürliche, und sie genießen das zu Stande gekommene Wunder harmlos wie das tägliche Brod. Sobald das reisende Pathos in einer verfallenden alterthümlichen Wirthsstube als Gast absteigt, malt es sich dieselbe zum Tempel aus, in welchem ein greises Wirthspaar als Philemon und Baucis zu sein scheint mit dem Gottessegen der Zufriedenheit. Der nun folgenden Nymphe sticht zwar die Baufälligkeit dieses Gasthauses gleich in's Auge, aber auch dies gemahnt sie an jene nackte Seligkeit und bedürfnißlose Armuth des goldenen Zeitalters. Von derlei neumodischen Floskeln versteht die zuhörende Mutter Märthen nicht viel, stimmt aber doch insoferne sämmtlichen Lobeserhebungen gerne bei, als sie selber hier schon seit dreißig Jahren einen unbestritten guten Kaffee servirt hat. Die mancherlei Exclamationen der enthusiastischen Reisenden reimt sich auch Vater Märthen nicht deutlich; munkelt man aber von einer Höhle, so deutet er sie mit Recht auf dieses schon zum Abbruch bestimmte gegenwärtige Wirthshaus; und auf das neue Hotel, das er zu errichten gedenkt bezieht er ihre gleichzeitigen Aeußerungen von Tempel und Paradies. Der schlichte Verstand des einfachen Mannes und seiner friedsamen alten Frau ertheilt in unbesorgtem Herzensvertrauen allen nun folgenden unbegreiflichen Vorgängen denselben Inhalt, den die anwesenden Musen, Nymphen und Gelehrten ebenfalls, jedoch auf einem künstlerischen Umwege darin suchen. Und wenn diese sich dabei über seine Naivetät lustig machen wollen, so wird er mit gleichem Rechte über ihren Kunst-Enthusiasmus lächeln; was sie einen neu entstehenden Tempel nennen, ist für ihn ja doch nur sein fertig werdendes neues Wirthshaus. Wenn sie alsdann selbstentzückt ihm gegenüber noch von einem Kunstprinzip schwadroniren, von dem er nichts zu merken und zu wissen braucht, so erinnert dies an jenes vergnügte Kind, welches das neuerhaltene Bilderbuch dem Haushündchen privatim vorblättert. Jene Gelehrten und dieses Kind sind naiv. — Was ist nun das Naive? Beschränkt man es in das Gerippe einer Definition, so kann es vielleicht heißen: Die gefällige Ausdrucksweise des Individuellen in seiner sittlichen Berechtigung.

3. Die Hypothesen.

Gegen das Hypothetische, Kühngedachte führt man gerne noch des alten Baco von Verulam Spruch an: Ein Krüppel auf dem rechten Wege kann eher an's Ziel gelangen, als der beste Renner auf einem falschen; denn je besser der Renner ist, der seinen Weg

einmal verloren hat, um so weiter läßt er das Ziel hinter sich zurück.

Dagegen antwortet Hippel, Lebensläufe (Berlin 1779) 2, 238: Eine Uebergang von einem Urtheil zum andern heißt Schluß. Major enthält mehr in sich als das Subject quaestionis. Es ist der Vater vieler Kinder, Söhne und Töchter. Ehe man sein Zimmer bezieht, sieht man den ganzen Palast. Das Prädicat ist größer als das Subject. Zum Irrthum (Heil mir und meinem Buche!) gehört so gut als zur Wahrheit Verstand. Die Unwissenheit allein kann sich ohne ihn behelfen. Der Verstand wird beim Irrthum anders gewendet. Beim Irrthum ist Illusion des Verstandes. Sinne und Verstand sind Wasser und Wein; wer hat den Wein ohne Wasser getrunken? schon in der Traube ist Wasser. Die Schranken des Verstandes bringen nicht Irrthümer hervor, sondern nur weniger Erkenntnisse. Ein engbegrenzter Verstand irrt weniger als ein großer. Wenn man den Menschen bindet, so läuft er nicht davon, der Gelehrte nicht den Irrthümern, der gemeine Mann nicht den Vorurtheilen.

Hypothesen, sagt A. v. Haller (Tagebuch 2, 106), sind zwar noch die Wahrheit selbst nicht, aber sie führen dazu, und ohne dieselben hätten wir noch keinen Schritt gethan.

..... wenn sie nur das Problem von der Stelle schieben und es dahin versetzen, wo das Beschauen erleichtert wird. Göthe, Meteorologie 51, 289.

Hier kann sich die alte Pilatusfrage wichtig machen wollen: „Was ist Wahrheit?“ Alle Völker und Menschenherzen haben ihre sichere Antwort auf diese Pharisäer-Frage, „durch welche jedesmal aus Schwachheit und Blödsinn ein Barnabas frei und ein Gottmensch dem Pöbel zur Kreuzigung gegeben wird“. So drückt sich der Rechenschaftsbericht der Aaargauer Regierung aus, der über das Schulwesen dem Großen Rathe i. J. 1837 erstattet worden ist. — Das Christenthum sagt: Wahrheit ist das Befreiende. Johannes, 8, 32. — Die Schule sagt: Wahrheit ist die Uebereinstimmung der Erkenntniß mit dem Gegenstande, die Seele der Sache.

Wenn mir nicht ein Gegenstand gegeben wird, so kann ja auch keine Probe der Uebereinstimmung gezogen werden. Eine Erklärung der Wahrheit in der Art zu geben, daß sie auf alle Objecte ohne Unterschied paßt, ist unmöglich. Jeder hat seine Uhr, seine Brille, seinen Hund. Ich muß vergleichen Erkenntniß und Gegenstand, wenn ich aber keinen Gegenstand habe, wie kann ich's? In so weit sich eine Sache nicht widerspricht, in so weit ist eine Seitenwand zum Wahrheitsgebäude fertig, insoweit ist eine Bedingung da, unter der etwas wahr ist. Wer kann und will aber sagen, alles, was sich nicht widerspricht, ist wahr? Es kann wahr werden. Es ist in Gott wahr, jeder Gedanke bei ihm steht da. Das

Principium des Widerspruches ist immer nur ein negatives Wahrheitszeichen. Hippel, Lebensläufe 2, 236 ff.

Diejenigen, die aus Mangel an Vorstellungsvermögen und Einsicht sich als erklärte Gegner jeder Hypothese bekennen, thun dieses selbst mittelst einer stummen Hypothese. Sie setzen nemlich voraus, daß, weil eine Hypothese stets die andere verdränge, jegliche zuletzt wandelbar, also erfolglos und irrig sein werde. Die Wahrheit der Hypothese ist ihnen mithin nichts anderes als eine Sternschnuppe, die in dem Universum des Gedankens nach planlosem Zufall aufschimmert, um werthlos wieder zu verschwinden. Seit A. v. Humboldt hat man aber nicht blos Sternkarten, sondern auch Sternschnuppenkarten, und mit fesselnder Zuversicht schließt daraus unser trefflicher Rückert:

Wir haben jetzt schon Erd- und See- und Himmelskarten,
Bald können wir des Geist's Sternkarten auch erwarten.

Es gilt also von der Hypothese, was auch von Gott, Natur und Wahrheit gilt in ihren höchsten Manifestationen: sie können sich nicht dem Tadel der plattesten Lippe entziehen. Das Gute ist das Unschuldige, darum kann es entweihet, mißbraucht, endlich sogar als das Böse oder als das gar nicht Vorhandene dargestellt werden. Viele, heißt es in Schelling's Bruno, S. 181, halten die Philosophie nur meteorischer Erscheinungen fähig, und daher theilen auch die größeren Formen, in denen sie sich geoffenbart hat, das Schicksal der Cometen bei dem Volke, welches auch sie nicht zu den bleibenden und ewigen Werken der Natur, sondern zu den vergänglichen Erscheinungen feuriger Dünste zählt.

„Du kommst nicht in's Ideenland!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
Dem ist Ankerwerfen doch wohl erlaubt.
Göthe Xenien, 2, 251.

Was ist denn nun der Hauptvorwurf, mit welchem man die Hypothese in Mißcredit setzt? Daß sie auf der Einbildungskraft beruhe, daß sie aus den Mitteln der schwankenden, unberechenbaren und heimatlosen Phantasie zehre. Es kommt also vorerst darauf an, sich über das Wesen dieser Einbildungskraft deutlich zu werden. Der Franzose nennt sie seine Hausnärrin; aber Göthe preist sie als „seine Göttin" (2, 60).

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Die Einbildungskraft, die unter dem Einflusse der Vernunft arbeitet, hat sich von jeher zu den edelsten Erzeugungen in der Wissenschaft so gut wie in den Künsten geschickt erwiesen. Ihr gehören die ältesten Erfindungen an, wie z. B. die Schreibekunst;

sie hat in der Neuzeit Wunder gewirkt, als sie die Buchdruckerkunst und die Steindruckerkunst erfand. Sie kann sich kühnlich messen mit den größten Leistungen, die sonst den geistigen Kräften gelungen sind, denn stets hatte sie ihr eigenes Theil daran. Ihr verdanken wir das Prisma, welches das Licht in seine ursprünglichen Farben zerlegt; das Mikroskop und Teleskop, welche uns von zweien unbekannten Welten Kunde geben. Und wenn auch blinder Zufall, Erfahrung und Forschung ihr bei glücklichen Funden vorausgegangen sind, so ist es doch immer das der Phantasie eigenthümliche Compositionstalent gewesen, welches die Mittel zur Anwendung und Ergiebigmachung des neu Dargebotenen auf- und zusammengebracht hat. Wenn A. v. Humboldt in den „Ansichten der Natur, 1849. Dritte Auflage" sich freut, wie dieses schon vor einigen sechszig Jahren geschriebene Werk zur Wissenschaft und zum Publikum auch heute noch in einem ununterbrochenen Verhältnisse stehe, so erklärt er sich die dauernde Lebensfähigkeit seines Buches daraus, daß es „wie alle seine Arbeiten gewurzelt sei in den Tiefen der Gefühle und der schaffenden Einbildungskraft; während alles, was mit der bloßen Empirie, mit Ergründung von Naturerscheinungen und physischer Gesetze zusammenhängt, bei allmäliger Erweiterung des Horizontes der Beobachtung eine andere Gestalt annimmt, veraltet und der Vergessenheit übergeben wird." Womit anders hat Ritter Erdkunde, Haller Physiologie geschrieben, Leopold von Buch die Geologie, Göthe die Osteologie, wenn nicht aus solchen blitzartig erleuchtenden Vordersätzen ausdauernder Einbildungskraft? Stammen doch aus derselben Energie die Entdeckungen, durch welche Newton's und Keppler's Name unsterblich ist. Es ist höchst sonderbar, daß dies Verhältniß noch so häufig von Jenen verkannt wird, die auf die eben angeführten Namen am meisten zu schwören pflegen. Die äußerlichen Anhänger der heute sogenannten exacten Fächer reden noch immer wegwerfend genug von solchen wissenschaftlichen Werken, die eingestandener Maßen auf freier Production beruhen, oder mittelst derselben die vorhandene Schranke der jeweiligen Disciplin zu durchbrechen suchen. Und wie häufig geschieht es den Gegnern dieses Verfahrens, daß sie selbst mit einer Wahrheit spielen, die schon längst ihr Geist verlassen hat. Göthe urtheilt von solchen vorschnellen Tadlern, Zahme Xenien, 4, 360:

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen, das sei Erfinden,
Und weil ihre Wissenschaft exact,
So sei keiner von ihnen vertract.

Aus der kühnen Verbindung und Nebeneinanderstellung ferner Zeiträume; aus den Stellen bei Tacitus und wiederum dann solcher Urkunden, die erst vor hundert Jahren aufgeschrieben worden, erschuf Jakob Grimm sich und uns ein nationales Wissen, in welchem

wir jetzt mit fortarbeitendem Stolze und Muthe unsere Sprache, unsere Sittengeschichte und Götterlehre, unser einheimisches Recht, unsere Literatur über den gewaltigen Zeitraum von 2000 Jahren hin überblicken. Triumphirend hierüber ruft er schon im Jahre 1819 aus (Vorrede zur ersten Ausgabe der Grammatik): „Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche! Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen? Die Todten stehen gleichsam auf, um die Abkunft und die Herrlichkeit unseres Volkes zu bezeugen." Wie viele exacte Köpfe werden sich im Jahre 1819 über diese Stelle geschüttelt haben, die nun beifällig nicken, wenn sie heute die Resultate aus jenen ehemaligen Prämissen erblicken. Man schrie auch damals über Phantasterei. Grimm aber erwiderte in seinem Quellenwerke über die deutschen Rechts-Alterthümer S. VIII.: Will man diese Anknüpfung (an fernestehende Zeiten und Völker) Phantasie nennen, so habe ich nichts dawider, und ich möchte in solchem Sinne phantasielos weder Rechts-Alterthümer geschrieben haben noch Grammatik.

Nicht verkannt und geläugnet braucht zu werden, wie gelehrte Müßiggängerei und Gefühllosigkeit für Wahrheit noch unlängst eine wissenschaftliche Hypothesenwuth zu Tage brachten und in einem vorübergehenden Ansehen erhielten, über welche wir heute erstaunen, ja ungläubig den Kopf schütteln. Gerhard Crösius wies im homerischen Odysseus die heruntergekommene Gestalt des biblischen Moses nach; man führte den Beweis, daß in Preußen der Sitz des verlorenen Paradieses gewesen, und zwar bei Pillau an der Ostsee. C. Schmidt verstand unter Troja das Mineralreich, unter dem matten Aeneas die feste Krystallisation, unter dem Höllenrichter Rhadamantus altes zähes Fleisch, unter Silen den Zucker, unter Ariadne den Brandwein (was eher glaublich). Jean Paul Richter, Bd. 44, 23. — So erklärte Trautvetter die Nibelungen chemisch; Brunhilde ist Luftsäure, Sigfried Salzsäure, seine Ermordung die Verdampfung der Salzsäure. So haben kleine Kinder zu allen Zeiten am liebsten mit jenen Kriegswaffen gespielt, welche eben neu gemacht oder gar frisch erfunden waren; und die Knaben einer Stadt sieht man dann auf allen Balken gehen, wenn eben Kunstreiter dorten weggezogen sind, bemerkt Göthe im Wilh. Meister.

Wie man den unermeßlichen Sternenhimmel leicht in alle Sternbilder einrahmt durch ein beliebiges Auslassen der Räume und Ueberspringen der Welten, so sind auch die Hypothesen leichte und wohlfeile, die sich mit den größten Massen, mit ganzen Jahrtausenden, ganzen Sprachen und Völkern, mit der gesammten Natur auf einmal zu schaffen machen. Das All scheint überall leichter erklärbar, als der Theil, sowie wir jede Nacht eine halbe Unermeßlichkeit über uns sehen, am Tage aber nur wenige Meilen Land. Um so größer die Leichtigkeit ist, mit der sich eine Hypothese dieser Art aufstellen

läßt, um so rascher trifft sie der Unsegen der Unwahrscheinlichkeit. Nach Jean Paul Richter Bd. 44, 23. Man vergleiche Schiller's Epigramm Menschliches Wissen 2, 238. — Indeß, wenn der Traum, daß man trinke, wenigstens beweist, daß man wirklich dürste: so kommt der Mensch auf dem dichterischen Umwege durch die bestechenden Gemälde einer verschmähten Wirklichkeit wieder zu ihr zurück. Derselbe Bd. 18, XXI.

Laßt uns hin und her, her- und hinüber meinen,
Wir werden uns zuletzt in einem Eins vereinen.
Wir werden uns zuletzt in einem Eins vereinen,
Das ein ganz And'res ist, als alles, was wir meinen.
Das ein ganz And'res ist, als alles, was wir meinen,
Wird alle Meinungen in Einer einst vereinen.

Fr. Rückert.

4. Erfinden und Entdecken.

Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt. Lessing Bd. 8, 329. So entdeckte Lessing die von Andern theils als niemals vorhanden gewesene, theils als verloren angesehene Schrift des Berengar v. Tours; so entdeckte Columbus Amerika; Beide hatten sich längst entschieden, das Vorhandensein dessen als ausgemacht anzunehmen, was für alle Welt noch nicht da war. Vergl. Schiller's Epigramm Columbus. — „Der Geschichtschreiber erfindet, wenn er auf eine neue Art darstellt, und entdeckt, wenn er das wirklich Geschehene herausbringt. Wer den Namen eines Geschichtschreibers mit Recht führen will, muß Beides vereinigen. Klopstock, Göschen'sche Taschen-Ausg. Bd. 8, 10. — Sobald die optischen Fernröhre erfunden waren, entdeckte Galilei mit denselben die Jupiters-Trabanten. Archimedes setzte mehr Werth auf seine Entdeckung der Theorie des Hebels, als auf die Erfindung der Maschinen, mit welchen er die Galeeren des Marcellus zu Grunde richtete. Eberhard, Synonymik, Bd. 2, s. h. v. — Wie das Fernrohr, ein s i n n l i c h näherndes, raumdurchdringendes Hülfsmittel, hat die Mathematik, durch I d e e n v e r k n ü p f u n g in jene fernen Himmelsregionen geführt, von einem Theil derselben sichern Besitz genommen. Ja bei Anwendung aller Elemente, die der Standpunkt der heutigen Astronomie gestattet, hat in unseren für Erweiterung des Wissens glücklichen Tagen das geistige Auge einen Weltkörper gesehen, ihm seinen Himmelsort, seine Bahn und seine Masse angewiesen, ehe noch ein Fernrohr auf ihn gerichtet war! A. v. Humboldt, Kosmos 2, 211.

Wer nun erfindet und wem das Entdecken zugehört, ob Beides in manchem wissenschaftlichen Geschäfte nicht gleichzeitig und von demselben Geiste geschehen muß, darüber laufen viele falsche Vorstellungen um. Durch nachfolgende Sätze wird eine solche irrthüm-

liche Meinung scharf genug gezeichnet und erklärt: Ist nämlich von der Poesie die Rede, so gilt sie nie als Entdeckerin, wie man die Philosophie nicht Erfinderin sein lassen will. Zeigt uns aber Künstler und Dichter die Schönheit, der Philosoph die Wahrheit, so hilft ein Jeder von ihnen uns unsere eignen Ideen für Schönheit und Wahrheit entdecken, die Art und Weise aber, wie er es thut, ist seine Erfindung. Ueber dieses gegenseitige Verhältniß meint nun Jean Paul:

„Die Philosophie erfindet, die Poesie verschönert die Erfindung; die eine ist Columb, der Amerika entdeckt, die andere Vespucius Amerigo, der es benennet; die eine Tuchmacher, die andere Schneider; diese Bergmann, jene Münzer; die eine schüttelt die Aepfel, die andere sammelt sie in Körbe für den Gaumen; diese ist das Uhrwerk, jene die Glocke, welche den Kindern desselben, den Stunden, den Namen gibt; die eine ist Fechtmeister, die andere Tanzmeister; die eine Mutter, die andere Frau Gevatter.“ Jean Paul Friedrich Richter Bd. 5, 137.

Kein Menschenkind wird wohl verkennen, daß Philosophie und Poesie einen und denselben Gegenstand betrachten, die Welt nämlich und das Menschenleben, daß also auch die Ideen beider dieselben sein müssen, nur in Art des Auffassens und Darstellens so ganz verschieden, daß wenn die Poesie etwas ausgesprochen hat, Gretchen entgegnen wird:

So ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Die Poesie stellt die beiden Pole der Erkenntniß — Vorstellung und Idee — unvermittelt und durch die Naturanlage des Genies mit einander verwachsen hin; indeß die Philosophie mit aller Anstrengung bemüht ist, das, was jene beiden Pole für einen gegebenen Fall vermittelt, sorgfältig nachzuweisen. J. J. Wagner, Klein. Schriften 1, 71.

5. Die Trichotomie, oder Schiller's Spruch des Confucius.

Trichotomie nennt man eben so wohl die Haarspalterei und das Federlesen des müssiggängerischen Verstandes, als auch die Darstellung und Zerlegung eines Begriffes in seine drei nothwendigen Theile. Die ersterwähnte Art verspottet Göthe's Mephistopheles:

Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr.

Noch trefflicher erzählt es die griechische Fabel vom Löwen und dem Wildesel. Nachdem sie zusammen einige Thiere gefangen,

geht es an die Theilung. Der Löwe macht drei Theile. Das erste Theil, sagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite ist mein, nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem was übrig bleibt, nachdem der König sein Theil bekommen, muß ich eben so viel haben, als du. Und das dritte Theil — das soll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich davon machst (Lessing 11, 106).

Die wissenschaftliche Seite der Trichotomie entnehmen wir einem in der Natur der Dinge und der Begriffe selbst begründeten Gesetze; Schiller's Spruch des Confucius „Dreifach ist der Schritt der Zeit" stützt sich darauf.

Man weise nun dieses Gesetz als ein rhetorisch nothwendiges nach, indem man die Unhaltbarkeit einer dichotomischen Disposition obigen Spruches praktisch zeigt.

In der Entwicklung der Welthistorie nahm Hegel's Geschichtsphilosophie vier welthistorische Reiche an: 1) das orientalische, 2) das griechische, 3) das römische, 4) das germanische. Auch diese Vorstellung hat Schiller bedichtet 2, 32: Die vier Weltalter.

6. Unsere Bewunderung als Verwunderung, unsere Neugier als Denkträgheit gefaßt.

Durch die Bewunderung sind die Menschen zur Philosophie geleitet worden, behauptet Aristoteles, zur Erkenntniß von Allem, wollte er damit sagen. Aus der Bewunderung der Griechischen Werke stammen Winckelmann's, Lessing's und Göthe's Werke. Winckelmann's Werke über die Kunst, äußerte Göthe, sind von der Schönheit der griechischen Natur selbst eingegeben; sie sind aus dem Glauben geschrieben, daß der Gott zum Menschen geworden sei, um den Menschen zum Gott zu erheben. Und wie es Unwissenheit und Schande ist, diese Werke nicht zu kennen, so nannten es die Alten ein Unglück, zu sterben, ohne das Phidias'sche Werk der Zeusstatue gesehen zu haben. Auf welche Weise diese Bewunderung werkthätig wird im Menschen, entwickelt Göthe: „Er faßt mit dem Sinn, er sieht mit den Augen unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden; und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht." Winckelmann und sein Jahrhundert. In diesem Sinne hat auch Plato die Fähigkeit in Erstaunen zu gerathen, die Wiege des Talentes genannt.

Uns Neueren und Jüngeren schmälert eine vorfrühe Bekanntschaft mit den würdigsten und größten Mustern des Alterthums zu häufig das natürliche Maß unserer Bewunderung; wir beginnen, sagt ein deutscher Philologe, unsere Bildung da, wo wir sie vollenden sollten, und darum ist unser geistiger Sinn durch Gewohnheit schon im Voraus abgestumpft. Göthe lernte erst in seinem vierzigsten Jahre die Griechen gründlich kennen, als er Italien mit dem Homer in der Tasche durchwanderte und die Buchten und Vorgebirge von Palermo mit dem Wellen- und Luftschimmer in der Odyssee verglich. Schiller las den Sophokles erst als gereifterer Mann während seines Aufenthaltes zu Rudolstadt, und sein Biograph Hoffmeister Bd. 2, S. 80 sagt daher: Wer in späteren Jahren mit gereiftem Geiste den Homer, den Sophokles zuerst kennen lernt, dessen Herz muß von eben der Bewunderung erfüllt werden, wie die Seele dessen, welcher im blühenden Mannesalter zum erstenmale Erde und Himmel und alle Wunder der Welt erblicken würde.

In unseren gewöhnlichen Gesprächen über die Leistungen und Ereignisse der Vorzeit lassen wir dieselben zur Floskel herabsinken und finden uns dabei in unserem Gefühle vollständig erkaltet. Wir führen eine ägyptische Finsterniß sprichwörtlich im Munde, höchstens um damit auf verschollene Pharaonische Landplagen gleichnißweise hinzudeuten, nicht etwa um von solchen grausen Leiden, sondern nur um von verfinsterten Geisteszuständen mit einer allegorischen Abbreviatur im Vorbeistreifen ein Wort fallen zu lassen.

Wir wollen uns hier an dieses Beispiel von einer greifbar dunkeln andauernden Erdennacht halten und am Einzelnen zeigen, wie wir uns im Ganzen geberden. Soll unsere Bewunderung nicht zu jener öden Neugier herabsinken, mit welcher der gewöhnliche Mensch alles blos auffallend Neue und Unbegriffene anstaunt, so müssen wir die ererbten Gedanken, die entliehenen Vorstellungen und Phrasen in selbst empfundene, wieder von vorn gedachte, mit persönlicher Betheiligung und Wärme erneute Vorstellungen verwandeln. Dann erst werden uns veraltete Denkwürdigkeiten auf's Neue denkenswerth und erhaben. Wie dies geschieht, dies zeigt folgende Stelle aus Cicero De Nat. Deor. 2, 37, und erklärt zugleich den Titel und Inhalt unserer Aufgabe.

Praeclare Aristoteles „Si essent, inquit, qui sub terra semper habitavissent bonis et illustribus domiciliis, quae essent ornata signis atque picturis instructaque rebus iis omnibus, quibus abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exissent unquam supra terram, accepissent autem fama et auditione, esse quoddam numen et vim deorum; deinde aliquo tempore, patefactis terrae faucibus, ex illis abditis sedibus evadere in haec loca, quae nos incolimus atque exire potuissent: quum repente terram et maria caelumque

vidissent, nubium magnitudinem ventorumque vim cognovissent, adspexissentque solem, ejusque tum magnitudinem pulchritudinemque, tum etiam efficientiam cognovissent, quod is diem efficeret, toto caelo luce diffusa: quum autem terras nox opacasset, tum caelum totum cernerent astris distinctum et ornatum, lunaeque luminum varietatem tum crescentis tum senescentis, eorumque omnium ortus et occasus, atque in omni aeternitate ratos immutabilesque cursus: quae quum viderent, profecto et esse deos, et haec tanta opera deorum esse arbitrarentur.“ Atque haec quidem ille. Nos autem tenebras cogitamus, tantas, quantae quondam eruptione Aetnaeorum ignium finitimas regiones obscuravisse dicuntur, ut per biduum nemo hominem homo agnosceret, quum autem tertio die sol illuxisset, tum ut revixisse sibi viderentur. Quod si hoc idem ex aeternis tenebris contingeret, ut subito lucem adspiceremus; quaenam species caeli videretur! Sed assiduitate quotidiana et consuetudine oculorum assuescunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas semper vident, proinde quasi novitas nos magis, quam magnitudine rerum, debeat ad exquirendas causas excitare.

Diese erhabene Stelle aus einem verlorenen Werke des Aristoteles haben alle Jahrhunderte gepriesen; A. v. Humboldt setzt sie in den Tempel seines Kosmos, 2, 15, unter der wiederholten Bemerkung, daß diese Worte allein schon hinreichen, Cicero's Ausspruch über „den goldenen Strom der Aristotelischen Rede" zu bewähren; Jean Paul Fr. Richter hat sich an derselben Stelle zu einem ganzen Buche entzückt, „Die unsichtbare Loge", ein Erziehungs-Roman, der die aufkeimenden Gottesempfindungen eines in unterirdischer Abgeschlossenheit aufwachsenden Jünglings erzählt. Und wollen wir die Erzählung dieses Romans in eine später vorgekommene wirkliche Begebenheit verwandeln, die noch in unser Aller Mund ist, so betitelt sie sich „Kaspar Hauser". Hatten wir, die Zeitgenossen dieses Unglücklichen, Verwunderung oder Bewunderung, Wißbegierde oder Neugierde, als wir erfuhren, wie ein die ersten achtzehn Lebensjahre hindurch in lichtlosen Höhlen einsam verschlossen gewesener Jüngling, alle Empfindungen seiner mutterlosen Kindheit, seines bruderlosen Knabenalters, seiner menschen- und gottesleeren Jünglingsjahre; wie er achtzehn sprachlose Jahre zusammen und auf einmal herauszustammeln begann, wie Kindheits-, Knaben- und Jünglings-Empfindung gleichzeitig in ihm zu reden begann, da er nun zuerst die Sonne, die Nachtgestirne und uns Menschen unter ihnen wandeln sah?

Wir hatten so wenig ächte Bewunderung, daß dieses Wunderexemplar isolirtesten Seelenlebens und Menschwerdens heute schon wieder verschollen ist, seit eine ruchlose Hand den armen Findling aus seinem eben begonnenen Leben wieder hinausgemordet hat.

Was bewundern träge Seelen also wohl am ehesten? Die

Ausnahme, nicht die Regel. Das Absonderliche, das Abenteuerliche wollen wir anstaunen, gleich als ob Gaukler, Marktschreier und Faschingsnarren die Eckſteine in dieſem Wundergebäude der Geisterwelt wären. Auch im rohen Menschen regt sich ein Gottanstaunen, aber er wendet es, statt den großen Weltgesetzen, nur den Träumen verwilderter Phantasie zu. Die Perle fällt ihm im Preise, wenn sie bergevoll daliegt, der Krondiamant wird ihm werthlos, wenn die Kinder auf der Straße damit spielen. So erzählen südamerikanische Reisende von wandernden Indianerstämmen am Orinocko, wie diese, wenn sie von ihren grasreichen Stromufern zu den Niederungen herunterziehen, die ersten Kieselsteinchen im breiter und flacher werdenden Strombette mit fröhlicher Neugier betrachten und in ihre Matte auflesen, bald aber wieder von sich werfen, je weiter sie vorwärts gelangen und die unendlichen Lager des Flußgerölles mehr und mehr vor sich ausgebreitet erblicken. So wird uns die Sonne gemein, weil sie alle Tage wiederkehrt, der Bibelspruch läßt uns leer, weil wir ihn täglich hören, ja selbst das Leben und der Tod wird uns so gemein, daß wir nur dann noch davon reden, wenn ihn etwas besonders Auffallendes, wie etwa ein Unglücksfall, begleitet. In diesem Zusammenhange heißt es in L. Schefer's Weltpriester, S. 201:

Und gäb' es, könnt' es wirklich einen geben,
Der aus dem Esel nur den Ochsen machte,
Die Feig' in Disteln nur verwandeln könnte
Und den zerriss'nen Frosch lebendig leimen,
Und stürbe selber nicht, wenn ihm die Bombe
Den ganzen Unterleib zerschmetterte:
So hielt' ich ihn — für größer als den Gott?
— — nein, schlechter, niedriger,
Als jeden schlichten, einfach frommen Menschen,
Der felsenfest auf die Natur vertraut,
Der weiß, daß Sonne und daß Sonnenaufgang
Daß Lammgeschrei und sanfter Hirtensang
Und Menschenkinder unter blauem Himmel,
Daß das die allergrößten Wunder sind.

In New-York und London beschäftigte sich jüngst die Geld-Aristokratie lebhaft und gläubig mit den Klopfgeistern; Bremer Kaufleute verlegten sich auf das Tischrücken, das als eine neue Geistergewalt ebenfalls frisch aus Nordamerika herübergebracht worden ist unter dem Namen Table moving. Vornehme Empfindungslosigkeit setzt sich über die unvergänglichen Seelenbewegungen des Volkes, über die großen Leistungen eines schöpferischen Geistes kühl hinweg; aus Hochmuth kommt man nicht mehr zum Erstaunen, aus Poesielosigkeit citirt man sogar die Poesie, Horazens mißverstandenes Nil admirari ernennt man zum Schutz-

und Namenspatron eigner Abgestandenheit. Aber einem rückenden Tische und einem betrügerischen Wundermädchen zu Liebe zahlt man in Bremen und Berlin hohes Eintrittsgeld. So wenig läßt sich das Bedürfniß des Geistes abweisen, daß auch die Geistlosigkeit sich noch an etwas anzuklammern sucht und zufrieden ist mit Geistern und Gespenstern, wenn ihr der Verstand zu sauer wird. Die gottentfremdete römische Kaiserzeit kitzelte sich mit dem Isis- und Mitrascultus; rohe Alltagsmenschen mochten auch damals nicht in das Verständniß eines Höheren eindringen, aber sie wollten es genießen. Auch damals machten Schlangeneier unsichtbar, erschienen kunstgemäß citirte Geister, vergoßen Statuen helle Thränen. Wer nicht im Stande ist, sagt A. Siebert, sich die herzliche Lust zu verschaffen, welche man empfindet bei einer wissenschaftlichen Entdeckung, die das Resultat emsiger Forschung ist, der hascht nach dem Sinneskitzel, mit welchem sich der Alberne bei miraculösem Fund begnügt. Daher auch die Bosheit, wenn man ihm diesen Fund einen Schund nennt; denn man hat ihm ein scheinbares Gut entrissen, an das sich seine „Unschuld" anklammert.

7. Zeitvertreib.

Welch' ein aberwitziges, welch' ein heilloses Wort und welch' eine scheußliche That. Der Teufel ist der wahre Zeitvertreiber; wenn er die Leute fangen will, macht er ihnen Zeitvertreib und der Narr ist dann sein Agent. Wenn das nichts verfangen will, dann kommt der Tod und macht den Gottlosen und Dummen die Zeit lang und nimmt zuletzt Allen das Leben und die Zeit.

Bog. Goltz, Menschendasein 2, 253.

Die menschliche Arbeit verdient vor allen Dingen ein Buch; ein solches Buch würde der wahrhafte Katechismus, das ächte Volksbuch sein, das zweite Buch in der Welt, gleich nach der heiligen Schrift. Es gibt nur eine Ehre, eine Freiheit, ein Volksrecht: eine dicke arbeitsschwielige Haut in der Hand. Ibid. 346.

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort. Göthe's Schatzgräber.

Der zwanzigjährige Joh. v. Müller äußert brieflich: Im ganzen Evangelium Johannis ist keine Stelle so schön, als: Ich muß wirken so lang es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

J. v. Müller's Briefe, edd. Füßli, Zürich 1812, S. 26.

Derselbe war unter den beschwerlichsten Verhältnissen und in den peinlichsten Zeiten Staatsminister gewesen; gleichwohl hatte er neben seinen Amtsgeschäften bis zu seinem letzten Lebensjahre 10,000 Duodezblättchen historischer Arbeiten und zehn Tage vor seinem Tode sein 1833stes Excerpt in Folio geschrieben. Sinner,

Bibliographie der Schweizergeschichte, Bern 1851, S. 2. So war dieses Mannes Zeitvertreib beschaffen.

Das Wort Zeitvertreib sollte der Name einer Arznei, irgend eines Opiats, eines schlafmachenden Mittels sein, durch das uns auf dem Krankenbette die Zeit unmerklich verstreicht; aber nicht der Name eines Vergnügens. Doch kommen wir denn nicht auch öfters in Gesellschaften, in welchen wir aushalten müssen und in welchen uns die Zeit eben so unerträglich langweilig wird, als auf dem Krankenlager? Der Sprachgebrauch hat immer seinen Grund. Lessing Bd. 11, 751.

8. Besitz und Gemeingut.

Heben sich diese beiden Begriffe nicht auf?

Umschreiben Sie die wenigen Worte, so wird der Sinn alsobald hervorleuchten.

Jeder sucht den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greift mit all seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denkt er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen.

Warum verehrt man den Fürsten, als weil er einen Jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler; er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der Letztere nur gibt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte.

Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammen halten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dieß ist der Sinn der Worte Besitz und Gemeingut; das Kapital soll niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon jedermann angehören. Göthe Wanderjahre 21, 99.

9. Fünf erfüllte Prophezeiungen der Neuzeit.

Lessing bespricht in den „Rettungen" den unglücklichen Heidelberger Gelehrten Neuser und sagt unter Anderem: Ich habe um so viel mehr Mitleiden mit Neusern, da ich finde, daß er auch

ein guter mechanischer Kopf gewesen zu sein scheint. Neuser, schreibt Gerlach, hatte sich vorgenommen, einen Wagen zu verfertigen, der sich von selbst bewegen sollte und durch dessen schnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er große Dinge auszurichten vermeinte.

Es ist in den Büchern de rerum varietate Lib. 2, cap. 11, wo Cardanus schreibt: quod si ita est, necesse est anno Christi MDCCC. magnam mutationem futuram esse in Christi lege.

Er hat die große Veränderung, welche zu unsern Zeiten mit der christlichen Religion geschehen ist und geschieht, vorher verkündiget; und hat sie von Ohngefähr vorher verkündiget. Lessing 11, 610.

Im Jahre 1767 schreibt Justus Möser (Sämmtl. Werke 9, 144) „Ich wünsche Jemand, der unsere Sprache so studirte, wie Winkelmann die Antiken.“ Sein Wunsch ist erfüllt, wir haben die Grammatik und die Geschichte der deutschen Sprache zugleich von Jakob Grimm.

Im Jahre 1780 ließ Friedrich der Große seine französisch geschriebene Broschüre „Ueber die Mängel der deutschen Literatur,“ in's Deutsche übersetzt in Berlin erscheinen. Darin heißt es wörtlich: Noch sind die schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsere klassischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen und die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Ich kündige diese Zeiten an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hinein kommen. — De la littérature allemande. Auf des Königs Befehl übersetzt von Archivar Dohm, 1780.

Eine alte Ortssage im Würtembergischen Marbach behauptete, ein räuberischer Riese habe ehemals hier gehaust und dem Städtchen den Namen gegeben. Friedrich Schiller ist dorten geboren, die riesenhaften Wirkungen seiner Werke begann er mit den Räubern. Und seitdem hat man auch herausgefunden, daß der Ortsname Marbach sich wortgetreu in Hippokrene, Pferdequell, übersetze.

Nicht alle diese gemeldeten Punkte haben einen gleichen Werth oder lassen eine gleich tief eingehende Besprechung zu. Sie sollen vielmehr dazu dienen, den jungen Leser an Aehnliches zu erinnern und ihn damit zur Erwägung des berühmten Distichons reizen, welches Schiller in „Columbus“ schreibt:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

10. Das Streben der Jugend in die Ferne; oder: was besagen unsere Dichter mit nachfolgenden Stellen jedem Wandertriebe unserer jungen Robinsone?

1) Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen. Schiller's Glocke.

2) Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.
Göthe's Tasso 1. Act, 2.

3) Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben! So schreibt Lessing an Nicolai, als dieser 1756 sich entschließt, den Kaufmannsstand aufzugeben und zu den Studien überzutreten.

4) In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang. Schiller.

Im Vaterlande
Schreibe was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt. Göthe.

Lesemuster: Göthe's Wanderjahre, Buch 3, Kap. 9. — Die mythische Geographie des Alterthums verlegt die glücklichsten Länder stets an's Ende der Welt. Wo Herodot (3, 117) den süßen Wohlgeruch des glücklichen Arabiens und den Goldreichthum des arktischen Europa beschreibt, ruft er aus: So ist es denn wahr, daß die Enden der Welt das Kostbarste enthalten nach menschlichen Begriffen! — Dieser Wahn, daß das Glück der Menschen nur räumlich entfernt sei hat die Insel Thule im Norden und die Insel Taprobane (Ceylon) im Süden zu stehenden Namen gemacht. Auf der Insel Quak-ouak des arabischen Geographen Edrisi tragen Hunde und Affen goldene Halsbänder. Drüber hinaus suchten schon die Zeiten des Ptolomäus die goldene Chersonnes. Als Colon Veragua's Ausbeute an Gold sah, schrieb er heim: Glauben mir Eure Majestät, dies ist das irdische Paradies. —

„Das Fremdartige, das Ferne führt das anziehende Interesse mit sich, das uns zur Beschäftigung und Bemühung lockt, und

das Begehrenswerthe steht im umgekehrten Verhältnisse mit der Nähe, in der es steht und gemein mit uns ist. Die Jugend stellt es sich als ein Glück vor, aus dem Einheimischen weg zu kommen und mit Robinson eine ferne Insel zu bewohnen. Es ist eine nothwendige Täuschung, das Tiefe zuerst in der Gestalt der Entfernung suchen zu müssen; aber die Tiefe und Kraft, die wir erlangen, kann nur durch die Weite gemessen werden, in die wir von dem Mittelpunkte hinwegflohen, in welchen wir uns zuerst versenkt befanden, und dem wir wieder zustreben." — Hegel, Nürnberger Schulreden (Vermischte Schriften).

11. Schüleranlage und Schülerfleiß.

Zum Theil nach einem gleichnamigen Gymnasial-Vortrag von Dr. Fr. B. W. Hermann, Prof. (Nürnberg, Riegel u. Wiesner, 1825). — Zur Vervollständigung des Stoffes und als Lesemuster mag dienen, „Vom Irrthum einer allgemeinen geistigen Gleichheit der Menschen" No. 2 in Vilmar's Schulreden. Marburg, Elwert 1852.

„Ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies?
Ausbilden das Werk des Fleißes?
Da liegt der Fehler! Sie haben mir einen zu engen
Begriff von dem Erfinder."

Engel's Philosoph für die Welt „die Eiche u. d. Eichel" Bd. 1.

Oefters klagt die Schule über Schüler von schöner Anlage, die jedoch zu gar keinem Fleiße zu bringen seien und daher nichts lernen; umgekehrt lobt sie zugleich wieder den Fleiß irgend eines Schülers, der nur aus Mangel an Anlage nicht fortschreite. Darin liegt der Beweis, wie wenig richtig das Verhältniß zwischen Fleiß und Anlage und das Wesen beider erwogen wird. Erklären wir uns also, was man unter Talent, Anlage, Geistesentwickelung, Bildung zu verstehen hat.

Talent ist das Bestreben, Anschauungen aus Sinneseindrücken zu bilden und die gewonnenen Bilder und Erkenntnisse wieder äußerlich darzulegen. Dazu gehört Ausdauer und Willensenergie. Große Capacität ist auch mit großer Ausdauer, d. h. mit großer Liebe für die Sache ausgerüstet. Wissenschaftliches Talent hört man gewöhnlich Kopf, wissenschaftlich- und künstlerischgestaltendes vorzugsweise Genie nennen.

Genie in jeder Art der Hervorbringung, betrachtet Wilhelm v. Humbold (Briefwechsel mit Schiller S. 60) als die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Dies soll doch wohl besagen: der Geist, der sich bewegen **will**, bedarf noch besonders der Kraft, auf daß er sich bewegen **kann**.

Geringe Fassungskraft ist ohne Ausdauer, diese Nachhaltlosigkeit bezeichnet den schwachen Kopf.

Das Mitteltalent besteht in den Schattirungen von größerer Ausdauer oder geringerer Fassungskraft und umgekehrt.

Entwickelung ist der Vorgang, Bilder und Weltverhältnisse rascher in sich aufzunehmen, dadurch das vorher verschlossene Innere des Menschen zu öffnen und nach außen zu wenden.

Bildung ist das Ergebniß dieser Selbstentwickelung, wenn letztere gleichmäßig nach allen Seiten vor sich geht.

Zu dieser naürlichen Bildung, in welcher das Talent unter dem Drucke äußerer Verhältnisse abhängig gemacht, beschränkt und verkümmert werden kann, tritt die Schule mit ihrer formellen und künstlichen Zucht. Durch die Schule wird dem Talente eine frühere, mannichfaltigere Anregung gegeben und der Bildungsstoff bequemlich und geordneter dargereicht. Dabei ist die von der Natur selbst noch gesteckte Grenze zuerst in's Auge zu fassen.

Der Leib, zur Reife gekommen, vergrößert sich nicht mehr, sondern nährt sich nur noch aus der Speise; das Talent, an einem Stoffe gesättigt, erweitert sich nicht mehr an ihm, sondern schließt diese künstliche Entwickelung seiner selbst mit ihm ab. So ist also die Talententwickelung selbst endlich über ihre Naturgrenzen nicht weiter hinauszuführen, zu keinem anderen Bildungsvermögen zu bringen, sie bestrebt sich vielmehr, einen errungenen Standpunkt zu behaupten und geltend zu machen.

Was soll nun für diejenige eigene Thätigkeit übrig bleiben, welche man im Fleiße äußert und was endlich ist demnach dieser Fleiß?

Bekannt ist Schiller's Spruch:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Dieser Satz trennt völlig richtig den Fleiß vom Können, das Wissen und Erlernen vom bevorzugten Vermögen und Hervorbringen.

Auch das Thier kann gezwungen werden, von zwei Uebeln das erträglichere zu wählen, lieber zu arbeiten, als andere Plage zu erdulden. Im Fleiß also liegt an sich noch nichts Verdienstliches; Werth erhält er dann erst, wenn er sich auf Tieferes bezieht, aus dem er ursprünglich hervorgehen soll; wenn er als eine Begierde der Seele seine dringenden Bedürfnisse fühlt und mit unhemmbarem Drange stillt.

Der Talentvolle, sich selbst überlassen, ist schon fleißig. Das Talent verlangt zu lernen, es denkt dabei an keine Beschwerde und Unlust. Sein Fleiß im Lernen besteht darin, Anschauungen scharf aufzunehmen, innerlich in Begriffe umzusetzen, das daraus Gewonnene als Stoff zu beherrschen.

Fleiß ist die Aeußerung des Talentes und nur in solcher Art äußert es sich; innerlich ist der Fleiß das lebendige Talent selbst. Bildung ist mithin eine Folge des Fleißes, eine Frucht selbstthätig entfalteter Anlage. Aus diesem inneren Lernbedürfnisse allein entspringt der menschliche Fleiß; keine andere Anstrengung führt zur Bildung, als eben diese Aeußerung des Talentes. In solchem Sinne geschieht es in der Schrift, daß der Glaube ohne Werk todt genannt wird; und dem kirchlichen Dichter Paul Scheffler (Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann 1674) gilt aus solchem Grunde die Selbstthätigkeit als ächte Quelle der Gottes-Erkenntniß:

Ich bin ein hoher Berg und muß sich selber steigen
Daferne mir soll Gott sein liebes Antlitz zeigen.

Welcherlei Schüler nun wünscht sich jede Anstalt? Solche, die aus eigenem Bedürfnisse des Wissens und Könnens arbeiten und sich damit selbst zu befriedigen suchen.

Wenn aber nun, nach einer an Schulen oft gehörten Klage, die Talentvollen selber die faulen Schüler sind?

So rührt dies von dem Wesen der Schule her, welche alle Schüler gleich behandeln muß, ohne auf die Verschiedenheit der Anlage und Gemüthsbeschaffenheit jedes Einzelnen, ohne auf das daraus erwachsende verschiedenartige Geistesbedürfniß mehr als momentane Rücksicht nehmen zu können.

Andere Gründe, warum der gute Kopf oft ein geringes Gedeihen in der Schule zeigt, liegen theils in dem zarten Alter und dem dabei noch nicht erwachten inneren Lernbedürfnisse; theils leidet der Schüler Mangel an gehörig bearbeitetem anderweitigen Stoffe; oder er unterliegt besonders dem Zeitmangel, wenn die gleichzeitige Erlernung mehrer Fremdsprachen ihm auf einmal zugemuthet wird. Könnte man jedem Alter und jeder einzelnen Stimmung den ihnen angemessenen Bildungsstoff darreichen, so bedürfte es beim Talentvollen nie des Zwanges, da der gehörig bearbeitete Stoff die Anlage stets zur Entwicklung locken würde; und für den Minderbegabten wäre dann höchstens so lange äußerliche Anregung nöthig, bis man sich vom Grade seines Talentes überzeugt hätte.

In unseren Anstalten aber wachsen für den Geringbegabten je mit den höheren Klassen und Fächern auch die Schwierigkeiten; das näher rückende Ende der Studien ist ihm eine erhöhtere Last; dem Fleiße des Talentvollen jedoch ein leichteres Geschäft und eine spielende Lust, während sich der Mittelmäßige zu einem gleichgiltigen Forttreten in der Lernmühle bequemt und sich mit pünktlicher Erfüllung des äußerlich Vorgeschriebenen rechtfertigt.

Aber auch mit der gesetzlichen Thätigkeit dieses Letzteren, mit einem blos durch äußere Mittel hervorgebrachten Fleiße kann der Schule auf die Länge nicht gedient sein, da sie sich Schüler

wünschen muß, die endlich auch sich selbst, und nicht blos den Lehrer befriedigen.

Wie allenthalben, so erkennt man auch hier die Sache allein an den Früchten; den Fleiß also an seinen eigenen Nachbildungen, Bildungen und Gedankenprodukten, welche er dem ihm gebotenen Stoffe abzusehen und abzugewinnen nicht ermüdet. Darin liegt sein innerer Beruf zur Wissenschaft und Erkenntniß. „Auch kennet man einen Knaben an seiner Beschäftigung, ob er fromm und redlich werden will.“ Sprichw. Salom. 20. 11. Ut agri non omnes frugiferi sunt, qui coluntur, sic animi non omnes culti fructum ferunt. Cic. Qu. Tusc. 2, 5. —

Vom Geringbegabten gilt gleicher Weise das Wort des Evangeliums; wo der Same des Unterrichtes auf steinigen Boden fällt, da werden auch die Vögel nicht ausbleiben, die ihn wieder wegfressen. Dies geschieht in jedem auf die Schulzeit folgenden Lebensmomente. Am Ende der Schulbildung nimmt die Natur all das, was Frucht menschlicher Bemühung zu sein schien, als ihr eigenes Werk in Anspruch, der Berufene geht seine unerwarteten Wege, der Eindringling sinkt in seine ursprüngliche Zufälligkeit zurück. Ein anderer Triumph ist der Schule versagt.

Nur schützen, nur fördern kann sie das, was die Natur aus unerforschlicher Tiefe hervorbringt; nicht aber, daß der Geringbegabte durch äußeren Zwang dahin käme, mit dem Begabten Gleiches zu leisten.

Das beweist auch alle Erfahrung.

Der bessere Kopf ist fleißiger, arbeitet nicht blos dem Umfange nach mehr, sondern abgesehen von dem Gehalte der Arbeiten auch der Zeit nach länger, als gewöhnlich der Minderbegabte. Sein Denkvermögen bleibt angestrengt auf einen Punkt gespannt, dadurch bekommt sein Produkt inneren Zusammenhang und den Stempel seiner eigenthümlichen Geistesoperation.

Des Schwachen Arbeiten werfen sich mechanisch auf ein Brüten über Büchern, auf ein Ab- und Umschreiben von Heften und Formeln, sind eine Sammlung äußerlich zusammengeraffter Memorialpunkte, Einzelnheiten von großem Umfange und geringer Gründlichkeit, breit und nicht tief. Es ist im besten Falle gelehrte Müssiggängerei „ein dumpfes Herumstaunen in großen Räumen; und ein solcher Hang zum Nichteristiren, zum geistigen Todtsein wird bald Gewohnheit und andere Natur.“ Fichte über das Wesen d. Gelehrt. S. 104.

Alles, was bisher hier vorgetragen ist, bewährt sich an einem Satze in W. v. Humboldt's Briefen (Sammlung von E. Meyer, Leipzig 1850. S. 173 und 174.):

„Bei jeder Production muß die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es ist sonst keine Bearbeitung des Stoffes möglich. Außer diesem nothwendigen Uebergewichte der Selbst-

thätigkeit lassen sich noch mannichfaltige Modificationen des Verhältnisses der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit denken; auf diese müssen die wesentlichen Verschiedenheiten des Dichter- und des Künstler-Genies zurückgeführt werden, wenn man erschöpfend verfahren will. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich; darum fällt aber doch auch dem Dichter und Künstler nicht ohne Mühe ihr glückliches Loos, auch sie bedürfen der Arbeit: diese ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den einen ihr von der Natur angewiesenen Punkt.

Von Allen, die irgend in Kunst und Wissen je groß gewesen, läßt sich nachweisen, daß sie zugleich an Fleiß alle Anderen schon in der Schule hinter sich ließen und später übertrafen. Hier einige Beispiele.

Das Zeugniß, das der Knabe Lessing auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt, sprach „von einem Pferde, das doppeltes Futter haben muß."

Der Knabe A. v. Haller ist in seinem neunten Jahre auf dem Berner Gymnasium bereits des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen kundig und bezieht im fünfzehnten Jahre die deutschen und holländischen Universitäten.

Wenn ich nicht denken oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr;

läßt Göthe seinen Tasso sagen; Lessing aber seinen Faulen:

Laß uns faul zu allen Sachen,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Von Schiller's thätiger Jugend bemerkt Hoffmeister 2, 51, es seien Kenntnisse und Erfahrungen dem jungen Dichter Nahrungsmittel gewesen. „Wer sich gewöhnt hat, seine Tugend und sein Glück in seiner eigenen Seele zu suchen, der wird auch der Gattung von Kenntnissen den höchsten Werth beilegen, welche ihm aus seinem eigenen Geiste zufließen. Selbständigkeit des Charakters und Selbstthätigkeit des Geistes stehen zu einander im Wechselverhältniß."

Göthen hat neulich noch (1852) sein gewesener Sekretär Kräuter den fleißigsten Menschen unter der Sonne genannt. Ueber diesen Fleiß sagt ein Brief des alten Dichters an Knebel: „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest, konnte ich mir wohl vorstellen. Doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannichfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth

und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitig oder dort ewig." (Ad. Stahr, Weimar und Jena 2, 219.)

Alle Gewöhnung, die dem Unbegabten während seiner Schulzeit eigen wird durch äußerliche Zucht, kann ihm wieder entgehen, sobald er dem Zwang entwachsen ist; er sucht sich wieder diejenige Stufe geistiger Haltung aus, die ihm allein angemessen ist und über die er selbst nur äußerlich mittelst der ihn beherrschenden fremden Disciplin erhoben gewesen war. Daß er vorübergehend nachgiebig sich in einen ihm fremden Zwang fügte, daß er dabei mit seinen geringen Erfolgen sich selbst befriedigen konnte, schon dieses deutet auf die gleichzeitig in ihm vorhanden gewesene Schwäche. Nun da er aus der Schule tritt und deren Reizmitteln nicht mehr ausgesetzt ist, erscheint diese Charakterschwäche in ihrer unverhüllten Gestalt und Art. Sie entschlägt sich mit einem Male alles dessen, dem sie sich vorher unfreiwillig und stumm unterzogen hatte. Ein Rosenbusch ist, wenn die Blüthen abgefallen sind, nur ein Dornstrauch, sagt der Pädagoge Fr. Jakobs den anmaßungsvollen Jünglingen.

Auch beim Begabteren treten verwandte Zustände ein. Es hilft nichts, ein guter Kopf heißen und zugleich zu Allem, nur nicht zum Lernen aufgelegt sein wollen.

Nicht fleißig sein können heißt kein Talent zum Gegenstande haben, in dem man arbeiten soll. Nicht verwechselt darf damit werden jenes Widerstreben eines sonst willigen Jünglings gegen Einflüsse von Seiten eines Faches oder einer gerade mit diesem Fache betrauten Persönlichkeit; beides Möglichkeiten, die sich allenthalben zeigen.

Blos dunkle Gefühle und widerwärtige Stimmungen eines Jünglings entscheiden freilich nicht viel; ein fortgesetzter Widerspruch aber verdient Beachtung, weil er theils auf innere Kraft, theils auf das Verlangen nach anderweitiger Entwicklung hinweist und also einen ganz andern Namen als den widerspenstiger Faulheit verdient.

Mithin taxiren wir den Schüler blos nach seinen Fortschritten, seinen Früchten und Produkten, nach dem Umfang und der Gründlichkeit seiner Arbeiten. Drei Dinge, sagt das Volkssprichwort, machen einen guten Meister: Wissen, Können und Wollen.

Sollte dies etwa hart scheinen?

Das Gesetz allgemeiner Gerechtigkeit hat selber nur dasjenige anzuerkennen und zu schützen, was schon durch die natürlichen Verhältnisse unter den Menschen ungleich ist.

Auf welche andere Erkenntniß sollte wohl naturgemäß die Schule angewiesen sein, wenn sie sehen will und beachten mag, was neben ihrem Einflusse die Natur selbst in jedem Schüler hervorbringt?

Wir Alle beugen uns allenthalben vor dem Wirken der Natur;

all unser Vermögen betrachten wir nur als eine Aeußerung einer uns eingebornen Kraft, die freilich entwickelt werden, im Wesen aber nicht vermehrt, nicht willkürlich vergrößert werden kann. Alle gute Gabe kommt von Oben.

„So ist nun, sagt der Apostel, weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt.

Mechanismus wird nie zum Leben, Schulzucht nie zum geistigen Vermögen werden. Schürfen in taubem Gestein hat nie Gold hervorgebracht; wenn man darüber einmal unversehens Porzellanerde fand, setzte selbst dies in Verwunderung, und die Sprache nennt es naiv — Steingut.

Freilich sucht ein folgsamer, gutmüthiger, auch wohl sonst brauchbarer Mensch die Freiheit des Willens gar gerne in dem Vermögen zu wahlen; allein mit Jacobi versetzen wir diesen freien Willen nur in die Kraft, unsern Willen zu thun. Nicht aus dem, was Gewöhnung am Menschen bewirkt, sondern aus der von Natur ihm eingebornen Kraft, die sich im Umfange der Kenntnisse und in der Tiefe des Urtheils allein äußert, wird der Werth des Schülers in der Schule entnommen. Nur so wird das allgemeine Gesetz der Gerechtigkeit erfüllt. Nur ein solches Selbstgeständniß vermag uns, die Schule und die Eltern vor Täuschung zu bewahren.

Das Herrschen der Attractionskraft im Kosmos ist außer allem Zweifel gestellt, erklärt Bauer (Symbolik des Kosmos 1851, S. 50); die Quantität der Materie bestimmt die Ziehkraft. Je größer und dichter die anziehende Masse, desto größer und stärker die Gewalt der Anziehung. Sobald auch die psychischen Dinge der Herrschaft der Attractionskraft unterworfen sind, können wir leicht erklären, warum zum guten Gedanken sich andere gute, zum bösen sich andere böse gesellen. Verwandte Ideen und Empfindungen bilden in Folge ihrer gegenseitigen Anziehung Gruppen. Mit der Größe dieser Gruppen wächst ihre Anziehungskraft. Daher wird Dem, der das, was er hat, übt und gut anwendet, noch mehr zu Theil, Dem aber, der sein Pfund schlecht oder gar nicht anwendet, auch was er hat, noch genommen. Dem minder Begabten bleibt dabei das Bewußtsein, daß der Platz, auf dem er stehen geblieben, der Wille Gottes sei, dem er mit Freuden sich füge. Talent läßt sich Keinem anmuthen, denn es ist eine freie Gabe der Gottheit; redlicher Fleiß aber und Ergebung in seine Natur läßt sich Jedem anmuthen; auch ist diese gründliche Rechtschaffenheit selbst die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, und kein nur redliches Gemüth ist ohne Gemeinschaft mit der Gottheit. So äußert sich Fichte, Wesen des Gelehrten, S. 67, in der Frage über Talent und Fleiß.

Und in der Einsicht hierüber liegt mehr Gottvertrauen auf einen Stärkeren, der in uns lebt und webt, als in dem Leichtsinne,

der den Schöpfer in seinem Geschöpfe verkennt, herabsetzt und dieses als sündhaft und schwach schilt.

Denn was hast du, sagt der Apostel, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich, als hättest du es nicht erhalten? 1. Korinth. 4, 7.

Georg Forster als Professor in Cassel schreibt an Joh. H. Merck (Briefe an Merck, ed. Wagner Darmstadt 1835, S. 405):

Es ist nicht Jedermanns Ding, etwas Neues zu sagen, zu schreiben, zu erfinden. Die liebe Mutter Natur hat dergleichen Genies gar sparsam ausgesäet; und wenn in Einem Jahrhundert in Einer Wissenschaft mehr als Einer aufsteht, so kann es für ein Wunder gelten. Allein das, was nun einmal vorhanden ist, sammeln, ordnen und sieden und braten, so daß es Diesem und Jenem gut schmeckt und leicht zu verdauen ist, dazu finden sich Leute genug, die in ihrer Art auch nicht umsonst geschaffen sind.

Der dies so höchst bescheiden von sich selbst meinte, war damals schon ein berühmter Naturforscher und Historiker, hatte die Welt bereits umsegelt, hatte schon mit seiner Jünglingsfeder und gelehrten Unermüdlichkeit seinen Vater aus den englischen Schuldgefängnissen befreit, hatte sich die Aufmerksamkeit der besten Geister in der damaligen Welt schon erworben gehabt. Ihm klagt noch heute A. v. Humboldt nach, daß auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben kein glückliches sein durfte (Kosmos 2, 72). Und wie bescheiden äußert sich hier mitten in seinen Drangsalen dieser große Mensch!

Wie sollte denn nun der Fleißige unzufrieden werden über die ihm hier eröffneten Aussichten, wenn er Männer von so weitreichenden Gaben sich so entschlossen selbst unterordnen sieht; und warum sollte es gerade die Schule verstimmen, deren Erwartungen und Erfahrungen alle immer nur auf dieses Maß resoluter Bescheidenheit verwiesen bleiben? Wenn der Unterricht auch nicht gerade den grämlichen Spruch bewahrheiten mag, daß die Guten dünn gesäet sind, so muß er doch dasselbe Bekenntniß ablegen, das ihm Erfahrung, Bibel und der Altschulmeister Dr. Luther zusammen geben:

„Wenn unter zehn Aussätzigen einer wieder kommt und die Wohlthat erkennet, ist es genug, Lucas 17, 17; also wenn unter zehn Schülern einer ist, der sich ziehen laßt und fleißig lernt, ist es genug."

Ja auch dieser Eine ist der Schule oft nicht genug und verbleibt ihr nachher doch nicht, selbst wenn er in ihr auch ein „hungriges Pferd hieß, das doppeltes Futter bedurfte." Denn man erinnert sich Lessing's gegen den büchergelehrten Göze treffend gesprochenen Wortes:

„Aber es gibt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind; die nur lernen um

zu essen; die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anderes lernen und mehr lernen!" (Sämmtl. Werke 11, 525.)

12. Der Philister.

Julius Wilh. Zinggref, der in unserer Literaturgeschichte als Verfasser der Apophthegmata genugsam bekannt ist, wurde uns erst neulich auch als Verfasser der „Faceliæ pennalium" durch Jul. Zacher (die deutschen Sprichwörtersammlungen, Leipzig 1852) neu vorgeführt; diese Schrift Zinggrefs ist gegen den gelehrten Bettelstolz und Dünkel solcher Männer und Jünglinge gerichtet, welche im Wahne stehen, wissenschaftliche Bildung zu besitzen, während sie doch höchstens nur ein unfruchtbares Wissen oder gar blos ein inhaltsleeres Formelwerk sich angeeignet haben und nun mit verachtendem Hochmuth auf die Anforderungen des praktischen oder des feineren geselligen Lebens hinabsehen, dem ihre gelehrte Rohheit doch nicht nachzukommen vermag.

„Sihestu, Schulfüchsle — sagt Zinggref darüber in seiner angehängten Apologie — daß dieses eine alte Klag ist vnd nicht erst von mir herkömpt!" (Zacher, ibid. S. 40 und 44.)

Mithin verdient es möglicher Weise derjenige junge Mensch gerade am meisten, der wirkliche Träger eines solchen Schmähnamens zu sein, mit dem er gegen alle Andersdenkenden so freigebig um sich wirft. Es sucht ja keiner den andern hinter dem Ofen, er wäre denn zuvor selbst dahinter gewesen. Die Studentenwelt hört diese Beweisführung nicht gerne und hält sich, um zu erklären, auf welche Weise dies Schlagwort bei ihr geläufig geworden sei, an folgendes entschuldigende Anekdötlein: Kaiser Max I. gab der Universität Helmstädt im Stiftungsbriefe von 1475 den Simson in's Wappen, der den Löwen zerreißt; und daher sollen die Studenten jeden, der ihnen in ihrer Weise hinderlich und zuwider geworden sei, tropologisch Philister genannt haben. Jedenfalls ein hinkendes Märchen, durch das uns weder die Entstehung des Namens, noch sein heutiger Inbegriff angegeben ist.

Je weniger nun gehaßte Ausdrücke oft sich umgehen lassen, um so genauer muß man sich ihren Inhalt zu bestimmen suchen. Es folgen hier verschiedene Fälle, in welchen unsere Autoren der Reihe nach sich über das verbreitete Wort entweder selbst aussprechen, oder es durch ein Lebens-Ereigniß scharf an seinen Pranger stellen. Schaue man denn zu, ob man nicht selbst eines dieser hier portraitirten Teufelchen in sich stecken habe!

„Dieser Tage war Friedrich Schlegel bei mir. Ueber diesen Mann kann ich Ihnen nichts Treffenderes sagen, als: Junge Renommisten, alte Philister.

K. J. Windischmann an J. v. Müller. Müller's Briefe, Schaffhausen 1839. Bd. 3, 417.

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm
Mit Furcht und Hoffnung,
Daß Gott erbarm!

Göthe (Bd. 56, 104) scheint hier im Scherze nur ein Armuthsprädikat gegen ein anderes zu setzen, wie es sonst der vorsätzliche Spaß oder auch die unzureichende Einsicht zu thun pflegt. Allein ein Hauptzug des Philisterthums bei Jung und Alt ist von der Vierzeile trefflich angegeben: Die gleich elende Beschaffenheit der Selbstüberhebung und der Desperation, welche gemeinen Seelen eigen ist. „Es ist Verderbtheit und nicht Mangel an Verstand, wenn der Mensch keine neue, ihm unbequeme Gedanken in sich aufnehmen will; Stupidität, wenn sie vor ihn treten und er nicht merkt, daß es neue sind; höchste Infamie, erkennt er sie und läugnet sie doch." Rahel an den Fürsten Pückler-Muskau. Ein Buch des Andenkens 3, 554.

Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare; das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten;
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Schiller, Wallenst. Act 1, Scene 4.

Göthe liebt es besonders, dieses Wort zu gebrauchen und versieht es gelegentlich mit reichlichen Erklärungen. In der Gedächtnißrede auf Wieland rühmt er diesem Manne nach, „daß er sich aufgelehnt habe gegen alles, was wir unter dem Namen Philisterei zu begreifen gewohnt sind: stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschrankte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde — und wie diese Ungeister alle heißen mögen, deren Namen Legion ist." — Den später so verdüsterten Geist Herders erklärt sich Göthe gleichfalls aus der falschen Verehrung, welche dieser Mann für eine unzulängliche philosophische Erkenntniß gegen Ende seines Lebens an den Tag gelegt habe. Von Baco von Verulam her, von diesem Haupte aller Philister stamme es, was man jetzt in Herder's Arbeiten zu lesen bekomme: eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende." (Riemer's Mittheilungen 2, S. 658, 679.)

Nicht minder streng äußert sich Göthe über die erfolglose Neugier und Fraubaserei, welche in der deutschen Gelehrsamkeit ein altes Erbübel sei:

„Die Deutschen, sagt er in den Gesprächen mit Eckermann 2, 42 können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte." Diese Charakterschranken und Geistesschranken hat Göthe allerdings nebst Lessing am allerentschiedensten in Deutschland niedergeworfen. Darum sagt er auch einmal triumphirend (Bd. 56, 104):

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Das Philisterthum der Gelahrtheit zeichnet M. Art, Zustand der heutigen Gymnasien, Wetzlar 1838 S. 21 ff.:

Der Mathematiker, der die Fingerzeige göttlicher Regierung durch Rechnen und Messen nachweist, ist so gut ein Philister, wie der Bauer, der seinen Magen für einen Sack und die Eingeweide für die Zugschnüre dazu hält.

Leichter begreifbar und eher erschöpft ist das pfahlbürgerliche Philisterthum. Statt aller hier einschlägigen Histörchen der Schild- und Lallenburger höre man, wie A. v. Humboldt die fortdauernde Wiederholung solcher uns unglaublich lautenden Anekdötchen aus seinem eignen Erlebniß berichtet. Als das Erdbeben im südamerikanischen Guanaxuato losbrach, das nachher die ganze Gegend wirklich verschüttet hat, erließ der Stadtmagistrat zur Beruhigung seiner Mitbürger eine Proclamation, welche Humboldt selbst gelesen hat und nach diesem Wortlaute im Kosmos (1, 444) angiebt: Die Obrigkeit werde in ihrer Weisheit schon erkennen, wann wirkliche Gefahr vorhanden sei und dann zur Flucht mahnen; für jetzt sei letztere bei tausend Piastern Strafe Jedem verboten, aber einstweilen eine kirchliche Procession angeordnet. Eine derartige

Bonhommie verglich einmal der Großherzog Karl August von Weimar einem eigennützig gezogenen Kinde, das meint, man solle doch das Feuerwerk nicht anzünden, bis es sein Butterbrod gegessen habe. J. H. Merck, Briefe. ed. Wagner 1838, S. 184.

Ein ähnliches Müsterchen kurzsichtig lächerlichen Urtheils liegt in dem Buchhändlerbriefe, mit welchem der Göthe'sche Verleger Mylius über des Dichters Schauspiel Stella und weitere Dichtungen im J. 1775 zu unterhandeln sucht. Göthe hat für Stella 20 Thaler Bezahlung verlangt, welche schnell dem in Wahnsinn verfallenen Dichter Lenz zugeschickt werden sollen. Darauf antwortete der von Freund Merck beauftragte Buchhändler folgendermaßen:

„Es ist allerdings wohl Eigensinn vom Hrn. Dr. Göthe, wenn er sein Msc. auf die Art verkaufen will; es ist etwas sonderbar, unbesehen die Katze im Sack zu kaufen. Auch ist mit einer so kleinen Pieçe ja kein großer Handel zu machen. Inzwischen werde ich die Probe machen und an meinen Vetter nach Weimar 20 Thlr. senden, um vom Hrn. Dr. Göthe das Msc. in Empfang zu nehmen. Da er nun für diese kleine Pieçe 20 Thlr. bekommt, so wird das folgende Stück 50 Thlr. und Dr. Faust vielleicht 100 Louisd'or gelten sollen; das ist aber wider die Natur der Sache und nicht auszuhalten, und ich thue von ganzem Herzen Verzicht darauf. Mich wundert übrigens, daß Hr. Dr. Göthe die Buchhändler so quälen will, da er, wie ich immer gehört habe, solches aus öconomischen Gründen nicht nöthig hat. Soll es also vielleicht Ruhm sein: daß ihm seine Msce. so theuer sind bezahlt worden? Dr. Faust wäre mir für einen proportionirlichen Preis lieber gewesen. Wird sich der Hr. Dr. Göthe lange in Weimar aufhalten? Ich bin 2c. (Briefe an und von J. H. Merck. 1838. S. 53.)

Jene umständlichen Erwägungsgründe, welche das philisteriöse Urtheil und Gespräch gewohnter Maßen seinem Disputationsthema vorausmarschiren läßt, hat Wieland artig konterfeit im 4. Buche, Kap. 13 und 14 seiner Abderiten „Prozeß über des Esels Schatten."

13. Definitionen über die grammatische Periode.

Ut tanquam in orbe inclusa currat oratio, quoad insistat in singulis perfectis absolutisque sententiis. Cicero Orator. 66. — Conf. Aristoteles. Rhet. III, 9. 3.

Die Periode ist ein Satzgebilde von etwas größerem Umfange, in welchem in vorzüglichem Grade Ordnung, Ebenmaß und Wohlklang herrscht. Falkmann, Stylistik.

Den Namen Periode führt im engeren Sinn nur das unterordnende Satzgefüge, in welchem der Neben- oder Beisatz seinem Hauptsatz vorausgestellt ist. Schmitthenner.

Trennt ein untergeordneter Satz die Glieder eines andern Satzes, so heißt diese Folge eine Periode in der engsten Bedeutung.

In weiterer Bedeutung heißt ein jedes Satzgefüge aus mehreren einander untergeordneten Sätzen, ja oft auch eine Satzverbindung aus mehreren oft blos logisch nebengeordneten, aber nicht alle zusammengezogenen Sätzen, eine Periode, besonders wenn der Sinn des Ganzen ohne den Schluß keine Vollendung haben kann. Herling.

Da in unserem Vorstellungsvermögen jedes zusammengesetzte Verhältniß von Begriffen und Gedanken immer als ein solches gedacht wird, das nur aus zwei zu einer Einheit verbundenen Gliedern besteht; und da auch die rhythmische Form aller zusammengesetzten Verhältnisse eigentlich durch die Verbindung von nicht mehr als zwei einander untergeordneten Gliedern zu einer Einheit bedingt ist: so wird jeder mit vielen Nebensätzen verbundene Satz leichter verstanden und stellt sich zugleich in einer vollkommneren rhythmischen Form dar, wenn die Nebensätze untereinander und mit dem Hauptsatze auf eine Weise verbunden sind, daß der ganze Satz nach Inhalt und Form in zwei Glieder zerfällt, die in ihrem Umfange mehr oder weniger ebenmäßig und als Nebensatz und Hauptsatz einander untergeordnet sind, welche Form des zusammengesetzten Satzes man eine Periode nennt. Becker.

Periode ist eine Satzverbindung von mindestens zwei Sätzen, die so gegeneinander gestellt sind, daß der eine den hebenden und vorbereitenden Nebengedanken (Arsis), der andere den sich senkenden oder schließenden Hauptgedanken (Thesis) enthält. z. B. Wenn du gesund werden willst, so mußt du eine andere Lebensart anfangen. Rinne, Styllehre 1, 271.

Betrachten wir einen Satz seinem Körper nach als eine ohne Unterbrechen ausgesprochene Sylbenverbindung, bei deren einem Theile die Stimme rhythmisch sich hebt und beim andern sich senkt, so lassen sich die beiden Glieder der Periode nach Hebung und Senkung als die beiden Theile eines zusammengesetzten Wortes denken, von denen das letzte die Form, das erste deren Bestimmung durch besondern Inhalt giebt. Der erste Theil der Periode stellt den Bestimmungssatz des zweiten allgemeinen dar, der durch den ersten bestimmt wird. Götzinger deutsche Sprachlehre 1835. S. 365.

Die Definitionen der Philologen über Sprachlehre zeigen vom vorigen Jahrhundert an, wie man vom praktischen Betreiben der alten Sprachen als Kunst des Sprechens und Schreibens allmälig zu einer theoretischen Auffassung des Gegenstandes fortschritt, um endlich zu den lehrhaften Erkenntniß- und Verständnißseiten desselben zu gelangen, mit denen wir uns heute beschäftigen. Beispiele hiefür bietet Raumer, Geschichte der Pädagogik 1, 201.

Melanchthon definirt: Grammatica est certa loquendi et scribendi *ratio.*

Die Grammatica marchica v. 1721: Die Grammatica ist eine Kunst recht zu reden und recht zu schreiben.

Otto Schulz: Die lateinische Grammatik ist eine Anweisung zur Kenntniß der lateinischen Sprache; sie zeigt, wie die allgemeinen Sprachgesetze in der lateinischen angewendet werden.

Kühner: Grammatik heißt die Anwendung zum richtigen Verständniß einer Sprache in Rücksicht auf Wort und Redeform.

Nur die französische Akademie steht in ihrer Definition der Grammatik auch jetzt noch bei dem alten Begriffe einer Kunst fest: La grammaire est l'art qui enseigne à parler et à écrire correctement. Dictionnaire de l'Académie.

Eiselein. Deutsche Sprachlehre, Auszug nach J. Grimm. 1847: Die Gesetze, nach welchen die Wörter der deutschen Sprache gebildet, verändert und zum Ausdruck der Gedanken verbunden werden, sind der Inbegriff der Sprachlehre. Nicht Gesetzgeber, sondern Ausleger der Sprachgesetze, und zuweilen Richter ist der Grammatiker.

Jak. Grimm, Vorrede zur ersten Ausgabe der deutschen Grammatik von 1818: Giebt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen seichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat: so kann das grammatische Studium kein anderes als ein streng wissenschaftliches, und zwar der verschiedenen Richtung nach entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein.

14. Aufgaben und Lesemuster.

Wie definirt Lessing den Begriff Wahrheit in der Einleitung zum Berengar Turonensis (8, 325), in der Duplik zum Anti-Goeze (10, 49) und in seinen Briefen (12, 281)? wie zergliedert er den Unterschied zwischen Ungesittet und Unmoralisch (10, S. 177 und S. 231)? — Man analysire die Definitionen, welche Lessing aufstellt in der Abhandlung: Ueber den Titel einer Preisaufgabe im Deutschen Merkur. Lessing's Werke 11, 461.

Geldstolz, Kaufmannsstolz, Demokratenstolz und Aristokratenstolz; unterschieden in Ernst Plattner's philos. Aphorismen, 2. Bd. — Dagegen Eitelkeit, Hochmuth und Stolz, abgehandelt von Fr. Köppen „das Häufigste und das Seltenste unter den Menschen," ein Aufsatz im Taschenbuch Minerva, Jahrg. 1827. — Gelehrtenstolz und Bauernstolz: Lessing's Antiquarische Briefe, No. 57. —

Beschimpfung und Beleidigung, von Cervantes Don Quixote, 2. Buch, 23 Kapitel, in einer Standrede mit scharf unterscheidenden Beispielen auseinander gesetzt.

Erklärung der wissenschaftlichen Benennungen: Priorität, Anticipation, Präoccupation, Posseß, Plagiat, Usurpation. Göthe 50, 113. —

Wahre und falsche Art sogenannter populärer Schriftwerke. Lessing in einem Briefe an Gleim. 12, 351.

V.

Streitfragen.

(Achtzehn Kapitel.)

Pädagogisches Zeugniß aus Göthe.

Göthe in den Gesprächen mit Eckermann 1, 350 äußert, es begännen die Mahomedaner ihren Unterricht in der Philosophie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgabe darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von Beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet. Sie sehen, schließt Göthe, daß dieser Lehre nichts fehlt, daß wir mit allen unseren Systemen nicht weiter sind und daß überhaupt Niemand weiter gelangen kann. Es ist dies System der Mahomedaner zugleich ein artiger Maßstab, den man an sich und Andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe.

Der Deutsche hat bei solcherlei Uebungen eine Untugend zu verlernen, durch die er sich berüchtigt genug gemacht hat. Wie wir einzelnen Völkern eine zu große Passivität vorwerfen, eine unedle Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit, andern aber ihre allzu rasch auflodernde und nur Asche hinterlassende Reizbarkeit, so zeiht man uns selber mit großem Rechte unserer vielen Vor- und Nachreden, unsrer kleinlichen Zanksucht und persönlichen Neckereien bei literarischen Untersuchungen, jenes ganzen Wirrwarrs von Sachen und Explicationen, die wir in die Dinge ungebürlich und fremdartig einmischen, bis ihnen das Herz ihres Inhaltes beinahe aus-

gebrochen ist. Deshalb nennen die Franzosen ein Gezänke ohne Ende une querelle allemande. Wenn wir lernen, weniger gründliche Entschuldigungen unsern Eröffnungen vorauszuschicken, so werden unsere Beschuldigungen und Einwürfe, die wir dem Gegner machen, auch weniger scheelsüchtige und unedle sein. Unsere Differenzen werden dann keine 30jährigen Kriege mehr führen und wir besäßen nach und nach, statt langer Schimpfreden zwischen Achill und Hektor, etwas von jenem überall im Leben brauchbaren Gleichmuth, den der Britte uns zeigt als staatsmännischer Redner, als fechtender Soldat und Seemann, oder als forschender Gelehrter.

1. Tadeln ist leichter als besser machen.

Gegen diesen Satz entwickelt Lessing (11, 751) den: der Recensent braucht das nicht besser machen zu können, was er tadelt. Das Bessermachensollen liegt gar nicht in der Pflicht und in dem Geschäfte dessen, welcher gründlich zu tadeln versteht, sondern in der Arbeit dessen, den der ausgesprochene Tadel zugleich auf die Grundbegriffe des Vollkommenen und Schönen zurückgeführt hat. Wenn meine Suppe versalzen ist, so darf ich sie gleichwohl versalzen nennen, obschon ich sie selbst noch nicht kochen kann. Gerade durch diese Angabe des wahren Grundes muß der Tadler selbst des Bessermachens überhoben sein. Wie etwas besser sein könnte, mag der Getadelte zusehen, und seine oben genannte Ausforderung, ein Anderer solle es statt seiner machen, braucht mithin der Richter gar nicht anzunehmen. — Dies sind in Kürze die Gedanken des Lessing'schen Aufsatzes, auf den hiemit nur verwiesen sein soll, damit man ihn vornehme und sich an seinem zierlichen Ideengange persönlich betheilige.

Diese Doppelseitigkeit der hier behandelten These leitet über auf das Wesen und die Beschaffenheit der Recension. Die falschen Begriffe, welche über sie im Umlauf sind, liegen in dem Titel dieses Aufsatzes mit ausgesprochen. Vornehmer pflegt man heut zu Tage dasselbe auszudrücken, wenn man von einer destructiven Kritik redet, welche nur niederzureißen, nicht aber aufzubauen verstehe.

Dies klingt Vielen sehr überzeugend. Kein Japaner, so spottet Jean Paul Bd. 5, S. 53—61 gegen die Kritikaster, darf einen Baum umhauen, ohne einen neuen zu pflanzen; zweideutiger Gebrauch! Und wenn wir ihn annehmen, wer würde recensiren? Die Antwort hierauf ist leicht: Diejenigen würden es thun, die sich ernstlich mit der Wahrheit beschäftigen, während, wie Lessing äußert, Tausenden für Einen das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle ist, wo sie des Nachdenkens müde geworden sind (B. 12, 281): „Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will, so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen

sprechen, die sie in unsern besseren Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch besseren, noch aufgeklärteren Zeiten nur immer verdienen können." Dies war Lessing's Gesinnung über die Pflichten, denen sich der Kritiker unterziehen muß; und je mehr er ihnen persönlich nachgekommen ist, um so rascher erstieg der Geist, den wir mit Stolz den nationalen und wissenschaftlichen nennen, den Höhenpunkt, von welchem aus die Gegenwart ihre neuen und weiteren Aufgaben überblickt.

Darumbe sint gedanke vrî,
Daz diu werlt unmüezec sî.

Meister Frîgedank.

Man wird demnach bemerken, daß das gründliche und fördersame Tadeln keineswegs das blos Leichte, oder gegenüber einer vorhandenen Leistung das Leichtere überhaupt sei. Man muß sich nur vorerst der Meinung begeben, daß die Recension keine andere Taktik besitze, als der Bauernkrieg. „Nicht alle Wasser, die getrübt werden können, sind Kothlachen". Göthe, Bd. 33, 79.

In jeder guten Recension verbirgt oder entdeckt sich eine gute Aesthetik, sagt Jean Paul 41, 7. und noch dazu eine angewandte freie, kürzeste und durch die Beispiele helleste. Soll eine Recension etwas besseres sein, als eine Antwort, die man einer Theewirthin auf die Frage giebt, wie uns das Buch gefallen: so gehört so viel zu einer, daß sie selber zu einem Kunstwerke ausschlägt. Erstlich ein schnelles Durchlesen, um die ungestörte Kraft des Ganzen aufzunehmen. Zweitens ein langsames, um die flüchtig einwirkenden Theilchen dem Auge zu nähern. Drittens ein genießend klares, das Beide vergleicht; viertens eine rein unparteiische Absonderung des Urtheils über den Geist des W e r k e s von dem Urtheile über den Geist des V e r f a s s e r s. Fünftens eine Zurückführung des Urtheils auf bekannte oder auf neue Grundsätze, daher denn eine Recension leicht eine Aesthetik im Kleinen wird. Endlich Liebe für Wissenschaft, für Autor und Sprache. Jean Paul 43, S. 46 u. 50.

Ueber den Ton, in welchem der Recensent seinen Tadel auszusprechen habe, hat Lessing wohl für alle Zeiten Muster und Gesetz zugleich gegeben. Er sagt in seinen Antiquarischen Briefen gegen die unmoralischen Angriffe seines vornehmen Gegners Klotz (8, S. 206—208):

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm Niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald

er sich aus dieser näheren Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu sein und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein ist noch lange nicht grob sein. Hingegen, zum Besten der Mehreren, freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen Alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen Alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob. — —

Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt Jedem, was Jedem gebührt. Aber die schlaue Höflichkeit giebt Allen Alles, um von Allen Alles wieder zu erhalten. Die Alten kannten das Ding nicht, das wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt. Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe, er mag sich noch so höflich ausdrücken (Bd. 8, 2). Göthe behandelt in zwei Verschen den gleichen Grundsatz:

„So sei doch höflich!“ Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Lesemuster. Kritik und Antikritik, humoristisch behandelt in Fibels Leben, von Jean Paul, Bd. 54, 178.

2. Die griechischen Weisen als unsere Zeitgenossen, oder die ordinäre Geschichtsbetrachtung.

„Plato würde zuverlässig Superintendent geworden sein, wenn er das Glück gehabt hätte, in christlichen Zeiten geboren zu werden; und Sokrates? irgend ein Rektor an einer Domschule. Sokrates, von dem so viel gemacht wird und der doch zuletzt noch einen Hahn opfern ließ, um seine Religionsgrundsätze zu läugnen! So muß ein Hahn immer bei der Verläugnung sein! Der Christ ist das Geschöpf des sechsten Schöpfungstages, um die Lehren der Heiden und Juden zu beleben und aus einem Gebeinhaus eine Himmelswohnstube zu machen. Christus hielt keine Reden wie Sokrates, da er starb. Ihm schrieb kein Plato die Predigt nach. Alles zusammen, mit sammt dem Testament, bestand

in sieben Worten." Hippel Lebensläufe Bd. 3, 162 und 206. Bd. 4, 89.

Ferd. Delbrück's Reden (Bonn 1832, Bd. 1, 51) besprechen an der Hand der Ciceronischen Pflichtenlehre das Maß der Weisheit und Tugend, welches den alten Weisen in eines jeglichen Menschen Willkür liegend und erreichbar schien. Als der für die Erkenntniß dieser Tugendbeschaffenheit im Alterthum am meisten wirksam gewesene Lehrer wird Sokrates genannt.

„Was ihn nach dem Ausspruche des delphischen Gottes zum weisesten unter den Menschen machte, war eben dieses, daß er die Erkenntniß des Guten und Bösen als Herzensangelegenheit behandelte, die Unterscheidung des Wahren und Falschen als Gewissenssache betrachtete, die höchste lebendige Quelle aller Ueberzeugung in dem sittlichen Gefühle nachwies, daß er das eingebildete Wissen stärker hassend als das ächte liebend, mehr bedacht war auf Befreiung von Irrthum, als auf Erwerbung der Wahrheit, auf Reinigung des Verstandes, als auf Erweiterung desselben. Die Art, wie er die Kunst ausübte, sich Andern mitzutheilen und sie an sich zu fesseln, benutzte jeden Anlaß, Gespräche anzuknüpfen, adelte den schlechtesten Stoff durch die Kraft seiner Rede und Geistesthätigkeit, schloß in die unscheinbarsten Worte tiefsinnige Lehren der Weisheit ein, indem er bald ermunternd, berathend und tröstend, bald scherzend und spottend, wohl auch scheltend und strafend, seine Jünger abwechselnd mit Selbstvertrauen und Zuversicht, oder mit Scham und Reue, oder mit Zorn und Unmuth über sich erfüllte und so alle Seelen, die mit der seinigen in Berührung kamen, kräftigst aufregte zu bedenken, was zu ihrem Frieden diene.

„Wie verschieden und mannichfaltig auch die Gegenstände des Schulunterrichtes sein mögen, alle ohne Ausnahme sind einer Bearbeitung in diesem Geiste fähig und erfahren dieselbe wirklich, je gründlicher sie behandelt werden. Eine Lehranstalt also, auf welcher der Geist strenger Gründlichkeit und ächter Lehrweise herrscht, wird sie ihren Zöglingen außer einem Vorrathe unverächtlicher Kenntnisse nicht noch etwas mittheilen, das weit größeren Werth hat als alle Erkenntniß? Ich meine jene zärtliche Scheu vor dem Irrthum, jene innige Liebe zur Wahrheit, welche für alle Verhältnisse des Lebens, und vornehmlich für die sittlichen, und für das Höchste und Beste in diesen, Klarheit der Anschauung, Verdeutlichung der Begriffe, Helligkeit in den Grundsätzen und Bündigkeit in den Folgerungen zum Bedürfnisse macht? wird sie ihnen also nicht außer Verstandesbildung zugleich das Wesentliche der Erziehung mittheilen, sofern man hierunter vorzugsweise gute Gewöhnung versteht zur Veredlung der Gesinnungen?

„Als volles Eigenthum besitzt die Seele nichts, als was tief genug eindringt, um zu wurzeln, mit dem schon Vorhandenen zu

verwachsen und aus der gemeinsamen Quelle des innerlichen Lebens Nahrung und Stärke an sich ziehen zu können; nichts, was nicht mit allen übrigen Vorstellungen in solchen Zusammenhang tritt, daß es ihnen Ton, Gestalt und Farbe mittheilt und von ihnen empfängt.

„Hierauf arbeitet Gründlichkeit hin. Durch fortgesetztes Streben, mit den einzelnen Gedanken und Erfahrungen die Einsicht in ihren gegenseitigen Zusammenhang zu erhöhen, entsteht für den Geist, was man in Beziehung auf geistige Güter Wohlhabenheit zu nennen pflegt im Gegensatze der Vielhabenheit. Der wohlhabende Geist ist weniger reich an Begriffen, als der vielhabende, aber seine Begriffe sind würdiger und nach Verhältniß ihrer Würdigkeit heller. Sie verdrängen sich nicht, sondern unterstützen, tragen, heben, beleuchten einander, stehen ihm in jedem Augenblick für beliebigen Gebrauch zu Gebot und wirken gemeinsam darauf hin, allem unhaltbaren Scheinwissen den Eingang bei sich zu verwehren und auszustoßen, was der Art sich eingeschlichen hat. Wie hierdurch mit dem Fortschritt der Jahre der Gedankenvorrath an Umfang verliert, gewinnt er an innerem Werth. Erhaben über den Wechsel der Meinungen, unversehrt von den flüchtigen Eindrücken, wie jeder Tag und jede Stunde sie bringen, erhalten die leitenden Haupt-Ideen mit zunehmendem Alter immer mehr Bestand, Kraft und Feuer und endlich einen Grad der Gewißheit und Lebendigkeit, der hinreichend schützet vor dem, was Klopstock (Messiade 17. Ges. 437) nennt:

— — die doppelte Täuschung
Bald der gewähnten Gewißheit und bald des ergrübelten Zweifels."

Ein mit diesen Sätzen mehr verwandter Gedanke Lessing's mag hier den eindrücklichen Abschluß ausmachen; er findet sich in der Einleitung zu Berengarius Turonensis (Bd. 8, S. 335), der in der Lehre vom Abendmahlstreit ein Aufsehen erregendes Buch geschrieben hatte, dessen Inhalt er hernach auf dem Sterbebette bereuet und wieder abgeschworen haben sollte. Der Fall steht, wie man wohl merkt, genau zusammen mit dem Eingangs erhobenen Vorwurfe gegen den noch im Sterben dem Aeskulap opfernden Sokrates.

„Die sogenannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf so unerheblichen Zeugnissen, und sie ist an und für sich selbst so unwahrscheinlich, so unbegreiflich, daß wenn sie auch auf ungleich gültigeren Zeugnissen beruhte, ich mir dennoch die Freiheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen Andere gelehret; wäre

bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unsrer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen, oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem späteren Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein paar zweideutige Worte ausgemergelt, mit welchen der arme Kranke sich blos Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können."

3. Gebiert der Genius seine Zeit, oder diese ihn?

Diese Frage schwankt in Rückert's Gedichten scheinbar bei folgenden zwei Sprüchen seiner Gesamm. Ged. 6, 360 und 6, 357:

Ein Wort Neanders.

Den schöpferischen, herrschend über seine Zeit
Erhab'nen Geist, wie darfst du ihn aus seiner Zeit
Erklären? aus ihm selbst erkläre seine Zeit!

Aus der Seele mir gesprochen
Ist und macht das Herz mir pochen,
Was ein Mann, ich kenn ihn nicht,
Heut' in einer Zeitung spricht:
Daß aus seiner Stärk' und Schwäche
Nicht ein Dichter dicht' und spreche,
Sondern daß er sein Gedicht
Aus der Kraft des Volkes spricht.

Nach diesen Aussprüchen der denkenden Poesie mögen die der deutschen Geschichtschreibung folgen; zuerst Heeren, in den Ideen 3. B., 1. Abth. S. 328; sodann Gervinus, Lit.-Gesch. 4, 149.

Heeren urtheilt: Wer Hermann und Cäsar, wer Gregor, Luther und Friedrich treu darstellt, hat auch in seinen Hauptumrissen ihr Zeitalter geschildert. Das was man Erfahrung über das Zeitalter nennt, ist gewöhnlich nur das richtige Auffassen des Zeitalters in allen seinen Beziehungen und ein daraus hervorgehendes, dieser Ansicht gemäßes Handeln. Darin liegt eigentlich das Geheimniß der großen Männer, das sie Niemand zu verrathen fähig sind, weil sie Niemand ihren Tiefblick, oder vielleicht in manchen Fällen mehr ihre Ahndungen mittheilen können. So beruhte die Staatskunst des Perikles auf der einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu sein, indem er sie zu der ersten machte.

Jener oratorische Ruhm — sagt Gervinus — seinem Zeitalter um ein Jahrhundert vorangeeilt zu sein, bedeutet eigentlich in der Wirklichkeit nichts, oder er muß gerade solchen Männern zugetheilt werden, die die Bildungsstufe ihrer Zeit, eben weil sie ihre ächten Söhne sind, in sich abschließen und zur Reife bringen. Gerade durch diesen Abschluß des Früheren sind sie zugleich Anfang des Neueren, das sich durch Jahrhunderte fortziehen kann. —

Thema, die Doppelseite dieses voraus erklärten Verhältnisses in einem concreten Falle darzustellen:

Im Jahre 1855 wird es ein Jahrhundert, daß Johann Joachim Winckelmann, der Wiedererwecker unsrer neuen Kunst-Erkenntniß, von Dresden aus seinen Römerzug antrat; auch er hat ihn, wie ein Hohenstaufe, mit dem Leben bezahlt; er wurde in Triest ermordet. Aber die ersten Geister, die ihm über die Alpen nachrückten, waren Lessing und Göthe.

4. Wir alle halten viel auf den Namen, den wir erben.

Göthe erzählt in seiner Autobiographie 2, 304 mit noch fühlbarem Verdruße, wie vormals während der Straßburger-Studentenjahre Herder bei ihm Cicero's Briefe mittelst eines Billets entlehnt habe, in welchem er sich folgenden Scherz über die Mehrdeutigkeit des Göthe'schen Familiennamens erlaubte:

Der du von Göttern stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Göthe, sende mir sie!

Es war freilich nicht fein, fügte Göthe bei, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte, denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn herhängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen. — Gleichwohl hat das Deuteln an Göthe's Namen fortgedauert, und mancher ihn verehrende Zeitgenosse glaubte dem Dichterfürsten gefällig zu werden, wenn er die Scharte Herder's durch irgend einen anderslautenden etymologisirenden Vers auswetze. Mit folgendem Coda eines Sonettes hat A. W. v. Schlegel im Athenäum 3. St. 2, S. 343 damals Göthen öffentlich beehrt:

Die Göthen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe
Und Todte selbst, begraben sie die Todten.
Uns sandte, Göthe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Auch in unsern Tagen hat sich noch Jak. Grimm diesem Namen mit einer poetischen Sprachbetrachtung genähert, zu der ihn seine berühmte Untersuchung über die Volks- und Namensgleichheit der Gothen und Geten veranlaßt haben mochte; in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 6. tritt unser ernster Grammatiker plötzlich epilogisirend mit folgendem Sprüchlein hervor.

Was trudan in der Gothen Mund,
Heißt in der Deutschen treten;
Erst macht' ich euch von Gothen kund,
Nun rück' ich auf mit Geten.
Doch wenn die Glocken stürzen ein,
So wird geklopft am Brete;
Soll Göthe gleich kein Gothe sein,
War er vielleicht ein Gete.

Die damit ausgesprochene These ist kein Scherz und hat ihre grammatische Richtigkeit: Wenn die Sprache im Ganzen schon

verschüttet ist, so kann noch ein einzelnes zufälliges Ueberbleibsel zur Urkunde dienen für Abkunft, Gestalt und Zusammenhang der Sprache in einer ehemaligen, historisch nicht mehr erreichbaren Vergangenheit. Und somit hätte ja der an Göthe's Namen herumrathende Herder instinctiv doch etwas Richtiges geäußert gehabt.

Man vergleiche nun mit unsers Dichters Familiennamen folgende documentirte Belegstellen. Suavegotta, des fränkischen Sigimund Tochter, ehlichet König Theodorich. Giesebrecht's Gregorius von Tours Fränk. Gesch. lib. 3, c. 5. Grimm, Mythologie vergleicht gothisch gydja=susceptrix e sacro fonte. Noch enger aber steht tot (mors) zu toto Gevatter, und Gwod, Name des Gottes Wodan (bei Paul Diakonus 1, 9) zu G o d d e und G ö t h e=Pathenkind und Taufpathin. — „ão 1531 ward mir geboren ein sun, ward Götti Junker Baltissar von Ramschwag, Gotta Margret Zindlin." Egid. Tschudi, im Archiv der Schweiz. Gesch. 6, 185. — „Ich nahm meinen Peter Melchior zu meinem Vater, meine Göthe, seine Frau, zu meiner Mutter. Meine Göthel verlegte sich auf die Viehzucht, mein Peter bestellte den Feldbau." Simplicissimus l. 5. cap. 10. — In Braunschweig holt die Amme die kleinen Kinder aus dem Gödenbrunnen. Bibra, Journal von und für Deutschland. 1785. II. — Göthle ist nach Schmid Wörterb. in Schwaben der Taufpathe; der Ged'nlöffel und Göttenloffel, nach Schmeller's Bayr. Wörterb. 2, 85 das Pathengeschenk. „Wider seinen Göten, den er aus der Taufe gehoben" ist eine bei Schmeller l. c. angeführte niederdeutsche Gesetzesstelle v. J. 1332.

5. A. v. Haller's oder Schiller's Homerische Götter? Eine und dieselbe Culturstufe in ihrer Lobpreisung und ihrer Verschmähtheit.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitsvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Schöne Welt, wo bist du, kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die entwachsen ihrem Gängelbande
Sich durch eignes Schweben hält.
Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

So preist in verschiedenen Strophen seines Gedichtes Schiller den Glanz des hellenischen Alterthums auf unsere eignen Kosten;

denn uns, heißt es, sei von jener ganzen Kunst- und Schönheitswelt nichts übrig geblieben, als „nur das entseelte Wort." Schiller betrachtet nämlich hier den Lauf der Zeit und die Folge der Culturepochen der Menschheit wie die Entwicklung einer Schicksalstragödie, in welcher der Beste mit dem Gemeinen zugleich erbarmungslos unter den Trümmern auf ewig begraben wird. Sein dabei verborgen bleibender Gedankengang lautet wie die vielübliche Betrachtungsweise, welche sich in folgenden Schlüssen zu ergehen pflegt: Die menschheitliche Civilisation wird durch eigene, ihr vorbestimmte Culturvölker vererbt. So ist die ägyptische Civilisation den Griechen, die griechische den Persern, Indern, Römern mitgetheilt worden. Aber dieselbe, die als Erbe also übernommen wird, kann ebenso wieder eingebüßt werden; so ist das Geschenk der Unschuld durch den Sündenfall verloren worden, so vergieng die Cultur in Medien und Griechenland wieder.

Sage und Dichtung haben alsdann oft nur allein noch ein Erinnerungsvermögen über den betrübenden Zusammensturz solcher Blüthezeiten; und so oft die Poesie noch vereinzelte Ueberreste daraus betrifft, erhebt sie eine melancholische Klage. Von solchen schiffbrüchigen Trümmern aus der menschheitlichen Einbuße sagt daher der Schluß unseres Gedichtes:

Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Man kann gegen diesen Ideengang eine ganze Reihe wohlberechtigter Erfahrungen und Schlüsse in's Feld führen, gleichwohl aber sich dabei gegen das Recht Schiller's und seines schönen Gedichtes auf's härteste versündigen. Sein Gedicht, in welchem uns nur noch „das entseelte Wort" gegönnt wird, ist gerade selber von einer so großen Pracht und Gewalt der Sprache, daß meistens erst von ihm aus eine sinnigere Beurtheilung des antiken Lebens in jenen bürgerlichen Kreisen Verbreitung gewann, welchen gelehrte Anschauung und Erfahrung versagt ist. Ferner scheint auch ein Kunstenthusiasmus in diesem Gedichte sich bis in's Widerchristliche zu versteigen; und bekannt ist, wie früherhin einmal L. Stolberg sein eiferndes Gewissen gerade dagegen öffentlich ausgegossen hat. Aber eine Recension solcher Art nannte Göthe spottend eine Kapuzinerrecension. Unsere christliche Glaubensenergie muß sich ganz andere und viel ernstere Objecte suchen, wenn sie ächt und wirksam befunden werden will, als ein Kunstwerk und ein lyrisches Gedicht sein kann; sonst wäre sie nicht besser als die rohe Bilderstürmerei gewesen ist. Auch ist es nicht gedenkbar, daß der Glaube einer guten und ungeschulten Seele Schaden litte, durch die bestechenden Bilder einiger zum Ruhme des Heidenthums

geschriebenen Strophen; denn was wäre wohl unser sittliches Selbstbewußtsein werth, wenn es von keinem stärkeren Wahrheitsvermögen wäre als alle Homerischen Götter zusammen. Und selbst nach solcher Seite hin wäre ein Vorwurf gegen Schiller's Gedicht noch immer unverdient und eitel; wurzeln doch alle Mittel des Lobes, das Schiller dem hellenischen Heiden weiht, nicht bei diesem, sondern nur bei uns selbst; sie sind genommen aus der hohen Vernunft unserer eigenen Empfindungswelt, welche auch das uns fremdartige und eine schon untergegangene Welt mit würdigender Liebe zu umfassen vermag. Und darin besteht auch der geheimnißvolle Reiz, den Schiller's Gedicht auf Gebildete und Ungebildete ausübt; es ist also, statt ein Angriff auf Glauben und Lehre, für den Verstand und das Herz ein Triumph derselben. Es ist uns die Trauer um das widerspenstige Jerusalem erlaubt, trotzdem, daß wir die göttlichen Zornesschalen schon gefüllt wissen; auch der Prophete hat eine Thräne um die zu Grund sich richtende Stadt. Es ist uns ein Entzücken über die Menschengröße vergönnt, wo wir sie noch ohne unsere Zuchtmittel freiwillig und unerwartet wie aus dem Boden wachsen sehen; große Seelen entferntester Zeiten bestärken am mächtigsten unser Menschheitsgefühl; Heiden sogar haben unsern Kirchenhäuptern noch den neuen Glauben mitbesiegelt. „Cicero, ein weiser Mann, wie auch Seneca; ich hoff', Gott wird ihnen gnädig sein", äußert Luther in seinen Tischreden. Zwingli opfert einen noch größern Theil von seinem religiösen Particularismus hin, er läßt den Aristides, den Theseus und Cato mit Petrus und Paulus im Himmel sitzen; und ähnlich verfährt der streng kirchliche große Dante: er macht Cato zum Wächter des Berges, auf dessen Höhen das irdische Paradies ist, damit er den nach Reinheit strebenden Seelen den Weg zur christlichen Demuth zeige (Schlosser, Weltgesch. 4, 84). In solchen Urtheilen des Christen über den Heiden verwandelt sich der Weltmechanismus in einen göttlichen Weltorganismus blutsverwandt sich fortzeugender Geister. Daran bewährt sich das allgemeine Gesetz, daß eine höhere Entwicklung des Wissens und Erkennens die Formen des ältern, schon da gewesenen dem Wesen nach in sich bewahrt, und diesen blosen Einzeltheil doch als bestimmten und nothwendigen Moment eines höheren Ganzen erkennt.

So weit also wird unser Herz Schiller's Gedicht nicht beanstanden, und unsers Glaubens wäre es ohnedies unwürdig, seinethalb Widersprüche dagegen einzulegen. Gefahr aber droht ihm von einer andern und gewichtigen Seite her, wenn nämlich der große A. v. Haller sein poetisches Rechenexempel über das von Schiller gefeierte Alterthum aufstellt. Seit seinem zehnten Knabenjahre hat Haller den Homer studirt und kennt ihn und alle Klassiker besser, als Schiller jemals einen aus ihnen; er ist selbst Dichter und scharfer Denker, aber auch zugleich ein Haupt der

damaligen Wissenschaft und ein Vorläufer unserer neuen Naturstudien; und dieser große Mann redet in nackter, rauher Einfalt also über den Werth des altgriechischen Lebens:

Bekennt es, ihr Homer'schen Helden,
Was kann die Nachwelt von Euch melden,
Als die beglückte Raserei?
Nehmt weg, daß ihr die Welt verheeret,
Geraubt, gemordt, gebrannt, zerstöret,
Was bleibt, das wissenswürdig sei?

Die vielen Einwendungen, die Jedermann gegen diese wenigen Verse und von so wenig Glanz beifallen können, schneidet man kurzweg durch eine von Humboldt abgegebene Erklärung ab (Kosmos 2, 25), welche im Ganzen mit Haller zusammenstimmt: „Das Heidenthum kennt die große Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechtes so wenig, wie unsere Lust im Freien, unsere Freude an der Natur und dem gütigen milden Schöpfer.“

Untersuchen wir nun die unerwartete Wendung, welche hier der Gedanke zu nehmen gezwungen ist.

Es ist vorhin gemeinsam mit dem Schiller'schen Gedichte eine Civilisation vorausgesetzt worden, die dem Menschen vererbt sei, seit ältester Zeit bis heute von Volk zu Volk fortwandernd sich übertrage. Es mag das einzelne Volk über ihr zu Grunde gehen, das folgende wird doch dessen theilweiser Erbe. Diese Civilisation begreift sich nun überhaupt als die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, die Regelung ihrer gegenseitigen Verhältnisse, das Schaffen und die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach vernünftiger und humaner Zweckmäßigkeit. Die Verbindung der Menschen unter einander, das Dasein der Gesellschaft, ihre gemeinsamen Zwecke, ist demnach eine nothwendige Voraussetzung dieser Civilisation und der Möglichkeit für sie, sich weiter vererben und ausbreiten zu können. Alles dieses aber vermißt der genau blickende Haller an Altgriechenland, und daher stammt seine oben vorgetragene wegwerfende Aeußerung über jenen Heroismus sogar, der durch Homer unsterblich gemacht ist. Ein rascher Ueberblick mag zeigen, wie weit Haller's Recht gehe.

Statt der Verbindung der Menschen untereinander wußte das Alterthum nur von dem unwirthlichen Pontus und von der menschenverwehenden Wüste. Die Mittel des Verkehrs fehlten, man lernte weder die gegenseitigen Verhältnisse genauer kennen, noch die humanen Bedürfnisse besser befriedigen. Das enge Griechenland und das schmale Italien kam, statt zu gemeinsamen Zwecken, immer auf den Städtezank und auf den Bundesgenossenkrieg zurück. Wo das griechische Fahrzeug die fremde Küste schüchtern wieder verließ, da erschien auch der entflohene Nomade alsbald wieder und schlug sein Zelt wie sonst auf. Ungezügelt herrschte der Seeräuber zugleich

auf den Meeren fort, als der Römer sein Schwert schon durch alle Länder trug. Dem Fremden gegenüber sah sich der Egoismus für sittlich unverantwortlich an, denn jeder Fremde hieß ihm Barbar, jeder Nichtbürger ein halber oder ein wirklicher Sklave. Die Gottheit besteht aus engherzigen, unduldsamen und eiteln Localgöttern; der anderswo geborene Mensch ist nicht ihr Schützling. Das Warum einer solch starren Weltordnung kümmert den Verstand nicht, er nennt es den verborgenen Grund der Nothwendigkeit, das Schicksal. Ein so enge sich beschränkender Menschenverstand hat es aber überaus leicht, bei sich selbst zu verbleiben; durch die Außenwelt nnd die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen wird er wenig zerstreut, er ist nicht der Gefahr ausgesetzt, in entlegenere Gebiete des forschenden Verstandes verleitet zu werden. Man genießt und bewundert nur sich selbst (wie Tacitus mißstimmt bemerkt). Es verdient also nicht so sehr unser Erstaunen, wie Winckelmann will (Gesch. der Kunst), sondern ist eher ein weiteres Zeugniß dieser Selbstbegnügtheit, daß Athen jenem Steinmetzen sogar eine Statue errichtet, der aus den Marmorbrüchen des Pentelikon Platten brach und so die ersten Stirnziegel für die Tempeldachungen erfand. Wenn wir ein solches Volk frei sehen von unseren unmännlichen Liebesschwärmereien, von unseren religiösen Verirrungen, so darf dafür unsere Achtung gleichfalls nicht vorschnell erfolgen und Kronen vertheilen. Wo das Weib nicht mitzählt, wo selbst die Mutter und die Matrone persönlich nur eine höchst beschränkte Freiheit genießt, wo die Götter in willkürlicher Selbstverwahrlosung erscheinen: da fehlt kindliche Verehrung und heilige Scheu zugleich; und diese beiden sind doch die edlere Quelle selbst unserer energielosen Träumereien, deren wir uns anzuklagen haben. Denn auch unsere Herzensliebe gründet in einer religiösen Stimmung. Aber an der Stelle unserer ächten oder falschen Sehnsucht finden wir bei den Alten eine weltkluge Selbstsucht, und wo wir erbarmungsvoll die Werke der Barmherzigkeit üben, da erklärt jener feingebildete Xenophon, Armuth sei Schande. Wie lange nun wird ein solches Volk Bestand haben können? Nur so lange, als seine künstlich geschaffene Beschränktheit anzudauern vermag. Erst wirft man den drein redenden Anaxagoras zum Lande hinaus; sobald aber der „Erdnabel" geographisch nicht mehr im kleinen Griechenland liegt; sobald die auf Kosten der sittlichen Freiheit blindlings zufahrende Schicksalsgewalt ein Menschenherz indignirt; sobald ein einziger sanftmüthiger Sokrates sein persönliches Gefühl in feineren Nuancen geltend zu machen weiß, bricht ein solcher Staat unter den Rechtshändeln käuflicher und sophistischer Seelen zusammen. Diese Sachlage empfindet unser Schiller recht deutlich, wenn er im Gedichte auf „Rousseau's Grab" entrüstet ausruft: Sokrates ging unter durch Sophisten! Beim Römer wurde diese aus Griechenland entlehnte

Civilisation ein Fortwachsen der Glieder ohne eine entsprechende Entwicklung des Gehirnes; Kenntnisse und Fertigkeiten stiegen, ohne von einer höheren Gesinnung geadelt zu werden. Um nicht dieser römischen Cultur unterliegen zu müssen, erhob sich das heidnische und das christliche Deutschland zu zweien Malen in instinktivem Widerwillen. Denn alle zum wahren Bedürfnisse der Völker ausreichende Cultur konnte nicht traditionell vererbt, sondern mußte individuell erkannt, durch Selbstbegreifen weiter verbreitet werden. Erst diese humane Cultur, welche den Bedürfnissen der Seele entspricht, dem Individuum gerecht, tröstlich und segensreich ist, verdient den Namen der Bildung. „Die griechische und römische Weltseelenlehre ist nur Windel und Eischaale der menschlichen Bildung; die Götter der alten Bildung sind nur Dampfmaschinen und Donnergötter. Die alte Civilisation ist eine mechanische, fertig abgeschlossene Maschinerie, deren Endzweck der allein absolute Staatsmechanismus ist, in dem Alle nur für Staatszwecke arbeiten, sich statistisch unterordnen, worin die Bürger untergehen müssen, wie die Menschen in der Weltharmonie. Diese Civilisation hat kein menschliches Gefühl, ist nicht weiter entwicklungsfähig, und konnte nur durch Tradition und äußere Gewalt, durch Furcht und Drohung eingeprägt werden. Ordnung um jeden Preis, ohne auf die Art der Ordnung zu sehen, erfüllt nicht die wahren Zwecke der Gesellschaft. Die Ordnung der maschinenmäßigen Centralisation, die alle menschlichen Gefühle mit Schraubengewalt zerquetscht, ist keine humane. Die Gesetze der antiken und modernen Bildung dürfen also nicht vermengt und zusammengestellt werden, wie im jetzigen Unterrichte. Eine Vermittlung dieser Extreme zur Einheit ist unmöglich, weil organischer Inhalt nicht in anorganischen Gedankenformen gefaßt werden kann. Das Kopfzerbrechen über diese Unbegreiflichkeiten ist die alleinige Folge einer solchen vermittelnden Gelehrsamkeit, in welcher der Inhalt der organischen Gefühle durch die Formen des anorganischen Verstandes immerfort zermalmt wird. Die Schulbildung wird in Verwirrung bleiben, so lange diese sich widerstrebenden Elemente ohne Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Principien vermengt bleiben. Die altlogischen, kategorischen, mathematischen Methoden geben in organischen Dingen künstliche Systeme und sind für Dinge des menschlichen Herzens nicht anwendbar.“ Schultz-Schultzenstein, Der organisirende Geist der Schöpfung. Berlin 1851.

Der ungleich tiefere Inhalt unserer eigenen religiösen Ideen erduldet es nicht, ein Kunstmuseum zu werden, wie der griechische Olymp eines gewesen. Den Verlust dieses letzteren beklagt Schiller; aber er weiß dasselbe ausdrücklich nur als den elegischen Gegenstand der Dichtung, der an sich selbst Todes versterben mußte:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen.

Die griechische Stammsage ist zum homerischen Epos, die deutsche Heldensage zum Nibelungenliede geworden; schon dieses bloße Gleichniß ähnlichen Gedeihens heroischer Poesie erfüllt das deutsche Denken mit Stolz. Wem aber sollte es einfallen, Beides fortsetzen und damit neuerdings Cultur verbreiten zu wollen? Venit summa dies et ineluctabile fatum — „Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter da geschah" — so lautet auf beiden Seiten das Eingeständniß dieser Heroenzeit. Das Alterthum fühlt seinen Untergang voraus und weiß sich unabänderlich zukunftslos. Wir selbst erwarten in allen Dingen Bildung und Vollendung, weil wir sie nicht vorräthig haben, getrost von der Zukunft.

„Weltkrieg war im großen Liede,
Sei im kleinsten Weltenfriede!" Rückert.

Und eben gegen Diejenigen eifert Haller, die eine fertig abgeschlossene Fremdcultur wieder entlehnen, die neuen Geister der Zeit zu Schwindelgeistern des Verblichenen machen möchten.

Alter Fleck will sich nicht schicken
Auf ein neues Kleid zu flicken,
Und im frischen Schlauch behalten
Wird der Most, anstatt im alten.

6. Er hat's selbst gesagt! oder drei Selbstverurtheilungen deutscher Autoren.

a) Was sollen wir an dem Selbstbekenntnisse glauben, das Lessing am Schlusse seiner Hamburger Dramaturgie (ed. Lachmann 7, 448) dem damaligen Publikum ablegt, als mangle ihm der wirkliche Beruf zum Bühnendichter?

b) Als Schiller seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung für die Horen geschrieben hatte, worin er die gangbarsten Dichter der Gegenwart in einzelnen Beispielen berührt, legte er dieselbe seinem Mitarbeiter Herder im Manuscript vor. Dieser sendete sie ihm mit einem etwas gereizten Begleitschreiben zurück, in welchem folgende Stellen enthalten sind:

„Da die Abhandlung noch nicht gedruckt ist, darf ich bitten, daß Sie mich aus der Zahl der Dichter weglassen? Ich gehöre wirklich mit meinen Armseligkeiten nicht hinein; und es ist dessen Probe genug, daß Sie durch Citation der „Zerstreuten Blätter," wie durch ein Eintrittsbillet, mir dahin den Weg erst verschaffen mußten. Also auch um der Horen selbst willen bitte ich, lassen Sie meinen Namen weg. Ich bin kein Dichter."

Wirklich thut jetzt dieser Schiller'sche Aufsatz, der eine kurze Charakteristik aller nur einigermaßen bedeutenden deutschen Dichter enthält, nun Herder's mit keiner Sylbe Erwähnung. Hoffmeister, Schiller's Leben 4, 213.

c) Göthe äußert in Riemer's Mittheilungen 2, 716: „Nur das Unzulängliche ist productiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus

einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück unvollendet geblieben." Dies Geständniß des Dichters ist eben so demuthsvoll als erhaben; es kann unser Urtheil gleichwohl nicht verwirren, wir dürfen uns nur an die Göthe'schen Worte (3, 291) halten:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte.

Hiecke, deutscher Unterricht auf Gymnasien, S. 73, erklärt: „Göthe's Iphigenia zu würdigen, genügt es nicht, daß man die Euripideische richtig verstanden, da bedarf es noch anderer Arbeit, noch anderer Vertiefung in die innere sittliche Welt des modernen Menschen und in den Bildungsgang des Dichters. Und wer Pindar so fertig zu lesen verstände, wie ein Kind seine Fibel, gehe er dann doch einmal an Schiller's „Künstler"; es wird ihm dabei zu Muthe werden, als seien diese griechisch und sein Pindar deutsch." Wer meint, hier habe ein Schulmann ausnahmsweise einmal zu vermessen geredet, der weiß auch das ehrerbietige Wort nicht zu würdigen, mit welchem die beiden Philologen Fr. Aug. Wolf und Phil. Buttmann im Museum der Alterthumswissenschaft über Göthe's Bedeutung erklären, „sie wollten bei einem solchen Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte."

7. Die Körperstärke der Vorfahren und die unsrige, oder die Anpreisung der Vorzeit auf Kosten der Gegenwart.

Sprich nicht: Was ist es, daß die vorigen Tage besser waren denn diese? denn du fragest solches nicht weislich. Pred. Sal. 7, 11.

Wie rasch stimmen wir bei, wenn uns Jemand die Körperkraft und Stärke der rüstigen Ahnen verherrlicht, dagegen die unserer eigenen Zeit mit Achselzucken bemißt. So lange er dabei etwa unsern eignen Volksschlag ausnahmsweise noch gelten läßt, so lange er unsern persönlichen Jünglingserwartungen auch noch den möglichen Kraftzuwachs einräumt, einen Zuwachs, den man ja vorausgesetzter Maßen tagtäglich auf dem Turnplatz abholt, eben so lange sind wir gar bereitwillig, alle die Histörchen von einem riesenstarken Menschengeschlechte der Vorzeit und alle die statistisch geordneten Angaben über die zunehmende Verzwergung und Verbuttung jetziger Generation auf Treu und Glauben hinzunehmen.

Homer findet die Kraft der Menschen seiner Zeit ungleich unter derjenigen der heroischen Welt, die er verherrlichet: Wie

nun Sterbliche sind! ist sein stets wiederkehrender Ausruf, wenn er sagt, daß drei, vier, zehn der Gegenwart kaum vollbringen, was in jenem idealischen Zeitalter der Eine gethan. Doch nicht blos die Alten reden gerne vom alten Käse, wie das Sprichwort sagt, wir alle zusammen sind und bleiben laudatores temporis acti, Todtenberäucherer. Die Gegenwart mit ihren täglichen Schwierigkeiten und mißrathenen Unternehmungen kennen wir zu sehr, um sie zu bewundern, darum versetzen wir das Paradies in die Vergangenheit und den Himmel in die Zukunft. Und weil sich denn ein solcher Himmel auf Erden nicht denken läßt neben solcher Zunahme an Unvermögen und Machtlosigkeit, so schließt man zuletzt die Geschichte unserer Zeit mit einer zweiten Sündfluth von hereinbrechenden Barbarenzügen ab, in deren Stürmen ein wehrloses Volk entweder ersäuft, oder durch Mischung, wechselndes Schicksal und Waffenglück neu verjüngt und frisch gekräftigt werden müsse.

Eine pädagogische Schrift aus der Neuzeit, „Erziehung zur Arbeit," K. Friedrich. Leipzig 1852, bringt S. 19 folgende statistische Notiz, welche für die eben behandelte Hoffnungslosigkeit unserer gegenwärtigen Zustände ganz systematisch Zeugniß abzulegen scheint: In einem Kreise des sächsischen Landes, heißt es daselbst, ist die Bevölkerung in so hohem Grade von Körpersiechthum betroffen, daß jüngst unter 1604 Militärpflichtigen 902 Mann untüchtig, 172 mindertüchtig und 199 untermäßig befunden worden sind. Hier also käme Andromache's an Hektor gerichtete Frage zu einem ganz anderen, als zu dem von Schiller gemeinten Ziele:

Wer wird künftig deine Kleinen lehren,
Speere werfen und die Götter ehren?

„Da fällt mir immer der Bericht ein, erzählt Hippel Lebensläufe 4, 450, den ein General dem alten König von Preußen (Friedrich Wilhelm I.) über Paris erstattete: „Alles Ausschuß! Allergnädigster Herr! kein Hofcavalier, der sieben mißt!"

Es wird wohl zeitgemäß sein, unsere Jugend auf solche Verhältnisse und auf die darüber üblichen Urtheile ernstlich aufmerksam zu machen, um jenen vernünftigen Muth in ihr zu bestärken, den man ihr so oft künstlich schmälert und raubt. Sogar die Schule hat sich nun schon seit Jahren dazu hergegeben, jene Hoffnungslosigkeit, an der unser Volk ohnedies so schwer kränkelt, auch in die Herzen der Jünglinge zu säen. Auch in der vaterländischen Geschichte hat man nur der Vorzeit Tempel errichtet und die neue Geschichte wird mit vornehmer Kälte abgethan: „mit stolzem Zahne gekaut." Dem Kinde schon giebt man in den gangbarsten Schullesebüchern Reime auswendig zu lernen, über welche jedes andere mit Selbstgefühl ausgestattete Volk einen Sturm erheben würde, weil es darin die Selbstverachtung, die Aussichtslosigkeit und Ver-

zagtheit in ein besonderes Lehrgebäude gebracht sehen würde. Oder schiebt sich folgender Spruch seit Jahrzehenten nicht wie ein Erbübel von einem Schulbuche zum andern fort, von einer Anthologie zur andern, aus einer Schuldeclamation in die andere hinüber und haben wir Erwachsene denselben nicht alle in unserem Gedächtnisse dastehen wie ein Katzen-Stühlchen in einem Empfangs-Zimmer? Er heißt:

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.
Ich greife gleich nach Schwert und Speer,
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer,
Ich lege traurig, ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand.
Des Panzers und des Helmes Wucht,
Der Schild mit tiefgewölbter Bucht,
Des scharfen Beiles langer Schaft
Zeugt von der Väter Riesenkraft.

Diese Zeilen sind bekanntlich vom Grafen Fr. Stolberg über das Zeughaus in Bern geschrieben worden. Ist hier die Seele eines zur Wehrhaftigkeit gebornen Volkes ausgesprochen? Oder kann nicht gerade so der Sohn eines herabgekommenen Edelmanns seiner Desperation Luft machen, weil sich die Bauern die Köpfe nicht mehr von ihm spalten lassen und er selber zu faul und zu vornehm ist, mit dem Gemeinen in einer Reihe die Muskete zu tragen? Gerade aus solchen vorlauten Bewunderern des Alterthums sind später oft die heftigen Ankläger desselben geworden. Fr. Stolberg's nachmaliges Schicksal ist bekannt genug. Nicht aber mit diesem Manne, sondern nur mit der durch ihn verbreiteten Meinung hat es unser Denken hier zu thun. Dabei halten wir fest, daß alles blos in Größe und Uebermaß Bestehende dem Untergange eben so sehr ausgesetzt bleibt, wie das ganz Kleine und Schwache. Des Aeschylus rasender Ajax geht an seiner unnützen Leibesstärke zu Grunde, wie der krotonische Milo:

Denn übermäß'ge Leiber und unnützliche
Wirft stets die Gottheit tief hinab in Ungemach.
Ajax, Vers 764.

Führen unsere schweren Reiter nicht mehr Küraß und Latte (gestrecktes Schwert), Waffen, welche sich keineswegs wie Frack und spanisch Röhrchen tragen? Zerfielen nicht von jeher die Truppen aller Heere in schwer- und in leichtbewaffnete? Und wie bestehen denn diese behelmten Ritter, in deren Panzer wir uns allerdings kaum rühren und gar nicht fechten können, in den Kreuzzügen, gegen eben denselben Saracenen, den doch eine Hand voll leichtfüßiger

Franzosen unter Napoleon besiegte? Auch Kriegerstämme des innern Afrika sollen noch in altnumidischer Weise schwergeharnischt in die Schlacht sprengen; auch der Kriegerstaat der Sheiks ritt in solchem altritterlichen Prunke klirrend gegen die englische Linie an und — wurde von den Rothröcken an Einem Tage gleichfalls auf ewig besiegt und vertilgt. Nicht die Körperkraft des eisenvermummten Ritters also ist zu bewundern, sondern eher das kindische Ungeschick, das sich hinter so rohen Schutzmitteln zu sichern sucht. Wenn wir das einzelne Waffenstück nach seinem Gewichte bestaunen, so müssen wir auch jenes ungeheure Markschloß für den Triumph der Schlossertechnik halten, mit welchem einst die Schildburger ihr Stadtthor versperren wollten; aber beim Anmachen fiel es plötzlich zu Boden und erschlug die zur Einweihung desselben herumstehenden Ortspatrizier. Ja will man nach diesem Maße fortmessen, wie wird man einst die Alles überbietende Kraft eben unserer Gegenwart hochstellen und bewundern, wenn einmal nur noch einzelne gewaltige Resultate unserer modernen Technik unvertilglich aus dem Boden starren, die Seelen ihrer Mechanismen aber schon wieder verloren gegangen sein sollten. Und wenn alsdann ein gleicher Zufall auch noch eine jener zahllosen Tagesschriften mitfristen würde, in denen wir uns selbst so laut vorerzählen, wo uns der Schuh gerade drückt; wer würde ihr Glauben schenken können, der mit archäologischer Genauigkeit unsere unter- und überirdische Bauten zugleich besucht, ausgegraben und studirt hätte? Einen schwarzsichtigen Menschenfeind nur würde man in dem Autor jener vom Zufall mit aufbewahrten Broschüre wittern, einen Zoilos und Thersites, der da von der Irischen Armenvertilgung, von der schlesischen Hungerpest, von der Fabrik erzählte, in welcher der Unmündige zwölf Arbeitsstunden an jedem Tage um nicht ganz zwölf Kreuzer besteht; und der Leser müßte wohl auflachen, wenn ihm aus der Zeit solcher Riesenbauten von einem Schul- und Lernzwang berichtet würde, demgemäß von der Kleinkinderschule weg bis zur Universität, d. h. vom vierten bis zum vierundzwanzigsten Altersjahre, unsere Jugend in der Geschicklichkeit des Sitzens besonders unterrichtet worden wäre; wenn von Städten namentlich die Rede wäre, in denen die Jungen gleichzeitig mit ihrem Cornel. Nepos das Cigarrenrauchen und Likörtrinken angefangen hätten; und wenn über Dörfer und Flecken amtliche Berichte vorlägen, wonach der korn- und weinbauende Mensch nur noch Eine Speise für Kind und Greis gekannt habe, nemlich Kartoffeln und Cichorienwasser.

Allgemeine Leiden lassen sich nicht verheimlichen und verschweigen. Die zunehmende Armuth, die Auflösung der Familienbande, sind Uebel, welche zugleich mit der Ueberschulung der Jugend allerdings gewaltthätig genug an dem Marke der unteren und der oberen Klassen einer Bevölkerung nagen. Allein wo gab es je eine Zeit,

welche nicht ihre örtlichen besonderen Uebel gehabt hätte, der nicht ebenfalls ein eignes Krebsgeschwür wie unvertilglich im Fleische saß? Der Mensch ist zu jeder Zeit groß und klein gewesen, sagt Hippel, Lebensläufe 3, 225; er zähmt Löwen, verkauft Walfische und wird von einer Viper getödtet.

Im Nachfolgenden sollen nun einige Stärkeproben angeführt werden, die der neuern Zeit angehören, und zugleich in unserer Gegenwart und Nachbarschaft noch immer ihr lebendiges Gleichniß aufzuweisen haben.

Als die Walliser ihren schweizerischen Bundesschwur 1645 zu Luzern erneuert hatten und nun mit den Standeshäuptern der acht alten Orte beim Bankett saßen, trat ein gewaltiger Mann in alter Kriegstracht an die Tafel, langte aus Pluderhosen und Wamms so viele Knaben hervor, als Gesandte am Mahle saßen, stellte sie auf den Tisch und ließ sie Jeden der Gesellschaft einzeln begrüßen. H. Füßli, Schweiz. Museum, 1784. — Der Luzerner Petermann trug fünf Männer zusammen, zwei unter beiden Armen, einen auf dem Kopfe, einen am Rücken und einen vorn an ihm hangend, über die 500 Schritt lange Hofbrücke der Stadt Luzern hinüber. Kas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 322. — Dies sind geschichtliche Beispiele, deren Wahrheit sich etwa bezweifeln lassen könnte. Deswegen soll denselben nach Möglichkeit immer eine entsprechende Leistung aus unserer eigenen Zeit und Nachbarschaft hinzugefügt werden.

Der Kiley ist eine große Sennerei der Bernerstadt Thun und liegt im Diemtiger-Gelände des gebirgigen Simmenthales. Der kupferne Käsekessel daselbst hält 335 Berner Maß und wiegt 173 Pfund, wovon 30 allein auf seinen eisernen Tragring gehen. Diesen Kessel sammt Ring schleppt ein einzelner Senne alljährlich auf einem hölzernen Tragreff von der Hütte im Filderich, wo man ihn den Winter über verwahrt, nach dem sogen. Steinboden hinauf in's Hochgebirg. Und noch ist dies etwas dorten Gewöhnliches; denn vor Kurzem hat ein junger Mensch 225 Pf. Käse in einer einzigen Ladung eine halbe Stunde weit hinab zum Kässpeicher getragen. Schweizer Alpenrosen, Jahrgang 1825. S. 329.

Eine besondere Probe von der Stärke der Bewohner des Graubündtner Schamserthales legten die Ferrerer ab im Oktober 1806. Es trugen nämlich 56 Personen, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, in 26 Tagen 23,333 Rup, oder 419,994 Pfund geröstetes Eisenerz auf dem Nacken 1¼ Stunde weit, von Sutt-Fuina bis zur Schmelzhütte herab, auf einem höchst beschwerlichen und gefährlichen Gebirgspfad, und zwar den Rup nur um 3 Blutzger, deren dritthalb einen Kreuzer ausmachen. Auf diese Art gewannen sie zusammen binnen 26 Arbeitstagen 1000 fl.; eine Familie, aus 6 Personen bestehend, hatte in dieser Frist 3031 Rup getragen

und gewann also 129 fl. 63 Blutzger. Sammler für Bündten, Chur 1808. Heft 2, S. 135.

Brisgon von Zuz in Graubündten hob seinen widerspenstigen Ochsen über den Zaun hinüber auf die Weide. Sammler für Bündten, Chur 1804, S. 87. — Christian Schiebi, der berühmte Anführer des Entlebucher Landsturmes im Schweizerischen Bauernkriege, trug auf der Messe zu Zurzach am Rheine auf eine Wette hin ein Pferd auf der Achsel weg. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 322. — Friedrich Schocher von Malix in Bündten zog ganze Tannen vom Gebirge herab an sein Wohnhaus, trug einen Bündtner Saum Wein stundenweit heim und erschlug neun Räubersoldaten des Baldiron, die sein Haus plündern wollten. Dies geschah i. J. 1636. M. Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenossen 3, 614.

Was man vom griechischen Athleten Milon erzählt, das leistete der Bauernbursche S. Ackermann aus dem Dorfe Wegenstetten im Frickthale (Aargau). Er hob ein lebendes Rind, 500 Pfund schwer, und hielt es trotz aller Anstrengungen, mit denen das zappelnde Thier loszukommen suchte, ruhig auf sich fest. Sein bestes Stücklein gelang ihm gegen einen umherziehenden Besenhändler aus dem Schwarzwalde. Dieser führte eines Tages sein Wägelein mit 200 Besen beladen in's Dorf herein und peitschte dabei auf das klapperdürre Roß unbarmherzig los. Was hältst du dir ein Roß, wenn du es nicht einmal zu füttern vermagst? sagte Ackermann; ein fleißiger Wälder trägt sonst seine Waare selber! Der Schwarzwälder ward hitzig; ei, begann er höhnisch, so trag du sie mir einmal durch's Dorf, alle Besen zusammen sollen dein sein! Alsbald schnürt Ackermann die 200 Stück Besen in einen starken Bund, läßt diese über sechs Centner große Last von einem Tragstein her sich auf den Rücken sinken, lupft sie und so trägt er sie zum Staunen und Aerger des Händlers davon. Mit leerem Wägelchen fuhr der Wälder zum Dorf hinaus und hat von nun an seine Besen selbst getragen.

Hiemit sei's genug; denn gleiche Proben von Stärke werden tagtäglich neu abgelegt und fast jedes Dörfchen unseres Landes könnte sie dutzendweise erzählen und beweisen. Jetzt gilt es vielmehr, den üblichen Einwurf gleich abzuweisen, mit welchem man solchen Thatsachen ihre Bedeutsamkeit nehmen möchte. Dies sind Aelpler, sagt man, milch- und weintrinkende Hirten, die durch Kasernenkost, Schulstubenluft und Armuthsplagen noch nicht verelendet, die also ausnahmsweise allein noch bei jener riesigen Körperkraft verblieben sind, welche dem Alterthum angehört und der Neuzeit abgeht. Auch diese Behauptung hat in den vorliegenden Fällen kaum ein bischen Wahrheit für sich. Die Frickthaler Bauern, von denen so eben erzählt worden, sind nichts weniger als Aelpler, sondern Kornbauern und standen bis in den

Anfang dieses Jahrhunderts als Unterthanen Oesterreichs unter jeglichem Einflusse, den Militärconscription, Vogtsjustiz, Steuerlast und A. auszuüben im Stande sind. Diejenigen Bündtner dagegen, deren Kraftleistungen mit angeführt worden sind, rechnet man im eigenen Lande meist unter die ganz außerordentlich arme und körperlich unschöne Bevölkerung einzelner Thalschaften, deren Nahrungsmittel beinahe allein die Kartoffel ist. Aber auch außerdem giebt es im ganzen Bündtnerlande wohl keinen einzigen Alpenwinkel, welcher nicht schon mit Bürgerblut auf's grausamste befleckt worden wäre. Das ganze Land war vom 16. Jahrh. an ein politisches Schachbrett für die fremden Parteien, seit hier bald die französische oder österreichische, bald die spanische oder venetianische Partei die Thalschaften gegen einander bewaffnete und dann ihre grausamen Strafgerichte gegen die unterliegenden Fractionen walten lassen konnte.

Denke man sich den Beginn dieser Landesgeschichte als die sogenannte Periode „der Tyrannen und Zwingherren", die nur noch in Sagen lebt; dann darauf folgend die Zeiten des Sektenhasses, der seit der Reformation dies Land entzweit und es hier sogar zu einer zweiten Bartholomäusnacht gebracht hat; alsdann wird man vom Saturnischen Zeitalter wenigstens in diesem Hochlande wenig Spuren zu finden vermögen.

Die Noth allein also muß es sein, die solch harte Arbeiten verrichten lehrt, wie die eben erzählten von den Ferrerer-Lastträgern. Der härteste Mangel macht die einzelne Sehne eines sonst schon geschwächten Körpers durch gleichmäßig wiederkehrende Verrichtungen zur eisernen.

Dieselben Wunder, die unsere Vorstellung reizen, wenn man sie aus dem Schweizerischen Alpenlande erzählt, sehen wir heute in Süd- und Mittelamerika alle Tage durch eine Bevölkerung gethan, die als ausgemacht arm und siech gilt. Der deutsche Pflanzer und Bergmann Sartorius, welcher seit einigen zwanzig Jahren in Südamerika ansäßig ist, erzählt in seinen „Bildern aus Mexico" Allg. Ztg. 1. Decbr. 1850 unter anderem Folgendes: der mexicanische Indianer macht beladen oder unbeladen täglich seine 20 Wegstunden und zwar durchaus in kurzem Trabe. Durch Schluchten, über steiles Gebirge, auf Felspfaden, die für kein Saumthier mehr gangbar sind, trägt er Lasten bis 100 Pfund an die Stirne gebunden, und selbst die Reisenden trägt er auf dem Rücken diese fast senkrechten Wände hinauf. In den Bergwerken arbeiten sie im Accord und werden nach dem Gewichte der Erze bezahlt, die sie aus der Grube schleppen. Auf Leitern, die aus runden Baumstämmen bestehen in die nur mit der Art Tritte eingehauen sind, und aus Tiefen von mehr als 100 Lachtern schleppt ein Mann oft fünf Centner Erz. Auf dem Hüttenwerke Arcos lebte oder lebt wahrscheinlich noch ein Indianer, welcher

Sandsteine von 6 Centnern Gewicht aus dem Steinbruch nach der Hütte trug, etwa eine viertelstündige Entfernung. Und gleichwohl sind diese Lastträger körperlich erbärmlich beschaffen, dünnschenklige, hängbäuchige, schlechtgenährte, scrophulöse Geschöpfe."

Es ist unnöthig solche Beispiele weiter zu häufen; es genügt, aus dem Urwalde Amerika's und aus einem Binnenlande Europa's, dorten aus dem Naturzustande, hier aus der Kultur die gleiche körperliche Befähigung bei einer ähnlichen äußerlichen Noth und Hinfälligkeit nachgewiesen zu haben. Man wird in unserer Generation das körperliche Vermögen nicht in Abnahme finden, weil und obschon wir eine zahme und von Uebeln heimgesuchte Generation sind; und beim Wilden und Naturmenschen wird nicht um deswillen allein, daß er der Wilde ist, ursprüngliche Stärke und gesunde Kraft vorherrschen. Das Heer englischer Werbtruppen unter der fremden Sonne Ostindiens, das russische am Kaukasus, das französische mit seinen Fremdenlegionen in Algier, verrichtet Thaten, wie jemals Alexander's oder Hannibal's Truppen, und doch stammt der Kern jeder dieser Armeen nur aus unserer Cultur und war denselben Einflüssen der Erziehung ausgesetzt, denen wir eine Abnahme an Kraft und Rüstigkeit schuld geben möchten. Auch hier, wie in Allem, macht die Uebung den Meister, und der Europäer wird so lange allen andern Völkern überlegen sein, als er sich nicht ihrer apathischen Verweichlichung und Stumpfheit hingiebt. Wer die Rüstigkeit der Jünglingsjahre auch in demjenigen Alter fortzusetzen strebt, in welchem Beruf, Amtsplage und äußere Sitte vielfach hemmen, der wird im Durchschnitt ohne körperliches Siechthum bleiben und auch ein hohes Alter ohne geistige Schwäche erreichen können. Der eine Göthe verbürgt es genugsam mit seinen 83 Lebensjahren. „Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ein vollkommner Mensch lag in großer Schönheit vor mir" dies sind die Worte und Eindrücke, mit denen sich der getreue Eckermann (Gespräche 2, 359) von Göthe's Leiche entfernt. Denn diesem Manne war Maß genommen, es war ihm, würde Hippel sagen, der Leib auf die Seele gemacht, er hatte ihn nicht nur wie einen Schlafrock umgeworfen. Schiller's Biograph, Hoffmeister, erfuhr aus dem Munde der Schiller'schen Familie, welch ein kühner Reiter der Dichter auch in seinen späteren Jahre noch gewesen sei. Wenn der Jugendfreund von Gleichen, oder auch Wollzogen ihn in Rudolstadt besuchte, machten dieser Husarenoffizier und der Dichter zusammen die verwegensten Wettritte, beide sprengten gleichzeitig ihre Pferde in Gallopp, während sie sich gegenseitig fest mit den Armen umschlungen hielten. — Böttiger, Literar. Zustände und

Zeitgenoss. 1, 218 weiß Aehnliches aus Klopstock's Leben. Als der junge Messiasdichter in Zürich bei Bodmer lebte, gab er solche Beweise und Proben in Reiten, Fechten und Eislaufen, daß sie noch lange nachher als halbe Wunderlegenden erzählt worden sind. Kein Tag verging ihm ohne Gymnastik; da läßt sich wohl auf ein hohes Alter schließen, fügte der alte Wieland bei, als darüber im Weimarer Kreise die Rede war. Frische und gesunde Leute, meint Hippel, Lebensläufe 4, 361 vom gemeinen Volke, sind sogar geborene Freidenker, Fleisch- und Blutphilosophen möcht ich sie nennen. Denn wenn ich einen Spötter sehe, dessen Körper wie ein zerrissenes Kleid aussieht, weiß ich, daß seine letzten Stunden seiner Zeit einmal im Druck erscheinen werden. —

Jean Paul Richter Bd. 33, 23 träumt, er sei der schwache König Ludwig der Fromme, und der alte große Kaiser Karl fahre ihn also an: Wie seid ihr Deutschen eingeschrumpft! Sonst maß man sieben Fuß rheinländisch, wie ich selber. Wo aber seh ich dergleichen Potsdamer noch! Dich, Betbruder, wird man sammt deinen Zwergen bald geschlagen haben!

Aber der hierauf aus diesem Traume erwachende Autor gesteht sich: Die Patagonen sind keine Facultisten; Riesen sind gewöhnlich so schwachköpfig als Zwerge; die kleingekörperten Römer und Griechen sahen über die großaufgebauten Barbaren hinweg. Der Spiritus der aus Jahrhunderten zusammengedrängten Geistescultur wird nicht auf Riesenfässer abgezogen, sondern umgekehrt diese auf Flaschen. Darnach darf theilweise folgender Spruch Fr. Rückerts (Bd. 3, S. 179) bemessen werden:

Es begegneten heut' in meinem Traum sich
Die zwei Kaiser, die beide große hießen,
Karl der Groß' und Napoleon der Große.
Als nun gegeneinander beide traten,
Sich zu messen, da reichte gleich der große
Franzenkaiser dem großen Frankenkaiser
Mit der Spitze des Huts bis an den Nabel.

8. Für und gegen den Glauben an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

a) Schiller, in der Vorrede zu den Räubern, scheint in folgendem Satze einen Zweifel an der Perfectibilität des Menschen deutlich aussprechen zu wollen: Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Katheder Schule zu halten, der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, hört nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid.

b) In den Gesprächen mit Eckermann 2, 65 äußert Göthe: Alles

Große und Gescheidte existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenschaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.

Ein Satz aus Carus Physiologie 1, 116 lautet: Die höchste Entwicklung der Menschheit bethätigt sich jedesmal individuell in einzelnen auserwählten Menschen, und wird sich nie in der gesammten Vielheit der Menschen zugleich bethätigen können.

c) A. v. Humboldt dagegen führt im Kosmos 1, 385 aus seines Bruders Wilhelm Werken eine Stelle an, die er der Anmuth und Tiefe ihrer Gefühle wegen würdig hält, seinem eignen Werke zum Schlusse zu dienen; diese Stelle heißt: Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte äußerste Ziel der Geselligkeit und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit er ihm entdeckbar von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimath umschließen; es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblick zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.

Anmerkung. Der gleichgiltige Mensch, der sich etwa über die Behandlung einer so offenliegenden Sache wundert oder deren Inzweifelsetzung wohl gar anstößig finden möchte, ist auf des Grafen Montalembert neuliches Wort über das Geschäft der Beredsamkeit verwiesen: Unsere Zeit ist verurtheilt, nach und nach die nothwendigen Dinge und die offenbaren Wahrheiten bestreiten und vertheidigen zu sehen. Das ist eine Lehre und eine

Züchtigung für ihren Hochmuth. (Des intérêts catholiques au dix-neuvième siècle. 1852.)

d) Ein Berichterstatter über Layards neueste 1853 publicirte Entdeckungen assyrischer Alterthümer in den Ruinen von Ninive und Babylon sagt: Indien, Persien, Mesopotamien, Italien, Britannien, Nordeuropa, so gut wie Amerika, weisen die Reste gigantischer Gebäude auf, welche, wie sehr sie auch unter sich verschieden sein mögen, doch noch mehr von der Architektur der classischen und der christlichen Zeit abweichen. Das Weltgesetz, sagt man, sei der Fortschritt, und ohne Zweifel in der Hauptsache, der materiellen und sittlichen Wohlfahrt der Menschenmasse, und des weiblichen Geschlechtes insbesondere, ist die Welt bedeutend vorgerückt. In andern Dingen aber scheint sie stillgestanden oder zurückgegangen zu sein. In dem Vermögen gewaltige öffentliche Bauten aufzuführen, war die vorhistorische Zeit unserem vielgerühmten Jahrhundert voraus. Die etruskischen Kloaken Roms bestehen noch zur Beschämung des neunzehnten Säculums der christlichen Zeitrechnuug. Mit all unserem anspruchsvollen Reichthum und unseren vielbelobten Erfindungen in der Mechanik können wir nicht einmal London in gehöriger Weise mit Abzugscanälen versehen, obgleich das eingestandenermaßen für Gesundheit und Leben wesentlich ist. Die Pyramiden und Paläste Aegyptens mögen, wie die Höhlentempel Indiens, als nutzlos verhöhnt werden, aber die Meinung ihrer Völker betrachtete sie als zweckmäßig und so wurden sie mit rastloser Handarbeit aufgeführt. Die wunderbaren Canäle Mesopotamiens, diese großen hydraulischen Werke, welche die dürren Ebenen fähig machten, eine dichte Bevölkerung zu ernähren, und die zugleich als Adern für den Centralhandel der damaligen Welt dienten, waren so nützlich, als es nur der eifrigste Utilitarier wünschen könnte, und mit einer Solidität gebaut, welche Stürmen und Schlachten und sogar dem langsam zerstörenden Zahn der Zeit getrotzt hat. Nach Layard's Meinung braucht es wenig mehr als ihr Bett vom Schutt zu reinigen, und man könnte diese Canäle wieder in dem Zustand herstellen, wie damals wo Ninive und Babylon zu den Wundern der Welt gehörten.

Diese Gattung historischer Thatsachen ist es, die man gewöhnlich beibringt, um seinen Zweifel an den Fortschritten zu unterstützen, die den Völkern im Großen und ganzen bis heute wirklich gelungen wären. Im Nachfolgenden soll der Werth solcher Thatsachen historisch abgeschätzt werden.

e. Der Abschluß der vorausstehenden Ideen findet sich in Gervinus Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, S. 165—168.

Seit Napoleon ist kein wahrhaft vorragender Geist aufgetreten, der die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich hätte

lenken können, kein wahrhaft großer Charakter, der die Geschicke eines Volkes in seine Hände genommen hätte oder der Vertreter einer ganzen Zeitbestrebung geworden wäre. Die Geschichte hat von einigen Feldherren zu erzählen, die gewisse Eigenthümlichkeiten Bonaparte's angenommen hatten, aber das Unnachahmliche in ihm ist unnachgeahmt geblieben. Die großen Staatsmänner der nächsten Vergangenheit sind selbst in England und Amerika ausgestorben, und der Nachtrieb ist von bedeutend geringerem Wuchse. In Literatur und Wissenschaft haben einige große Geister in diese Zeit hereingelebt, ihre Geburt und Bildung aber gehört der vorhergegangenen an. Im Technischen ist die Anwendung und Ausbeutung der Dampfkraft ein eigenthümliches Verdienst dieser Zeit, der erste und Hauptanstoß dazu ist aber in der vorhergegangenen Periode gemacht worden; die schaffenden Kräfte sind gering, ungeheuer an Zahl und Erfolg sind die, die aus dem Geschaffenen forterzeugen. Daher mangelt all der größere Zug, der durch ausgezeichnete Menschen in die Geschichte kommt, der Geschichte der Gegenwart. Den vielen kleinen Bewegungen entgeht der schreckliche Reiz, den die starken miteinander ringenden Kräfte der ersten französischen Umwälzung verleihen. In den mancherlei Kriegsereignissen ist kaum Eine merkwürdige Schlacht geschlagen, kaum Ein Talent aufgetaucht, das ein größeres Interesse hätte erregen können. Gegen die Napoleonische Zeit gehalten macht die unsere, trotz der vielen einzelnen Erhebungen, den Eindruck einer tiefen und allgemeinen Erschöpfung und Ermüdung, die die natürliche Folge der vorhergegangenen übermäßigen Anstrengungen und Erschütterungen scheint. Und auch mit den Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts vor der französischen Revolution verglichen, erscheinen die unseren arm an bedeutenden Menschen. Das Reizvolle der Erzählung von dem Leben und Wirken so vieler ausgezeichneter und eigenthümlicher Persönlichkeiten, Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Schriftsteller, wie sie das 18. Jahrhundert besitzt, entgeht unserer Zeitgeschichte ganz. Aber eben das, was ihren Inhalt von dieser Seite gering macht, macht ihn von der andern Seite desto bedeutender. Den Reiz der Geschichte jener andern Zeiten erkauft man um den niederschlagenden Preis, daß die Völker neben jenen großen Einzelnen ganz unthätig waren, daß sie nur den Stoff abgaben, in dem die leitenden Männer des Tages nach Gutdünken wirkten. Dagegen in unserer Gegenwart bewegen sich wie im 16. Jahrhundert die Völker selbst in Massen und in allen ihren Theilen und Schichten. Und dies ist die eigenthümliche Größe dieser Zeit. Der hervorragende Rang der großen Begabung ist in Abnahme, aber die Zahl der mittleren Begabungen ist in desto größerer Zunahme begriffen. Nicht die Qualität, nicht die Höhe der Bildung der Einzelnen macht den Ruhm dieser Zeit aus, sondern die Quantität, die Weite, die Ausbreitung der Bildung unter den Vielen. Es ist im Einzelnen nichts

Großes und Erhabenes geschehen, aber im Ganzen ist dies wahrhaft eine große und erhabene Wendung in der Gestalt des öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht blos Biographieen und Fürstengeschichte zu erzählen hat, sondern Völkergeschichte. Die Bewegung in diesen großen Massen des ganzen Welttheils ist getheilt und langsam, und der Fortschritt unterbrochen und gehemmt, eben weil es große und ungleichartige Massen sind; aber die Vorbereitung reicht weit; und wenn die Erfolge noch der Art sind, daß sie den Raschlebigen und Ungeduldigen auf Augenblicke entmuthigen, so sind doch die Versprechungen dieser Zeit so groß und verlässig, daß sie auch selbst den Muthlosesten mit dem Gefühle aufrichten, es sei dies eine Zeit, in der es sich lohne gelebt zu haben. Ist es nicht eine Zeit tiefgehender, den innern Menschen bildender Cultur, so ist es dagegen eine Zeit weitreichender, die äußere Lage der Menschheit fördernder Civilisation. Was die praktischen Wissenschaften und technischen Künste aus Vieler zusammengeschossenen Kräften und Erfahrungen in diesen Zeiten Außerordentliches erzeugen, wirkt, wie einst die großen Ereignisse und Erfindungen im 15. und 16. Jahrhundert auf das Hereinziehen immer größerer Massen in die Kreise der Bildung und des Wohlergehens. Die sichere Begründung der Naturkenntniß von Himmel und Erde schließt Aberglauben und Unwissenheit, wie einst die Reformation, in immer engere Räume. Die Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen bringen, wie einst die Druckerkunst und die erweiterte Schifffahrt, eine Beschleunigung, eine Verbreitung, eine Gemeinsamkeit aller einzelnen Fortschritte hervor, die zum Vortheile der allgemeinen Civilisation selbst die Zeiten und Räume besiegt. Nie ist der Zusammenhang aller Erdtheile vollständiger, die Mittel der Verbindung vielfältiger, der Verkehr rascher und allgemeiner, die Kenntnisse ausgedehnter, die Bildungsmittel zugänglicher, die Allfertigkeit der Menschen zu jeder Thätigkeit größer, Wohlstand, Behaglichkeit, Genuß und Leichtigkeit des Lebens allgemeiner verbreitet, nie aber auch allgemeiner begehrt und angestrebt gewesen, als heute. Die Regsamkeit in allen Richtungen des häuslichen Lebens hat sich auch in dem öffentlichen Leben geltend gemacht. Und auch hier sind es die Massen, die die Politik zu machen beginnen. Mit der Sicherheit, die dem Instinkte der Menge eigen ist, formuliren sie ihre Forderungen, unverblüfft von dem Besserwissen der Doctrin, genau nach ihrem Vortheil und Bedürfniß, und bestehen auf ihnen mit der einfachen Folgerichtigkeit des wohlverstandenen Interesses, unerschreckt von dem Widerstand und den zeitweisen Siegen der Gegner. Ihre Forderungen aber gehen dahin, daß der Staat das Wohl der Vielen endlich seine Sorge sein lasse und nicht das der Wenigen und Einzelnen.

Gervinus, Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, S. 165—168.

9. Die humane und die legale Forderung.

Ein gewöhnlicher Einwurf, den man gegen die Todesstrafe machen hört, lautet: Woher hat die Obrigkeit das Recht erhalten, diesen oder jenen Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen? Justus Möser (Patriot. Phantas. 4, 130) kreuzt dies mit der Gegenfrage: woher die Obrigkeit das Recht habe, diesen oder jenen Verbrecher beim Leben zu erhalten?

Das Frappirende dieses Einwurfs scheitert an der Unüberwindlichkeit des menschlichen Mitleidens und an der christlichen Lehre von der menschlichen Verbesserungsfähigkeit. Da die Blutrache als eine in Europa erloschene Sitte zu betrachten ist (Montenegro ausgenommen), so dient sie hier zu keinen weiteren Folgerungen.

Oder wäre der zum Tode verurtheilte Verbrecher unseres Mitleidens nicht mehr würdig? Wenn auch, so läßt sich doch die Empfindung nicht abweisen, daß in ihm einem Menschen sein Recht, sich für sein Leben zu wehren, entzogen ist; und daraus, aus seinen Stricken, aus der überlegenen Anzahl Bewaffneter, seinem Schergengeleite, seiner Schaustellung vor Tausenden, die so hart contrastirt mit dem ihm noch gegönnten Troste der Religion, fließt ein zerknirschtes Erbarmen in uns, das sich durch nichts wegläugnen läßt. Darum antwortet die menschliche Empfindung auf die Frage: ob ein verruchter Missethäter unsres Mitleidens werth sei — mit der Behauptung: sein Henker und dessen ganzer Stand ist ehrlos! „Der aufgeklärte Verstand mag diese Stimme des Volkes noch so sehr als Vorurtheil verschreien, ihr noch so dringend wiederholen, daß man in der Analyse jenes Gefühls keinen vernünftigen Grund antrifft, er mag dagegen die Henker als Diener des Staats und der Gerechtigkeit, die ihre Pflicht thun, mit anderen Staatsbeamten in Parallele setzen, dennoch wird er, wie es ihm mit noch so manchen andern Empfindungen geht, auch diese nicht verdrängen können."

Hegel Reflexionen, Rosenkranz in Prutz' literar. Taschenb. 1843, S. 194.

Auch gegen die Beweiskraft dieses Hegel'schen Satzes kann man sich persönlich sträuben; nicht wohl aber mehr, wenn wir denselben frisch in ein wirkliches Factum umstellen. Wähle man folgendes nahe liegendes Zeitungsbeispiel: Bologna, 30. Jan. 1852. Heute wurden hier vier Verbrecher wegen Einbruchs und Raubs am hellen Tage in der Stadt nach kriegsrechtlichem Urtheile erschossen. Die Hinrichtung der Magd, welche zu dem Einbruche gerathen nnd mitgeholfen, konnte nicht vollstreckt werden, weil sie vorher in Convulsionen fiel. Allg. Zeitg. 1852, Nro. 39. Denke man sich nun in dieser Magd etwa noch eine Mutter! Romanticismus, Philosophie, Presse und Volksschriften sind dann doch gewiß nicht an unserm Schauder schuld.

Schiller meint Bd. 10, 526: einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heiße ebensoviel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist.

Bogumil Goltz, Menschendasein 1, 237 möchte an die Stelle der Todesstrafe die größte Beschimpfung treten lassen, welche durch christliche und menschliche Gesetzgebung verhängt werden kann: Ausschließung aus der Familie.

Mit Bogumil Goltz stimmt eine Parlamentssitzung auf Tahiti, die sich mit der Frage über die Todesstrafe ausführlichst beschäftigt; sie ist im Reisetagebuche des englischen Schifflieutenants Ridgley v. J. 1827 enthalten. Der Indianer Patiti, ein Großrichter von der Insel Eimeo gab dabei den Ausschlag. Er bewies, daß in England die Todesstrafe fort gelten müsse, weil dorten der Mörder die Früchte seines Verbrechens zu genießen suche; in Tahiti begnüge er sich mit der That selbst, verübt aus Haß und Rache, nicht aus prämeditirtem Eigennutz. Diese Leidenschaften sind zu heftig, als daß der von ihnen Hingerissene durch die Furcht vor Todesstrafe zurückgehalten werden könnte. Aber eingeschränkt und gebüßt wird die Unthat, wenn wir den Mörder auf immer von seiner Familie, von Weib und Kind trennen und ihn auf die unbewohnten Inseln verweisen, wo die Fischerei schwierig, und die Erde unfruchtbar ist. Der Gedanke an eine furchtbare Absonderung, an eine plötzliche Trennung von den Seinigen, wo ihn kein Weib, kein Kind mehr begrüßt bei der Heimkehr von der Jagd, wo kein alter Vater mehr in der Hütte ihn erwartet, welchen Bewohner Tahitis würde dieser Gedanke nicht abhalten, von dem verbrecherischen Vorhaben.“ Unter 120 Mitgliedern stimmten 7 gegen den Redner, 99 für ihn. Mit dieser Schilderung treffen diejenigen Glaubenssätze der deutschen Ketzer des Mittelalters zusammen, welche unter Kaiser Friedrich II. verdammt werden: „dicunt etiam, quod non licet occidere maleficos per judicium seculare.“ Haupt, Zeitschrift 9, 62.

Hippel, Lebensläufe 4, 414 läßt durch einen Justizrath die Frage aufstellen: ob Jemand mit der Todesstrafe zu belegen, der einen Missethäter eine halbe Stunde vor der Todesurtelsvollstreckung ermordet. Ein ihm zuhörender Prediger beantwortet ihm die Aufgabe durch die scherzende Gegenfrage: ob es nicht billig, daß der Verleger den Titelbogen für voll bezahle, wenngleich nur ein Blatt beschrieben ist; Ist's doch der Titel!

Mit einer ähnlichen Spitzfindigkeit fragt auch J. Möser:

Ist es ein Unrecht gegen die Gerichteten, gegen den neuesten Straffälligen mit der Urtheilsvollstreckung einzuhalten, bei ihm mit dem Bessermachen anfangen zu wollen? War die Abschaffung der Folter ein Unrecht gegen diejenigen, die früherhin die Folter zu bestehen hatten?

10. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort mitbringt; so behauptet Herder (Zur Philos. d. Gesch. 5, 188. Cotta 1827). Allein die Kirchensprache der Russen ist griechisch, die deutsche Rechtssprache lateinisch, die christlichen Begriffe der Letten sind deutsch, unsere Mathematik, unsere ganze Psychologie ist fast ohne eigentliches Wort u. s. w. Die neudeutsche Militärsprache borgt übermäßig aus der französischen. Der Franzose hat das Wort nationalité nicht hervorgebracht, gleichwohl kennt er die Sache besser, als manches andere Volk, in dessen Schriften dieses Wort unaufhörlich umgeht. (Nach Kolbe, Wortmengerei, S. 304.)

Professor Klotz hatte einst versichert, die Römer hätten kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten. Höhnisch erwidert Lessing (Antiquar. Briefe, neunzehnter. 8, 58) auf diesen gelehrten Schnitzer: „Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten. Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten. Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Für Sophrosyne haben die neueren Sprachen so wenig ein passendes Wort, als nach Cicero's Bemerkung die römische. Die Beschäftigung mit dem niedern Leben prägt den Egoismus in die Züge und Erscheinung des äußern Menschen ein; die über das Ich hinaushebende reinere Beschäftigung der Seelenvermögen, der Intelligenz, führt zu dem Gegentheile des Egoismus, für welches keine Sprache ein vollkommen angemessenes Wort ausgebildet hat, weil kein Volk für die Sache ausgebildet ist (C. W. Tittmann, Bestimmung des Gelehrten, 1833). Reichthum an richtig verstandenen Worten ist also unstreitig auch Reichthum an Ideen. Da alle Zinsen unserer Intellectualideen ursprünglich Benennung sinnlicher Begriffe gewesen sind, so läßt sich vermuthen, daß in dem an Naturproducten so armen Lande der Lappen, Grönländer ꝛc. es unmöglich sei, den Geist bis auf einen unter uns sehr gewöhnlichen Grad aufzuklären; weil es in ihrer Sprache für viele tausend Begriffe, die unter unserm Volke allgemein bekannt und gangbar sind, gar keine Worte gibt. Was unser Zahlwort 94 als Vier und Neunzig ausspricht, das denkt der Franzose als viermalzwanzig und zehn und vier, und der Däne als Vier und fünfthalbmal zwanzig. In diesen Sprachen wird das Kind und das untere Volk nicht so leicht zählen und rechnen lernen, als in andern, wo dergleichen Zahlen in einfacherer Gestalt vor den innern Sinn gebracht werden. Die französischen Gelehrten haben bereits diese Wörter durch andere ersetzt, obgleich jene unter dem Volke noch gangbar sind. Und wenn jenes französische Zahlwort

sechs, und das dänische sieben Sylben enthält, so erhellt daraus zugleich, wie genau einfachere Vorstellungsarten und kürzere Bezeichnungen mit einander verbunden zu sein pflegen. In der Sprache der Yamas kann man nur bis drei zählen und dies ist ein achtsylbiges Wort. Wie strebt und arbeitet oft selbst der erfindsame Geist eines Plato, so sehr er auch seiner damaligen Sprache in ihrem ganzen Umfange Meister war, diese und jene Idee dem Leser darzustellen, und welchen Aufwand von Worten hat er oft nöthig, da wo in späteren Jahrhunderten, seit eben diese Ideen, durch ihn veranlaßt, weiter entwickelt und gangbar geworden waren, es auch ein Anfänger in der Philosophie leicht findet, diese Begriffe zu fassen und Andern verständlich zu machen. G. B. Funk, Schulschriften 1, 337.

11. „Also hätte mancher Straßenräuber ein großer General werden können!"

Rationalistische Historiker und Volksschriftsteller betrachten einen Moses und andere Größen der Religion als blose Glaubensstifter, d. h. als besonders erfinderische und schlaue Staatsmänner, welche in einer religiösen Gesetzgebung das Trivialmittel sahen, barbarische Menschen zu bändigen, schlechte zu begeistern und eigensüchtige aufopferungsfähig zu machen. Diese Meinung ist erst durch Rousseau's, sodann durch Rotteck's Schriften neuerdings recht breit popularisirt worden.

Just. Möser in seinem Sendschreiben gegen Rousseau (Sämmtl. Werke 8, 125) antwortet: Niemals habe ich damit auch nur zu der Vermuthung gelangen können, daß er (Moses) mit diesen menschlichen Kräften ein unbändiges Volk von seinem göttlichen Beruf zur Herrschaft überzeugt haben würde; besonders wenn es die Noth erfordert hätte, etliche Rotten aufhenken zu lassen. Trauen Sie den hunderttausend Ziegelbrennern (den damaligen Juden bei den ägyptischen Frohnbauten) ein besseres Gefühl zu, die ihr Gefühl und ihr Gewissen in den Leimgruben gebildet haben: so habe ich Unrecht.

Obige Anschauung und Beurtheilung ist keineswegs neu. Grimm, Gesch. der Sprache 770 hebt hervor, wie der Geschichtschreiber Saxo Grammaticus den Germanengott Othin nicht blos als Machthaber beim Dänenvolk, sondern auch als listigen Verführer geschildert und ihm zu diesem Zwecke allerlei entehrende Handlungen schuldgegeben habe. Allein auch an Othin, setzt Grimm bei, ist der Hauch eines göttlichen Wesens, das sich nicht roh anfassen läßt, oder dem Fassenden unter der Hand verflüchtigt.

Große Individuen sind dadurch groß, daß sie zeitgemäße Zwecke mit zweckgemäßer Energie verfolgen und durchführen. Alexander M. Karl M., die welterobernden Römer sind groß, nicht weil sie

erobern, siegen, Reiche stiften u. s. w., sondern weil sich mit und an ihnen „die Zeit erfüllt." Und eben deßhalb bleiben sie welthistorisch, auch da noch, wo sie ihre Rolle an die folgende Zeit abtreten und zu Grunde gehen müssen. Ohne diesen wirklichen Werth, welcher der Helden Beruf und ein an sie ergangener göttlicher Ruf ist, wäre die ganze Weltgeschichte nicht anders verschieden von einem Ritter- und Räuberroman, als daß Schiller's Karl Moor eben relegirte Studenten, der Tyroler Andreas Hofer aber abgebrannte Bauern commandirt hat. (Vgl. Cicero de Republ. 3, 12.) So liefe in Wahrheit alles nur auf jenen Proklamationsstyl Napoleons hinaus, worin die Tyroler-Bauern, die Spanier, endlich auch die Deutschen, namentlich die Studenten, kurz alle, die sich gegen den Tyrannen erhoben, Brigands genannt waren.

12. In omnibus aliquid et de toto nihil.

Besold, der berühmte Rechtsgelehrte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, soll in seinen Axiomat. polit. sagen: Vanissimum proverbium esse putes: In omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil. Um diesen einzigen Gedanken will ich das Buch des Besold lesen, sobald ich es habhaft werde. Wo das steht, wird mehr Gutes stehen.

Ist es besser, nur Ein Ding wissen oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nur unter diesen mehreren auch dieses Eine weiß. Es kann überflüssig sein, mehrere zu wissen, aber es wird darum nicht besser, nur Eins zu wissen.

Freilich, wenn es ausgemacht ist, daß man mehrere Dinge unmöglich so gründlich, so fertig wissen kann, als ein Einziges, dem man alle seine Zeit, alle seine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht ist!

Ist das denn aber so ausgemacht, als man annimmt?

Und doch gesetzt, es wäre. Auch alsdann frägt es sich noch, ob es besser sei, nur Ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig zu wissen, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig. Besser? Ja und Nein. Denn b e s s e r ist Beziehungswort und der Beziehungen sind wenigstens hier drei. Es kann besser sein in der einen und schlimmer in der andern.

Für wen besser? für den Menschen selbst, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für die, denen zum Besten er wissen soll? — Lessing 11, 750.

13. In welchen Momenten entstehen Historiker?

Thucydides überlebte die Größe und Freiheit Athens; Xenophon den Flor ganz Griechenlands; die unschuldige Bundesrepublik Achajas ging unter und Polybius hatte das Herz, ihre Trümmer zu besuchen; er verewigte ihren Ruhm und starb im Vaterlande.

Livius überlebte Philippi, blieb der Liebe der Republik treu. Was that Josephus, als Stadt, Tempel und Volk untergingen? Da wand auch er der alten Zeit ihren Kranz. So sagte ich mir, muß denn auch ich leben und zeugen. Joh. v. Müller's Schreiben aus Wien im Jahre 1798, da Bern erobert worden, an den Bruder in Schaffhausen (Sämmtl. Werke 6, 208).

Johannes Müller giebt hiermit eine Reihe ähnlicher zutreffender bedeutungsvoller Thatsachen; gleichwohl scheint er sich ihrer tiefern Bedeutung über seine persönliche Empfindung selbst nicht bewußt geworden zu sein. Die Anleitung dazu hätte ihm ein Satz geboten, der hier zu weiterem Gebrauche vorgeschlagen wird: Die Liebe zur Heimath und die Liebe zur Geschichte liegt fast stets beisammen. Wann aber immer? Als der Freiherr Hans von Gagern seine Nationalgeschichte der Deutschen im Jahre 1812 herauszugeben begann, äußerte Göthe: Der Mann wollte noch etwas anderes als ein Buch schreiben. „Allerdings, sagte später Gagern, es war in jener Zeit das Manifest für Freiheit und Unabhängigkeit.“ Von der Fortsetzung desselben Werkes aber äußerte der Autor zuletzt: „Das Ungefällige oder Herbe der Gegenwart suchten wir vor unseren eignen Augen damit zu verhüllen.“

14. Waffen und Wissenschaften.

Der Bewunderer der fahrenden Ritter, Don Quixote, stellt (l. 1, c. 37 und 38) eine Vergleichung an zwischen den Waffen und den Wissenschaften und läßt dabei das Waffenhandwerk zur Quelle aller Künste und Wissenschaften werden. Was arbeitet, fragt er, bei dem Helden, der ein Heer zu befehligen, eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat: Leib oder Geist? Welcher von Beiden setzt sich höhere Zwecke vor, zumal wenn der Krieger für Gott und Vaterland das Schwert zieht? Und ist der Zweck des Kriegers nicht der Friede, das größte Gut, das wir in diesem Leben genießen, die erste frohe Nachricht, welche die Engel sangen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Aber auch in Ertragung von Noth und Entbehrung müssen die Leibes- und Geisteskräfte des Kriegers sich mehr bemühen und abarbeiten, als die des Gelehrten. Jener hat bei größeren Mühsalen meist kleinere Aussichten auf Lohn. Und wie sollten denn die Wissenschaften fortbestehen, wenn sie nicht ihren Schutz fänden durch die Waffen des Kriegers?

Spielart.

Krieg ist Todtschlag.

Wir bestrafen Mord und Todtschlag, wenn sie im Privatleben verübt werden; aber was thun wir mit den Kriegen oder ruhmvollen Verblutungen ganzer Bevölkerungen? Da kennt die Habsucht und Grausamkeit keine Grenze. Gräuel, wie sie in der menschlichen

Gesellschaft schwer verpönt sind, sind dort gleichsam befohlen und eingeschärft und jede Gattung des Barbarismus gerechtfertigt durch Senatorial-Erlasse, sowie durch Beistimmung des Volkes. — Seneca. (Aus Elihu Burritt's Olivenblättern.)

15. Träge Geister und sorglose Thiere kann man mästen.

Die Abgeschlossenheit des selbstischen Instinktes fühlt nichts als sich selbst im Umfange seiner Haut. Kaspar Hauser, der bekannte Findling, welcher seit seiner Kindheit unterirdisch eingesperrt gewesen, war dabei dick und fett geworden. Als ihn später eine mitleidige Seele befragte, was er denn an Kleidung in seinem dunkeln Verließe getragen habe, erwiderte er naiv: Nichts als meine Menschenhaut.

16. Die aurea mediocritas.

Die des Horaz scheint mir ein Deckmantel für Memmen und Schufte. Passow's Briefe.

Sollt schwarz und weiß Ihr unterscheiden
Und zwischen Beiden wählen schlau,
So sagt Ihr: her mit allen Beiden,
Wir mischen Beide in das Grau.
Wenn Leu und Tiger sich bedrängen,
Steht Ihr parteilos in der Mitten;
Sollt Ihr von Zweien Einen hängen,
So nehmt Ihr ganz gewiß den Dritten.
M. Strachwitz, Gesammtausgabe S. 36.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer; man darf nur viel für kleine Geister schreiben. Gellert. Ebenderselbe erklärt sich in ähnlicher Weise noch einmal, wenn er in der Fabel von der Biene und der Henne über die ganze Poesie behauptet:

Du siehst an mir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

17. Preßzwang aus Patriotismus.

Klugheit und Sitte befehlen dem Staate zuweilen, schwebende Unterhandlungen mit Nachbarstaaten gewaltsam geheim zu halten, selbst wenn diese Unterhandlung das Wohl und Wehe seiner Bürger direct betrifft.

Dagegen sprach der hochherzige und noch unvergessene Paul Usteri 1828 im Großen Rathe zu Zürich:

„Es soll, heißt es, über alle Verhandlungen mit dem Auslande in öffentlichen Schriften nichts erörtert werden dürfen, bis zu ihrem endlichen Abschluß. Der gesunde Menschenverstand sagt

aber vielmehr umgekehrt, daß mit ihrem endlichen Abschluß die Erörterungen aufhören müssen, weil sie nun unnütz und zwecklos geworden sind, oder etwa auch anders nichts als zu späte Reue veranlassen können. Wenn ein Preis ausgesetzt wäre Demjenigen, welcher den der Schweiz verderblichsten Beschluß über Verhandlungsweise der Eidsgenossen mit dem Auslande vorschlagen würde, er müßte dem Urheber des hier Besprochenen zu Theil werden. Wo aber in einzelnen Fällen die Tagsatzung für Akten, welche ihr vorgelegt sind oder von ihr ausgehen, so wie auch für einzelne ihrer eignen Verhandlungen das Geheimniß erforderlich achtet, da mag sie solches aussprechen und gebieten: vermöge des ihr zustehenden Polizeirechtes über ihre geschlossenen Sitzungen.

Die Angelpunkte heißen hier: 1) Selbstcensur, von der Regierung an ihr selbst ausgeübt; 2) und Censur, an den öffentlichen Organen durch die Regierung ausgeübt; 3) Erhebung dieses letzteren Preßzwanges zum Gesetze; 4) nähere Bestimmung derjenigen Fälle, in welchen dieses Gesetz allemale in Kraft tritt.

18. Gegen und für den Krieg.

Was ist an der Lust zum Kriege vernünftig und was verwerflich?

Vorbemerkung. Ein Thema von so weitgreifendem Umfange und so ernstem Inhalte, wie Frieden und Krieg, diese beiden Haupttheile der Weltgeschichte, wird dadurch für die Jugend bearbeitungsfähig und zugleich nützlich gemacht, daß man es bei seinen zugänglichsten, also äußerlichsten Erfahrungsseiten faßt und diese zu solchen Gefühlsmomenten überführt, welche in der Empfindung der Jugend am lebhaftesten vorwalten und am wenigsten bestreitbar scheinen. Aus einem solchen Gesichtspunkte ist nachfolgende Skizze entworfen. Sie läßt sich auf das große Kapitel vom Kriege nur so weit ein, als dasselbe im Umkreise jugendlichen Wissens und Fühlens bereits einheimisch sein kann; aber sie sucht das allbekannte Material zu dem ungewohnten Ernste schlagender Folgerungen zu nöthigen und aus dem vermeintlichen Spielzeug die wohlbegründete gewichtige Sache werden zu lassen. Auf solchem Wege der Selbsterfahrung soll der blinde Jugendmuth zur seltneren Großmuth sich veredeln; der tollkühnen Soldatenlust wird Respekt vor dem Werthe der Cultur abgezwungen; die nach Waffen schreiende National-Eitelkeit soll durch die Forderungen der Humanität, der Siegeseifer durch die ewigen Gesetze der Vernunft zur Besinnung gebracht werden und sich zügeln lernen. Deßhalb sind hier die Gründe gegen den Krieg vorausgestellt; und erst wenn Verstand und Gemüth die gewichtigen Einwände erprobt haben, die den Krieg verurtheilen dürfen, erscheinen die denselben rechtfertigenden und erklärenden Ideen. Aber diese lauten alsdann um vieles anders, und sind von einem höheren Werthe, als sie gewesen wären, wenn

der Gemüthsmensch mit ihnen begonnen, oder der explicirende Verstand sie voraus erklärt haben würde. So ist denn zuletzt nicht mehr der Krieg, sondern das eigene Gemüth und dessen Verfahrungsart die Aufgabe, über die sich ein Mensch klar zu machen hat, der für oder gegen den Krieg sich auszusprechen beliebt. Das Erkenne dich selbst ist dann auch hier der Nutzen wahrer Geistesthätigkeit, die der Jüngling zwar nicht sogleich am Gegenstande sucht, mit um so größerer Freude aber über seiner Arbeit wirklich entstehen sieht. Nimmt ein Schul-Exercitium diesen sittlichen Werth an, so mag es im Einzelnen irgendwie linkisch ausfallen und darüber von den Erwachsenen belächelt werden; gleichwohl bleibt es, wie sich oft ein dauerhaftes Andenken an geringe Dinge knüpft, eine liebe Erinnerung an einen Moment, in welchem die Seele ihre beginnende Reife und Fruchtbarkeit selber verspürt hat.

a. Die Gründe gegen den Krieg.

Wenn Griechen und Römer die Uebel des Krieges kennzeichnen wollen, so berufen sie sich auf den Ausspruch des alten Naturvolkes der Scythen:

Belli certamen anceps, praemia victoriae nulla, damna manifesta. Justin. 2, 3. Diesen Satz variiren sie mannichfach; bei Herodot heißt es: Im Frieden begräbt der Sohn seinen Vater, im Kriege aber der Vater seinen Sohn; bei Cicero steht fest, der schlechteste Friede sei dem besten Kriege vorzuziehen. Diesem Urtheile der Einfalt und Erfahrung stimmen natürlich auch unsere Vorfahren bei. Ein längst vergessener Appenzeller-Chronist Bischofsberger wird uns alsbald großväterlich werth, wenn er mit gutem Bauernverstande die Unvernunft jedes Krieges erweist aus dem mitten in jedem Kriege entstehenden Verlangen nach Frieden. Dulce bellum inexpertis, ruft er aus. Der vernunftgemäße Zustand menschlischer Verhältnisse will keine Kette von Gewaltthaten, die endlich wieder zur Barbarei zurückführen müßten. Der Krieg selbst ist ein unnatürlicher Zustand, und die Natur rächt sich daher immer an denen, die sich gegen sie versündigen: alle Militärdespotieen endigen in der Geschichte mit einem plötzlichen Zusammenbruche. Kain, der seinen Bruder erschlug, meint Hippel, sei schon der erste Alexander, der erste Feldmarschall und durchlauchtigste Ueberwinder gewesen. Es ist letzteres freilich nur in jenem scurrilen Tone gemeint, mit dem auch ein gefangener Seeräuber einst die Frage, mit welchem Rechte er sich auf dem Meere umhertreibe, Alexandern beantwortete; mit eben demselben Rechte, sagte er, mit dem du die Länder durchziehst. Hätte jedoch das Alterthum den Krieg nicht zugleich für Räuberei angesehen, so würde nicht noch Cicero (De Republ. 3, 12) uns dies Anekdötchen erzählen. Der Krieg, und zwar nicht blos der mit seinen Schlachten durch die

Welt fahrende, sondern der in jeder Kaserne Europa's einstweilen gerüstet dastehende Krieg, diese jährlich neu auflaufende Summe für Rüstungen, vergeudet die Kräfte der Staaten und schwächt die neugewonnenen Mittel, welche die Cultur zu ihrer eigenen Ausbreitung fortwährend erfindet. Der berühmte Irische Staatsmann Daniel O'Connell hat hierüber in einer Volksrede folgende warmherzige Behauptungen aufgestellt:

„Gebt mir das Geld, das für Krieg ausgegeben worden, und ich will jeden Fuß breit Landes auf dem ganzen Erdboden kaufen. Ich will Jedermann, Mann, Weib und Kind, in ein Gewand kleiden, womit Könige und Königinnen prunken könnten; ich will ein Schulgebäude auf jedem Abhang und in jedem Thal der bewohnbaren Erde errichten; ich will einen tüchtigen Lehrer für jedes Schulhaus besorgen; ich will ein Gymnasium in jeder Stadt und eine Universität in jedem Staate gründen, dotiren und mit Lehrern und Professoren versehen; ich will jeden Hügel mit einer Kirche krönen, die der Verbreitung der Botschaft des Friedens geweiht sei, und will auf die Kanzel derselben einen frommen und geschickten Lehrer stellen, so daß an jedem Sonntage Morgens das Glockengeläute auf einem Hügel dem Geläute auf dem Nachbarhügel antworten sollte, rings um der Erde weiten Kreis; und die Stimme des Gebets und Lobgesangs aufsteigen sollte gen Himmel wie ein allgemeines Weihopfer. Die Nacht der Unwissenheit würde entweichen vor dem hellen Sonnenlicht der Wissenschaft; das Heidenthum, in seinem tiefsten Grunde erschüttert von der Stimme der Wahrheit, würde stürzen mit seinen Tempeln; der Krieg würde nicht mehr über die Erde schreiten, nicht mehr alles Schöne und Liebliche unter seinem Riesenfuße niedertreten. Das ist nicht bloße Phantasie!"

Denjenigen Lesern, die O'Connell's Wort gleichwohl für Phantasie ansehen, tritt Elihu Burritt mit Rechenerempeln entgegen, in denen er die von O'Connell gemachten Behauptungen und noch weitergehende als vollkommen richtig beweist. Er rechnet nach, daß die Kriege, welche England von 1688 bis 1815 geführt hat, 3,383,022,500 Pf. St. gekostet haben. Wie läßt sich dieses ungeheure Geldquantum durch Maße versinnlichen? sagt er. Um es aus der Münze zu holen, würden 36,770 starke Männer nöthig sein, deren jeder 200 Pfund oder 9200 Goldstücke in seinem Sacke tragen müßte. Wollte man die ganze Summe in einer fortlaufenden Reihe von Goldstücken auslegen, so würde die Kette 484,300 englische Meilen lang sein oder zwanzigmal um den Aequator reichen; fünfhundert und zwanzig Schiffe, jedes mit 1000 Tonnen Silber befrachtet, würden nöthig sein, um die fragliche Summe in Silber fortzuschaffen. — Es ist von den competentesten Gewährsmännern nachgewiesen worden, daß die jährlichen Rüstungen zum Kriege der Christenheit 200,000,000 Pfund St.

kosten. Das ist mehr als der Gesammtbetrag aller Löhne, welche alle Landbauer Europas dafür beziehen, daß sie Nahrung für Menschen und Vieh produciren. Man könnte dafür 20,000 englische Meilen Schienenweg bauen, die Meile zu 10,000 Pfd. gerechnet. Es ließe sich davon die Miethe für 20 Millionen anständiger Wohnungen für Arbeiter mit ihren Familien bestreiten, wenn man jede Miethe auf 10 Pfund jährlich setzt. Dazu kommt aber noch die Masse der Kriegsschulden der Christenheit, deren jährliche Zinsen sich auf abermals 100 Millionen Pfund belaufen. Auf diese Weise werden jährlich 300 Millionen Pfund dem Vermögen und dem Fleiße des Volkes entzogen. Man könnte mit derselben Summe zwei Millionen Schullehrer, jeden mit 150 Pfd. jährlich besolden und diese Anzahl von Lehrern könnte sämmtlichen Kindern der Welt zwischen 5 und 18 Jahren Unterricht ertheilen; man könnte mit derselben eine Million evangelischer Geistlichen erhalten, jeden mit einer Jahresbesoldung von 300 Pfund; und so viel Geistliche wären hinreichend, um tausend Millionen menschlicher Seelen, mehr als die gegenwärtige Bevölkerung der Erde beträgt, den Religionsunterricht zu ertheilen. — Solche und noch manche weiter gehende Berechnungen macht Elihu Burritt von Worcester im Staate Massachussetts, ein Mitglied des über Europa und Amerika sich ausdehnenden Friedensvereines, und verbreitet dieselben von Zeit zu Zeit als „Ein Oelblatt für das Volk" in unsern deutschen Journalen. Die Verhandlungen dieses bereits zu einem dritten Congresse 1850 in Frankfurt versammelt gewesenen Friedensvereines sind daselbst bei Sauerländer (1851) herausgegeben. Man nennt diese Männer Utopisten. Allein es sind wahrhaft human gesinnte Menschen, welche nur zweifelloser, nur noch tapferer als alle ihnen widersprechenden Christenmenschen, an einen uns zusammen verheißenen, Gott gefälligen Ideal-Zustand der Menschheit glauben und ihn zu erreichen auf christliche Weise sich bemühen. Diese Männer empfinden nur schneidender als der Gewohnheitsmensch den Widersinn, der darin liegt, wenn auf der einen Seite im Frieden sogar die Mittel nicht hinreichen, um Wittwen und Waisen verstorbener Staatsbürger genügend unterzubringen und zu nähren, und auf der andern Seite kein Mittel gespart wird, um im Kriege Wittwen und Waisen in Masse zu machen. Sie empfinden den schneidenden Widerspruch, wenn auf der einen Seite die Gesetze nicht strenge genug gemacht werden können zum Schutze der Person und des Eigenthums, während auf der andern Seite im Kriege Leben, Besitz und Eigenthum im großartigsten Maßstabe außer Gesetz erklärt und für Kriegszwecke zu Grunde gerichtet wird. Und sie halten es für möglich, mittelst Schiedsgerichten die entzweiten Staaten abzuhalten, künftig zum Schwerte zu greifen, Völker der Fremde aber hoffen sie — auf dem Wege des Handels mit in die Kultur zu

ziehen und ihnen auf dem Wege des Nutzens und des wachsenden Reichthums die rohe Waffe zu entwinden. Niemand bezweifelt, erklärt der englische Parlamentsredner Cobden, daß der Freihandel eine vollendete Thatsache ist in dem größten Handelsstaate der Welt; daß er den Verkehr weiter ausdehnen wird zwischen England und andern Ländern, daß es nur mittelst des Friedens geschehen kann, daß die Freihandels-Frage mit der Frage des Friedens nach außen in Verbindung stehe, daß Beide identisch sind — ist kein Utopien; es ist der logische Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung. Die Menschen werden friedliebend werden, weil ihre Interessen in der Sache des Friedens den gemeinsamen Stützpunkt und Zusammenhalt finden werden. Ich bin kein Utopist, sondern ich bin praktisch und belege meinen Glauben mit Gründen. So Cobden.

Leichter ist es, über die Verwerflichkeit des Krieges zu reden, wenn man ihn in seiner grausamen Elendsgestalt betrachten will. Schon ein auf dem Marsche begriffenes Heer ist das Kostspieligste, das sich denken läßt. Diese Tausende junger Männer sind alle der Arbeit entzogen, der Werkstätte, dem Ackerland. Welche Einbuße! Weiber und Mädchen müssen indeß die Lasten heimschleppen, denn das Roß ist vor die Kanonen, die Kuh vor den Transportwagen gespannt; müssen Gräben reinigen und den Wald holzen, denn der Mann hat statt der Axt und Haue die Muskete nehmen müssen. Während die Frau über solchen unangemessenen Arbeiten verkümmert, muß ihr Mann unfreiwillig im Garnisonsdienste feiern, oder die Früchte des Bodens erfolglos verzehren, wenn nicht zerstampfen. Daher die doppelten und dreifachen Kosten des Kriegs; er macht die Männer zu Drohnen, die Weiber zu Sklavinnen, er zehrt das Vermögen auf und verhindert die Verbesserungen.

Die namenlosen Leiden, das ganz unvorstellbare Jammerbild des Schmerzes und Elendes, von denen eine Wahlstatt wimmelt, hat Pertz im dritten Theile von Stein's Leben aus den Schlacht- und Lazarethberichten der Völkerschlacht bei Leipzig uns neu zur Vorstellung gebracht. 34,000 Verwundete lagen allein in Leipzig aufgehäuft, erzählt Stein; auch nicht ein einziger unter 20,000 davon, erzählt der Arzt Reil, hatte ein Hemd, Decke, Strohsack oder Bettstelle. So starben die Sieger. Den Besiegten folgte ein furchtbares Nervenfieber nach von Leipzig bis Mainz und fraß durch Sachsen und Thüringen ein volles Drittheil der Bevölkerung. So äußerst gräßlich und wehethuend jene tausendfachen Sterbescenen auf dem Leipziger Blutfelde sind, so muß hier doch auf sie wenigstens hingewiesen werden. Die Jugend soll gehalten sein, sie zu lesen. Und das aus demselben Grunde hier, den Pertz dorten angiebt: „Es frommt, daß unsere Kinder erfahren, mit welchen Leiden ihre Freiheit erkauft ist, damit sie ein einiges, frommes, kräftiges

Deutschland bewahren und die abermalige Nothwendigkeit so furchtbarer Opfer verhüten lernen."

Der Soldat wird nicht viel auf die Erklärung solcher Herren von der Feder geben wollen und sprechen, wie Wallenstein zu Questenberg: Ersparen Sie uns aus der Zeitung vorzulesen, was wir schaudernd selbst erlebt. Allein auch der Ausspruch alter und tapferer Krieger schließt sich obiger Auffassung häufig an. Cervantes, der berühmte Verfasser des Don Quixote, der bis in's vierzigste Jahr Soldat gewesen, erzählt uns zwar mit großem Selbstgefühle (Vorrede zum 2. Theile des Don Quixote) wie er seine linke Hand verloren habe bei Lepanto, „in der glänzendsten Seeschlacht, die man bis jetzt gesehen"; aber der Friede, fügt er bei (1. Th. Kap. 37), ist doch der wahre, alleinige und erhabene Zweck des Krieges. Die erste frohe Nachricht, welche in der Christnacht die Engel sangen, hieß „Friede auf Erden"! Der beste Meister lehrte seinen Jüngern den Gruß, Friede sei mit euch! und den Abschiedsspruch, meinen Frieden lasse ich euch!

Wohl haben die Engel Friede gesungen, Friede den Guten! pax hominibus bonæ voluntatis. Da aber Herodes alsbald darauf seine Kriegsknechte aussendet, sogar gegen Zweijährige und darunter, so ist jener Engelsspruch nur möglich, wenn die Guten sich wehren, und ihr Losungswort heißt also auch zugleich „Krieg den Bösen!" Der Krieg ist eine Nothwehr, beide setzen ein begangenes Unrecht voraus; aber der Kampf gegen das Schlechte ist nicht blos erlaubt, sondern sittlich geboten; es ist der Feind alles Guten. Freiwillig es anzugreifen, sogar noch ehe es geschadet hat, es schon bis zur Vertilgung zu bekämpfen, ist die sittliche Natur des Krieges. Gerade ein Kampf aus solchen Ursachen unternommen sucht zur Vervollkommnung Aller zu führen, denn er bezweckt eine allgemeine Geltung von Wahrheit, Recht, Freiheit und Ehre; er macht erst das Bündniß der Guten erlaubt und möglich. Daß er Blut kostet, weil man die Bekenner der Wahrheit nicht mehr foltern und kreuzigen lassen will durch die Bekenner der Unwahrheit, dies ist eben die That und der Widerstand des Bösen. Dies nur um so ärger zu bekämpfen, ist wiederum Nothwehr. Wenn du's soweit bringst, daß du Feinde hast, dann lob' ich dich, weil noch nicht Alle gut sind. Nur der Feige wird sich schämen, wenn er Feinde hat, der Starke wird es stets bekennen, wie vielen widerspenstigen Seelen er verhaßt ist. Dies ist der Punkt der Untersuchung, welcher nun auf die Gründe hinüberführt, die für den Krieg sprechen.

b. Die Gründe für den Krieg.

Gottsched, der berühmte Zwingherr auf dem Parnasse des vorigen Jahrhunderts, war als ein stattlich gewachsener Königsberger Magister im Jahre 1724 Zuschauer bei einer Preußischen Grenadier-Parade. Hier zog er mitten unter der Menschenmenge

den Kennerblick seines Monarchen auf sich und wurde auf der Stelle in's Schloß berufen. Der Magister aber, der seines Königs Vorliebe für großes Militär in dieser schmeichelhaften Ordre nicht übersah, entzog sich einer so unpoetisch scheinenden Vocation durch die Flucht. Er entwich nach Leipzig, brachte es daselbst zum Professor, dann sogar zum Rector Magnificus der Universität, ließ den deutschen Hanswurst öffentlich verbrennen, heiratete die gelehrte Louise Adelgunde Victorie Kulmus, die ihm nachmals als Gottschedin Lustspiele verfertigen mußte, schrieb neben erstaunlich vielen Wettgedichten auch Schulbücher, welche in Moskau und in Batavia eingeführt wurden, und hatte unter zahlreichen Ehren auch noch die zu erleben, daß ihm der Student Göthe seine Aufwartung machte. Während der literarische Sultan so in Leipzig residirte, kam Ewald von Kleist, der Dichter des Frühlings, als Soldat Friedrichs des Großen eine Zeitlang eben dahin in's Standquartier, und es entspann sich hier nothwendiger Weise ein Verkehr zwischen dem musenbelorbeerten Rector und dem kriegsbelorbeerten preußischen Major, ein Verkehr, dessen häufiger Ausgangspunkt die Frage über Krieg und Frieden gewesen sein muß. Beide Dichter können sich bei ihrer brieflichen oder mündlichen Unterhaltung in die Ideen theilen, welche von dem hier folgenden Abschnitte behandelt werden.

Die ganze Menschheitsgeschichte ist eine fortgesetzte Kriegsgeschichte, das vortrefflichste Gedicht der Welt ist ein Kriegsgesang; Homer ist der höchste Dichter, nach einem Homer seufzt Alexander an Patroklus Grabe, von Napoleon's Ruhme wissen sogar die Wilden der Südsee. Jeder Mensch ist in seinen geheimen Vorstellungen ein Stück Soldat. Dem Kinde hängt man Nürnberger Trommeln und Blechsäbelchen an den Christbaum; der lesende Knabe schwärmt für die Bibel, denn die Geschichte der Makkabäer ist darin das Ruhmeslied auf die heroischen Vaterlandsvertheidiger; der Primaner lernt seine Lateinvocabeln aus lauter lateinischem Waffengeklirre heraus; de vita excellentium imperatorum erzählt ihm sein Cornelius Nepos, sein Cäsar vom Gallischen Kriege, sein Curtius vom Kriege mit der ganzen Welt. Wie er für seinen Hektor, Hannibal und Alexander schwärmt, so macht es auch sein bürgerlich friedlicher Papa: er hängt den alten Fritz in die Wohnstube und den alten Radetzky in's Besuchzimmer. Die harmloseste Familie hat irgend etwas in ihrer häuslichen Einrichtung, und wär's nur der Napoleon auf dem Lichtschirm und der W. Tell im Kinderbilderbuch, das nach martialischem Wesen aussieht. Ganz natürlich; es gibt keine Vergötterung der Schlafhaube. Die Völker sind nicht für die ewige Ruhe der Todten gemacht. Wenn man behauptet, sagt Montalembert (Des intérêts catholiques au dix-neuvième siècle), daß die immerwährende Bewegung den Völkern nicht tauge, so stellt man eine Ansicht auf, welche von der ganzen Geschichte Lügen gestraft wird, und die dahin abzielt,

uns in den Zustand von Aegypten und Hindostan zurückzuführen. Die christlichen Völker haben niemals dieses Loos gewollt. Gott hat sie nicht zum Mumienthum verdammt.

Der Krieg steigert die Vaterlandsliebe, die geistigen Bestrebungen, treibt zu ernsten Richtungen, klärt die Politik der Völker auf, vermännlicht die Kunst und Literatur, die in langen Friedenszeiten stets Gefahr läuft auszuarten, zu verweichlichen, zu vereinsamen. Er weckt die schläfrig gewordenen familiären und bürgerlichen Tugenden auf. Göthe läßt in Hermann und Dorothea einen den französischen Revolutionsgräueln entfliehenden Bauern sagen (Gesang 6, S. 294):

Ja, ich will es nicht läugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;
Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; sah, wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte;
Ja und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.

Auch der Krieg übt eine Herrschaft des Gedankens aus, wie sollte er also den Gedanken überhaupt unterdrücken? Er erscheint in den Epochen socialer Wiedergeburt, und diese waren von jeher Glanzpunkte in der Geschichte des Wissens und der Kunst. Aeschylus hat die gewaltigen Schlachten gegen die Perser mitgefochten; der Siegestag bei Salamis bestrahlt zugleich die drei größten dramatischen Dichter Griechenlands: der eine siegt selber mit, der andere umtanzt als Jüngling die Trophäe, der dritte begrüßt eben das neu befreite Leben. Cicero und Virgil haben Theil an den Schrecken der Bürgerkriege; da Cäsar sich des Reiches anmaßt, da erst birgt sich der große Redner in sein Tusculanum, lehrt die lateinische Sprache Philosophie sprechen, giebt die unsterblichen Werke heraus, und läßt sich keineswegs auf den unfruchtbaren Glauben ein, daß der Krieg die Cirkel der gelehrten Forschungen verwirre (Lindemann, de Latine loquendi usu). Die bewaffneten Wallfahrten der Kreuzzüge mußten nothwendig dem Jahrhundert der Erfindungen vorher gehen, damit auf dieses das Jahrhundert der Entdeckungen folgen konnte. Allenthalben aber bringen auch schon die Kreuzzüge Handelsaufschwung, Städteflor, Poesie. Mitten im Welfen- und Ghibellinenstreit erscheint das Wiederaufleben der Klassik. An Cicero und Virgil entzünden sich damals Dante, Petrarca, Macchiavell.

Italien blutete aus allen Adern, während Raphael den Pinsel, Michel Angelo den Meißel führte. Inmitten der Belagerung von Leyden i. J. 1575 wird dorten die Universität Leyden gestiftet,

die bald darauf so berühmt geworden ist. Die Belagerten kämpften um's nackte Leben, Hungersnoth wüthete in der Stadt, und dennoch zollte man der Wissenschaft zugleich den schuldigen Tribut. Gerade so wird auch zur Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung die Universität Berlin gegründet, wo Niebuhr römische Geschichte, Schleiermacher Hellenismus und Christenthum lehrte. (W. Herbst, Classisch. Alterth. 1852.) Gerade dann, wenn alles sich zu lösen scheint, erinnert der Krieg die Wissenschaft an ihre Schöpferkraft, neu zu binden und zu gestalten.

Aus tausend Federn läßt er Flammen spritzen,
Aus tausend Zungen ruft er zu den Waffen,
Aus tausend Mänteln läßt er Dolche blitzen,
Die Dichtkunst wird zur Fechtkunst umgeschaffen.
Moritz Strachwitz. Gesammtausgabe, S. 179.

Unser Schiller ist ein Soldatenkind und steht selbst bei einem Stuttgarter Grenadierregimente. E. Kleist, Platen, Fr. v. Sallet sind deutsche Officiere gewesen; Lessing lebt im Feldlager, Seume dient in Polen und in Canada; Körner fällt im Gefechte, sein eben frisch geschriebenes Schwertlied in der Brieftasche; Schenkendorff, Arndt und ihre dichterischen Kampfesgenossen siegen. So führt ja auch in unserm Nationalepos der Nibelungenheld Volker Schwert und Fidelbogen zugleich, er ist Sänger und Krieger. Corneille und Moliere leben unter den Verheerungskriegen, die ihr stolzer Herr und König zu führen beliebt; Cervantes und Lope de Vega sind spanische Soldaten, Calderon und Camoens fechten unter Karl V. und Philipp II. in Italien und Indien. Im Felde, da ist der Mann noch was werth! singt Schiller in dem Wallenstein'schen Reiterliede; und alle seine Werke sind Schlachtengemälde aus dem dreißigjährigen, dem französisch-englischen, dem spanisch-holländischen, dem schweizerisch-österreichischen Kriege. Er ist sich dessen in seinem dichterischen Schaffen genau bewußt, er verfolgt dabei höhere, als blose Militärzwecke, er erklärt sich darüber im Prolog zu Wallenstein's Lager:

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Göthe macht die Belagerung von Mainz und die Kanonade bei Valmy mit; bereits dorten steht er dem jungen Sohne Orleans im Gefechte gegenüber, der nachmals als Louis Philipp der König der Franzosen geworden ist. Aber von dem Feldzuge in der Champagne an bis zum Jahre 1830 — welch ein Umschwung der Zeit in einem einzigen Menschenalter! Göthe, Lord Byron, Chateaubriand schrieben fast lebenslänglich auf eine Tafel, welche unter ihrer Hand bebte von dem Gewaltsschritte anrückender Napoleonischer Armeen. Und der fremde Kaiser selbst, ward er

nicht mitten im besiegten Deutschland zugleich der bewundernde Verehrer Göthe's zu Erfurt, der verehrende Bewunderer Wielands?

Nicht also die Schuld des Krieges hemmt die Künste; sondern die Schuld der Besiegung. Si vis pacem, para bellum. Langer Krieg macht Raubthiere, langer Frieden aber Lastthiere. Auch giebt es geschichtlich manchen faulen Frieden, der übler und mörderischer werden kann, als die Schlacht. Er entspringt aus Egoismus und führt zum ausgeprägtesten entmenschten Egoismus, der wieder nur ein Krieg ist der gegenseitigen Ausnutzung und Plünderung durch List und Betrug, und der neben dem gigantischen Reichthum Einzelner ein wüstes beutegieriges Proletariat anhäuft. Eine ausgeartete abgelebte Race fürchtet den Krieg, die Mattherzigkeit kann sich ihn nicht ohne eigene Niederlage denken. Dann trifft ein, was M. Strachwitz aus der Erfahrung genommen hat. (Gesammtausgabe, S. 173):

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor euch stehen;
Ihr aber ziehet den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.

Ein räuberisches Volk wird gewöhnlich mehr Geist besitzen, als das beraubte; das mißhandelnde sklavenhaltende wird höher stehen als das mißhandelte und sklavenliefernde. Der Gebrauch der Gewalt, oder mehr ihr Mißbrauch erweckt zuerst im Menschen die politischen Instinkte. Als diese in Deutschland so ganz vergessen, daß man das Dogma höher stellte als das Vaterland, entsprang der dreißigjährige Krieg. Er hemmte die nationelle Entwicklung, aber um wieder die Begier nach ihr stärker zu erregen. Der Krieg ist freilich dann eine Plage, aber auch die Landplagen haben ihre moralischen Vortheile, über welche man bei J. Möser (Patriot. Phantasieen 2, 34) weiter nachsehen kann. So ist er für Deutschland ein Werkzeug der Veredlung geworden, wie Stürme die faulgewordene Atmosphäre von Miasmen reinigen. Alle unsre Schriftsteller und die lyrischen Dichter aus dem ersten Jahrzehent unseres Jahrhunderts legen in Masse dieses Bekenntniß ab. Die Einwirkungen der französischen Eroberungskriege mag man in Kürze aus folgendem Geharnischten Sonett erkennen, das Rückert (Gesamm. Ged. 2, 179) unter den damaligen Kriegsgefahren niedergeschrieben hat:

Du Volk des Zorns, das du hast unterm Beile
Erst lassen deinen eignen König bluten,
Dann deine Heilande, die unbeschuhten
Ausgehen über uns wie gift'ge Pfeile:
Wir mußten's fühlen eine feine Weile,
Wie du kannst zücht'gen, und mit was für Ruthen;
Doch nimmer konnten wir uns das vermuthen,
Daß werden sollt' uns diese Zucht zum Heile.

Verkündet hast du zwar von Anbeginne,
Daß du berufen seist uns zu beglücken,
Wir aber seh'n's nur nicht mit dumpfem Sinne.
Ja ja, berufen warst du, zu zerdrücken
Die schlaffe Zeit, damit sie Kraft gewinne
Durch Druck, zu stehn von neuem ohne Krücken.

Ist jemals die Menschheit durch Krieg ärmer geworden, d. h. unbefähigter, um in Bildung und Entwicklung fortzuschreiten? Denn bekannt ist, daß nur ein wohlhabendes Volk zugleich gebildet sein kann. Elihu Burritt's und O'Connell's vorhin angegebene Berechnungen unsrer europäischen Steuerlasten, die für den Krieg ertragen werden müssen, besagen, daß man ohne Kriege gegenwärtig einen ungeheuern Geldvorrath hätte. Sie behaupten, daß wenn die unmittelbar vergangene Zeit die Waffen in der Scheide gelassen hätte, wir von ihren darüber gemachten Ersparungen leben und uns gütlich thun könnten. Jedes neue Rechen-Exempel solcher Art lautet auch sehr plausibel, so z. B. wenn man in Koch's Reisen in den Kaukasus liest, daß Rußland's Armee tagtäglich eine Million Silberrubel kostet, also vier Millionen Francs. Würde aber dasselbe Menschengeschlecht, das noch mehr erübrigt hätte, als wir für Krieg verbrauchen, seine Erübrigungen nicht wieder für Anderes aufgebraucht haben; etwa so wie wir unsern mit dem Frieden gewachsenen Reichthum in die Eisenbahnen stecken und vor lauter Friedenshoffnung auch noch enorme Schulden auf unsere Nachkommen häufen? Und selbst das baar hinterlassene Geld der Vorzeit bereichert nicht wirklich die folgende; denn nicht vom Gelde selbst wird gelebt, sondern von den Arbeitsproducten; und demnach könnte mittelst des blosen Geldes die Folgezeit doch nicht mehr Zeit dem Genusse und der Bildung widmen, außer sie müßte es dann abermals auf Kosten einer folgenden Zeit oder eines Theiles ihrer Zeitgenossen selbst thun. Daraus aber würde sich ja doch nur immer wieder eine Art desjenigen Zustandes ergeben, über dessen Unerträglichkeit man sich so sehr beklagt. Das Baar-Geld ist nun zwar der dreifache Nerv des Krieges, wie Montecuculi gesagt haben soll, obschon Wallenstein und Napoleon selbst es zuweilen auch wieder weniger bedurften und den Krieg durch den Krieg ernähren ließen; aber das Baargeld ist nicht auch der Nerv des Menschenwohles, und Geldverlust ist nicht auch Glückverlust für die Menschheit. So ist der Krieg nicht schon wegen seiner geldfressenden Natur ein Unglück. Als Gneisenau der Prinzessin Louise von Preußen den Sieg der deutschen Waffen bei Leipzig meldet, schreibt er ihr (22 Oct. 1813): „Wie glücklich ich jetzt athme, lebe und webe, können Ew. kgl. Hoh. ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermüthigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise wie die Geschichte kein Beispiel kennt. Der Staat

ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich am kriegerischem Ruhme und stolz auf die wieder errungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr werth als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft.“ Pertz, Stein's Leben, 3 Th.

Und was soll auch der Reichthum eines Volkes oder das Baarvermögen gefüllter Banken und Staatskassen wiegen gegen den Kampf der Elemente, gegen ihre Wuthausbrüche und Zerstörungssucht, denen sie sich so oft überlassen. Gehen doch auch in den fortwährenden Neugestaltungen unseres Erdballs viele Tausende von Menschen sammt ihren Unternehmungen und kostbarsten Werken alljährlich zu Grunde. Und ist der Mensch nicht ein Kind und Zögling der Elemente, steht er nicht unter ihren fortdauernden Einflüssen, ja birgt sie als seine eignen Bestandtheile in seiner körperlichen Hülle; wird er also nicht eben so lang ähnlichen Ausbrüchen unterworfen sein? Wer will diese Frage verübeln, die wichtig genug gewesen ist, um sie 1851 an die Friedensfreunde öffentlich ergehen lassen zu können. Man wird den rohen Elementen gegenüber wohl auf die menschliche Würde und Vervollkommnungsfähigkeit hinweisen. Allein dem ist auch der Krieg selbst schon so lange nachgekommen, als er aufgehört hat die Würgerei und Schlächterei der Barbaren zu sein. Selbst der seiner Nater nach rohe und zerstörende Krieg ist wissenschaftlich und principiell geworden und macht, je mehr er es ferner wird, sich selbst immer seltener und unmöglicher. Der neueste englische Schraubendreidecker the Duke of Wellington, der am Todestage seines Namenspatrons vom Stapel gelassen wurde, schleudert mit Einer Entladung seiner Breitseite 4000 Pf. Metall. Solche Fahrzeuge sind wohl die Hauptstimmführer und meistberechtigten Mitglieder der Friedensgesellschaft. Denn die Geschichte lehrt, daß je weiter die moderne Kriegskunst und besonders die Führung der verbesserten Feuerwaffen fortschritt, desto unblutiger, aber auch desto entscheidender die Kämpfe um das Geschick der Völker geworden sind. Schon aus diesem Grunde wird auch ein künftiger Krieg wieder zusammentreffen mit der schöpferischen Kraft abermals erwachender Nationalgeister, wird verjährte Uebel wiederum aufheben, brechen, was sich wieder nicht mehr hat biegen lassen, und weitere noch ungeahndete Cultur verbreiten. Wer könnte dies läugnen! Wer will den Gott läugnen, der auch durch Schlachten seine Edicte erläßt, den vor Lützen der Schwedenkönig knieend anfleht, dem jedes wieder befreite Volk sein „Allein Gott in der Höh“ anstimmt. Wer dürfte einen Gott selbst mitten in jener französischen Revolution verkennen, die doch ihn und den Glauben an ihn bereits wegdecretirt hatte. Selbst sie, diese christenfeindliche Auflehnung, mußte im Geiste des Christenthums verfahren: sie mußte die neuen menschenwürdigen Bahnen eröffnen, auf denen wir alle gehen; sie mußte

die heidnische Leibeigenschaft aufheben, das Feudalwesen brechen, die Sklaverei abschaffen und vertilgen in allen Ländern europäischer Bildung. Die einzelne Bildung mag von der Kriegsgewalt besiegt werden, wie die griechische von der römischen, aber jene geht an den stärkern Sieger über, er wird zu ihrem Verbreiter, und die nur partielle Bildung eines Einzel=Volkes gedeiht dadurch sogar zu einer allgemein menschheitlichen. Solche Wege nahm auch ehemals das Christenthum; nicht Römer und Byzantiner, sondern die noch reinen Hände unvollkommner Germanen sollten es empfangen; unbestechbare Naturmenschen, nicht charakterlose Sophisten; kriegerische Völker, waldgeborne, rauhe Soldatenherzen, nicht die weibisch gegürtete und klug berechnende Friedfertigkeit des gallischen und italienischen Städtelebens retteten die neue Lehre des Heils. Dies alles versteht das unterrichtete Alter, und doch bestreitet sie es der unerfahrenen Jugend; denn der Streit über Krieg und Frieden ist eben der Streit zwischen der schon ermüdenden Einsicht der Greise und dem noch nicht abgestumpften Selbstvertrauen hoffender zukunftsfroher Jünglinge. So stritt sich einst der Student Hippel über dieses Thema mit seinem Königsberger Professor herum (Lebensl. 4, 316 ff.): „die Soldaten! Sie haben alles Unglück in die Welt gebracht und werden's so lang erhalten, bis die Menschen so klug werden, daß sie kein Herz mehr haben; dann wird sich alles von selbst geben. Kurz und gut, lieber Herr Professor, Gesetze ohne Vollstreckung sind Professores ohne Studenten. Auch Sokrates hat zwei Schlachten pro patria et gloria übernommen!"

VI.

Facetien.

(Zehn Kapitel.)

Beginnt einmal zu reden jetzt, doch witzig muß ich bitten!
Laßt alle schmalen Bilder weg und sagt nichts Ordinäres.
Aristophanes, nach L. Seeger's Uebersetzung.

Aristoteles führt in seiner Rhetorik als ein Beispiel, wie man ein und dieselbe Sache bald loben, bald tadeln könne, den Maulesel an, der, wo es auf das Loben abgesehen sei, bald als des leichthufigen Rosses Sprößling, wo aber auf's Tadeln, als des trägen Esels Erzeugniß benannt werden könne. Eine solche unter der Hand sich wendende Doppelbeschaffenheit des Inhaltes wünschen auch die folgenden Themate dieses Abschnittes zu besitzen; in jeglichem von ihnen soll Heilsames und Schädliches sich den Vorrang bestreiten; oder Lächerliches und Ernstes, Edles und Triviales soll zu gleichen Hälften ihnen eigenthümlich zu sein scheinen, bis bei näherer Betrachtung sich das Wirkliche allein geltend macht und in jener anmuthigen Erscheinungsweise übrig bleibt, welche die erfreuliche Zugabe der genau untersuchten Wahrheit immer ist. Die wilden Reben der Wißbegierde, die vorschnellen Sprößlinge der treuherzigen Einbildungskraft finden an der Elasticität solcher Stoffe, wie Hippel meint (Lebensläufe 3, 201), diejenige Hecke, wo sie die Gärtnerscheere nicht gleich am Stengel abzuschneiden versucht, sondern nur an den obersten Geilen kuppt. „Man braucht, sagt er als Schirmherr einer zu seiner Zeit begonnenen mildern und naturgemäßen Zucht im Unterrichte, nicht jeden freien Gedanken auf die Festung bringen zu wollen, und kann doch ein Königischer unter den Rhetoren oder ein guter Monarchenfreund sein. Man soll nicht jeden Hauch der Natur von der blauen Pflaume, nicht die Baumwolle von der Pfirsche abstreifen, nicht den Sammet von der Aprikose wegwischen; denn dies ist der Heiligenschein der Natur." Und er lobt dieses freie Ranken des Gedankens nicht blos an der Art der Jugend, er

schätzt auch darnach noch den bestrebenden Mann, dem diese gesunde Frische des Eindruckes und des darnach gestalteten Wortes verblieben ist, und er lobt die Kanzelvorträge seines eignen priesterlichen Vaters, weil an ihnen mehr die Stimmung zuthätig, warmfühlend, zugleich aber auch haushälterisch schlau sich ausgesprochen und mitgetheilt habe, während so viele Redner durch eine rhetorisch feine Anlegung des Stoffes ihre darüber zu Grunde gehende Wärme verdecken und ersetzen wollen. Es ist aber die Sache eines sich ordnenden Verstandes, dabei nicht über das Ziel hinauszuschießen; der Beweis eines reifenden Geschmackes, bei solchen Stoffen nicht die Schattenseiten, das Unschöne, Verletzende, Unwahre in ein grelles, einsames Licht stellen zu wollen. Aber noch mehr ist es für Jüngere und Aeltere reiner Charaktergewinn, hier die Mäßigung überhaupt zu erlernen; mitten in der Rolle des Scherzes nicht in den sophistischen Trug überzugleiten; nicht den eignen ernsten Grundsatz aus dem Auge zu verlieren; nicht zu Gunsten einer spielend oder hitzig vertheidigten These den Sieg zu weit zu verfolgen und darüber in das Gebiet der alles aufhebenden Unwahrheit blindlings hinein zu gerathen. Man lernt bei solchem Verfahren die Operationen des sittlichen Urtheils kennen und schätzen, man kann sich einander in's Herz und in die Arbeit des Gewissens hineinsehen. Gerade dabei wird dann die fruchtbare Erfahrung gemacht, daß die Rede von der Erkenntniß und dem Studium des Gegenstandes nicht getrennt werden kann, daß Sprachübung reine Denkübung ist, daß es keine Kunst der Rede ohne Inhalt gibt, daß nur eigne Aufmerksamkeit und Sorgfalt den Sinn und das Gefühl für die Schärfe des Gedankens übt und für die Feinheit der Rede weckt. Der bloße Wortmacher, der eine von dem Vortrage des Gegenstandes verschiedene Beredsamkeit voraussetzt, soll hier an dem Nichts seiner schönen Phrase rasch sein lächerliches Ende nehmen.

Dies ist die pädagogische Seite, von welcher her die nachfolgenden Stoffe auch vor einer ernsteren Beurtheilung sich rechtfertigen mochten. Es ist kein Versuch gemacht und kein Ton angeschlagen, parteiische Schlagwörter und Wahrzeichen der Gegenwart in die unbetheiligte Jugend einzumengen; diese aber soll mindestens auch bei diesen ihrer Freude zukommenden unbefangenen Ideen erkennen lernen, daß das wirklich Wahre nur bei Allem zusammengenommen sich finde, nur durch allseitige Beeiferung, durch vielseitige Betrachtung annähernd erworben werden könne.

Für diejenigen Freunde des Gegenstandes, deren Erziehung und Unterricht bereits so monoton ausgefallen ist, daß sie sich über das hier eingeschlagene Verfahren etwa als über eine Neuerung verwundern könnten, sei die Bemerkung gegönnt, daß sich das klassische Alterthum sowohl, als auch unser gelehrtes und schulenstiftendes Mittelalter mit dieser Gattung humoristisch didaktischer Abhandlungen

ausgedehnt beschäftigt hat, ohne eine gefahrbringende oder unpraktische Richtung jemals dabei befürchtet oder erfahren zu haben. Etliche geschichtliche Belege können dies bis auf unsere Gegenwart her in aller Kürze darthun.

Fangen wir nach gutem Herkommen mit Cicero an. Da heißt es De Orat. 1, 34: Libandus est etiam ex omni genere urbanitatis facetiarum quidam lepos, quo, tanquam sale, perspergatur omnis oratio. Quid esse potest in otio aut jucundius, aut magis proprium humanitatis, quam sermo facetus ac nulla in re rudis? ibid. 1, 8. Das deutsche und romanische Mittelalter hielt sich in seiner Schuldisciplin eifrig an derlei von den Alten ererbten Vorschriften; die ernstesten und höchstgestellten Männer bleiben Freunde des in die Strenge und Zucht der Schule hereinspielenden geistigen Scherzes. So erzählt der gelehrte Abt Wibald von Corvei, dessen Staatsweisheit ihn in der Hohenstaufenzeit zum Minister und bis zum Reichsverweser erhob, wie erfreut sein Kaiser Konrad III. über das lustige Treiben der Gelehrten gewesen sei, da ihm Wibald einst vordemonstrirte, daß er drei Augen habe. (S. Schlosser, Weltgesch. Bd. 6, 316.) Hat ja auch unsern Lessing noch die Beweisführung ergötzt, daß für den Menschen mehr als fünf Sinne sein können (Bd. 11, 458). Nach solchem Geschmacke waren denn auf den meisten Hochschulen eigene Geistesturniere für die akademische Jugend eingeführt, und meist wöchentlich wurde da eine disputatio de quolibet oder concertatio quodlibetica angestellt. Es ging dabei so hartnäckig her, daß solche Dispute in Erfurt mehrere Tage dauerten, und so ernst nahm man diesen Actus Sorbonicus zu Paris, daß dem dabei vorsitzenden Magister vierzehn Stunden über nur eine Viertelstunde zum Mittagessen eingeräumt war. Von den Heidelberger Themen gibt Luther Notiz in den Tischreden: „Zu Heidelberg ein Quodlibet, ward disputirt und gefraget, woher die münch kämen?" Andere Themen daselbst waren „die Schelmenzunft, das Lichtschiff". In Leipzig disputirte man über Platon's Republik, „ob man die Dichter aus dem Staate verweisen solle". In Erfurt erklärte man anno 1515 in satyrisch-didaktischen Reden den Nutzen solcher Uebungen: Consuevit enim hujusmodi ludus philosophicus cum quibusdam jucundissimarum rerum amoenitatibus et dulcibus fabulis interspergi tum in quandam festivam et ioci plenam facetiam desinere, quo animi dies jam aliquot severioribus studiis occupati et quasi defessi reficiantur et in semet ipsis revirescant. Haupt, Zeitschrift für Deutsch. Alterth. 9, 119. Diese Sitte hat an älteren Schulanstalten bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fortgedauert. Die Jünglinge des Berner Patriciates hatten einen Schulverein gebildet „der Aeußere Stand", in welchem besonders die Kunst des Vortrages geübt wurde. Ein redendes Zeugniß ihrer Bestrebungen ist das Buch „Patriotische Reden, gehalten vor dem äußeren Stande der

Stadt Bern. 1773." Leicht ließe sich nachweisen, wie aus diesen Schulfacetien mehrfach auch jene Dichtervereine hervorgegangen sind, welche bis zu dem letzten dieser Art, „dem Göttinger Hainbund", in Deutschland früher so häufig gewesen waren. Heut zu Tage sind an einigen altprotestantischen Gymnasien noch die sogenannten Akte ein letzter Rest davon, in den englischen Lateinschulen die Commemorations. Die englischen Weltzeitungen dünken sich nicht zu vornehm, die dabei glückenden Leistungen der englischen Jugend alljährlich lobend zu erwähnen oder stellenweise mitzutheilen. Als eines der besten Gedichte der Oxforder Commemoration v. J. 1852 bezeichnete die Times einen nach Aristophanes Wolken parodirten Chorgesang, betitelt Scenen aus der Scharfdenkerei; „Wolkenkukucksburg", wie es Göthe in den Vögeln übersetzt hat.

1. Die schreibkundigen Völker.

Der humoristische Verfasser der Hammelburger Reisen, der anonyme Ritter v. Lang, fingirt, wie er als Regierungsbeamteter von aufrührerischen Bauern gefangen genommen wird, welche sich gegen das Auswendiglernen des Abc verschworen haben. Es gelingt ihm, ihnen eine Reihe von Steuernamen vorzusagen, deren jegliche mit einem andern Buchstaben des ganzen Alphabets anfängt und ihnen dadurch die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, das Abc auch fernerhin in ihrer Dorfschule fort lernen zu lassen. Pfiffig aber, wie die Bauern sind, bringen jene gleich heraus, daß ihnen der recitirende Beamte für das X und Y noch keine entsprechenden Steuernamen aufgesagt habe; und so kommen beide Theile schließlich überein, daß vor der Hand einstweilen diese beiden Buchstaben abgeschafft bleiben sollen. Zeigen wir die ernste Seite, die dieser scherzhafte Einfall hat, so entwickelt sich uns etwa die folgende Frage:

Also ist es wirklich ein Zeichen der Bildung und des Fortschrittes, wenn ein Volk auch in seinen untersten Schichten lesen und Schreiben kann?

Man wird ein so bereitwilliges Ja auf diese Frage haben, daß man ihre nähere Untersuchung für etwas Ueberflüssiges ansehen wird. Ist aber der Begriff Volksbildung noch ein schwankender, so kann auch der Gradmesser nicht wohl ein richtiger sein, der das Fortschreiten, das Wachsen oder Stocken dieser Bildung veranschlagen soll; und eben so lange wird uns also auch die Frage im Ganzen beschäftigen müssen.

Es ist eine bis zum Ueberdrusse angeführte Thatsache, daß die eine Hälfte der französischen Bevölkerung bis heute noch nicht schreiben und daß mehr als ein dritter Theil derselben weder schreiben noch lesen kann. Dieses Volk liest nicht; aber es redet. Es legt auf die schickliche und correcte Behandlung seiner Sprache einen viel höheren Werth, als wir Volk von Lesern und Schreibern

es thun. Es duldet weniger den Mißbrauch des Wortes und der Wendung, es hält im äußerlichen Leben und im geselligen Verkehr seinen Ausdruck mehr in Ehren, und was hierin bei uns von Seite der gebildeten Stände üblich sein sollte oder wirklich geschieht, das thut dorten schon der Bauer, der Arbeiter, der Soldat. Die Formenstrenge und Bestimmtheit der französischen Sprache, nicht der geschriebenen, sondern der gesprochenen, hat seit den Zeiten des Convents hierin solche Wirkungen in's Große gehabt, daß auf viele Fragen des täglichen Lebens der gebildetste Mann kaum eine bündigere, besser stylisirte Antwort ertheilen wird, als der gewöhnliche Arbeiter. Jede Nummer der Gerichtszeitung (Gazette des Tribunaux) bestätiget dies. Alle französischen Departements vermochten mit ihrem Kaiser in einer Sprache zu reden, die mit derjenigen der dominirenden Hauptstadt zusammentraf, die von der des Frieden diktirenden Heeres nicht einmal mundartlich verschieden war und die sich zugleich schmeichelte, gerade so gemessen zu lauten, wie die Sprache der kaiserlichen Manifeste. Mag der Fremde immerhin von einer Militärsprache, von einem uniformirten Ausdruck, von dem durch Akademien diktirten Sprachzwange nicht viel Gutes erwarten; Frankreich besitzt eine Spracheinheit, die auch seinem geringen Bürger schon in das werthvolle Vermögen freier, schicklicher und sprachcorrecter Rede ausgeschlagen ist. Die Einheit des deutschen Ausdruckes nach seiner Correctheit und Schönheit findet sich nur erst in der deutschen Literatur, nicht auf der Kanzel, nicht auf der Bühne, nicht in der Schule, nicht einmal in der Orthographie. Trotz des vielen Lesens und Schreibens spricht unser Volk allenthalben sein Deutsch nicht blos mit vorherrschend landschaftlicher Färbung, auch seine Ausdrucksweise ist dem Gebildeten gegenüber kindisch verlegen, erzwungen, oder anstößig-naiv; unser Gebildeter wird des landschaftlichen und örtlichen Accentes nicht los und bleibt zudem ein schlechter Redner aus dem Stegreife. Im Mißbrauche und in der Werthhaltung der Sprache liegen für jedes größere Volk politisch wichtige Folgen. In dem Sprachschatze jedes Volkes sind zugleich die Urkunden seiner Bildungsgeschichte niedergelegt. Das Volk, schreibt der nun verstorbene Jahn im Volksthum, — das seine Sprache nicht werth hält, sinkt zur stummen Rolle auf der Völkerbühne herab und wenn es dann auch aller Welt Sprachen begreift, so wird es gerade noch gut genug sein, zum Dolmetscher beim neuen Thurmbau Babels. Il faut souvent sacrifier l'idée à la grace de l'expression, ist ein Grundsatz, der den Franzosen Alles, uns beinahe nichts gilt. Wir steifen uns noch immer auf die abergläubige Antithese: der Deutsche kann ausdrücken was er will; der Franzose muß sagen was er kann.

Als die französische Regierung in den dreißiger Jahren gelehrte Schulmänner nach Deutschland sendete, um sich über den Zustand

unseres Elementarunterrichtes berichten zu lassen, fanden es unsere Zeitungen lächerlich, daß die dem französischen Cultusministerium eingereichten Reiserapporte (z. B. V. Cousin, 1833) hervorhoben, wie schon am jenseitigen Rheinufer die Dorfkinder mit Schiefertafeln umherliefen und Jedem, der es verlange, ihren Namen drauf schreiben könnten. Wer in dieser von den französischen Schulmännern damals geäußerten Verwunderung etwas Lächerliches finden will, der hat sich damit auch schon die Frage beantwortet, ob der höhere Bildungszustand eines Volkes nach der Lese- und Schreibkunde der unteren Volksschichten veranschlagt werden solle. Will er es, so braucht er auch einen ironisch gemeinten Satz aus Jean Paul Bd. 15, 123, nicht zu belächeln, sondern hat daselbst in vollem Ernste also zu lesen: „Von der Dummheit der Hottentotten nur einigen Begriff zu geben, bring ich hier für Denker bei, daß ich authentische Beweise in Händen habe, daß sie der Welt noch keinen einzigen Gedankenstrich geschenkt.“ Sollen wir uns dieser armen Hottentotten erbarmen, die dem englischen Heere in einem mehrjährigen Kriege widerstanden? Sollen wir uns jener Schulkinder mit ihren Schiefertafeln erfreuen, die jetzt schon lange in ihrem rheinischen Dorfe wieder vergessen haben, was sie einst den französischen Reisenden vorgeschrieben haben? Herder antwortet darauf 5, 204:

Darum, weil die Sprache eines Volkes, zumal in Büchern, gescheut und fein ist, darum ist nicht jeder fein und gescheut, der diese Bücher lieset. Wie er sie lieset, wie er sie redet, das wäre die Frage. Der Wilde, der in seinem engeren Kreise sich wahrer, bestimmter und nachdrücklicher ausdrückt, offenbar ist er, Mensch gegen Mensch gerechnet, gebildeter, als jene politische oder gelehrte Maschine. — Bedarf es eines Beweises, so höre man einen österreichischen Landsmann darüber, der vom Standpunkte der deutschen Herrschaft aus, den heutigen Italiener in der Lombardei bespricht:

„Wenn irgendwo das auftauchende Gefühl des Augenblicks auf geschickte Weise benützt und durch tönende, kräftige Worte für die gedankenlose Menge als Denkzeichen plastisch hingestellt werden muß, so ist dies in Italien der Fall, wo die Phrase alles gilt und mit so großer Meisterschaft gehandhabt wird. Ein schlechter Styl, eine unbeholfene Auffassung großer schlagender Momente — und die beste Sache ist lächerlich und gerichtet. Es kommt dies daher, daß zwar gründliche Bildung und tiefes Wissen dort nicht sehr verbreitet, die Kenntniß der Sprache aber und ihrer vielen trefflichen Dichter und Prosaisten — worauf jedes Volk stolz sein könnte, Gemeingut ist. Wir sitzen nun seit vierzig Jahren am Po, und sollten dies wissen. In einem Land, wo es so wichtig ist, tadellos und schwunghaft zu schreiben, gehört es doch sicher zur gesunden Politik, gute Federn zu gebrauchen“. Allg. Augsb. Zeitung 1853. Nro. 75.

Sollte aber die schreibende und lesende Volksschule überhaupt

ein so großes Moment in der Civilisation eines Volkes auszumachen im Stande sein? Sollte man dem Aberglauben der Eltern, der die Zukunft der Kinder aus dem Gewohnheitsleben etlicher Schuljahre erwartet, und dem Köhlerglauben der früheren Gelehrtenwelt, für die es ohne Schreibfeder und Preßbengel keinen Menschenverstand gab, nicht auch heute noch den Staar stechen müssen; wird nicht auch unserm Gymnasiasten und Studenten schon eine deutlichere Aussicht in dieses Verhältniß sehr nöthig sein, welche manche unbefugte Erwartung aufhebt und den frühzeitigen Schuldünkel frühzeitig niederschlägt? Schon diese Rücksicht ist des Versuches werth, weiter zu zeigen, was die Volksschule nicht leistet und was man doch gewohnter Maßen als ihre stets vollzogene Leistung voraussetzt.

In deutschen Ländern herrscht allenthalben der Schulzwang, in romanischen Ländern nicht. Selbst in dem hochgebildeten England verhält sich die Regierung den Schulen gegenüber so passiv, daß die allermeisten Anstalten, von den Universitäten bis zu den Heckenschulen hinab, heute noch nur auf dem Wege freiwilliger Association angelegt und erhalten werden. Dr. Wiese (Briefe über Englische Erziehung, 1852, S. 156) gibt die statistischen Aktenstücke und Quellen, wonach in England und Wales (Schottland's Schulen machen eine Ausnahme) 8 Millionen weder lesen noch schreiben können, und mehr als die Hälfte sämmtlicher Kinder zwischen 4 und 15 Jahren gar keine Schule besucht. Ist es daselbst also ganz dem Einzelnen anheim gestellt, ob oder wie er lernen will, so wird es dorten nicht gerade mehr elementarisch Unterrichtete geben, als in Frankreich. Und doch hat Britannien von jeher nicht blos die außerordentlichsten Geister aufzuweisen gehabt in den meisten Fächern des Wissens und der Kunst; es hat heute noch die ersten Rednergrößen, seine Sprache umfaßt die Welt, und seine Bibelvereine sorgen mit jährlicher Opferung von Millionen Gulden dafür, daß der Heide das Evangelium lesen und Christum erkennen lerne. Zugleich aber kosteten noch vor etlichen Jahren ein paar Garde-Kürassier-Regimenter in Windsor jährlich mehr als der Staat auf sämmtliche Volksschulen zusammen in den drei Reichen verwendete. Und dennoch verheißt Jak. Grimm eben dieser schülerlosen, aber auf die Kraft des Vernunftgebrauches gegründeten Sprache die Herrschaft über die Welt (Rede über den Ursprung der Sprache, S. 19).

Nehmen wir einen Augenblick die Rückseite dieses Bildes. Die Berichte, welche das russische Ministerium des Unterrichtes noch im vorigen Jahrzehent alljährlich veröffentlichte, thun dar, daß unter der Zahl sämmtlicher Volksschulen im russischen Reiche die Schulen der Kirgisen- und Tatarenstämme verhältnißmäßig die höchste statistische Nummer ausmachen. Es ist diesen Nomadenstämmen noch niemals eingefallen, die Regierung um einen Staatszuschuß für solche Anstalten anzugehen, wo auf der Steppe im

Filzzelte die Buchstaben des Koran gelernt werden. Ebensowenig verlangen die Hinduschulen Unterstützungssummen von der brittischen Regierung, damit in ihnen, wie seit undenklicher Zeit, der junge Brahmaverehrer fortfahre, das Abc in den Sand schreiben zu lernen. Aehnliche Schulzustände haben die Franzosen bei den wildesten Kabylenstämmen in Algerien vorgefunden. Wir freuen uns dieser unvermutheten Sittlichung bei verwahrlost scheinenden Völkern; wir dürfen auch nicht übersehen, daß diese Schulung überall auf religiöser Grundlage ruht; wir dürfen aber dabei nicht an unsere Volksschule, sondern eher an die Klosterschule unserer Vorzeit denken. Wir finden diese Völker in ihrem eben beginnenden oder endigenden Mittelalter und ein Schulzwang in unserem Sinn müßte bei ihnen erst entstehen, wie er auch bei uns noch ziemlich neu ist. Ob aber besondere Redner und Sprecher aus diesen schon so lange geschulten Völkern hervorgegangen sind, darüber melden uns die vorher erwähnten statistischen Berichte nichts. Ihre eigne Geschichte oder Volkssage weiß nur von ungeschulten Rednern und Dichtern. Dichter stellt uns die Kunst singend dar, nicht lesend, einen Homer sogar erblindet. Die „Blinden" und Volkssänger sind beim Griechen, Serben, Spanier und Araber identische Begriffe, eine wandelnde Gedächtnißkraft des ganzen Volkes.

Der ungeschulte Spanier ist ein gewandter Sprecher, der rohe Maulthiertreiber in der Sierra ein glücklicher Erzähler, der unwissende Neapolitaner treibt am Golfe den Erwerb des Stegreiferzählers, der Venetianer sammelt sich auf der Riva der Slavonen ein hörbegieriges und zahlendes Publikum; man kann in Platen's Gedichten, wie in Göthe's Episteln die Beweise hierüber nachlesen. Daß sich doch unser ganzer Volksstamm mit seinen tausendfach gelesenen und selbstgeschriebenen Bibliotheken so stumm und eckig anläßt! Daß doch er das Maul nicht auf dem rechten Flecke hat! Wo hätten wir öffentliche Volks-Erzähler gehabt und wer würde sie besuchen und bezahlen? Unsere Sprachfertigkeit ist schon lange in unsere Schreibfeder gefahren. Das Wort stockt uns, wenn ein ungebetener Schwätzer oder gar ein unerwarteter Grobian seine Schalen über uns ausgießt; wir sind so leicht „anzufahren"; nachher, wenn man die Fassung wieder gefunden hat, freilich immer zu spät, heißt es dann: „Wart, dem will ich einen Brief schreiben, den er gewiß nicht hinter den Spiegel steckt!" Es ist die eben frisch gemachte Erfahrung schon wieder ganz vergessen:

> Wie das Wort so wichtig dort war,
> Weil es ein gesprochen Wort war.

Man darf dabei vielleicht an Aelian's schreibenden Elephanten erinnern. Ich selbst habe, sagt Aelian, einen Elephanten lateinische Buchstaben schreiben sehen, die sehr gut aussahen; sein Wärter

that dabei nichts, als daß er ihm die Gestalt jedes Buchstabens zeigte. Einen schreibenden Elephanten darf man immerhin bewundern, weil er es lernt, ohne reden zu können. Unser Vielschreiben aber bleibt nach Göthe's Bestimmung ein Mißbrauch der Rede. —

Sammeln wir diese verschiedenen Eindrücke nun zu ihrem Schlusse. Schreiben und Lesen liegen in der Aufgabe der Volksschule, sind aber nur mechanische Hilfsmittel und haben mithin eine gänzlich untergeordnete Stelle unter jenen Bildungsmitteln, an welche wir die heutige Civilisation knüpfen. Bildung und Civilisation ist ein sittliches Resultat, es läßt sich nur durch sittliche Mittel erreichen. Von dem Mechanismus der Schreibschule kann es also nicht ausgehen und von daher die Kultur und Freiheit des Geistes zu erwarten, ist eine bis zur Vermessenheit gehende Selbsttäuschung. Die eingefleischteste Herrschsucht kann überall lesen und schreiben lassen, ohne dabei ihrer Herrschaft irgend etwas vergeben zu müssen; aber den lebendigen Verkehr in der Sprache, die Oeffentlichkeit der Verhandlung, das mündliche Verfahren, Alles, was die Volksklassen einander nähert, die Geister einander verwandt macht, dies wird sie verhindern. Sie wird es machen, wie die thörichte Schule, sie wird Lesen und Schreiben zum Selbstzweck machen, daß über der Fertigkeit im Gebrauche des Mittels der Zweck und geistige Nutzen desselben verloren geht. Und so bleibt denn die Klage Schleiermachers freilich eine sehr bedauerliche: „Die Mehrzahl unserer Volksschulen behandelt die Einführung in den literarischen Verkehr und die Förderung von der Kunde der Welt mit aller Gleichgiltigkeit.“ Schleiermacher, Idee der Volksschule von Eisenlohr. 1852. 97. — Die Folgen hievon machen sich Jedem fühlbar, der ohne Selbsttäuschung den geistigen Zustand und Bildungsgrad des Volkes wirklich kennen zu lernen Gelegenheit hat. Die Nachtheile eines falschen Systems in unserer Volksschule machen sich am schnellsten deutlich in jenem Institute, in welchem sich nach Aufhören des Unterrichtes noch einmal der größte Theil unserer Jünglinge zusammen findet, im Heere. Ein Fachmann hat im Jahre 1851 (Allg. Zeitg. Nr. 112) öffentlich an die Ueberzeugung unserer Offiziere appellirt, ob nicht das durchschnittliche Schlußvermögen der Massen, der Klassen aller Staatsbürger, außerordentlich gering sei und noch viel geringer, als man gewöhnlich glaubt. „In einer Armee, die wir näher kennen, fährt er fort, und die von vielen für ein herrliches Kriegsheer gehalten wird, könnten wir einen unglaublichen Mangel an Schlußvermögen durch die drastischesten Beispiele belegen, obgleich nur durchschnittlich zwei Procent nicht schreiben können, also in Beziehung auf die sogenannten Fertigkeiten ungewöhnlich **viel** leisten. Wir stehen nicht an, diesen Mangel an Bildung großentheils der falschen Einrichtung unserer Volksschulen mit in die Schuhe zu schieben.“

Deßwegen meinte noch im Jahre 1842 der Schotte Laing in seinen Notes of a traveller, man dürfe zwar über die Geschultheit unserer Bevölkerung staunen, aber gleichwohl erscheine sie in mancherlei Hinsicht wie eine Verschwendung. Die Schulfeindlichkeit manches Mannes, der bei der eignen Bildungslosigkeit nur nicht den rechten Grund seines Zornes zu treffen versteht, entspringt aus einer dunkeln Ahndung über diesen nichtsnutzigen Zustand; und wie manchen Bauern hören wir daher das gangbare Wort über seine Kinder wiederholen, er könnte sie gar wohl zur Arbeit gebrauchen, aber die Schule habe sie ihm „gestohlen."

Wie haben wir selbst gelernt? Unsre eigne Kindheit behielt mehr aus der Anschauung, als aus der Erzählung; mehr dann aus dieser, als aus dem Lesebuche; und wiederum mehr aus diesem mit Bildern, als aus einem bilderlosen. Das bürgerliche, das concrete Leben ist ein solches anschauungsreiches Bilderbuch; für dieses Leben — aber nicht für die Schule — sollen wir ja überhaupt belehrt und erzogen werden; sonst behielte das französische Sprichwort ein gar zu großes Recht für seine eigensinnige Behauptung: aux Anglais la mer, aux Français la terre, aux Allemands l'air.

Noch immer bleibt J. Mösers Satz giltig, den er im vorigen Jahrhundert über das Schicksal unserer Literatur aussprach (Bd. 8. 199): Indem der Deutsche schreiben muß, um Professor zu werden, geht der Engländer zur See, um Erfahrungen zu machen. Noch immer ist dieser Ausspruch Mösers richtig übersetzt bei Göthe:

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn.

2. Variationen über das Thema: Darin steckt kein Verstand.

Erklärung des stylistischen und dialektischen Mechanismus sammt Ausführung.

Eine Komödie von so ganz ungewöhnlicher Beschaffenheit wie die Verkehrte Welt von L. Tieck ist selten noch geschrieben worden, und gewiß hätte jedes andere Publikum als das deutsche darüber geschrieen „darin steckt kein Verstand!" Denn so oft darinnen ein Act beginnt oder schließt, erscheint der Schauspieldichter mit, giebt seinen Prolog und Epilog noch extra drein, verwandelt sich dann in den Orchester-Director und spielt mit lauter Worten eine musikalische Symphonie auf. Bald declamirt er seinen Zuhörern ein Allegro und Scherzo, bald vertreibt er ihnen die Langeweile des Zwischenactes mit musikalischen Monologen in Prestissimo, Fortissimo und Furioso, bis alle theoretischen Theile und Tempi seiner Musik vollständig erschöpft sind. Der gewöhnliche Verstand wird nun wohl voraussetzen, eine solche Aufführung verstoße nicht blos gegen alle Regeln der Kunst, sondern auch gegen alle Gesetze des Verstandes.

Aber weit gefehlt! Denn dies ist eben die Hexerei der Komödie, daß sie den Verstand zu verlieren scheint, damit wir den unsrigen um so eher wieder finden können. In der verkehrten Welt, ist der Verstand ohnedies jedesmal verloren, diese Komödie aber von Tieck bezahlt heute dem redlichen Finder und Wiederbringer ein angemessenes Trinkgeld. Deswegen strömt denn Jedermann in's Schauspielhaus, nachdem das Verlorengegangene bereits öffentlich ausgeschellt und auf dem Theaterzettel steckbrieflich genau beschrieben worden ist. Jetzt fängt das Stück an, aber natürlich verkehrt. Statt des Musikers also beginnt der Dichter. Warum dies? Deswegen, weil in der Musik der Verstand bekanntlich gar keinen Platz hat. Nun ist es durchaus nichts so leichtes, ein Publikum musikalisch zu amüsiren, wenn man selber kein Musikant ist. Eben so wenig leicht ist es, ein Publikum in der gleichen Weise etwa poetisch zu belehren, das heute überhaupt nicht belehrt, sondern blos amüsirt sein will. Aber noch viel schwerer ist es der Dichtkunst, bei diesem Publikum sich künstlerisch verständlich zu machen, welches ja Heute auf's künstlichste den Verstand durchaus verloren haben will. Was ist aber endlich dabei das Allerschwerste? Den gesunden Verstand vom Publikum auspfeifen und die verkehrte Welt beklatschen zu lassen. Das Publikum muß sich selbst verspotten, ohne es zu wollen; es muß dem Poeten unbewußt das schmeichelhafte Zeugniß geben, daß die Verkehrtheit seines Stückes das Gemeingut der ganzen Gesellschaft sei. Das aber ist eben nicht der Verstand. Denn warum geht man in's Theater, als um sich zu amüsiren, und warum kauft man sich ein Billet für die verkehrte Welt, als eben einmal alle Fünfe gerad sein zu lassen? Steht die verkehrte Welt auf dem Theaterzettel, so sperrt man daheim den Verstand in's Kämmerlein, schließt die Thüre fest zu und setzt sich dann beruhigt auf den Sperrsitz und in die Rangloge. Um so weniger Verstand ist also dann in Sperrsitz und Loge anzutreffen. Nun aber kommt der Dichter und zeigt erst recht die Behendigkeit seines eignen Verstandes. Verstand wollt ihr nicht, denkt er bei sich selbst; gut denn, so sollt ihr ihn tropfenweise verdünnt, in homöopathischen Gaben, in millionsten und billionsten Theilchen zu genießen bekommen. Und nun legt dieser Pfiffikus von Symphonienspieler drunten im Orchester immer neue, immer andere Notenblätter auf's Notenpult, läßt stimmen, giebt das Tempo an, wechselt's, beschleunigt's, überstürmt's, geht plötzlich in's Lento, in's stockende Largo zurück — und wenn der Verstand am Ende doch Neugier verspürt und fragen will, was ist dieß für ein musikalisches Chaos, so muß er sich selbst sogleich wieder antworten: ei, die Musik zur verkehrten Welt ist's. Denn wie sollte die Musik zur verkehrten Welt anders lauten, als der verkehrte Text dieser verkehrten Welt, nemlich auch verkehrt? Und was soll man einem Publikum anderes vorgeigen, vorpauken, vordeclamiren, vorgesticuliren, als das wofür

es seinen Groschen ausdrücklich in die Kasse bezahlt hat, diesen Triumph der verkehrten Welt und diesen Triumph des Publikums, daß so wenig Verstand in der Welt ist. In jedem Prolog und Epilog legt daher der schlaue Dichter und Componist seinem hochverehrten Publikum das Urtheil immer im Voraus schon auf die Zunge; so heimlich, so vertraulich, so ganz nur zwischen vier Augen, als ob er selber ganz und gar nichts gesagt haben wollte. Dann läßt er nach allen diesen indirecten Vorbereitungen unerwartet den Vorhang niederrauschen und siehe da, das ganze Parterre ist einstimmig, es hat einen einzigen Ausruf, den Cardinalsatz nemlich der verkehrten Welt: darin steckt kein Verstand! Wie klug ist dieß vom Poeten, so sehr den eignen Verstand geheim zu halten, um ihn den andern Leuten in die Tasche zu spielen! Da seht ihr also den dramatisch-hantirenden Staatsmann, den Kanzler Axel Oxenstjerna, leibhaftig vor euch, der seinem Söhnlein lächelnd auf die Schulter klopft und nur wie im Vorbeigehen ihm bemerkt: du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand diese Welt zu regieren ist. In jedem Dichter solcher Art steckt daher ein Minister, ein Geheimer Rath von Göthe; nur muß er immerwährend so schlau sein wie dieser, und den Leuten jenes Portefeuille, das er führt, auch bisweilen über die Gasse zu tragen geben, als gehörte es ihnen. Sie gucken hinein, dann blättern sie's um, und legen es mit der herkömmlichen Bemerkung bald wieder weg: meine Frau wird derlei Zeug nicht lesen, es fehlt aller Verstand! Oder er muß seine Waffe, die ganz allein er zu führen versteht, unter die Leute vertheilen, bis sie sich satt und müde daran probirt haben. Ist nur das Zeughaus einmal für Alle offen, dann giebt der Landwehrmann und Bürgergardist seine Muskete bald dem Büblein zum Tragen auf den Exercierplatz, dann nisten daheim die Hauskatzen auch bald in der Bärenmütze. Der Papa betrachtet's und sagt mit einem Anflug von gutmüthiger Einsicht: Verkehrte Welt! Gerade so pfiffig weiß es hier der Schauspieldichter anzufangen. Denn seine Autorsmühe wäre verloren, Stück und Musik wäre ausgepfiffen, und zwar von dem Augenblicke an, wo das hohe Publikum zu merken begänne, daß man eigentlich nur mit ihm Komödie spielt. Aber diese Ahndung kommt ihm fünf Akte lang nicht. Wie selig ist es, nicht zu bemerken, daß es nur nachsagt, was man ihm vorsagt; daß die Kritik nachstaarmatzt, was ihm der Autor vorschwatzt und der Componist vorgeigt und vorkratzt. Und so weiß denn wirklich Keines, daß es nicht das Stück, sondern sich selbst treffend recensirt, wenn es nun im Nachhausegehen mit kritischer Unfehlbarkeit gegen die vierzehnjährige Nichte vom Lande bemerkt: Hat es dir etwa gefallen? Ei, darin steckt dießmal gar kein Fünkchen Verstand! Ach, so wohlthuend ist es dem Menschenverstande, wenn er auf den Menschenverstand schimpfen kann, obschon man ihn doch eben frisch aus jenem National-Leihhaus

hergeholt hat, das man Theater nennt und Literatur. Ach, ein so rarer Vogel ist die Erfahrung, wie viel Verstand nur schon dazu gehöre, den Mangel an eignem einmal zu spüren. Und gerade darin besteht eben der ganze Spaß dieser verkehrten Welt. Wird man jung auf diese lustige Bühne hinaufgestellt, so kann man mit dem Fuße auf den Souffleurkasten treten und doch kein Wort von alle dem verstehen, was drinnen der Helfershelfer uns einflüstern will. Man bleibt stecken, geht ab und schimpft auf die dumme Rolle, über die undankbare Aufgabe. Ist man aber einmal alt und steif geworden, so will man gar keine andere Rolle mehr spielen als die schon gespielte, keine andere Idee aussprechen als die schon ausgesprochene; und endlich wirft der emeritirte Schauspieler das neue Werk, als wäre es ein neues Schulbuch und er der Professor dafür, mit dem Ausdrucke souveränster Verachtung in den Papierkorb: darin steckt kein Verstand!

3. Zwölf Variationen über das Thema: Es ist nicht weit her.

Was ist denn wohl eigentlich weit her? Etwa das, worüber sich die meisten Variationen machen lassen, die fruchtbarsten Gedanken entwickeln? Ei wohl, probiren wir es einmal! Und sollen uns hier solche Variationen gelingen, so muß es sich ja auf der Stelle zeigen, was weit her und was nicht weit her ist. Im Zählbaren, Meßbaren, Numerirbaren kann's nicht liegen; dies scheint schon im Voraus ausgemacht. Denn der Sterbende Cato des Gotsched, der einst zehn Auflagen nach einander erlebte, ist doch gewiß für uns kein Trauerspiel mehr; aber der arme Hanswurst, den Gotsched auf der Leipziger Bühne einst auf ewig verbrennen ließ, hat diesen Sterbenden Cato überlebt. Gotsched also, dieser einst unumschränkt herrschende Despot im Reiche des Geschmackes, ist längst selber abgeschmackt, er ist uns nicht mehr weit her. So ist auch ein saurer Wochentag und die ganze Arbeitswoche, trotz dem, daß sie uns vollauf beschäftigt, so ist auch die Jahreszeit und zuletzt das ganze Jahr nicht mehr weit her, sobald es nur einmal abgelaufen ist. Aber wir, die wir in allen diesen Dingen stecken, wir, die eingepuppte Wespe in dieser harten Holzplanke, wir sinds! Denn wir sind der Inhalt des hundertjährigen ewigen Kalenders und die Zeit ist nur der Buchbinder oder der Pappendeckel dazu. Wir sind die ewig neuen Lesarten und Varianten in den wurmstichigen Kapiteln des alten Trösters, wir sind überhaupt das einzige lustige Kapitel in der ganzen Scharteke. Was einmal auswendig gelernt ist, wie das Einmaleins und das Spruchbüchlein, vor dem ist unser Respekt dahin, das ist nicht mehr weit her. Aber an unserer ersten Schiefertafel und an dem Bilder-Abc aus der frühesten Weihnachtszeit tändeln unsere ältesten Gedanken noch immer frisch ergötzt herum. Da knacken wir noch mit dem ältesten wackelnden Zahn

wieder an den Nüssen, die wir als Buben vom Nachbarbaume gebengelt haben; und essen jene rothbackigen Aepfel noch einmal, die auch nicht weiter her waren, als vom verbotenen Baume. Denn was lieb, lustig und bunt bleibt, wie unsre Empfindungen, halsbrecherisch und polizeiwidrig, wie unsere Knabenstreiche — dies allein, so mäuschenklein es gewesen sein mag, ist uns weit her. Alles andere aber, was nicht unser rothes Kinderjäckchen mehr an hat, schrumpft noch enger zusammen, als dieses selbst gewesen, und was kein so feines Winkelchen im Herzen mehr findet, wie die Bux-Einfassung am Gartenbeete war, worin wir unsere Ostereier suchten, ja glaubt mir nur, ihr jungen und alten Kinder, das ist bestimmt nicht weit her!

Wollte aber etwa Einer von den altgewordenen weisen Leuten sich darüber verwundern, sich ereifern oder ärgern, so wäre er ja noch kleinlicher als der berühmte kleine Töffel. Woher dieser gewesen, ist eines jener Geheimnisse, welche Herr Lichtwer, der Fabulist, leider mit in's Grab genommen hat; daß er aber durchaus nicht weit her war, daß er nur der kleine Töffel hieß und daß sein kleines Dörflein an die Mulde stieß, ist ja aus der Fabel genugsam bekannt. Dieser Daumennickel hatte schon in jenen hoffnungsvollen Jahren aufgehört zu wachsen, wo andere ihren ersten Hosen entgegen reifen, und so bekam er, statt dieser Unaussprechlichen, nichts als den unliebsamen Namen Kleiner Töffel. Dies verdroß ihn, denn kleine Häfelchen laufen bald über und wie einst sein großer Namenspatron Tobias, entlief auch er in die weite Welt. In dieser wird man nun freilich immer älter, aber nicht immer auch größer. In Neustrelitz war ihm keine Nähnadel zu fein, in Großbeeren war ihm kein Fingerhut zu klein, denn da war nun der kleine Tobias, mit Gunst zu melden, ein Schneider vor dem Herrn geworden. Aber als ihm hier einmal beim Ankleiden das erste graue Härchen auf den sauber gebürsteten Rockkragen fiel, packte er auf und zog wieder heimwärts. Er war wirklich um keinen Daumen gewachsen, als er das Wässerlein der Mulde wieder erreichte. Jetzt sah er gar schon seinen Kirchthurm aus der Ferne; meine eigne Schwester erkennt mich gewiß nicht wieder! sagte er und maß sich lächelnd. Indeß hörte er auch die wohlbekannte Dorfglocke drüben den Abend einläuten; die werden aber rathen, was da für ein fremder Herr am Fenster vorbei in den Krug hinüber geht! Mit diesen Worten wollte er jetzt die erste Dorfhecke passiren. Aber gerade hinter dieser ließ die alte Nachbarin eben ihre Geis grasen; sie stellte sich auf die Zehen und im gutmüthigsten Tone alter Schulkameradschaft schrie sie ihm entgegen: Je, kleiner Töffel lebt Ihr noch? Was half's nun, so weit drüben in Neustrelitz und Großbeeren die Nadel geführt und sieben ganze Jahre der Vaterstadt den Rücken gekehrt zu haben. Die kleine Mulde war

auch dieses Cäsar's Rubicon. Merkt es euch, ihr Leser dieses Schneiderkapitels: wo wir daheim sind, da sind wir alle nicht weit her.

Woher ist denn der Götz von Berlichingen? Von Jarthausen, glaube ich. Und der Wilhelm Tell? Aus der Nähe des Urner-Loches. Göthe's Hermann und Dorothea sind aus einem ganz unbekannten kleinen Landstädtchen und Werther ist ganz heimathlos, hat weder Geburts- noch Todtenschein und würde bei uns allenthalben polizeilich ausgewiesen werden. Also deutsche Pfahlbürger spielen die Heldenrollen in unserm Epos, Räuber und Sennhirten in unserer Tragödie, Privatsekretäre in unsern Romanen; — nun, man muß gestehen, solche Personagen sind in jeder gebildeten Gesellschaft doch wahrlich nicht weit her.

Man kann aber auch da nicht weit her sein, wo man gar nicht daheim ist. Ja bis Paris kann ein Kleinbürger reisen und wenn er nun hundert Meilen überstanden hat, schon auf dem ersten Pflastersteine von Paris vermerken lassen, daß er nicht weit her ist. Dies läßt sich Jedem beweisen, wenn er auch schlechterdings nicht wissen sollte, wo das Städtchen Bremgarten liegt. Genug daß dorten und anderswo früher allerlei bedeutende Männer gewachsen sind und daß dorten und anderswo nun allerlei bedeutende Strohwaarenhändler wachsen. Zwei von dieser Gattung kamen in ihren Handelsgeschäften nach Paris. Es war gerade zu der Zeit, da Louis Philipp noch gerne seine Nationalgarde musterte. Unsre beiden Bremgarter Bürger wollten sich dies Schauspiel einer glänzenden Revue durch das unendliche Gedränge des Pariser Pöbels so wenig als möglich verdunkeln lassen und traten deßhalb nach Kräften weit aus der erlaubten Reihe heraus. Augenblicklich schrie sie ein Grenadier an: Prenez-garde, bougres! Horch, sagte der Eine verwundert, als sie sich nach ihrem ersten Schrecken wieder zusammengefunden hatten, wie weiß nun auch der Grenadier schon, daß wir Bremgarter Burger sind!

Ihr sagt vielleicht, diese Anekdote sei schon alt. Allein wozu erzähle ich sie Euch denn, als um zu beweisen, daß etwas noch so factisch wahr, noch so unbestreitbar wirklich und richtig sein mag und deßwegen doch noch immer nicht weit her sein muß. Daß zwei Bremgarter nicht französisch verstehen, ist nicht wunderlicher, als daß ein Papst nicht deutsch versteht. Daß sich die Deutschen entzweien und wieder versöhnen, ist uns weniger wunderlich, als daß sich ein Papst darüber verwundert hat. Was ist denn also weit her? Ei, die Verwunderung über eben das, was nicht weit her ist. Und dies meint doch wohl auch Schiller's Distichon: Wahrlich! So ists! Es ist wirklich so! Man hat mirs geschrieben! Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Daß Ihr mir also nur nicht voreilig lächelt über meine zwei anonymen Strohwaarenhändler! Sonst zuck' ich die Achseln auch

über Euere namhaftesten Großhändler des Ruhmes. Denn wie elend ist der Lauf der Dinge doch. Wie oft seufzte Alexander nach einem Homer seiner Thaten und fand ihn nicht. Friedrich der Große fand nach siebenjährigen Siegen gar nur den Dichter Ramler und den Biographen Archenholz. Napoleon traf auch diese nicht mehr lebendig in Berlin. Aber da hat einmal ein ausgemachter Narr ein Barbierbecken erwischt und sich statt eines Ritterhelmes aufgesetzt; und siehe da, Don Quixote ist seitdem der Götter und Menschen unsterbliches Gelächter, denn Cervantes hat ihm seine homerische Feder gewidmet. Aber da hat vor Jahrhunderten einmal der Fuchs seine alten Schelmenstreiche an den rechten Mann gebracht; und siehe da, das deutsche Epos hat diesem Eulenspiegel der Thierwelt sogleich einen eignen Tempel gebaut. Also spanische Narren und deutsche Lügenbeutel finden ihren Homer? O Nachruhm, dann bist du nicht weit her. O Ehre, deinen Panegyrikus hat dir Falstaff gehalten und auch dieser lustige Windbeutel aller Komödien schließt damit: Du bist nicht weit her!

Rede mir Keiner von der Pracht der Mausoleen, vom Grabmal der Asche bei den Invaliden, von der Grabmalsstadt des todten Alexander. Oder hat man nicht die Leiber Derer wieder auf die Gasse geworfen, die vorher in den Pomp des Pantheons bestattet waren? Zu was für schnöden Bestimmungen wir auf solchem Wege kommen können, erklärt ja schon Shakespeare in seinem Hamlet. Zum Beispiel so: Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub, der Staub ist Erde, aus Erde machen wir Lehm: und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worein Alexander verwandelt worden, ein Bierfaß verstopfen können? Freilich ist diese Folgerung eine königlich-Shakespearische; freilich wendet er selbst ein, daß die Dinge also zu betrachten, sie allzu genau betrachten heiße; allein mag nun Alexander blos Staub oder von Staub sein, auf unsrer deutschen Rangliste ist er allerdings heute weniger als ein Kammerjunker, und ein solcher ist nun denn doch wohl insofern halt auch noch nicht so ganz und gar weit her.

Und doch verlangen wir Menschen im Unglück nach einem Trost, nach dem Trost des Ruhmes, des Andenkens, der Ehre: woher ihn nehmen, wenn ihn die Weltgeschichte so hart versagt? Da stirbt dem Vater Cicero seine Tochter, und Freund Servius will den Bekümmerten mit einem langen Briefe wieder aufrichten. Er führt ihn in das Reich der Historie hinüber, in's geliebte Griechenland, in jene Gegenden, wo sie Beide einst zusammen in die Rhetorenschule gegangen sind. Und Servius schreibt ihm: Als ich auf meiner Rückkehr aus Asien von Aegina gegen Megara fuhr und nun die Küstenstriche rings überblickte, hinter mir Aegina, vor mir Megara, zur Rechten den Piräus, links Korinth, und

alle diese einst so prächtigen Städte nun in Staub und Trümmer zerfallen daliegen sah, da sprach ich bei mir selbst: Ach, daß wir Menschen uns abhärmen wollen, wenn wir Eines der Unsrigen durch den Tod verlieren, ein Leben von so geringer Dauer; und hier bedecken den Boden dieser Landschaft die Leichname so vieler Städte zumal! — Aber der Vater Cicero wird ihm kurz erwidern: Schweig mir mit deiner Zerstörungsgeschichte von Korinth und Akrokorinth! Was dorten der grobe Mummius verbrannt hat, das kann mein reicher Atticus allein wieder baar bezahlen. Jede Stadt läßt sich wieder aufbauen, aber meine Tulliola sich nicht wieder erwecken. Geh nur, mein Freund, dein Trost schmeckt nach jenem alten Collegienheft, das ich viel fleißiger nachschrieb als du, und auch mein eignes ist ja nicht weit her.

Cicero könnte wohl noch ein Schmollwinkelchen aufsuchen für seinen Gram, und ein solches, denkt man, ließe sich für ihn etwa in der Philosophie noch finden. Aber eben daher kommt er ja gerade, weil er in den Katzenschüsselchen der philosophischen Systeme kein Restchen Trost übrig finden kann. Sein Satz lautet haarscharf so, wie der des Lehrlings bei Schiller:

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund von dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich und der auch was setzt.

Die Römer durchgiengen alle Systeme der Griechen, wir durchgehen deren und aller Neueren Systeme, und wenn wir diesen erklecklichen Satz dennoch nirgend gefunden haben, so sagen wir schließlich: Ihr Doctoren der Realisten und Magister der Spiritualisten, Ihr Idealisten, Naturalisten und Supranaturalisten, ihr seid mit einander nicht weit her!

Damit soll nun ein gewisser Fortschritt im Ganzen gar nicht abgeläugnet sein. Wer wollte diesen heut zu Tage bestreiten. Tell hat seinem Knaben den Apfel einst mit einem elenden Pfeil vom Kopf schießen müssen. Erst neulich aber hat ein Leineweber seinem Söhnlein mit der Pistole eine Kartoffel vom Kopf herabgeschossen. Dies will doch gewiß mehr besagen, obgleich die Obrigkeit zu Speyer auch diesen Schützen „wegen unbefugten Schießens" einstecken ließ. Die armen Indianer müssen sich mit zwei Hölzern mühsam ihr Feuer reiben, wir brauchen nur Ein Reibhölzchen dazu. Allein dieser Fortschritt in Kartoffeln, Leinewebern, in Reibhölzchen und Fidibus ist doch kaum weit her.

Beinahe möchte man in diesen Ideen zu einem recht hypochondrischen Finalsatz kommen. Denn wie sieht es mit der Verbesserung, mit der Entdeckung aus? Als der Papst Julius den Kalender verbesserte, wollten ihn die Reformirten nicht gelten lassen; als Galilei die Weltbewegung entdeckte, wollte sie der Papst nicht gelten lassen. Als das Degenkleid Mode war, fand man Ueberrock und Stiefel gemein und trug den Zopf. Jetzt ist Waffen-

rock und Stiefel Mode und der verpönte Zopf wird als Schnurrbart getragen. Seit die Kutten nicht mehr gesehen werden, trägt man den Sackpaletot; seit die Kapuziner nur noch in Wallenstein's Lager reden, haben Herren und Damen neuerdings die Kapuze über den Kopf gestülpt. Was ist denn da Verbesserung, Verschlimmbesserung und Verballhornung? Was ist denn überhaupt der Begriff von Mode? Sagt man, sie sei ein Spiel der Cultur, so wäre ja die ganze Cultur nur ein Spielzeug für uns, und diese Welt die Kinderstube dazu. Nürnberger Spielwaare, ich kenne deinen Goldschaum und dein Rauschgold, du bist nicht weit her!

Aber halt! sind wir denn nicht gerade von unsrer Kinderstube aus in die Variationen des Lebens und dieses Gedanken-Allerlei hineingerathen? Daß wir uns nur nicht selbst widersprechen! Daß wir nur nur nicht selber weiter heim wollen, als wir hergekommen sind! Haben wir doch schon genug Autoren angeführt, genug uncitirte Citate citirt und veraltete Anekdoten renovirt. Warum fremde Gedanken so weit herholen, statt der eignen nächstgelegenen? Muß denn Alles noch weit her sein, wenn man es schon gratis in der Nähe hat? Gilt der Groschen nie, wo er geschlagen, der Prophet nie, wo er geboren ist? Soll man sich immer im fremden Mehle wälzen, mit fremden Federn schmücken, stets mit fremdem Kalbe pflügen und in allen Gassen wohnen?

Willst du immer weiter schweifen,
Und das Gute liegt so nah?
Lerne nur das Glück ergreifen,
Und das Glück ist immer da.

Ist dieß Wort etwa auch nicht weit her, liebe Leser, weil es ein ächtdeutsches ist? Soll also auf jedem zinnernen Bauernlöffel auch künftighin London stehen und auf unserer Senfbüchse Paris? Der Herzog Ulrich von Würtemberg pflegte anders zu urtheilen. Sein Sprichwort hieß: Fremde Kleider bringen fremde Sitten, fremde Sitten aber fremde Gäste und der fremde Gast jagt den Wirth aus. Proximus sum egomet mihi heißt auf gut Deutsch: Selbst ist der Mann. Also fort mit dem Perükenstyl der fremden Phrase, heraus mit der unentlehnten, selbstgewachsenen Sprache, heraus mit dem Wort des eignen Herzens, mit meinem Ich unter's Gewehr! und du allein, du hochgelahrtes, alles durchschnüffelndes, alles gelesen habendes Nichtich bist nicht weit her.

4. Und wer nicht denkt, Dem wird's geschenkt.

Variationen über diesen Satz aus Göthe's Faust, welcher besagt: Der Faule lebt stets von der Arbeitsmühe des Erwerbseifrigen.

Ei ganz vortrefflich! Das ist einmal Wasser auf meine Mühle, Korn für meinen Stein und Mehl für mein Brod. Eben derlei

Thesen, die sich von selber ausarbeiten, derlei Arbeiten, die sich von selbst fertig machen, solche hab' ich mir ja von jeher gewünscht. Und daß ich nun den Ruhm, die Ehre, den Profit auch noch gratis dazu bekomme, das ist daran doch das Allerbeste. Indeß so gar verwunderlich ist die Sache gleichwohl auch nicht; man darf sie nur etwas ruhiger anschauen, es wird sich gewiß zeigen, daß sie durchaus nur mit rechten Dingen zugeht, daß es so sein muß, nicht anders sein kann. Man betrachte sie einmal näher. Aber nur keine vorläufige Angst! ich werde doch wohl nicht gesagt haben, daß man die Sache gründlich bedenken solle? Gewiß nicht, mein Herz denkt nicht daran. Ich habe ja auch selber nicht von ferne jemals daran gedacht gehabt, daß ich mich irgend einmal hinter diese These machen, mich gar schriftlich mit ihr einlassen soll. Gleichwohl ist sie heute plötzlich zu mir gekommen, wie ein allerhöflichster feiner Herr bei mir eintritt und mir seinen Besuch abstattet. Ich kenne diesen Herrn durchaus nicht; aber kaum hat er den Hut abgelegt und auf dem Sopha neben mir Platz genommen, so beginnt er eine so artige Unterhaltung, als wären wir von jeher Schulkameraden gewesen. Nach einem angenehm verplauderten Stündchen empfiehlt er sich wieder, entschuldigt sich wiederholt, mir etwa lästig gefallen zu sein und bittet mich noch unter der Thüre, ihm mein gütiges Andenken ferner zu widmen, ihn nicht ganz zu vergessen. Er reist in der nächsten Stunde schon mit der Post ab, ich sehe ihn kaum jemals wieder; er hat nicht von ferne daran gedacht, mir etwas abzuverlangen, ich habe eben so wenig Gelegenheit gehabt, ihm nur irgend wie gefällig und zu Diensten zu werden — und wahrlich, ich weiß noch jetzt nicht, was ich mir von seinem Besuche anders denken soll, als daß es ein sehr unterhaltender, angenehmer, ein höchlich beehrender Besuch gewesen ist. Anstatt ihm erst mein Andenken zu widmen, wie er gebeten, hat er mir es mit seiner Artigkeit bereits geschenkt. Es ist ein Präsent, das er mir ungesucht und unerwartet gemacht hat. Er ist abgereist und hat es da gelassen. Gerade so beschaffen ist auch der Satz, der die Gefälligkeit hat, mir heute seine Aufwartung zu machen. Er wird vermuthlich ebenfalls beauftragt sein, ein paar Präsente und Geschenke von Freundeshand bei mir abzugeben. Ist etwa heute mein Geburtstag, mein Namenstag? will man mich wohl mit etwas um so mehr überraschen, je weniger mir eine solche Bescheerung auch nur im Traume einfallen kann? Es muß nothwendig so etwas dahinter stecken, denn ich bin total ahndungslos, ich weiß und vermuthe noch gar nichts. Darin besteht aber gerade das Vergnügen, sich recht hübsch beschenken zu lassen, daß man mit keiner Sylbe vorher davon erfährt. Man bekommt einen prächtigen Fingerring geschenkt und hat noch nicht einmal den Finger darauf vorbereitet; eine funkelnde Brustnadel wird uns auf's Hemde gesteckt, und man hat noch die Weste bis

oben zugeknöpft; wir haben gerade die engsten Stiefel angezogen, und schon stehen brodirte Pantoffel wie hergezaubert, fallen uns zu Füßen und flehen mit allen übrigen weltfremden, unerhörten, ungedachten, unvermutheten Gaben einschmeichelnd uns an: Nimm uns doch zum Geschenke, denk' doch nur ein bischen daran, nimm's wenigstens als Andenken, als Erinnerungszeichen, als Souvenir, als Denkmal und zum Gedächtniß!

Und wer wäre so ungehobelt an Sitte, so verstockt und plumpen Herzens, diese zarten Aufdringlinge zurückzuweisen? Er verstände sich weder auf den feinen, noch auf den gewöhnlichen Ton der Welt. Denn was da eben mit ihm vorgehen soll, das kommt ja jetzt alle Tage vor. Alle Augenblicke beschenken sich die Gewerbe, die Stände, die untern und obern Klassen der Gesellschaft gegenseitig auf's Ausgesuchteste. Nehmen wir gleich ein paar nächste beste Müsterchen, um zu zeigen, wie einem alltäglich das geschenkt wird, was und woran man am wenigsten denkt. Da pränumerirt Einer in wahrer Herzenseinfalt auf sämmtliche Schriften von Caroline Pichler, und der Wiener Buchhändler schickt ihm alsbald nicht allein diese, sondern auch noch das Porträt der Pichler und des Blumauer in Stahlstich dazu, aber beide als Prämie. Welch süßes Erschrecken für den so unbedacht gewesenen Pränumeranten! Er ist beschenkt, sogar belohnt. Er kann nun seine zwei Unsterblichen in Lebensgröße überall hinhängen, wohin beide selbst nie gedacht haben. Ein Anderer abonnirt auf den Evangelisten Johannes von Carlo Dolce, und das typographische Institut von Meyer in Hildburghausen schickt ihm umgehend diese Zimmer- Wand- und Bibelverzierung um den bekannten Spottpreis zu. Aber damit ist eine solche Sendung noch nicht abgemacht, da man nun einmal gerade Dasjenige geschenkt bekommen soll, woran man und weil man daran gar nicht denkt. Während also der Abonnent seinen Johannes ohne alle weltliche Nebenabsicht aus der Emballage herauszuwickeln gedenkt, greift sein einer Finger einem Bande der Friederike Bremer in's Gesicht, und seine andere Hand einer Novelle der Amalie Schoppenhauer in's Auge und eben, da er bestürzt zurückfährt, über Versehen und Verwechslung exclamirt, gewahrt er die Factura mit Didot'scher Fettschrift, mit zwei deutenden Druckhänden und dupplirten Ausrufungszeichen, da steht zu lesen „Prämie, Preisgewinnst, Gratisbeigabe, Abonnementsgeschenk!" Sage mir, du bescheidener Leser der allgemeinen Gartenzeitung von Pommern, ob du nicht auf dem Wege deiner stillen Lectüre in eben solcher Weise schon zum Ewigen Juden von Eugen Sue und zu Monte Christo von Alex. Dumas gekommen bist? Und du, namenloser Pränumerant im Tyroler Vintschgau, erschrackst du etwa nicht, als du dich neulich mit deinem unentweihten Vor- und Zunamen plötzlich in der Groschen-Bibliothek der deutschen Klassiker auf's Pränumerantenverzeichniß mit gedruckt sahest? Auch

in Pommern, auch in Tyrol also kommt man zu Geschenk und Namen, obschon man dorten nicht im Traume dran denkt.

Staunet deshalb nur nicht zu sehr, ihr demüthigeren Menschenkinder, daß auch ihr zu Titeln und Ehrengeschenken kommen sollet, wenn die Dinge bereits überall eine solche Freigebigkeits-Wendung genommen haben. Aber wundert euch auch nicht, denn dieses würde ja bereits an's Denken grenzen. Das nil admirari von Horaz wißt ihr doch gewiß noch aus der Lateinschule her; daran haltet euch, setzet nur so brav und unerschütterlich wie bisher das Nichtdenken fort, und dieser neue Sonntag, diese Kirchweih, diese Neujahr- und Weihnachtszeit, welche sich schon über die vornehmen Städte und Leute auszubreiten beginnt, wird dann auch in eure friedlichen Thäler einkehren, wird auch dorten gleich das Kalb mitbringen, wo man noch gar nicht an die Kuh denkt. Wollt ihr aber einen schlagenden Beweis für die Wahrheit, die ihr bereits besitzt, für diese unveräußerlichen Grundrechte eurer Gedanken-Enthaltsamkeit, so macht nur schnell einen einzigen Schluß, welchen ich euch noch zumuthe, und dann keinen mehr; denkt nur, daß ihr bereits im Vintschgau und in Pommern auf der Welt gewesen seid, ehe ihr daran gedacht habt. Damit allein habt ihr den Hauptsatz des berühmten Denkers Cartesius durchlöchert; das cogito, ergo sum besitzt von nun an keine Beweiskraft mehr! Und wie ihr euer Dasein und euer pommer'sches Umsonstdenken geschenkt bekommen habt, gerade so habe ich mir ebenfalls diesen Beweissatz durch Schiller schenken lassen. Ihr denkt nicht gleich an ihn, obschon die deutsche Lesewelt schillerfest genannt wird, also erlaubt ihr mir wohl, daß ich ihn eures bequemen Nichtdenkens wegen hier schnell citire:

Denk ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft schon war ich, und hab wirklich an gar nichts gedacht.

Steht es nun einmal so, so werde ich mich heute auch nicht lange besinnen, bemühen, scheeren und zergrübeln. Die Gedanken, die ich brauchen will, alle meine Variationen, die ich über mein gegenwärtiges Thema zu erwarten habe, müssen mir freiwillig zuschnurren, wie gebratene Tauben müssen sie in's Zimmer hereinfliegen und sich fertig auf's Papier hersetzen. Also nur stille, daß sie nicht scheuen, schnell die Fenster aufgemacht, daß sie mir die Scheiben nicht einrennen. Aber auch diesen Glaserfall angenommen, was würde es schaden? Auch dann wären sie ja im Zimmer und auf dem Schreibpapiere, wo man sie eben haben will. Und wirklich hat Liskow einen seiner besten Aufsätze über die Vitrea fracta geschrieben, über eine zerschlagene Fensterscheibe; er stieß sie in der Wuth mit dem Ellenbogen hinaus, als er mit der satyrischen Feder gegen diejenigen gelehrten Leute ausholte, die behaupteten, unser Wissen und Denken rühre von ihrem Wissen und Denken her, sie aber hätten sich's selbst erworben. O nein! auch ihnen ist

es schon geschenkt gewesen, es ist nur in ihrem Dintenzeug so herb und gestreng worden, daß uns die Zähne davon lang wurden und wir nicht mehr anbeißen mögen. Denn was für ungenießbare Holzäpfel wären wir doch, wenn wir wirklich auf solchen Queerstämmen gewachsen wären. Nein, lassen wir ihnen ihren Essiggeschmack, wir wissen unsern Salat besser anzumachen. Also nur ungenirt hereingeflogen, ihr ungedachten Gedankengeschenke, durch dieses oder jenes Fenster; mögt ihr her sein, woher ihr wollt, ihr seid und bleibt ja alle zusammen die leiblichen Geschwister Derjenigen, denen selber Göthe in etwas landwirthschaftlichem Style nachsagt:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen. (2, 267.)

Nun sind sie bereits da, meine Umsonstgedanken, und meine Fensterscheiben sind gleichwohl alle noch ganz. Sehr natürlich! In New-York und zu London zieht man nicht blos mehr die Blumen, sondern die Menschen in Glashäusern auf, und man hört deswegen nicht, daß dorten seitdem die Glaserconti sich höher belaufen. Auch im Krystallpalast der großen Londoner Industrie-Ausstellung haben sie keine Scheiben eingesprengt, und doch bekam man in jenem Gebäude die Gedanken der ganzen Welt auf einmal geschenkt. Aber woher kam denn jener ganze Bauplan, um sie drinnen bekommen zu können? Auch er war geschenkt. Denn der Krystallpalast ist bekanntlich ein Treibhaus und sein Erbauer ein Gärtner gewesen, der den Glasern so lange in's Handwerk pfuschte, bis das europäische Waaren-Glashaus fertig dastand; da haben wir aber die ganze Lebensgeschichte aller Erfindungen in nuce.

So hatten sich einst phönicische Betteleute einmal ihr Mittagsfeuer am Strande angemacht, um den Häring daran zu braten, den sie für ihren frisch geschenkt bekommenen Hunger jetzt aus dem Meere herausfischen wollten. Aber während der Häring noch immer nicht anbiß, war ihr Feuer schon wieder zusammengebrannt und hatte den kieselreichen Ufersand flüssig geschmolzen. Seit der Zeit wundert man sich, das Glas geschenkt bekommen zu haben. Aber die Phönicier verwunderten sich gewiß nur über das Glas, statt über den vermeintlichen Fisch. Was schon mit einem Trinkglas machen, wenn der Häring noch gar nicht da ist, auf den man einen tüchtigen Schluck thut? Allein das Glas war nun erfunden. Und diese Phönicier, die blos an den Hunger dachten, bekamen also den Durst als Gratis-Beigabe dazu geschenkt.

Einem ähnlichen ungestillten Appetit wird wohl auch jener phönicische Schäferhund nachgegangen sein, von dem man erzählt, daß er Purpurschnecken zu fressen pflegte. Als er nun oft genug mit brandrother Schnauze zu seinem Herrn zurückgelaufen kam, war dieser Schäfer freilich gescheidt genug, zu bemerken, daß man ein Purpurfärber werden könne, ohne sich selbst vorher den Schnurr-

bart roth gefärbt zu haben. Was folgte, ist bekannt. Der Mann hörte bald auf, die Schafe zu hüten, er wurde steinreich und hatte sein Schäfchen im Trocknen. Man meint, er sei auch zugleich der Erfinder der rothen Dinte gewesen, mit der man ebenso, wie er ehemals seine Schafe röthelte, heute die Schüler-Böcke rothstriemig anzeichnet. Hieran liegt nichts, aber dies ist ausgemacht, daß ein Hund nicht denkt, wenn er auch ursprünglich der erste Purpurfärber gewesen ist. Wer aber nicht denkt, dem wird's geschenkt; die mit rother Dinte corrigirten Schulhefte beweisen's bis auf diesen Tag. Quod erat demonstrandum.

Als Newton in seinem Garten spazieren gieng, begegnete ihm ein ganz ähnliches Geschichtchen. Die Einen sagen, ein Apfel, die Anderen eine Birne sei vom Baume gefallen und habe ihn damit auf die Entdeckung des Gesetzes der Schwere gebracht. So viel ist sicher, Newton hat die Birnen und die Aepfel so gerne gegessen, wie wir, sonst hätte ihn dieser pomologische Zufall nicht auf seinen physikalischen Einfall gebracht. Ein Weltgesetz ist ihm reif von einem Spalierbaum herabgeplatzt. Es läßt sich die Zeit erwarten, da man die Gedanken wie Tannenzapfen im Walde schütteln und dabei nur die Vorsicht gebrauchen wird, statt unserer Strohhüte einen Helm aufzusetzen, damit man keine Beulen am Kopfe bekommt. Auch dazu ist bereits ein Anfang gemacht; denn wer hat wohl neuerlich die Pickelhauben erfunden? Unstreitig ein solcher, welcher von der Newton'schen Theorie eben dieselbe einfache Ansicht hat, welche sich uns soeben freiwillig zum Geschenk anbietet. Das war aber Zeus. Aus seinem Haupte sprang die Minerva gerüstet hervor. Sie trug bekanntlich eine Pickelhaube schon bei ihrer Geburt. Zeus ist also der Erfinder der Pickelhauben, von ihm ist sie den Preußen und jetzt auch unserer hiesigen Spritzenmannschaft geschenkt worden. Aber daran hat noch gar Niemand gedacht; ich selbst vor einem Augenblicke noch nicht; es ist pur geschenkt.

Man wendet mir vielleicht ein, dazu gehöre mehr Glück als Verstand. Allein was sag ich denn selber? Ich beweise ja für fertig fortwährend, daß es der Herr den Seinigen im Schlafe schenke. Das blinde Huhn findet sein Gerstenkorn, das blinde Schwein findet seine Eichel, der blinde Hesse verkauft seine hölzernen Sprengwedel auf allen Gassen von Paris, und muß also doch auch seinen Weg bis Paris blind finden können; jeder Rothschild findet seinen Buchhalter, jeder Minister seinen Privat-Sekretär — mit einem Worte, sie alle sind der Hans Ohnesorge in Utopien, der eben bei Tische sitzt und den ersten Platz im Rathe hat, seitdem er den schändlichen Rückfall in's Denken nicht wieder erleidet. So erzählt Göthe in seiner ersten Epistel, so erzähl ich ihm nach in dieser allerersten Epistel und werde auch meine allerletzte stets mit der epistolographischen Ermahnung schließen: Laß die Vöglein sorgen, denn die haben kurze Beine! Also fort mit dem Verstand und her mit dem unver-

hofften Glück; fort mit den künstlichen Gedanken und her mit den Geschenken der Natur. Beginnen wir das gemüthliche Leben des Indianers. Ein umfangreicher Baumstamm gibt ihm Obdach und Schlafstätte; droben im Laubwerke hängt die Frucht, die ihm der erste Windhauch gereift in den Schoos wirft; die nie erkaltende Sonne erspart ihm das Kleid; der Löwe, der ihn zuletzt frißt, den Sarg. So ein Löwenrachen macht alles weitere Nachdenken überflüssig über die verschiedenen Todesarten. Betrachte man dagegen aber das entsetzliche Ende aller Denker und Anti-Indianer. Dr. Faust — nun man weiß schon, von wem er zuletzt geholt worden ist. Sogar sein höchst einfältiger Famulus Wagner, sagt man, habe kein schönes Wetter zu seiner Reise in die andere Welt gehabt. Lasse man sich also mit jenem bekannten Privatdocenten des Denkens doch ja nicht weiter ein, als auf ein recht massives Dintenfaß, das man dem ungebetenen Gast a tempo an den Kopf wirft. Ihr versteht mich doch wohl. Damit ist dann dieses gedankenschwarze, papierverschlingende und Kinderhände besudelnde Dintenfaß, diese Pandorabüchse der Welt endlich auch beim Geier.

Zeige man mir doch nur, was denn das Nachdenken jemals geholfen hätte. Wenn Sokrates noch so lange auf der Straße stehen geblieben war und auf einen Fleck unbeweglich hingestarrt hatte, was wußte er denn hinterher anders, als daß er nichts wisse. Er wußte zuletzt wohl gar nicht mehr den Namen der Straße, oder den seinigen, wenn ihn da gerade ein bayrischer Unteroffizier in Athen angetroffen und ihm die Aufenthaltskarte abgefordert hätte. Da machte es der preußische Major H. v. Kleist anders. In seiner Grenadierkaserne bekam er keinen Einfall, und auf der Hauptwache ebenfalls keinen einzigen Vers für seinen Frühling, und wenn er nun schon volle vierundzwanzig Stunden unbeweglich auf Pritsche oder Strohsack militärisch herumgelungert hatte. Aber er ging spazieren, und draußen im Freien fingen sich alsbald in seinem Hirne die Gedanken, wie Fliegen im Netze der lauernden Spinne. So bekam er sein ganzes Gedicht über den Frühling geschenkt vom Frühling, und er selbst hatte nichts anderes dazu zu thun, als jenen bekannten Sylben-Vorschlag im Anfangsfuße eines jeden Hexameters. Aber diesen Vorschlag lassen wir heute überall wieder weg, denn Kleist hatte ihn nicht gefunden, sondern erdacht, — das Selbsterdachte taugt keinen Schuß Pulver.

Hat denn der Mönch Berthold Schwarz das Pulver, oder hat das Pulver ihn gefunden, als ihm der Stößel aus dem Salpetermörser heraus an den Kopf flog? Robinson suchte Brod und fand einen Goldklumpen. Ein Schiff landete bei ihm, das weder an seine Insel noch an ihn gedacht hatte, aber es nahm ihn und seinen ungesuchten Goldklumpen an Bord und siehe da, man hatte in ihm von Stund an den ersten Californier entdeckt, das Zeitalter der Goldbarren, die Epoche des Midas und Crösus beginnt.

Nur im Kleinen Jakobs oder im Zumpt war es bisher keine Schande gewesen, an den lydischen König und den Goldfluß Paktolus zu denken, damit man beide richtig lateinisch dekliniren lerne; kein Vernünftiger dachte und glaubte sonst weiter an dies Märchen der Principisten. Je weniger man es bedachte, um so eher hat es sich erfüllt; wir sind schon jetzt lauter Goldklumpen-Millionäre.

Ob nun damals dieser Robinson, oder ob Franz Drake die Kartoffel zuerst uns zugebracht habe, das ist hier gleichgiltig; auch die Kartoffel ist so blindlings gefunden worden, daß der Verstand nicht einmal Kopfweh darüber bekommen hat. Allein wie pflegt es zu gehen, sobald man einmal in's Finden hineingekommen ist, wie ein Reiter in die Kanonenstiefel? So ein erster Hafen voll siedender Kartoffel kochte so gewaltig darauf los, daß der Wasserdampf den Hafendeckel mit augenfälliger Gewalt herabwarf; nun müßten aber die heißhungrigen Matrosen doch gar zu alberne Subjecte gewesen sein, wenn sie nicht gemerkt hätten, was es hier heiße: fiat applicatio. Denn die Dampfkraft, der Dampfwagen, das Dampfschiff war nun mit einem Schlage von diesem experimentirenden Kartoffelhafen ad oculos demonstrirt. Jetzt haben wir gar noch das Ericson'sche Lufterpansionsschiff obendrein. Wir haben bereits mehr als wir nur brauchen können. Was werden wir mit all diesen unerwarteten Geschenken anfangen wollen? immer wieder nur nach Amerika hinüber kommen? Kommen ja die Amerikaner ohnedies schon zu uns herüber, um uns die letzten Kartoffeln abzubetteln, seit ihnen die ihrigen an der Fäule ausgegangen sind. Später einmal kommen sie noch ohne Schiff zu uns und laufen trocknen Fußes im Staubhemde herüber, wenn einmal der Atlantische Ocean ganz verschwunden sein wird, der schon so lange austrocknet. Warum denn nicht? man denkt ja auch daran noch nicht.

Es wird aus dieser Verschwisterung Europa's und Amerika's ein neues Menschengeschlecht entstehen. In Europa lebt nämlich das Geschlecht der Wasdenker, in Amerika aber das der Nichtsdenker. Der Wasdenker zahnt bei grauen Haaren noch an den Weisheitszähnen; der Nichtsdenker bringt lauter ausgewachsene Junge zur Welt. Der Wasdenker fragt, ob Gott das Recht gehabt habe, diese Welt zu schaffen; der Nichtsdenker steckt sie in Bausch und Bogen in die Tasche und hat daneben noch für's Sacktuch Platz. Der Wasdenker leidet an der Kopfgicht der Meditation, der Nichtsdenker an der Herzerweiterung des Humors. Der Humor ist der Witz der Empfindung, der Verstand aber nur der Blitz einer Electrisirmaschine. Der Wasdenker ist der Schreiber Vansen in Göthe's Egmont; der Nichtsdenker ist der Schildknappe Sancho Pansa in Cervantes Don Quixote. Lassen wir nun diese

beiden Adame der alten und neuen Welt vor uns auftreten. In beider Schicksal werden wir zuletzt unser eigenes erkennen.

So nämlich spricht der Ritter Don Quixote zu seinem ehemaligen Pagen und nunmehrigen neuernannten Statthalter von Barataria: Ich bin dem Himmel unendlichen Dank schuldig, Freund Sancho, daß das Geschick dir so wohl gewollt hat, ehe noch ich selbst eine Gunst von ihm erhalten habe. Ich, der ich dachte, dir deine Dienste zu belohnen, habe kaum noch die ersten Schritte meines Weges zurückgelegt. Du aber siehst schon vor der Zeit, wider alles menschliche Vermuthen, deine Wünsche erfüllt. So geht es. Manche müssen bestechen, überlaufen, belästigen, bitten, flehen, früh aufstehn und zudringlich sein, und erlangen doch nicht, was sie begehren; da kommt ein Anderer her und ohne zu wissen, wie und warum, findet er sich im Besitze des Amtes, auf das eine ganze Schaar von Bewerbern umsonst gewartet. Du bist gegen mich nur ein Schafskopf, stehst weder früh auf, noch arbeitest du in die Nacht hinein, kurz, thust gar nichts und wirst nicht mehr und nicht weniger als Statthalter einer Insel. Da trifft das Sprichwort ein: Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Neun bis zehn Tage nach dieser Anrede erscheint der Insular-Statthalter Sancho Pansa vor seinem Herrn wieder und gibt ihm die Antwort folgender Maßen: Ich bin einer derjenigen Menschen, die mehr Fleisch auf dem Leibe haben, als Grütze im Kopfe. Was Wissenschaften anbelangt, so hab ich nicht einmal das A b c lesen lernen. Ich weiß überhaupt nichts als Sprüchwörter, diese aber mehr als ein Buch, und alle passen sie mir zu meinem neuesten Statthaltererlebniß, wie der Deckel zum Hafen. Vernehmt mein Schicksal! Zum ersten hab' ich mich nicht selbst erschaffen, zum zweiten mich nicht selbst zum Statthalter der Insel Barataria gemacht und zum dritten hat mich dorten mein Leibarzt gehudelt, mein Tafeldecker hungern lassen und mein Feind mir zuletzt noch in einem Volksaufstande die Knochen entzwei geschlagen. Ich habe daher nach den ersten neun Tagen meine Insel wieder verlassen, ohne einen andern Begleiter, als meinen Esel, auf welchem ich vor euch sitze. Euer und mein Sprüchwort ist also erfüllt. Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ich habe mich niemals auf's Nachdenken verlegt; nun aber ist es mir so eingebläut worden, daß ich dieses Insulanervolk gewiß nie mehr aus dem Angedenken verlieren werde. Dies ist der ganze Profit, den mir meine kurze Amtsverwesung eingetragen hat. Denn wer nicht denkt, dem wird's geschenkt. Mit dieser geschenkten Erfahrung des Staatsmannes ziehe ich mich nun in das Privatleben zurück.

Nehmen wir unsern Weg von der Insel Barataria über den Marktplatz von Brüssel, so treffen wir statt unseres Minusdenkers dorten den Plusdenker. Ist's dem Einen schon schlimm ergangen,

so wirds dem Andern nicht besser bekommen. Da stehen Schneider Jetter und Krämer Soest mit dem Seifensieder und Zimmermeister beisammen und plaudern gut bürgerlich über die schlimmen Zeiten. Der Schreiber Vansen hat auch schon Feierabend gemacht beim Dr. Wiets drüben, kommt herzu und mischt sich in ihr Gespräch. Je deutlicher ihr Mißvergnügen redet, um so lebendiger wird ihm die Erinnerung an die guten alten Zeiten, er denkt an die alten Landstände und Landrechte, er denkt an die Freiheitsbriefe, Privilegien und Reichs-Unmittelbarkeiten, er ist im besten Flusse der Rede auch alle die Urkunden und Pergamente zu beschreiben und zu erklären, die er darüber durchgelesen hat, — da will ihm plötzlich der Seifensieder die Zähne in den Hals hinunterschlagen, die Gassenbuben alle werfen ihn mit Steinen und hetzen ihn mit Hunden. Warum doch? Was gibt's denn? Das weiß der Krämer Soest, der hat's dem spintisirenden Schreiber schon in's Gesicht geschrieen. „Wer denkt da dran? Wenn einer nur das Brod hat!" Mit seiner Tracht Schläge schleicht unser Plusdenker und Bürgerbeglücker in's Nebengäßchen, und wenn ihm die Grobiane morgen wieder begegnen, rufen sie spöttisch: Vansen, juckt dich der Buckel wieder? Trifft ihn aber unser Sancho Pansa, so theilt er seinen halben Käse gutherzig mit ihm und sagt im Abschneiden höchstens mit einem pfiffigen Seitenblicke: Ein Glück, daß dich damals die Runde der spanischen Garnison nicht erwischt hat. Ich kenne meine Landsleute mit ihren gefährlichen Stutzbärten; und der Herzog Alba, Gott hab' ihn selig, ließ auch nicht mit sich spaßen. Nun, was noch viel darüber reden! wissen wir beide doch, wie er's dem armen Egmont gemacht hat, und wer hätte sich's träumen lassen, daß so ein hübscher Herr für den Galgen gewachsen war!

Allein es ist Zeit, daß wir uns wieder trennen, mein lieber Vansen. Wir sind beide schon reichlich genug beschenkt, mit Prügeln nämlich für unsere Plus- und Minus-Ideen. Wir wollen bedenken, daß sonst unsere eigenen Gedanken erwachen möchten, daß sie uns mit ihren endlosen Geschenken ersticken, wenn nicht vorher zu Tode langweilen möchten. Nur in dieser gedenkbaren Gefahr ist überhaupt das Denken möglich und erlaubt, es ist eine Prohibitivmaßregel gegen den absoluten Ueberfluß an fremden Gedanken, gegen den Midaszustand der Erudition, gegen die Goldwäscherei und den Golddurst der Literatur, gegen diese Erzdiebe aller Gedanken, die schon nach römischem Rechte dem Galgen verfallen waren. Den homo *trium* literarum heißt im Lateinischen ein Dieb. Daher denn auch Lessing's Sprüchlein (12, 546)

Wer denkt, wird eingefangen
Und Drei wird gar gehangen.

Wir wollen also nur geschwinde abzuschließen gedenken, natürlich aber auch nur mit einem Gedanken, der ein geschenkter ist

und kein selbst gedachter. Der Himmel mag's wissen, woher Papa Göthe diesen folgenden Spruch einmal aufgeklaubt hat, den ich nun so unerschrocken citire, wie ein Kind eine geladene Pistole nimmt. Mein lieber Vansen, ich wünsche also, daß uns jede Ortspolizei, welche uns wieder den Paß visirt, das Zeugniß geben, und die Note einschreiben werde, daß wir uns das Wort und das Gespräch und jeden weiteren Gedanken hier selbst abschneiden, denn:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

5. Zwei Dissertationsthemen, kunstantiquarischen Inhaltes, verfochten von Dr. Schwefelleber.

a. Herzog von Hamilton's Mumiensarg.

Als man den im Jahre 1852 verstorbenen Herzog von Hamilton in der sonderbaren Art bestattete, in der es sein Testament angeordnet hatte, erhob sich darüber ein moralisirendes Gebrumme im Lande und in der Presse. Die Leiche mußte nemlich von der Londoner Firma Pettigrew und Comp. nach altägyptischer Weise umständlich einbalsamirt werden und wurde dann in einen ägyptischen Original-Sarkophag verschlossen, der früher der Tochter eines Pharao gedient hatte und vom Verstorbenen schon lange vorher mit großen Kosten zu diesem Zwecke erworben worden war. Man redete von Hochmuth, von Heidenthum, Verschwendung. Dagegen ließ sich der Spötter Douglas Jerrold in „Lloyds Weekly Newspaper“ ungefähr also vernehmen: Wartet nur, er wird's schon büßen. Auf Privatwegen will er sich eine irdische Unsterblichkeit des Namens verschaffen; es wird aber nichts daraus. England wird einst sein, was jetzt Aegypten ist, ein wüstes Land voll Denkmäler. Neuseeländische Gelehrte werden darin herumspüren; auch sie finden den Sarkophag, der einst die Tochter eines Pharao in sich schloß und der gehobene Schatz mit seinem einbalsamirten Herzog segelt nach Neuseeland ab. Und in Seelandopolis wird er im Nationalmuseum ausgestellt, nicht als Herzog von Hamilton, erster Pair von Schottland, sondern als das, was die Hieroglyphen auf dem Sarkophage erzählen, als Tochter des Pharao. Je geschickter es Pettigrew und Comp. gemacht haben, desto sicherer wird der Herzog um seine Identität kommen. Englische Geschäftsleute solchen Schlages haben die Maxime „zu viel ist besser als zu wenig“ und bringen deßhalb die Geschäftskarte ihrer Firma überall und an den Wänden der Häuser, der Rauchfänge, der Omnibusse an allen Orten an; also auch im Innern eines Sarkophages. Den neuseeländischen Gelehrten fällt damit die neue antiquarische Preisfrage zu, herauszubringen, was die Londoner-Kaufmanns-Annonce in einem Mumiensarge thue, wie die Hieroglyphen-Inschrift außen sich reime zu der Geschäfts-Adresse innen,

worin Pettigrew und Comp. fortfahren alles an die Zufriedenstellung eines hohen Adels und distinkten Publikums zu setzen und sich zu prompter und billiger Dienstleistung unterthänigst empfehlen. Was wird die Folge sein? Die Kritik behält Recht und wirft den blinden Passagier aus dem angemaßten Grabe.

b. Die Kirchthurmspitze von Cincinnati.

Ob jene gußeiserne und vergoldete Hand, welche gegenwärtig auf der Kirchthurmspitze der nordamerikanischen Stadt Cincinnati alle Fünfe gen Himmel ausstreckt, statt erhaben nach dem Himmel zu weisen, nicht das ursprüngliche Schildzeichen sei einer hier ehemals etablirt gewesenen Generalhandschuhfabrik? Pädagogischer Zweck dieses Themas ist eine Einsicht zu veranlassen über die Zwecklosigkeit der sogenannten moralischen Schulthemen, die nur Anleitungen sein können zur Sentimentalität, Geschmacklosigkeit und Lüge. Bedarf es eines neuesten Beweises hiefür, so findet sich dieser in dem schönen Schriftchen von Dr. Hopf „Ueber Methode der deutschen Stylübungen, Fürth 1851. S. 64:“ Als Curiosum führe ich ein Thema für Stylübungen an aus einer gedruckten Sammlung für Mittelschulen: „Religiöse Betrachtungen über das Hemde.“

6. Die historische Unsterblichkeit der Mundköche.

Ein Gespräch Napoleon's auf Helena mit seinem Mundkoch.

Karl V. hielt es nicht unter seiner kaiserlichen Würde, auf dem Grabe jenes Holländers, der zuerst den Häring geräuchert, in dankbarer Rührung einen Bücking zu genießen. Die Erfindnng der Gänseleberpasteten schien dem Plinius so wichtig, daß er es einer eignen Untersuchung werth hält, den Namen des Mannes zu ermitteln, dem man diesen Hochgeschmack verdankt. Unsre Verehrer und Verzehrer der Gänseleberpastete haben jedoch diese Preisaufgabe noch immer nicht gelöst (Masius, Naturstudien S. 55.). Auch Sie werden einst ein Blatt in meiner Geschichte einnehmen, sagte Napoleon eines Tages auf Helena dankbar zu seinem Mundkoch. Sire, will dieser Franzose gewandt erwidert haben, wie hieß der Mundkoch Alexander's des Großen? — Es wäre ihm aber zugleich eine militärische Beweisführung zu Gebote gestanden, die mehr Gewicht bei seinem kaiserlichen Herrn gehabt haben würde. Hannibal empfahl vor jeder Schlacht ein angemessenes Frühstück. Friedrich's des Großen Grenadieren fehlte nie das Kochgeschirr. Nelson ließ vor jeder Attaque zur See tüchtig für seine Schiffsmannschaften aufkochen und berief sich dabei auf ein bekanntes Beispiel aus der Falkenjagd, welchem auch der große Königsberger Philosoph Kant einen eignen Platz in seiner Anthropologie eingeräumt hat. Napoleon's Koch wird auf einen

Erfahrungssatz losfolgern, den man diesmal hinter ihm nicht leicht gesucht hätte, obschon er schon längst unter seiner weißen Zipfelmütze einheimisch gewesen ist. Die Garde und unser schönes Heer, wird der soldatische Franzose sagen, ist uns in Rußland zu Grunde gegangen und da sitzen wir nun zusammen auf Helena, weil nur der russische, nicht aber der französische Oberkoch den Rang eines Generalmajors hat!

Spielart dieses Stoffes. Rangstreit der Mundköche und der Zahnärzte.

7. Wir bauen gläserne Wohnhäuser und schreiben auf eiserne Visitenkarten.

Nach den Meldungen der Breslauer Zeitung war auf der im Jahre 1852 zu Breslau veranstalteten Industrie-Ausstellung ein Muster schlesischen Eisenblechs zu sehen, wovon 7000 Quadratfuß auf den Centner gehen. Briefe auf solchen Eisenblechbogen, natürlich mit weißer Dinte geschrieben, haben nur einfaches Postporto zu tragen. Der Glaspalast der Londoner Industrie-Ausstellung, sowie der gegenwärtig abermals daselbst im Bau begriffene noch weit größere Krystallpalast, der zur Gallerie alles Berühmten und Schönen werden soll, was auf der ganzen Welt vorhanden ist — darf in seiner Beschaffenheit als schon bekannt hier vorausgesetzt werden. Nun hat Ericson noch die calorische Locomotive erfunden und gleichzeitig werden von Amerika her die „Klopfgeister" und die beseelten „wandelnden Mahagonymöbel" importirt. Zuletzt bewahrheitet sich gar noch Mephistopheles Spruch:

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.

8. Ob eine Frau schriftstellerisch thätig sein soll?

Die Antwort scheint leicht: Warum nicht? wenn sie nur kann. Allein was ist wohl dabei stets herausgekommen, wird man erwidern; vestigia terrent. Unsere Schriftstellerinnen seit den Zeiten der Gotschedin und Karsche bringen es doch nur mehr zu einer anekdotenhaften Erscheinung, als zu einem nachhaltigen Eindruck. Man hält es mit Kaiser Joseph, wenn ihn der Wiener Volkswitz auf ein ihm überreichtes Poem der Dichterin Kemmeter antworten läßt:

Meine liebe Kemmeter
Mach sie lieber Hemeder.

Wenn Griechenland von einer Sappho reden kann, von einer Dichterin Korinna sogar, die dem jugendlichen Feuer Pindars zur mäßigenden Lehrerin dient, so fühlt man eben auch hierin den

großen Abstand, wie er uns ja allenthalben von der antiken Welt und ihren Wundern trennt. Die unter Napoleon so bekannt gewesene Madame de Staël hat darüber zwar einen berühmten Roman, Corinna, geschrieben, er ist jedoch wie ihre übrigen Bücher lange verschollen. Varnhagens von Ense begabte und federfertige Frau beantwortet sich obige Frage also:

Ob eine Frau schreiben soll, ist so possirlich als ernsthaft zu beantworten. Wenn sie Zeit hat, wenn sie Talent hat, wenn's ihr Mann befiehlt, leidet, gerne sieht, wenn sie Gutes thut für den Sold u. s. w. Wenn Fichte's Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dies, so bliebe es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Versuch immer von Neuem zu machen. Wenn man für die Autorschaft behaupten könnte, man solle eine gute Schrift ehren und sich ihrer freuen, und käme sie aus einem Thiere oder einem Felsen, so könnte dagegen geantwortet werden: eine Frau aber, hätte die Welt noch so großen Gewinn von ihren Schriften, verfehlte nichts destoweniger ihre weibliche Bestimmung und die Zeit, jene zu erfüllen. Zugegeben! und nicht einmal gestritten über diese Bestimmung: es verfehlen so viele Weiber ihre Bestimmung, daß es wohl wird mit eingerechnet werden können, wenn einige sie durch Schreiben verfehlen. Rahel, ein Buch des Andenkens, Bd. 3, S. 10 und 221.

Jean Paul, Bd. 44, 82, bemerkt, der Unsegen aller von Frauen verfaßten Schriften bestehe darin, daß in ihnen an die Stelle der Ideen und Begriffe immer Empfindungen gesetzt seien. So sagt Frau von Staël (de l'Allemagne) ganz naiv, sie begreife nicht, warum die Philosophen so gar viel darin suchten, alles auf ein Princip, sei es Materie oder Geist, zurückzuleiten; ob ein, oder ein paar, dies sei gleichgiltig, und erkläre das All nicht besser. — Daß übrigens die weiblichen Federn fleißig drauf los schreiben, dies wird durch folgendes statistische Curiosum verbürgt. Wie der englische Examiner meldet, starb am 8. Februar 1847 in Padua Graf Leopoldo Ferri mit Hinterlassung einer Bibliothek, welche nur Werke enthält, die von Frauenzimmern geschrieben sind; sie besteht aus nahebei 32,000 Bänden. Wer die lesen müßte! Allg. Augsb. Zeitg. 1847, Nr. 65.

Zu hören wünschest du von drei berühmten Frauen
Mein Urtheil, lieber Freund, hier ist es im Vertrauen.
Bettine macht mir Angst und Rahel macht mir bange,
Charlotte war ein Weib, was ich vom Weib verlange.

Rückert, Weisheit des Brahmanen 684 Nr. 50.

Spielart des Stoffes. Dintenfaß und Blumengießkanne im Empfangsaal einer Dame.

9. Die poetische Landkarte von Deutschland.

Schiller hat bekanntlich in den Xenien die deutsche Literatur seiner Zeit nach den deutschen Flüssen durchgemustert. Dies war also eine Art hydographischer Karte damaliger Literaturzustände. Wenn man auf die verschiedenartigen Länderpartikelchen Deutschlands das ihnen nach Gunst und Ungunst zukommende Autorenpartikelchen topographisch einzeichnet und daraus etwa einen statistischen Schluß auf die Aus- und Einfuhr von Geistesprodukten im Einzelnen zieht: so wird dies einer genauen Repetition der im Unterrichte bereits behandelten Literaturperioden sehr nahe kommen, ohne doch ein selbstthätiges und mit hervorbringendes Verfahren dabei gänzlich abzuschneiden.

10. Wasser und Wein, oder die Mäßigkeit der Völker.

a. Zur Charakteristik des Wassers: Die Zukunft der wasserheilkundigen Welt.

Kaltwasserheilanstalten, Wasserkuren sind an der Tagesordnung. Die Wasserwuth oder Hydromanie ist keine Krankheit mehr. Die Wasserscheu oder Hydrophobie ist dagegen ein Laster geworden. Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine verwünschen alle Getränke, die nicht pures Wasser, Thee oder Milch sind. Die vornehme Welt Europa's schiebt sich alljährlich im Sommer aus den Binnenländern den Meeren zu, um sich von allen Küsten in Gesellschaft hinein zu stürzen. Neue Pindare stehen in Aussicht, deren Gänsewein-Hymnen aufrichtig mit dem Wasser beginnen, welches nichts kostet, während die jetzigen Poeten Lieder vom Rheinwein singen, „den sie doch nicht haben sollen." Man wird pünktlich nach der Wasseruhr leben, aus den Gewässern wieder weissagen, die Wasserprobe wieder zu gerichtlicher Beweiskraft erheben, Wasserorgeln bauen, den Wasserkopf durch Wasser kuriren, und zugleich alle wasserdichten Artikel aus dem Handel schaffen, bis alles Denken und Dichten gründlich verwässert und die Welt überhaupt wieder zu Wasser geworden ist, woraus sie entstanden.

Die gewöhnliche Einseitigkeit desjenigen Urtheiles, das ohne eigne Anschauung über Völkersitten abzusprechen beliebt, kann zugleich in der verdienten Lächerlichkeit blosgestellt werden: Weinbauende Hellenen sind mäßig, weinarme Macedonier trunksüchtig. Gegen die Weineinfuhr haben die Germanen Verbote schon vor Cäsars Zeit: Vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur. Bell. Gall. 4, 2.

Zur Charakteristik des Weines.

Nicolaus Manuel, Maler, Dichter, Feldherr und Reformator im sechszehnten Jahrhundert zu Bern, war eine Zeit lang Statthalter und Landvogt zu Erlach, am schönen Gelände des Bieler-

Sees. Er sendete von dort aus seinen Gnädigen Herren im Jahre 1526 ein Faß des damals besonders gut gediehenen See-Weines zum Geschenke nach Bern und legte folgenden wohlgestimmten Weinbrief bei:

Min fründlichen vnd vngeferbten grus mit erbieten williger Dienst synd üch zuvor mit allem Vermögen liebs vnd guts dargestellt. Demnach so wüßend, das ich üch zuschick Ein gutten gesellen, mit Nammen Immerwyn von Erlach, ein person von eim altten stammen, geschlecht vnd harkommen, welches Vater von sinem großherren vnd Vater genommen vnd lebendig vergraben ward. alß der nun vß wunderbarlicher Würkung des großen allmächtigen Gots disen sinen Sun, mit Zuthun der Fürsechnen Mutter, in dem Grab geboren, In der Forcht des Herren, gehorsam sines schöpfers, sampt aller Zucht vnd Eren erzogen, hat beyde, Vater vnd kind merklich groß kummer, betrüptnuß, schmärtzen, angst, not, Ellend vnd Jammer erlitten. Es habend grobvf gewißen lüt mit ysinem haben ann alle erbermbd, zu inen geschlagenn manchen starkenn streych, vnd sunders dem Vater im nechsten vergangen Hornung, Mertzen vnd Abrellenmonat, alle sine glider abgehouwen, die Ime der War tröster aller betrübten mit siner vnpreißenlichen artzny widerumb nüwfrüchtbar, mit marck, adern, allen natürlichen Zuflüßen, lebhafft, krefftig vnd besser dann vor ye erweckt hatt; als nun der Sun vom Vater vnd mutter, in blüender Jugend, mit rechter sorfeltigkheit erzogen vnd beschirmpt, ist aber ein grusamer schmerzbringender angriff vff sy fürgenommen vnd endtlich verbracht, Namlich das ettliche Wyber habend gellt genommen vnnd Inen vil Irer glider abbrochen, die übergeblibnen gebunden, an Tänninsülen; zudem so hand sy vor vnd nach müßen stan Jar vnd tag vnder fryem Himmel, nackend, bloß vnd barfuß, den meren theil Im erdtrych, biß über die Weiche. was sy da erlitten von Kellte, schnee, ryffen, hagell, regen, wind, hitz vnd brenner, gib ich üch selb zu bedenken, Ich möchts vor großem mitlyden nit alles beschryben. vnd da sy vermeinten aller not entrunnen, In sicherm Frid vnd rüwig sin, do ist erst ein betrübter Wulchenbruch des Ungewels über sy gevallen, dann ein Merclicher starcker Zug, zu Fuß vnd Roß, ist mit einem gächen sturm über Zün vnd muren Inprochen mit Züberen, Küblen, gellten, prenten vnd hand vnd gewallt, an alle vorgende vrtheyl, vnverhörter sach den frommen züchtigen Jüngling dem Vater üß den armen, der mutter ab der brust fräventlichen Entzuckt, beroubt vnd genommen, In ein hultzin Kärcker geworffen, mit großen Knuttlen vff Inn gestoßen, dardurch Im alle syn meriste heimligkheyt zerstuckelt vnd zerbrochen ist; alls er nun so gar schwach vnd verstallert war, das Im vielnach niemand bekant, habend sy in vff ein Wagen geworfen vnd alls ein Mörder ußgeschleypfft vf die gewonliche Richtstatt, da hat sich erst die tödliche Not erhezt. Sy hand den tugendrychen,

fründsäligen, froeudbringenden, liebgehapten Fründ vff ein breyt holtz gelegt, Ein schwär mächtig groß Holtz mit sounderm Vorteyl vnd bereytten Instrumenten vff In, zween Mann darzu verordnet, die all in krafft daran gestrebt hand, den onschuldigen zerpreßt, zerschmettret, das weder marck, safft, noch keinerley Füchtigkeit in im beliben vnnd wie ein dürre grieb' den vnvernünftigen tieren vnd schwinen dargeworfen, demnach sin vergossen schweyß In ein Vaß gesamlet. allso schick ich üch den Noterlittenen zu beherbergen; doch sehend zu, das er üch nit ein Duck tüge, So er ledig wurde. Dann er ist handfest vnd sorglich, Eins fräflen Nodtvesten geschlechts, Ein gesitzter blutsfründ des wytberümpten Hellden Hannsen von Vivis (der starke Wadtländer Wein zu Vevey), Er hab erlitten was er hab, hüttend üch, land nit mer vff einmal Inn, denn Ir wol mögend gewaltigen: Die Junggesellen sind abentürig, starck vnd muttwillig. Disse historien sampt angehanckter Warnung hab Ich üch, schuldiger Pflicht nach, nit wöllen verhalten, Hiemit sind gott bevolchen. Datum zu Erlach, Zintag vor aller Heiligen Tag im 1526 Jar. — Niclaus Manuel, der vwer all Zit. (Darunter das Schneidemesser als Insigel).

Grüneisen, Leben und Werke des Niclaus Manuel, Stuttgart 1837, S. 291.

In Reimgedichten sind vorstehende Gedanken ausgesprochen durch W. Wackernagel's Weinlieder; sodann in Hoffmanns v. F. Weinbüchlein (Breslau 1829). Vergl. Klopstock's Ode „Wein und Wasser."

frühfälligen, fremdbringenden, hergebrachten [illegible] ein Brett voll gelegt. Ein schwarz [illegible] mit [illegible] Bezirk und betroffen [illegible] Mann darzu gezeichnet, die all in sonst davon gehört habe, den [illegible] gerückt, geschehen, [illegible] hat, noch [illegible] Nächtigkeit in [illegible] In ein Buch gesammelt, [illegible] sich den [illegible] zu beherbergen; Doch [illegible] Es er fertig wurde. [illegible] ge- zeichnet. Ein [illegible] von [illegible] (der [illegible] Bern zu [illegible]). Er hat erstellet [illegible] einmal [illegible], denn [illegible] Die [illegible] sind [illegible], stark und [illegible]. Dieser [illegible] Stunde hat [illegible] noch, wir [illegible] erhalten. [illegible] Datum zu [illegible] der alten [illegible] Tag im 1520 Jar. — Niclaus Manuel, [illegible] (das [illegible] als [illegible]).

1) Grüneisen, Leben und Werke des Niclaus Manuel, Stuttgart 1837, S. 281.

2) [illegible] ausgesprochen durch W. Wackernagel's [illegible] in [illegible] (Breslau 1852?). Vergl. [illegible] und [illegible].

B.

Zweite Abtheilung. Aufsatz.

VII.

Porträte.

(Zehn Kapitel.)

---

1. Der Charakter und die Lebensschicksale des Apothekers in Göthe's Gedicht Hermann und Dorothea.

An den sechs Hauptpersonen des Gedichtes Hermann und Dorothea: An Gastwirth, Pfarrer und Apotheker; sodann an Sohn, Mutter und Schwiegertochter erhalten wir zwei Gruppen von Charakteren, in denen der Bildungsgrad des Mittelstandes, abgestuft nach Geschlecht und Alter, nach Beruf, Anschauung und Urtheilsweise dargestellt ist. Die Umrisse dieser sechs Persönlichkeiten reizen uns, ihre nur fragmentarisch angegebenen Lebensverhältnisse aus unsrer eignen Vorstellung zu ergänzen und eben so viel kleine Biographieen darüber zu entwerfen.

Am Apotheker, welcher der untergeordnetste, also der faßlichste obiger Charaktere ist, läßt sich die Ausführung solcher Silhouetten zu einem vollständigen Porträt am bequemsten versuchen.

Wir befinden uns in einem Miniatur-Olymp kleinstädtischer Herrlichkeiten. Die drei Hauptpotenzen eines Landstädtchens halten vertrauliche Sitzung; Gastwirth, Pfarrer und Apotheker tauschen gegenseitig ihre Weisheitssätze anständig und behaglich aus. Das hintere grüne Stübchen voll Kühle und ohne lästige Fliegen verwandelt sich zum waldigen Ida, und von seiner Höhe schauen die Dreie herab auf staubige Trojaner-Ebenen, in denen die Geschicke eines armen, ringenden, hin und hergestoßenen Völkleins von Auswanderern sich erfüllen. Das Ambrosia ist schon seit Mittag in Gestalt guter Hausmannskost von den Dreien eingenommen, eben kommt jetzt der Nektar an die Reihe, ein Glas Dreiundachtziger in grünen kurzbauchigen Römern aufgestellt. Des Gastwirths gerunzelte Stirne klärt sich ruf, dieser polternde Hauswirth, dieser scheltende Papa, dieser „Fernhindonnerer im Gewölk, Zeus" verzieht bereits zum lauten Gelächter den Mund; warum wohl? Auch die weisheitsvolle Miene des Pfarrers, dieses Fernhintreffers

Apollo, verklärt sich in ein heiteres Lächeln; worüber wohl? Der Apotheker hat vermuthlich wieder einen seiner Einfälle zum Besten gegeben, ohne selbst dabei zu bemessen, wie komisch die Wirkung seiner naiven Bekenntnisse ausfallen werde. Er ist der Hephästos in diesem Bürgerhimmel; mit einem leichten Anflug ungesuchter Komik wird er ein berichterstattender, dienstbeflissener, anstelliger, geschäftigbeweglicher Spießbürger, der eine erwartungsvolle Heiterkeit auf den Mienen der dasitzenden Gäste verbreitet, so oft er mit ein paar Stadtneuigkeiten zur Stubenthüre hereintritt. Heute ist er besonders bei Laune, und zugleich ist er Schalk genug, um diese von den Freunden ihm zugetheilte untere Rolle nicht blos ohne Widerspruch hinzunehmen, sondern auch passend durchzuspielen. Man muß, denkt er sich, selber witzig sein, um Andere zu guten Witzen über uns zu veranlassen. Er ist also mit eine Quelle, nicht etwa die bloße Zielscheibe des Witzes in dieser Gesellschaft, und eine solche Stellung befriedigt seine Eitelkeit hinlänglich. Seine äußere Unterordnung gegen die Beiden, wie Rang- und Standesverhältniß im Städtchen dies mit sich bringt, gleicht sich damit fast vollständig wieder aus, und was sich dennoch nicht zu völliger Einerleiheit herstellen lassen kann, das weiß er durch ein sehr praktisches Selbstbewußtsein sich rationell zu machen, mittelst finanzieller Gründe nämlich. Er gibt entschieden zu, daß der Pfarrer an Rang und Einsicht weit über ihm stehe; allein wer weiß, ob nicht etwa gerade ebenso, wie einst ein Moses über Aaron stand; und mußte dessen der gottgewürdigte Bruder sich nicht eben so oft bedienen, als man beim widerspenstigen Volke etwas durchsetzen wollte? Nun, dieses vielköpfigen und kopflosen Publikums ausgemachtes Haupt ist im hiesigen Städtchen der Apotheker, er beherrscht die unteren Schichten der kleinen Bevölkerung weit sicherer, als dies ein Stadtpfarrer vermag. Denn der Apotheker ist ein reiches Erbkind, der begüterte Sproß einer altangesessenen Familie; sein Wohnhaus hat mehr Stockwerke als die anderen, seine Haushälterin hat mehr eingemachte Zwetschgen im Speisekasten, als die anderen; sein Acker mehr Krautköpfe, sein Garten die längste Hecke und das geräumigste Gartenhäuschen. Er ist der Magnat der Kleingewerbe, der Patrizier unter den Plebejern, er hat die andern alle im Sack. In dem Hauptbuche, das die Apotheke zum Michael führt, steht die Reihe der Getauften, Getrauten und Gestorbenen wohl eben so genau verzeichnet, wie nur immer im pfarramtlichen Register, allein mit dem Unterschiede, daß das Kirchenbuch die Seelen als todtes Kapital, das Apothekerbuch sie als ein zinsentragendes, fünfprocentiges, einregistrirt hat. Und wie klingend erst ist eines solchen Mannes Geldbeutel gegen das taube Erz und die tönende Schelle eines Klingelbeutels, den man während der Predigt durch die Kirchenstühle umgehen läßt? Das heißt: Unser Mann kann die ganze Officin schließen und aus

der Rente leben, aber der Pfarrer muß seine Kanzel regelmäßig fortbesteigen und steht im Brode der Stadt. Gründe genug für den ordinären Menschen, sich als Mann von Gewicht zu fühlen und auch einem Geistlichen gewachsen zu sein, dessen Reich ohnedies nicht von dieser Welt ist. Es ist also Artigkeit und das Gefühl eines Ebenbürtigen, wenn der Apotheker die Scherze, die von solcher Seite her auf ihn gemünzt werden, nicht auf die Gran- und Scrupelwage legt; und er stellt sich dem satyrischen Nachbar sogar an Bildung gleich, wenn er klug genug ist, einen gelungenen Einfall beifällig mit zu belächeln, auch wo ein solcher auf seine Kosten geht; er hilft großmüthig mit, eine heitere Stimmung der Freunde zu verlängern. So etwa ist die gesellschaftliche Lage beschaffen, in welcher sich der Apotheker dem Stadtpfarrer gegenüber befindet.

Aber auch dem Gastwirth zum Goldenen Löwen darf ein Späßchen erlaubt sein über den Apotheker zum Goldenen Michael; sind beide doch Geschäftszwillinge und leuchten wie Kastor und Pollux mit ähnlich vergoldetem Hausschilde weithin durch die trübe Gasse voll unscheinbarer Wohnungen. In den Apothekerhimmel führt nur die Geld-Scala als Jakobsleiter hinauf, und auf ihrer obersten Sprosse steht natürlich der Gastwirth mit gefüllter Truhe die zugesperrt ist, und mit verklärtem Löwenrachen, der aufgesperrt ist. Dies sind schwere Gründe, die Respekt gebieten. Wie indessen jede Polizei vollkommene Reciprocität gewährleistet, um dieselbe wieder von der Nachbarpolizei für sich fordern zu können, so verlangt auch der Apotheker hier sein gutes Theil Achtung, das er dem Nachbar widmet für sich selber; er steckt seiner Bewunderung des fremden Reichthums augenblicklich engere Grenzen, wenn des Gastwirths Witze die Schranke der Ehrfurcht überschreiten würden. Denn wer fühlt es nicht im voraus, wie wenig des Wirthes Kunst, den Salat an der Table d'hôte anzumachen, bedeuten kann gegen die selbstverfertigten Liköre eines Pharmakos, die an feiner Pikantheit mit Italien und Frankreich wetteifern. Und jenes Kellner-Französisch, das aus dem benachbarten Straßburg geholt wird, muß ohnedies ganz verstummen gegen ein majestätisches Schullatein, das man an jeden Kräuterkasten und jedes Wurzelschubfach in rother Fractura anzuschreiben heute noch im Stande ist. Der Herr Stadt- und Bezirks-Physikus — leider fehlt er gerade heute in diesem Kränzchen — zieht ja eben deßwegen ein Gespräch unter der Thüre der Offizin jeglicher Unterhaltung mit den eignen Fachcollegen vor; täglich verhandelt er im dortigen Laboratorium die seltensten Krankheitsfälle, oder schlägt jene schweißtreibenden Folianten im Receptirzimmer nach, welche dorten wie Potsdamer Grenadiere paradiren und das Tageslicht verfinstern. Dies alles zusammen erfährt man Abends im Gasthof beim Schöppchen noch einmal, und gewiß übernachtet hier kein Fremder, der beim Zu-

hören nicht noch vor Schlafengehen herausbringt, daß auch hier Orts der Apotheker zu den dominirenden Honoratioren gehört und etwaige unliebsame Bemerkungen mit Zinsen heimzahlt.

So umgibt uns ein sich selbstbefriedigender, eigennützigkluger, erträglich beschränkter Menschenschlag eines Landstädtchens, dem sein Einer Kirchthum das Maß ist zur Bestimmung jeder absoluten Geisteshöhe. Die schönen Künste feiern dabei nicht ganz; wir erfahren ja, daß die Nachbarstöchter Klavier klimpern und daß sich Tamino und Pamina als neueste Opernarien auch hierher verirrt haben. Aber gleichzeitig kann hier Bürgermeister und Nachtwächter noch denselben Streit fortführen, den das Gedicht von Matthias Claudius erzählt, und sogleich werden sich alle Köpfe an der Controverse betheiligen, ob in dieser guten Stadt die Glocke ein Masculinum oder ein Neutrum, ob der Glock oder das Glock gesungen oder gesagt werden soll. Der Sprachgebrauch des Städtchens gehört noch nicht genau zum vaterländischen, und die zweifelhaften Fälle der Mundart entscheidet der Styl des Rathsmanuale.

Eine geistige Schranke ist auch stets eine Charakterschranke. Der Apotheker vertritt daher diejenige Gattung bürgerlichplatten Urtheiles, die im Tugendhaften und Guten das Verdienstliche aufsucht, die das Schöne zum Nützlichen schlägt (Ges. 5):

Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.

Eben damit macht er sich aber zu einem sehr bequemen Hilfsmittel, durch ihn alles Dasjenige zu unserm Ohre gelangen zu lassen, was zu wissen unentbehrlich ist, während es im Munde einer jeden andern Person würdelos und befremdlich lauten müßte. Er macht uns Mittheilungen über Dinge und Ansichten, die ein höher stehender Mensch lieber unausgesprochen läßt. Er wird auf diese Art der Bote des epischen Dichters, und man sendet ihn diejenigen ausgetretenen Wege, die man Andere aus Anstand nicht wandeln lassen will; er wird das Sprachrohr, welches stärker und lauter Etwas betonen soll, als man es selber gesagt haben will. Ihm also, und nicht dem zugleich mit ihm heimkehrenden Pfarrer, wird eine Begebenheit abgefragt, auf welche unsere Theilnahme vorerst hingelenkt werden soll. Und der berichterstattende Apotheker macht daraus sogleich eine jener Jammergeschichten, deren vollständige Ausmalung uns jedesmal verstimmt, wenn unser hocherregtes Mitleiden das Unabänderliche rathlos geschehen lassen muß und mit müßigen Händen dabei zuschauen soll. Solch ein Histörchen ist es denn, wenn (Ges. 1) die Karren und Wagen der eilfertig dahinziehenden Auswanderer da draußen vor der Stadt im Hohlwege stecken geblieben sind und heillos umgeworfen haben. Die Kranken und Altersschwachen, Greise und Frauen, fliegen von der Höhe des hochbeladenen Fuhrwagens zu Boden,

liegen hilflos vor unsern Augen im Staub, sind im Sturze gedrückt und gequetscht, und bleiben einem grausamen Tode ausgesetzt, so lange die Kisten und Ballen der übrigen Verladung noch nachzustürzen drohen. Allein nun kommt das allzuschwere Gepäcke seinem eignen Gewichte nachgerutscht, es fällt steil am Wagen nieder, und die weiter weg geschleuderten Passagiere bleiben unzerschmettert. So haben wir nur das Wimmern und Stöhnen hören müssen und sind diesmal noch mit dem blosen Schrecken davon gekommen. Der humane Pfarrer, der eben vom Anblicke dieser gefährlichen Scene mit herkommt, schweigt ganz davon, ihn bekümmert genugsam der Schaden, den die armen Auswanderer neu erlitten haben an zerbrochenem Fuhrwerk und zerschmetterter Waare. Aber des Apothekers einmal gereizte Phantasie ergeht sich jetzt mit breiter grausamer Schilderung an dieser species facti. Hühnerstall und Spiegel kollert, Backtrog und Leintuch wirbelt vor seiner Vorstellung noch einmal bunt durcheinander. Bretter und Fässer müssen uns neuerdings vorpoltern, wir müssen die Gänse im aufgeladenen Stall, die Kinder in der schiefgebundenen Wiege schreien hören; damit er uns am Schlusse seiner Erzählung triumphirend ein unerwartetes gutes Ende ankündigen kann. So schob uns die Kindsmagd einst am Ende ihrer Schaudergeschichte noch ein Zuckerzeltchen in den Mund und sagte: „es thut ja nichts mehr, jetzt sind sie alle schon lange im Himmel.“ Und dennoch werden wir Zuhörer diesem verdrießlichen Erzähler nicht gram, allein aus einer ganz eignen Bewandtniß, von welcher der Apotheker selbst keine entfernte Ahndung hat. Denn uns fesselt dabei weit mehr jene unverwüstliche Objectivität des Pfahlbürgers, dem es bei seinen Kleinbeschreibungen nicht auffällt, wie vielfach er sich selbst persiflire, wie er uns jetzt gerade die ganze Jammergeschichte des miserabeln Straßenbaues auftische, durch den sich seine hochgerühmte Stadt bisher unbesuchbar gemacht hat. Eben diese halsbrechenden Wege, in denen heute die Emigranten sich festgefahren haben, schafft jenes wohllöbliche Baucollegium, dessen hohes Mitglied unser Erzähler selbst entweder bereits segensvoll gewesen ist, oder bei der nächsten Rathswahl mit Stimmeneinheit wieder werden wird. Doch an solche Mißverhältnisse ihn erinnern zu wollen, wäre verlorene Mühe. Was braucht, wird er uns anschnarchen „was braucht das fremde Volk seine Wagen unvernünftig zu überladen und mit polizeiwidriger Eile uns Straßen und Straßenborde damit zu verderben? Oder sind denn diese Straßen für unser eigenes Ackergewerbe und die Wochenfuhre seither nicht gut genug gewesen, ja relativ ausgezeichnet?“ Dies ist jederzeit die Gegenfrage, die er bereit hält. Wir aber wollen ihm diese patriotische Ereiferung ersparen, denn wir kennen bereits jene Denkweise genugsam, die jeden Verbesserungsvorschlag, der von einem Fremden ausgeht, mit dem vaterländischen Ruf überschreit „der Galgen ist für uns und unsere Kinder!“

Und gerade weil er von Fremden zu erzählen hat, darum ist diesmal der Apotheker so einläßlich. Die Rastlosigkeit dieses überrheinischen Völkleins, um einem drohenden Kriegsausbruche noch zu entkommen, die unausbleibliche Verarmung und Rathlosigkeit, welcher sie im Auslande stündlich näher rücken, ihre wachsende Sorge für darbendes Weib und Kind, bewegt den Apotheker nicht mehr als die Notiz, daß Mondschein im Kalender steht; beides nimmt er als ein unabänderliches Faktum hin. Aber daß sich der Zug heute vor seinen eignen Augen und vielleicht an der Marke seiner eignen Kartoffeläcker stockend in einander schob, dies hat ihm jene selbstsüchtige Empfindung seiner eignen Sicherheit zu kosten gegeben, eine Empfindung, die aus einer unsichern Mischung von Theilnahme und Theilnahmslosigkeit entspringen muß, wenn sich der rohere Mensch an fremdem Unheil zu weiden pflegt. Deshalb liegt dem Erzähler jetzt auch kein Gedanke näher, als der, wie es bei solchen Zeitläufen um ihn selbst stehen möchte. Seine Addition darüber ist fertig, die Probe ist auch gemacht, und alles kommt so ganz nach Wunsch heraus, daß er uns seine Gedanken hierüber sogleich gar redselig und beruhigt mittheilt. Da erfahren wir denn Folgendes:

Als ein verspäteter Junggeselle hat er sich mit keiner Familie zu schleppen; auch seine bejahrte Frau Mutter ist schon gestorben, die silbernen Miederketten der Seligen, nebst ihren Ringen und Riechfläschchen hat er noch alle auf einem Haufen beisammen; aber wie schnell wären diese miteinander zu den Speciesthalern in die eiserne Kiste geschlossen, mit der man dann zum hintern Thore unbeschrieen hinaushaudert, wenn zum vordern etwa schon der erste Trupp feindlicher Soldaten einrückt. Solchen Zeiten hat er schon lange nicht getraut, deshalb sind die früheren Geschäftsspeculationen unterblieben, ausstehende Gelder eingetrieben, liegende Waaren aufgebraucht, überflüssige Dinge sicher placirt. Freilich die seltenen Kräuter, die Fülle selbstgesammelter Wurzeln — nun die müssen dann freilich verschimmeln und der Provisor kann das leere Haus hüten (Ges. 2):

Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtesten.

Darum steht draußen über der Ladenthüre dermalen der Erzengel Michael so elend abgebräunt (Ges. 3); aber ihn frisch vergolden lassen, wo Niemand mehr den Frieden garantirt, sähe noch viel lächerlicher aus. Hinten in der Vorstadt liegt der Kraut- und Wurzgarten, allen Buben durch das große Spalierobst wohlbekannt, das man dorten mit der Kappe oder dem Buttmann geschickt herunter werfen kann; alles mögliche Tausendguldenkraut wächst drinnen durcheinander (Rückert 4, 23):

Was die Gicht in Fingern Möchte ringern,
Wider Magendrücken Was zu pflücken,
Wider Seitenstechen Was zu brechen,
Und was abzurupfen Wider'n Schnupfen.

Hier hat er vormals eine Muschelgrotte hergerichtet gehabt, mit Bleiglanz und Krystallstücken ausstaffirt. Auch das Alles steht schon lange verstaubt und blindgeworden da. Man könnte es abermals zu einer Zierde des Städtchens machen; aber gar schnelle ändern heute die Moden, und zu verdrießlich und mißlich ist's, es jeglicher nachthun zu sollen. Da müßte man jetzt den ganzen Staketenzaun roth anstreichen, die Gartenfiguren aber, die steinernen Bettler und Zwerge, die schon so lebhaft angestrichen sind, die müßte man nur gleich wieder abkratzen lassen. Das ist der eigensinnige Gang der neuen Zeit, und den macht jetzt gerade der Nachbar drüben mit. Nun, er ist vermöglich, er kann etwas daran setzen, die bitteren Erfahrungen werden auch bei ihm nicht ausbleiben. Der hat sein ehemaliges Krämergeschäft in ein Fabrikgeschäft erweitert und fährt in einer neuen Kutsche spazieren, die weitweg zu Landau drüben gebaut worden ist (Ges. 1). Neue Spiegelscheiben hat er in moderne Kreuzstöcke eingesetzt, grün sind die Polygone der Hauswände, zierlich eingefaßt mit weißer Stukatur (Ges. 3).

Da tritt also ein neues Geschlecht aus der Geringfügigkeit hervor und verdunkelt die alten namhaft gewesenen der Gemeinde. Gewerbsthätigkeit, speculirender Verstand, weitblickende kaufmännische Unternehmungslust, rühriges Schaffen, Freude an reinlicher Umgebung wie an würdigen Produkten erwacht bereits in den untern Schichten, indessen die oberen verstockt und verrostet noch am Alten festhalten wollen. Hier erst entspringt die Quelle kleinstädtischen Neides und winkelhafter Intrigue in ihrer ganzen Gediegenheit, und der Apotheker gibt sich sogleich zum Dolmetscher aller üblichen Frau-basereien her. Wer jetzt mit der Zeit gehen wollte, sagt er, wer in dieser Zeit den Hausrath ändern, nur das kleinste von der Stelle rücken wollte, der müßte ein Verschwender gescholten werden. Nur der Fabrikant drüben macht einen Ausnahmsfall, er ist entweder ein Glückspilz oder im Besitze eines Geheimmittels; so ausnehmend große Avancen und Provisionen gewährt man nur einem Schwindler oder dem fixesten Kapitalisten; ihm kann man es nicht nachthun, und Keinem ist es rathsam, sich zu überstürzen.

Eile mit Weile, das war selbst Kaiser Augustus Devise.

So redet der Apotheker über die Neuzeit (Ges. 5), die ihn überflügelt, und er fühlt sein Zurückkommen, ohne daß er seinen Aerger darüber geradezu auslassen darf. Er hängt jetzt den Mantel der patriarchalen Einfachheit um, des altgeraden Biedermannes, des ächten Conservativen. Kann er seine Nachbarn nicht weiter

beherrschen, ihnen nicht mehr einen Hemmschuh unterlegen auf den frei gewordenen Wegen der Concurrenz, so thut er, als trete er mit reifer Ueberlegung bescheiden um eine Stufe zurück, als räume er freiwillig jüngeren Kräften den Spielraum, den er nicht mehr allein ausbeuten kann. Und diese Abdication verzuckert er sich mit einem sophistischen Sprüchlein, mit einer Weisheit, wie sie dem ungelehrten Fabrikanten in den künftigen Magistratssitzungen niemals zu Gebote stehen wird, mit einem Citate, das noch aus der guten Zeit stammt, wo der Bürgerssohn in die städtische Lateinschule ging. Damals las man den Horatius Flaccus, und der Apotheker schnitt dabei seinen Namen so tief in die Schulbank, daß der Pedell heute noch brummend diesen Unfug herweist.

In einer Officin es zu ein wenig Menschenkenntniß zu bringen, ist eben kein Großes. Es ist also gedenkbar, daß unser Mann bei zahlreicher Kundschaft etwas feinsichtig für die kleinen Ecken und Sprödigkeiten ist, die sich dem gewöhnlichen Schlag Menschen nicht leicht abschleifen. Während daher der Pfarrer draußen bei den Emigranten sich mit dem Dorfältesten über Dorotheens Art und Wandel benimmt, wie man einem fremden und noch nicht gesehenen Menschen mit Fug und Recht bei seiner Obrigkeit nachfragt; verläßt der mitgekommene Apotheker alsbald diesen allein schicklichen Erfahrungsweg und durchstreicht auf eigene Faust die Menschenschaaren, um aus den vielen hundert fremden Mädchen ein ihm zwar schon geschildertes, aber dennoch ganz unbekanntes herauszufinden. Er verläßt sich auf seine specifische Art von Spür- und Witterungskraft, die aber offenbar über das anthropologische Maß hinausgeht und an Instinkt grenzt. Die Beschreibung, welche ihm der liebende Hermann von des fremden Mädchens Tracht und Gestalt gegeben hat, verwandelt er sich jetzt in eben so viele Punkte eines Steckbriefes, und alsbald ist er mit sichtbarem Häschervergnügen wieder zur Stelle, um dem Pfarrer in's Ohr zu raunen, bewußte Person sei in der Nähe, alles übrige genau zutreffend. Hier nun beurkundet sich jene mikroskopische Beschaffenheit des Auges, mit welchem ein Hagestolz die Dinge sieht und mißt. Vielleicht, daß er selbst dabei eines alten Verhältnisses gedenkt, das sein Herz auf ähnliche Art einmal anzuknüpfen versuchte und mit dem Korbe davon kam. Durch die Lücke eines Zaunes hindurch hat er nach der hohen Gestalt einer rüstigen und beherzten Jungfrau gespäht, gleichsam als ob zwei Unbekannte sich gegenseitig vor einander verstecken müßten; und erkannt hat er sie als die allein Gesuchte an dem alten Kattun aus dem Löwenwirthshause und an dem blauen Kissenüberzug, den Hermann für die arme Wöchnerin ihr zugebracht hat (Ges. 6). So blickt nicht der Geist eines Mannes, sondern das triviale Gedächtniß einer Wäscherin um sich, welche Kissenzeug und alte Kattunflecke aus ihren herrschaftlichen Häusern nach Farbe und Stoff in fremder

Hand Knall und Fall wieder erkennt. Schaut aber ein Mann mit solchem Auge, so blickt damit auch der gewöhnlichste Geiz und Eigennutz in die Welt hinaus. Pfarrer und Apotheker sind beide unverheirathet; aber der eine nutzt dieses sein sorgenloses Alleinstehen in der Welt, um Andern in ihren harten Familiensorgen nach Kräften beizuspringen; der andere betrachtet dieselben und bleibt ein selbstbesorgter Filz. Darum hat sich der Apotheker, als er heute zu den Emigranten herausgefahren, schon im Voraus vor einer unzeitigen Anwandelung etwaigen Edelmuthes gefürchtet, und da nun der Pfarrer dem Dorfältesten ein Goldstück übergiebt, um es der schreiendsten Noth auszutheilen, macht der Apotheker die durchsichtige Bemerkung, daß er heute gar keine Münze zu sich gesteckt habe. Aber großmüthig zieht er dafür den Tabaksbeutel, in welchem sich noch Rest für einige Pfeifen vorfindet, und belobt sein Bischen ausgetheilten Kanaster gleich selber.

So haben wir unsern Apotheker bisher in seinen meisten weltlichen Beziehungen genauer kennen gelernt, als Geschäftsmann, als Erzähler und Gesellschafter, als Patrioten und Politikus, endlich als Physiognomen und Wohlthäter. Noch eine Frage kann uns übrig sein; wir möchten nämlich auch sein Verhältniß zu den überweltlichen Dingen erfahren. Der Standpunkt, den ein solcher Bürger-Repräsentant in der populären Philosophie und in dem benachbarten kirchlichen Gebiete einnimmt, ist deshalb nichts Geringfügiges, weil von ihm aus ein Schluß auf die Geistesrichtung seiner übrigen Mitbürger möglich ist.

Allein hier liegt sein Geist noch total in den Windeln und er hat es gar kein Hehl. Höchstens Schanden halber oder weil sich gerade kein anderes Wort findet, nimmt er das Wort Geist in den Mund. Es ist ihm wie eine andere concessionirte Redensart; etwa wie die Vignette Merkurs auf seinen Arzneigläschen. „Man denkt gar nichts dabei; es ist, als wenn Einer sagte Recueil, Portefeuille" (Göthe 33, 273). Wie man von Alkohol und rectificirtem Weingeist spricht, so redet auch er in einem Athem von Seele, Geist und Gemüth zugleich (Ges. 6). Auch dieses dreierlei ist ihm total einerlei. Er ist ein strenger Diesseitiger. Er gibt um den Geist kein Bein und keine Klaue. In diesem Bekenntnisse, das er uns selber ablegt, haben wir eben gerade die Klaue, aus der wir uns den ganzen Löwen zusammensetzen. Ex ungue leonem verdeutscht sich Göthe: Wie Einer ist, so ist sein Gott. Seine Seele dem Herrn Stadtpfarrer anzuvertrauen, dies kostet unserm Apotheker nicht das mindeste Bedenken; aber mit demselben in einer Kutsche heimzufahren, deren Gespann zugleich sein geistlicher Herr und Freund lenkt, davor graut es ihm. Sein ideales Nicht-Ich mag bei jeglichem Kutscher beliebig Hals und Bein brechen; aber sein concretes Ich bedarf einer gesicherten Assecuranz und verlangt von keiner Idee, sondern vom handfestesten Stallknechte

zur Abendsuppe heimgebracht zu werden. Dies ist sein System; auch er also theilt die Welt in Geist und Leib, hält es aber mit der corpulenten Hälfte dieses Doppelbegriffes. Er hantiert mit Wagen und Retorte, das Incommensurable gehört nicht an den chemischen Kochherd. Das sind die bekannten Saducäerreden aus dem vorigen Jahrhundert, aus welchem seine materialistische Bildung stammt. Die Glaubenskälte und die Kasernendisciplin jener Zeit stecken noch in ihm. Trotz seiner persönlichen Gutmüthigkeit würde er also wohl auch den menschenwürdigeren Ansichten wenigstens in seinem Städtchen den Weg vertreten, wenn er es nur vermöchte; und falls der Pfarrer diesen Ansichten auch dann noch zur Stütze dienen wird, wenn sie einmal sich tiefer begründen und wenn die Kirche nicht mehr als ein Mittel erscheint, die Menge im Zaume zu halten und den Privatbesitz zu sichern, so läßt sich jetzt schon der Zeitpunkt denken, wo der rationalistische Apotheker mit seinem geistlichen Freunde brechen, sich auf die Seite der Unzufriedenen stellen und über einreißenden Mysticismus schreien wird. Dann wird er die Zeiten, ehe es im Städtchen gebrannt hat, als die guten, alten, ehrbaren herausstreichen, diese jetzigen aber, wo Jeder schöner baut und wohnt, als er es vermag, werden ihm allmählig die Belials.

Wir wollen ihm indeß nichts Böses weissagen für die Zukunft, und wenden uns also wieder seinem gegenwärtigen Aufenthalte unter den Emigranten zu, von denen er wohlbehalten zum Abendessen heimkommen möchte. Dieser Wunsch wird ihm pünktlich erfüllt; so sehr sich der Hartgläubige dagegen geweigert hat, so glücklich kutschirt ihn der Pfarrer eigenhändig zurück. Damit steht er am Ende seiner Thaten. Denn je mehr nun daheim die Herzen Platz gewinnen, um so mehr muß der Engherzige dabei zurücktreten und endlich verstummt er gänzlich vor der zunehmenden Menschenwürde, zu der die allmählig sich erfüllenden Geschicke sich hinaufsteigern; damit fällt er aus unserer Betrachtung. So ist es begreiflich, daß ihn auch der Dichter mitvergißt und ihn nur im letzten Gesange noch in einem einzigen Verse erwähnt. Ein Herzensbund ist zwischen einem reichen vaterländisch denkenden Jüngling und der heimatlosen armen Dorothea geschlossen. Diesem eben getrauten Paare muß der Egoist seinen Gratulationswunsch darbringen. Dies ist der letzte Bedientendienst, den er der ordnenden Weisheit des Dichters leistet; aber zugleich welch ein Triumph der Thatsachen! Vor demselben Bündelchen, worin Dorothea ihre ganze Aussteuer unter dem Arme trägt, muß sich der reiche Kauz glückwünschend verneigen. Er thut es hier als Flügelmann sämmtlicher Vettern- und Basenschaft, deren Anblick uns eben damit erspart wird; er thut es im Namen aller Neidhämmel im ganzen Publicum, das naserümpfend und eifersüchtig noch lange sagen wird: „im Schnupftüchlein hat sie ihr ganzes Vermögen mitgebracht!“

2. Sechszehn Jahre nachher.

Andere Fassung eben desselben Stoffes.

Die feindliche Invasion ist gekommen und vorübergegangen, der Friede ist in allen Kirchen verkündet und gefeiert, der von Hermann wacker geführte Landwehrsäbel hängt wieder am Nagel, die sanfte Dorothea zeigt im Hinterstübchen dem jüngsten Knaben Blücher's Porträt im Bilderbuche, und ihr ältester horcht durch das halbgeöffnete Fenster hinaus, ob man die Glocke noch läute, die das Zeichen eines beendigten Leichenbegängnisses giebt. Da öffnet sich die Zimmerthüre, Vater Hermann erscheint in Florhut und Trauermantel und ersucht den mitkommenden Pfarrer einzutreten, welcher Talar und Päffchen trägt. Ist es vorüber! sagt die begrüßende Dorothea. Friede seiner Asche! antwortet der Pfarrer; hart neben dem Fabrikanten liegt er, der gute Apotheker!

Mit der nächstliegenden Frage, was nun aus des Apothekers Officin, aus seiner Haushälterin und anderen Relicten werden solle, entwickelt sich im Gespräche der hier Versammelten des Apothekers innerer Lebensgang: wie er sich so gerne zum Freiwerber und Taufpathen habe bitten lassen, — Gesang, 6 — um dabei in der sonst unfreiwillig getragenen Schützenuniform öffentlich erscheinen zu können; welche Anecdote er über jede seiner türkischen Tabakspfeifen zu erzählen gewußt; wie er später durch immer trübere Brillen gesehen, den Krieg und das Sterben verwünscht habe und endlich aus lauter Todesfurcht in den Sarg gesunken sei, der ihm in der Jugend schon vom Vater als ein so schreckliches memento mori vorgeschreckmittelt worden war (Gesang 9).

3. Osrick, oder der gute Ton im gesellschaftlichen Gespräche.

In Shakespeares weltberühmter Tragödie Hamlet erscheint unter den Adeligen und Kammerjunkern des dänischen Königshofes ein junger dienstthuender Kavalier, Namens Osrick (Act 5, Scene 2). Sein Geschäft ist das des Begleiters und Gesellschafters in den täglichen Unternehmungen des höfischen Kreises; im Schlosse selbst hat er Meldung und Botschaft von einem Flügel in den andern zu bringen. Er soll ein Sprachrohr sein zwischen dem königlichen Vater und dessen Sohn, und da sich sein der Monarch bedient, soll dieses von Silber sein, statt von schnarrendem Blech; die edelmännische Bildung soll mit feinem Ohre die Aufträge des Gebieters fassen und mit gleich würdiger Zunge an ihre Bestimmung übermitteln. Nur in einer einzigen Scene läßt der Dichter diesen Osrick erscheinen, aber mit wenig Pinselstrichen zeigt er auf höchst ergötzliche Art, wie gänzlich der König in der Wahl dieses Junkers mißgegriffen habe; dieser wird den guten Ton nimmermehr sich eigen machen, dessen Repräsentant er hier bereits zu sein hätte.

Was ist dieser gute Ton? Eine zur Natur gewordene schlichte Würde. Wie sich Osrick unaufhörlich dagegen verfehlt, läßt uns Shakespeare bei aller Kürze vollständig merken.

Osrick ist sehr reich und begütert; dieser Glücksstand sinkt sogleich „zu weitläufigen Besitzungen von Koth" herab, sobald wir statt des jungen strebsamen Ritters ein bloses Elsternmännchen schwatzen hören. Durch Vermögen, Stellung und Umgang kann er Anspruch machen auf das Recht, bei uns für gebildet gehalten zu werden; doch so wie er den Mund öffnet, bringt er sich um diese Rolle; beim geringfügigsten Auftrage der in einer mündlichen Meldung besteht, stellt er sich und seinen Auftragsgeber unbarmherzig blos. Er kann des Königs Befehl nicht bis in's Vorzimmer tragen, ohne ihn bis dahin schon in eine zweideutige, doppelsinnige Phrase unehrerbietig ausarten zu lassen. Statt des deutlich accentuirenden Schallbechers vernimmt man alsdann ein lächerlich tutendes Bockshorn. Des Königs persönliche Majestät verwandelt sich in einem solchen Munde zum schlechtgemalten Schild einer niedrigen Kneipe. Dies zeigt folgender einzelne Fall. Man hat auf die Fechtkunst zweier Kavaliere eine Wette eingegangen und Osrick soll den einen derselben davon benachrichtigen und um seine Zustimmung ersuchen. Er wählt das „gute Wetter von heute" zur Einleitung und verwickelt sich mit diesem überflüssigen Thema sogleich in die blamabelsten Widersprüche über eine Sache, von der er vergißt, daß sie jeder Laune und Stimmung eines Höherstehenden immer anders erscheinen darf als unserm eignen Urtheile. Er soll dem einen Fechter, auf den man gewettet hat, Namen und Abkunft des Widerparts angeben; er thut es in der Hyperbel übertriebenster Lobpreisung, die um so anmaßender ist, je weniger man aus seinem Munde eine Taxation verlangt, und um so tactloser und unehrerbietiger, als es der ritterliche Königssohn selbst ist, vor welchem er so vorlaut urtheilt. Da er nach und nach die Wirkungslosigkeit seiner willkürlichen Ausschmückungen mitfühlt, so greift er zum letzten Mittel der Plumpheit, er schwört „auf seine Ehre" für die unbedingte Wahrheit seiner eben gebrauchten Worte. Was bleibt seinem gebildeten Zuhörer anderes übrig, als stumm darüber hinweg zu eilen, um die Ehre des Schwätzers, so leichtsinnig auf's Spiel gesetzt, nicht selbst mit bemäkeln zu müssen. Man nimmt ihm also die Rolle des Berichterstatters ab, man schont in ihm die Hofcharge, die er bekleidet, also verlegt man sich auf's Fragen, auf's höfliche Examiniren. Man will den Werth und Betrag jener Wette erfahren, welche der Hof anzustellen beliebt hat. Der Befragte springt in ein synonymes Nichts von Artigkeitsversicherung nnd Werthbetheuerung über, und wird ihm endlich auch hier eine beschränkende Querfrage gesetzt, so geräth er durch diese unerwartete Unterbrechung in Gefahr, sogar den Grund seines eignen Erscheinens sammt seiner ganzen Botschaft

einen Augenblick lang nicht mehr zu wissen. Längst hat er Alles schon zweimal gesagt, jeden Satz auf doppelte Schrauben gestellt und den mißlungenen Redeplunder wieder von vorne begonnen; während nun der ermüdete Zuhörer die unklaren Phrasen still bei sich selbst analysirt und frisch in's Gespräch umsetzt, wird der Erzähler zum katechisirten Schülerbüblein, für den es keinen andern Ausweg weiter giebt, als ein vom stricten Gedankengang des Andern vorausbeherrschtes Ja und Nein. Der Katechete ist am Ende, er macht die Nutzanwendung in einer abermaligen Frageform, und was Osrick bisher um Alles vermeiden hat wollen, gerade dieß muß er jetzt logisch gezwungen thun: mit der Farbe heraus gehen, mit der Sache selbst heraus plumpen, mit der Thüre in's Haus fallen. Dort schwimmen die Phrasen im Wasser, nebenan ein leerer umgestülpter Kahn, am Ufer steht der begossene Pudel. Die Kinderlehre ist aus, sich selbst Feind macht sich der durchgefallene Botschafter zur Thüre heraus. Das ist die Nemesis des verletzten guten Tones.

Solche Leute nennt Prinz Hamlet schale Ausgeburten des Zeitalters, belästigende Mücken, parlirende Elstern, Kibitze, die mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Neste gelaufen sind; Staarmatze, die nur den Ton der Mode, nur den Außenschein der Unterhaltung erhascht haben, eine Art von Brausemischung blödsinniger und gesichtetster Urtheile. „Aber man treibe sie nur zu näherer Prüfung, und die Blasen platzen."

4. Was verlangt man vom geschliffenen Erzähler?
(Spielart des vorigen Stoffes.)

Daß er eben so gesund als angenehm und mehr schön als geschmückt erzähle. Dieß ist nicht die Seite des sogen. Guten Gesellschafters, des Anecdotenjägers und Witzboldes; sondern das Vermögen, Gedanken klar, fließend, wohlgeordnet, ohne Abschweifung des Ausdruckes und der Beziehung, mit symmetrisch abwechselndem Tone heiter und schlicht vorzulegen.

Die Wahl und feine Schattirung des Ausdruckes unterscheidet sich weit von dem Anschein der Gesuchtheit.

Die Einfachheit verwechsle man nicht etwa mit einem faulen sich Gehenlassen oder mit matter hingedehnter Leerheit.

Die schelmische Ironie besteht nicht in der selbstgefälligen Sucht, komische Wirkungen schlagartig hervorzubringen.

Die epische Breite des Tones hat nichts gemein mit der fremdklingenden Abschweifung, mit der spitzfindigen Ausspinnung einer persönlich gemachten Betrachtung und Selbstbeurtheilung.

Kritisch rigoroses Abmessen und Beurtheilen gegenüber Personen und Verhältnissen, über welche wir nicht gebieten, verwechsle man ja nicht mit jenem aufrichtigen Urtheile vor unsern Vertrauten,

die unsrer Motive bereits sicher sind. Inprimisque provideat, ne sermo vitium aliquod indicet inesse in moribus, quod maxime tum solet evenire, quum studiose de absentibus detrahendi causa aut per ridiculum, aut servere, maledice contumelioseque dicitur. Cic. De Off. 1, 41.

Die persönliche Wärme und der Antheil des Erzählers entblöst nicht seine innere Welt mit, geht nicht ein auf des Sprechenden eigne Persönlichkeit, Schicksal und Erlebniß. Deforme est, se ipsum praedicare et cum irrisione audientium imitari militem gloriosum. Cit. De Off. 1, 41.

Weichlichkeit, Süßlichkeit, betheuernde Empfindsamkeit sind lästige und grobe Ziereréien, mit denen sich ein gebildeter Sinn nicht befleckt; vielmehr läßt ein feines Gespräch überall den weisen Schein des Sichselbstvergessens zu Gunsten und Ehren seiner Zuhörer vorwalten.

Wie ein Flunkern und Nachtrobbeln von Zierrat und scheckigem Allerlei schon in der äußern Tracht auf einen mangelhaft erzogenen und schiefen Menschen schließen läßt; eben so ist die gesuchte Ueppigkeit des Ausdruckes, die Ueberschwänglichkeit des Wortschmuckes, der Schwall zufälliger Gleichnisse das Zeichen eines barbarischen Geistes. Der Wilde kauft eine Muskete und hängt den eisernen Ladstock zur Zierde in's Ohrläppchen. Don Quixote trägt ein Barbierbecken als Helm. Schwulst ist überall ein Zeichen zugleich des Geschmacksmangels und der Gemüthskälte.

Spielart dieses Stoffes: Polonius im Schauspiel Hamlet.

Polonius drängt sich mehrfach mit seinem eingebildeten Erzählungstalent, seiner Redefertigkeit, und seinen Wortspielen hervor. Er scheint unter der vorigen Regierung ein Parade-Offizier bei der alten Hausgarde gewesen zu sein und prunkt nun mit dem Firniß und der geschmückten Dressur einer verlebten Zeit unter einem jüngeren Geschlechte ahnungslos und lächerlich herum. Die Ueberzuckerung seines Nichts ist längst abgebröckelt, nur der ungenießbare Conditorsdragant ist übrig mit ärmlichen Spuren ehemaliger Colorirung. Dieser auswendig gelernte Gecke und Sentenzenjäger moralisirt gegen die Sitten seiner Kinder in so gröblichen Vorwürfen, daß sein eigner Bedienter nicht begreifen kann, wie man so schreiende Mißstände mit Eckensteher-Späßen an's Licht ziehen könne. Während er bei Hofe einstudirte Reden und calculirte Vorträge abhält, läßt er seinem Gespräche vor Tochter und Bedienten bis zur Rohheit den Lauf, verliert den Zusammenhang, fragt, was er habe sagen wollen, und hält sich bei alle dem für ein Bild der Aufklärung, für einen esprit-fort, vielleicht wohl gar für ein Original. Ueber diese vermeintliche Originalität gilt Göthe:

Eigenheiten bleiben von selber haften;
Du kultivire deine Eigenschaften.

5. Göthe schöpft den poetisch wirksamen Stoff in Hermann und Dorothea aus seinem eignen Lebensgange.

Kein Aeußerliches war's, wornach er ringend strebte,
Es war sein Innres selbst, das was er war und lebte.
Rückert's Brahmane 662 Nr. 35. —

Der Wirth zum Goldenen Löwen, im Gedichte der Vater Hermann's, ist des Dichters Großvater gewesen, der aus Artern in Thüringen stammende Schneidersgeselle Fried. Georg Göthe, welcher im Jahre 1705 als Wittwer die Frankfurter Wirthswittwe zum Gasthof Weidenbusch, Kornelia Schellhorn, eheligte und in dieser Ehe den nachmaligen Rath Dr. Johann Caspar Göthe erzeugte. Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugend, S. 423.

Des Dichters Geburtshaus lag am „Hirschengraben"; dort hatte der alte Rath Göthe vom Hausgarten aus durch die städtische Ringmauer jenes Pförtchen in's Freie brechen dürfen, „aus besonderer Vergunst der Obrigkeit," von welchem Gesang 4 die Rede ist. In des Dichters Autobiographie, Wahrheit und Dichtung, wird Hof, Garten und Mauerpförtchen noch einläßlicher gezeigt. Von hier aus erreichte man den Garten der Familie vor dem Bockenheimer-Thore und hier stand jener in Hermann und Dorothea so wichtig werdende Birnbaum; ihn hatte der Großvater, der Gastwirth Friedrich Georg Göthe, gepflanzt zum Gedächtniß an die Geburt seines ersten Enkels, Joh. Wolfg. Göthe (Bettina Briefe 2, 254). Der Weinberg selbst, welcher der Göthe'schen Familie gehörte, im Gedichte mit dem Baume zusammengestellt, lag vor der Stadt hinter dem Friedberger-Thore (Göthe, Bd. 20, 187). Welche Macht diese einzelnen Gegenstände des Knabenlebens noch spät auf den Dichter ausgeübt haben, erzählt in den Erinnerungen aus Schiller's Leben Frau von Wollzogen: Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der Hermann's Gespräch mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas: „So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen," sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Das Dachfensterchen, Ges. 4 und 8, lernen wir in Wahrheit und Dichtung gleichfalls näher kennen; und wenn gesagt ist, daß hinter dessen schimmernder Scheibe der Mond schwermüthig betrachtet und mit dem Erstlingsliede besungen wurde, so hat die Gunst des Zufalls auch noch dieses einzelne Lied auf uns gebracht; es ist „an Belinden" überschrieben und enthält die Stelle:

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
Und ich dämmert' ein:
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Die in Hermann und Dorothea geschilderte Wirthin zum Goldenen Löwen ist das wirkliche Porträt von Göthe's Mutter. Sie ist die weichherzige, stillbewegte Seele, „Thränen kamen ihr leichtlich in's Auge," Ges. 4; die ewig beschäftigte Hausfrau, die selbst noch im Spazierengehen ein kleines Hausgeschäft abzuthun beliebt:

Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohlweg,
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Auch der Charakter des Göthe'schen Vaters ist in dem Hermann'schen Vater leicht zu erkennen; er trug die Amtsverdrießlichkeiten städtischer Magistratur nicht selten aus der Sessionsstube mit heim in die Kinderstube; daher heißt es von ihm Ges. 4:

Der statt anderer mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.

Auch die allen Eltern geläufige Forderung wird ihm, Ges. 3, eigen gegeben:

Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein beßrer,

und so wiederholt er denn den auch heute noch nicht abgekommenen Vorwurf des Alters gegen die Jugend Ges. 2:

Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule geschickt und mir die Lehrer gehalten:
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen!

In Bötticher's Tagebuch (Literarische Zustände 1, 58) heißt es deßhalb über Göthe's Vater: „man schildert ihn im Weimarer Kreise als einen steifen, ceremoniösen Frankfurter Rathsherrn." Als besonders knauserig gedenken seiner die Briefe von und an H. Merck, 2 Bde., ed. Wagner.

Allerlei kleine städtische Begebenheiten des alten Frankfurt und seines damaligen gesellschaftlichen Tones sind mit in das Gedicht verflochten:

Die Schilderung der Feuersbrunst Ges. 1 und 2. Sie steht in Wahrheit und Dichtung sammt dem darauf erfolgten Umbau des Göthe'schen Wohnhauses sehr ausführlich beschrieben. Ein besonderer Schreck ist von daher dem Dichter zeitlebens verblieben; die Beschreibung der Feuersbrunst in Wilhelm Meister, sowie ferner die in der Löwen-Novelle, hängt mit jenem Jugendeindrucke zusammen; aber wie hier im Gedichte, so ist auch dorten überall alles Gräßliche und Betrübende sorgsam von der Situation ferne gehalten:

„Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig und sehe die Sonne noch immer so herrlich herauf gehn."

Der Mädchenspott, welchen Hermann bei den Töchtern des Nachbars auszustehen hat, Gesang 2, bezieht sich auf die drei

Schwestern: Charlotte, Antoinette und Katharine Gerock, welche mit ihrem Vater, einem reichen Kaufmanne, ein schönes Haus auf dem Markte bewohnten. Das ist jenes Ges. 2 beschriebene Gebäude, um dessen grüne Polygone sich weiße Stuccaturschnörkel außen herumziehen, während drinnen auf den Zimmertapeten fingerspitzende Figuren prangen. Da machen die Handelsbübchen mit halbseidnen Läppchen ihr Glück. Jene Jungfern Gerock waren übrigens getreue Freundinnen von Göthe's Schwester Cornelia und werden später auch noch Pathinnen von deren erstgeborenem Töchterlein. S. Düntzer, Frauenbilder, S. 185.

Nach dem Zanke mit dem polternden Vater äußert Hermann gegen die nachkommende Mutter, Ges. 4:

— — am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern.

Auch dieser Gedanke Hermanns, welchen hier die Mutter als einen blos vorgeschützten erkennt, hinter dem sich noch ein anderer heimlich zu verbergen suche, stammt aus einer damaligen Frankfurter Stadtbegebenheit. Das amtliche Aktenstück darüber findet sich, wo man es wenig vermuthen kann, in einer Frankfurter Localposse „Der alte Bürgercapitain" (5. Auflage) 1836. S. 142. Im Jahre 1793 erließen Schützenmeister und Mitglieder der bürgerlichen öffentlichen Schießgesellschaft auf dem St. Gallen Wall einen „Aufruf zu den Waffen an Frankfurts biedere Bürger". Sie werden darin gemahnt, gegen den vordringenden französischen Feind zum Schutze der Vaterstadt in die Scharfschützengesellschaft einzutreten „wo im übrigen gar nichts daran gelegen ist, ob sie schießen können, oder nicht; denn so groß die Gefahr ist, die der Vaterstadt droht, so beruhigender ist doch der Gedanke, daß wir, wenn wir uns in ernstlichen Vertheidigungsstand setzen, nie in den Fall kommen können, uns wirklich vertheidigen zu müssen".

In Weimarischen Diensten hatte Göthe im Jahre 1792 sich dem Heere der Verbündeten anzuschließen, welche den Einfall nach Frankreich bewerkstelligten. Er erzählt aus dieser für die deutschen Waffen so ruhmlos gebliebenen „Campagne" Bd. 30, S. 21, wie seine Marsch-Colonne unter dem Kanonendonner bei Thionville ein Lager bei Pillon bezogen habe: „Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf, der Schatten erfrischte schon, zum Küchenfeuer war Gestrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichkeit ging es nicht ab." — Im siebenten Gesange gibt Dorothea denselben Grund an, warum sie Wasser zu holen, zu der entferntesten Quelle gekommen sei, an

welcher sie von Hermann getroffen wird; ihre unvorsichtigen Landsleute, sagt sie, hätten drüben im Dorfe alle Quellen und Brunnen mit dem hindurchgejagten Vieh getrübt. — Es ist also vollständige Wahrheit Göthe'scher Erlebnisse, wenn Gesang 9. Dorothea betheuert:

— — — Das hab ich alles ertragen,
Auf der traurigen Flucht und nah am verfolgenden Feinde.

Von höherem Interesse als alle diese kleinen Einzelheiten und von ewig dauerndem Werthe ist die Erfahrung, daß die That, um die wir Hermann's Charakter ehren und lieben, Göthe's That, und daß somit der rührende und edle Inhalt des Gedichtes eine wirkliche Leistung des Göthe'schen Lebens ist.

Ges. 2. billigt die Mutter Hermanns Entschluß, hart an den Ereignissen eines losbrechenden Krieges sich verheirathen zu wollen:

Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten
Und es wagtest zu freien im Krieg und über den Trümmern.

Was hier an Hermann gelobt wird und was die dauerhafte, edle Grundlage des ganzen Gedichtes ausmacht, da nun ein wohlhäbiger, vornehmer Städter einem in flüchtender Armuth heimatlos gewordenen geringen Mädchen zu dauernder Treue die Hand reicht, angeregt durch die alles gleichmachende Noth des Vaterlandes — das hat Göthe nicht blos erdacht und gefühlt, sondern gethan. Am ersten Sonntag nach der Schlacht von Jena und Auerstädt 1806, in welcher Deutschland zu Grund gerichtet war, ließ sich Göthe im geplünderten und vom Hofe verlassenen Weimar in der dortigen Stadtkirche mit einem armen Mädchen geringer Abkunft, mit der Waise Vulpius, öffentlich trauen (Nach Riemers, des Trauungszeugen, Mittheilungen). Er band sich durch diesen Schritt mit Leib und Leben an das damals von den Meisten verlassene oder preisgegebene Vaterland. Er, dem italienische Fürstinnen Hand und Besitz anerboten hatten (Siehe seine Briefe über das Fragment Nausikaa), lebte mit diesem Weibe seiner Wahl, beachselzuckt vom Weimarer Adel, treu und glücklich bis zu ihrem Tode. An dem Tage, da er die Lebensgefährtin verlor, findet sich in seinem Taschenbuch geschrieben:

Du bemühst dich, o Sonne, vergebens
Meinen Jammer hinweg zu scheinen;
Der ganze Rest meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Der Dichter hat jedes seiner Werke eine Beichte genannt, die er dem Publikum über sich selbst abgelegt habe. Wir sehen hier, wie zutreffend und umfassend diese Beichte überall gewesen ist. So erhalten wir auch in den schleierlosen Bekenntnissen,

welche Dorothea Ges. 9 über alle leisen Regungen und Empfindungen ihrer Seele macht, einen Eindruck jener großartigen Wahrheitsliebe, die Göthe's eignen Charakter ausmacht und die zugleich der Genius seiner Werke ist. Darum treffen alle unsere noch so verschiedenartigen Leidenschaften stets zusammen in der leidenschaftlichen Verehrung, welche wir der Erscheinung des Sittlichreinen widmen; alle stimmen wir überein in der Schätzung dieser verstellungslosen Dorothea, dieser ewigen Wahrhaftigkeit einer Iphigenia, dieser adeligen Seele einer Eugenie. Und da der Dichter in diesen Figuren stets das sittliche Verlangen seiner edeln Seele ausspricht, so hat er damit alle unsere Herzen gewonnen, und der Inhalt seiner Werke ist eines mit der Dauerhaftigkeit der sittlichen Wahrheit.

6. Der Großthuer und der Kleinthuer.

„Das Kleinthun verstehen so wenige, weil es eine Kunst ist,
Da Großthun aus der Natur entspringt." Lichtenberg.

Darstellung des Themas nach seinen bearbeitungsfähigen Seiten.

a. Der Bramarbas. Der Feldherr hat den Feind so eben aus seinen letzten Stellungen geworfen und während er mit dessen Verfolgung noch beschäftigt ist, schickt er einen Ordonnanzoffizier an den in der nahe gelegenen Hauptstadt versammelten Senat zur Meldung des errungenen Erfolges ab. Dieser Hitzkopf und Brausewind entwickelt nun bei Abstattung seiner Botschaft nicht blos einen unendlichen Pulverdampf und Kugelregen, sondern er läßt eben daraus seine eigene Person wunderbar unverletzt hieher gelangen, um zu verkünden, wie ein unaussprechlich großer Sieg heute in der Wage gestanden, bis ihn die letzte entscheidende That dessen entschieden habe, dem die Bescheidenheit verbiete, vor hohem Senate seine neuen Verdienste um das Vaterland weiter zu schildern. Indessen erscheint der Feldherr selbst, trägt seinen Bericht vor, belobt die Haltung der Truppen, dankt für die Bereitwilligkeit, mit welcher die Regierung seinen Operationsplan unterstützt habe und lehnt den ihm decretirten Ehrendegen auf so lange ab, als noch ein feindlicher Heerhaufe auf heimatlichem Boden stehe.

b. „Meine Wenigkeit." Dies ist jener theoretische Hungerleider, der nur zu dem ausdrücklichen Zwecke einmal von sich selbst zu reden wagt, um ja für keinen Dickthuer gehalten zu werden. Dabei nennt er sich nie anders als den Angeblichen, den Vermeintlichen, über dessen Wenigkeit leider so viele irrthümliche Meinungen im Schwange sind, als die Vaterstadt gegenwärtig arme Bürger hat. Dieser Kleinthuer wohnt allerdings in einem höchst geräumigen und soliden Erbhause; allein es ist seit Großvaters Zeiten schon so vernachläßigt, daß er alljährlich dem Ziegeldecker allein für Dachreparaturen mehr bezahlen muß, als ihn jede

Miethswohnung kosten würde. Er kann nicht leugnen, daß er nebst hübschen Landstücken auch einige Striche Waldungen besitzt; was aber davon nicht bereits durch den Borkenkäfer abgestanden ist; das ruiniren bei gegenwärtig so übel bestelltem Forstschutze die Holzfrevler vollends. Er will nicht gerade bestimmter verlauten lassen, welche namhafte Einbußen er jüngsthin erst in Papierspeculationen gemacht habe; sinken nun aber auch die Korn- und Weinpreise noch tiefer, so ist ihm und jenen Leuten gar nicht mehr zu helfen, für deren Nothstand sein Beutel in einem ganz unangemessenen Verhältniß bisher in Anspruch genommen worden ist. Dann wird die Vaterstadt leider um einen verarmten Bürger reicher sein. Hilfe von außen ist für ihn in solchen Drangsalen nicht zu hoffen. Es hat zwar jener Banquier und irgend ein mediatisirter Fürst einmal als Gast bei ihm gewohnt; allein das ist viel länger her, als großer Herren Gedächtniß reicht. Es hat ihn neulich auch noch der Finanzminister zu sich berufen lassen, um sich momentan seinen Rath zu erbitten — nichts als leere Höflichkeitsbezeichnung, pure Artigkeit! Für ihn aber ist es ein neuer Unstern, für seine schwankenden Vermögensverhältnisse ein baares Minus. Denn gerade mit dem Scheine so unverdienter Bevorzugungen bürdet man ihm einen öffentlichen Credit auf, dem er durchaus nicht gewachsen ist, und beladet ihn mit einer Rolle, die ihn direct zu Grunde richten muß. —

Diesem Jammermann und Wehmaier, er ist der frei resignirte II. Ordens-Consulent und Supernumerar-Expedient am aufgehobenen Reichs Ober-Sensalat, steht gegenüber der Geldprotz und Hans Oben im Dorf Amaranth Zipper, Edler von, auf und zu Zippernau, Schnittwaarenhändler und charakterisirter fürstlicher Hof-Cravattier.

c. Der Charlatan. Zwei junge Aerzte wandern nach Nordamerika aus. Welches Schicksal erwartet sie dorten in ihrer Praxis und welche Richtungen werden sie dabei einschlagen, wenn jeder von ihnen eine der erwähnten Charakterseiten vertritt?

d. Der Sauertopf. Fürchtegott Kleinmeister, emeritirter Custode des eingegangenen Heuschrecken-Cabinetts an der Klosterschule zu Käferloh und Muckensturm.

Er schwört darauf, daß er im eisernen Zeitalter lebe. Er beruft sich dafür auf einen Satz des Schalkes Liscow, den er nur nicht genugsam versteht, wenn er aus dessen Satyre „Ueber die Nothwendigkeit der elenden Scribenten" anführt: „Nicht der Verstand regiert die Welt; Salomon sagt, daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sei. Es gereicht dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann." Auch mit der Poesie ist's schon lange vorbei: Selbst Göthe hat in seinem schönsten Gedicht Hermann und Dorothea einen siebenfüßigen Hexameter drucken

lassen, den das Morgenblatt von 1808, dann Fr. A. Wolf, dann H. Voß rügte, und den der Dichter dennoch als eine „siebenfüßige Bestie" hat stehen lassen (Riemers Mittheil. 2, 586). Mit der ganzen menschlichen Kunst ist es überhaupt nichts. Der große Sprachkenner Schneider hält die Ilias vom 18. bis zum 21. Buch für die Geburt eines recht dummen Nachahmers, und nur das 14. Buch schreibt er einem erträglichen Kopfe zu (Jean Paul Bd. 43, 57.). Nicht einmal die ersten drei Buchstaben unseres deutschen A b c stehen grammatisch in richtiger Folge; man müßte überhaupt Alles noch einmal ganz von vorne beginnen, frisch umlernen und neu anfangen, um es nur irgendwie zu einer erklecklichen Wahrheit im Kleinen zu bringen. Aber darüber zerrinnt stets das kurze Menschenleben und so muß man es denn mit dem Seufzer über die gänzliche Unzulänglichkeit unseres menschlichen Treibens beschließen, mit welchem ja auch der große Naturforscher A. von Haller seine lebenslänglichen Forschermühen zuletzt betrachtet hat:

In's Innr'e der Natur dringt kein erschaff'ner Geist.
Glückselig, wem sie nur die äuß're Schale weist.

e. Der doctrinäre Philister und seine Widerleger. Göthe antwortet auf diese Lamentation des Kleinmeisters: Ein großer Fehler, daß man sich mehr dünkt, als man ist, und weniger schätzt, als man werth ist (Maximen und Reflexionen). Und eben deshalb wendet er sich besonders lebhaft gegen den von der Desperation so oft citirten Vers Hallers:

In's Innre der Natur —
O du Philister!
Dringt kein erschaffner Geist —
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
Glückselig, wem sie nur
Die äußre Schale weist.
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist!

Göthe hat sich mit diesem Spruche nicht an der edeln und einsichtsvollen Bescheidenheit des großen Haller vergreifen, wohl

aber die Unzahl der unthätigen und hemmenden Nachbeter, dieser Philister im Geisterreich, abfertigen wollen. Sie sind unter dem Deckmantel der Bescheidenheit die unbescheidensten Bezweifler der Bemühungen und Leistungen wahrhaft tüchtiger Männer. Erst diese haben ein Recht, von der Bescheidenheit und in ihrem Namen zu reden; je tiefer man in die Wissenschaft geblickt hat, um so mehr sieht man ihre Unendlichkeit, ihre erhabene Größe und fühlt seine eigne persönliche Schranke. Dann erst gedeihen jene ewigen und bewunderten Aussprüche eines Sokrates, er wisse nichts, als daß er nichts wisse; daher stammt das Bekenntniß Paulus, unser Wissen sei Stückwerk; die spannende und fromme Aeußerung A. Humboldt's im Kosmos, höchstens das Schimmern eines Gewandsaumes vom Kleide der Gottheit gesehen zu haben, nach achtzigjähriger Durchforschung der Erd- und Himmelsräume. Hier trifft die höchste Erkenntniß, zu welcher sich der Menschengeist erhebt, immer zusammen mit der edelsten Einfalt, in welcher er seinen Gewinnst ausdrückt. Alles, was ein solcher Forscher äußert, ist schlicht, ein Abdruck seiner intellectuellen und moralischen Beschaffenheit; mit der Hand geschöpfte Natur, nennt es Hippel (Lebensl. 4, 159) weil jeder große Lehrer und Prophet, den die Natur sendet, wie jener Knabe ist, welchen Diogenes aus dem Bache trinken sah. Wenn das Tiefgedachte nicht anders als das eben so rein und innig Empfundene sein kann, so wird es in seiner äußeren Erscheinung sich als das Demüthige zu erkennen geben.

Schlicht zu schreiben, sagt Timm, Nibelungenlied (Halle 1852, S. 179) kann bis auf einen hohen Grad erlernt werden; einfältig gelingt nur dem, der tiefes Geistes und reines Gemüthes ist. Die Hebräer ausgenommen, hat keine Nation so hohe Muster einfältiges Styles aufzuweisen, als die deutsche. Von einem Nibelungen Siegfried an bis zu einem Heinrich I., von einem Rudolf von Habsburg bis zu einem Luther und Blücher und von Stein finden wir diese Einfalt, diese Demuth bei hoher geistiger Anlage und starken Kräften des Leibes und der Seele. Und die ältesten und neusten Schriften, von dem Heliand bis zum Nibelungenliede und der Lutherischen Bibelübersetzung, die Werke eines Matthias Claudius, Göthe, Hebel, Uhland spiegeln diese Eigenheit wieder, „der stille Zauber des eignen Daseins" wie Herder es benennt.

7. Antigone und Kreon,
oder die Unparteilichkeit in unserer persönlichen Theilnahme.

Warum hat in Sophokles Trauerspiel Antigone nicht der Vertreter des Gesetzes, Kreon, sondern Antigone, die Uebertreterin desselben, unsere dauerhafte und berechtigte Theilnahme für sich, und durch welche Seiten des Charakters bestimmen uns diese beiden Figuren zu einem endgiltigen Richterspruch über ihr Recht und Unrecht?

Es handelt sich hier nicht um eine Analyse der Sophokleischen Antigone, als eines Bühnenstückes, welches erst neuerdings, seit die Mendelssohn'sche Musik dazu geschrieben worden ist, so viele philologische und ästhetische Schriften hervorgerufen hat. Wohl aber bietet dieser wieder lebendig gewordene Stoff, der sich nun noch dazu durch die deutsche Bühne in allen größeren Städten allgemeiner veranschaulicht, für Schularbeiten Gelegenheit, die Zeichnung des Porträts und die bemessene Genauigkeit der Charakteristik daran versuchen zu lassen. Dazu sind nachfolgende Umrisse gegeben, welche zum Theil einem Vortrage angehören, mit welchem Thiersch 1844 in der Dresdner Philologen-Versammlung die scenische Darstellung dieses berühmten Kunstwerkes besprochen hat.

a. Der Charakter Kreons.

Hat Kreon nicht die durch Aufruhr erschütterte Stadt zur Ordnung und Ruhe gebracht, dem Gesetze wieder Achtung verliehen, und muß er den Ungehorsam, den er bei den Bürgern ausgerottet, nicht an seinem eignen Nächsten als weiser Staatsmann und guter Bürger am ehesten bestrafen? „Wie soll er über Männer herrschen, wenn er von einem Weibe sich besiegen ließe?" meint Hämon über diesen seinen Vater. Allein eben hier beginnt der mögliche Mißbrauch einer sonst rechtlich geübten Gewalt. Kreon straft nicht blos das Mädchen, das ihm nicht gehorcht, er bestraft in ihr zugleich die Schwester, welche ihren heiligen Schwesterpflichten liebevoll Folge leistet. Er versieht es so in der Grenze menschlicher Macht und göttlichen Gesetzes. Die bürgerliche Pflicht beschirmend entweiht er die religiöse. Er verwickelt sich in die heiligen Wechselverhältnisse dieser beiden sittlichen Mächte und zwar nicht durch Fügung eines höheren Rathschlusses, nicht durch ein ehrwürdiges Geschick, nicht durch seine aus tieferem Nachdenken entspringende Ueberzeugung, der bestimmten Sitte ihr bestimmtes Recht zu verschaffen; sondern indem er selbstbeliebig, willkürlich, nach Laune und Stimmung verfügt. Von ihm und seiner Staatsansicht geht das Verbot aus, des Bruders Leiche bestatten zu dürfen; und in den dagegen erhobenen Bedenken Anderer opponirt er dem Priester, wie ein Saul, bezweifelt er die Geltung der geistlichen Satzungen, auf die ihn Teiresias aufmerksam macht, und bestimmt sich selbst nur um so schärfer für die ausschließliche Geltung seines Staatsrechtes. „Hier erscheint die Unvollkommenheit menschlicher Zustände, wie sie in dem Widerspruche unbedingter Macht und bedingten Gehorsams zum Vorschein kommt, und die dadurch aus menschlicher Sphäre in die göttliche erhoben wird, daß Kreon die eine Seite derselben ganz läugnet, ganz allein die Verantwortlichkeit für sein Verfahren übernimmt." Durch die Stimme des eignen und des verwandten Blutes, durch Antigone's oder Hämon's ihn belehrende

Wünsche nicht belehrt, steht er plötzlich verlassen und vereinsamt da. Die Beiden wenden sich von ihm ab; in der fortdauernden Kränkung, die sie von ihm erleiden, üben sie an sich, und übt er an ihnen Gewaltthat, und der von ihm befohlene Tod Antigone's wird zugleich der von ihm nicht gewollte seines eignen Sohnes. Er sinkt mit einmmale in's tiefste Ungemach, und erkennt in sich, allein nun zu spät, den Frevel und Gesetzesbruch, den er an andern so positiv strafen zu müssen glaubte.

b. Antigone's Charakter.

Antigone nennt sich selbst eine „heilige Frevlerin". Sie handelt demnach in vollem Bewußtsein ihrer Lage und Pflicht, sie bricht des Strategen Gebot, denn sie erkennt es nicht als das eines Königs an, sie nennt den Kreon nur einen „Waffenhäuptling;" und so erfüllt sie an des Bruders Leiche das religiöse Gebot der Bestattung. Mit derselben Energie, welche in Kreon-inquirirt, bekennt sie ihre That, sie will sich nicht durch Abläugnen retten; aber sie pocht auch nicht trotzig auf das Unternommene. Sie ist demnach keines jener verzückten oder frommen Geschöpfe, die sich voreilig zu einem Unternehmen drängen, weil diesem die Himmelsseligkeit verheißen, ihnen aber alles Erdenglück versagt oder auch verwünscht scheint (wie z. B. das Pächtersmädchen im Armen Heinrich des Hartmann von Aue). Sie ist auch keine jener romantisch gläubigen Egoistinnen, die sich rücksichtlos an allem vergreifen, was ihnen den schnurgeraden Weg eines geweihten Wandels versperrt (wie Schiller's Jungfrau von Orleans jeden feindlichen Soldaten als einen Teufel niedersäbelt). Mit mädchenhafter Offenherzigkeit hängt sie am Leben und nimmt rührenden Abschied von seinen einzelnen Reizen. Sie beklagt es laut, die Mutterfreuden nicht gekannt zu haben („dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust!" Schiller Jungf. v. Orl.), kein anderes Ziel erreicht zu haben, als das der Schwester. Aber so sehr sie liebt, so nennt sie in jungfräulichem Zartgefühle Hämon's Namen nicht, und schon zum Tode geführt spricht sie in einer von edler Gottesfurcht eingegebenen Resignation: „Götter, wenn ich gerecht leide, so verzeih ich gern; wenn ungerecht, so strafet die Schuldigen nicht mehr als mich!" Sie weiß es, wofür sie büßt; auch der Chor hat es ihr treulich gesagt (V. 86): Zur höchsten Kühnheit, o Kind, bist du emporgestiegen und hast an dem hohen Thron des Rechtes angestoßen. —

So halten sich die beiden Hauptcharaktere dieses Trauerspiels die Wage. Aber der Buchstabe des Gesetzes tödtet auch hier; Kreon mit seinem einseitigen Rechte geht vor unsern Augen schrecklich zu Grunde, und Antigone's Tod wird von unserm Herzen selig gesprochen. Hämon wäre wohl derjenige noch übrige Charakter, der den Conflict zwischen den beiden unversöhnbaren Geistern aus-

zugleichen vermöchte. Allein Hämon's Seele ist dazu noch gänzlich unzulänglich. Die damaligen Götter des Volkes sind in ihrer Wesenheit noch nicht bis zum Individuum herabgelangt; in Hämon wohnt daher nur erst der Begriff des unverbrüchlichen positiven Gesetzes und des unabänderlichen Staates. Er folgt und gehorcht als Sohn wie als Bürger. Uebernimmt ihn dann aber der sittliche Adel einer andern Seele, sieht er die Berechtigung der That Antigone's, erkennt er den sie leitenden persönlichen Gott, so empfindet er dies nur als die Macht des Eros, nur als die mitbetrübte Liebe, als Mitleid, als höchsten unerträglichen Schmerz. So muß er, nicht anders als gegen seine eigene Empfindungspein thätig, jammernd untergehen. Hämon dient also nur dem Dichter, nicht so fast dem Verstande des Gedichtes. Sophokles bedient sich seiner, um durch ihn poetische Justiz an Kreon üben, um zugleich unsern Schmerz mildern zu lassen über Antigone's Untergang. So groß ist die Unschuld der durch das Königsgesetz Getödteten, daß des Königs Sohn freiwillig mit die Todesstrafe auf sich nimmt. Hämon ist der erste Bekenner der durch Antigone gestifteten neuen Lehre, aber ein talentloser. In diesem Charakter wird wohl diejenige Ausdehnung der Antigone-Sage enthalten sein, die erst durch das wunderbare Kunstwerk des Sophokles für Griechenland hervorgebracht worden ist.

8. Die verschiedenartigen Gesichtspunkte der Naturbetrachtung aus Beispielen erklärt.

a. Der Gesichtspunkt des Gewohnheitsmenschen.

Ein Galeriediener wandelt lebenslänglich neben lauter Raphael'schen Verklärungen; der Buchsetzer einer Cotta'schen Officin arbeitet seit fünfzig Jahren an den unvergänglichen Stylmustern Göthe'scher und Schiller'scher Gesammtausgaben; großer Herren Kutscher, Kammerdiener und Gouvernanten sind lauter gereiste Leute, die heute aus dem Golf Neapels abfahren, um nächste Woche in den Nordseebädern oder auf Helgoland auszusteigen. Der Matrose legt in Rio an, wenn er vorher vielleicht in Messina geladen hatte. Der Förster und sein Reviergehilfe haust im herrlichsten Walde voll Felsgruppen und Eichbäumen, die noch über Salvator-Rosa's Malerträume gehen. Die Einwohner des Chamounithales haben ihren Montblanc, der Genuese hat seinen Golf und den noch schönern von Spezzia in der Nähe — aber ihnen allen geht es wie manchem Menschen mit der heiligen Schrift; er ist oft gerade deswegen gegen sie abgestumpft, weil er sie schon von Jugend auf kennt, ja auswendig weiß. Dieses Schlußgleichniß drängt sich jedem Erzieher auf, darum ist es in Raumer's Pädagogik 3, 42 zu finden.

Auf der Höhe von Jolimont, bei Biel im Bernerlande, hat man den silbernen Gürtel der Alpen mit einemmale vor sich; in zauberhafter Ruhe schimmern sie in den stahlblauen Himmel hinauf, und zur Seite drunten blitzen der Bieler und der Neuenburger See einem an die Hand heran, als ob man in lauter geschliffene Palastspiegel greifen sollte. Sie hängen unter den fruchtschweren Traubenguirlanden an der herrlichen Felsenwand des Jura. Staunend stand hier der Wanderer still, endlich suchte er nach Menschen. Ein einziger Bauer pflügte dorten an der Landstraße. Zu dem sprang er hin und fragte, nach den Alpen deutend, ob jene wunderlich ragenden Zacken dorten über den letzten Spitzen der Jungfrau wohl Wölkchen seien? „Jo, es chönne au derige si!" Oder sind es wohl die höchsten Eiszacken der Jungfrau selbst? „Jo, jo, es chönne au derige si", versetzte er zum zweitenmale und mit einem Hüschte-ho! pflügte er weiter.

Ein ganz bodenlos roher Mensch! so lautet bei solchen Erlebnissen das gewöhnliche Urtheil; aber die Bevölkerung wird wohl nicht im Ganzen von einer ähnlichen Beschaffenheit sein? Und warum nicht? Wir haben die kurze Antwort bei solchen Bedenklichkeiten in einem Satze Jean Paul's III., 88: Man genießt an der Natur nicht, was man sieht, sondern was man an's Gesehene andichtet, und das Gefühl für die Natur ist im Grunde die Phantasie für dieselbe. — Noch bestimmter sprach zuerst der Verfasser des Kosmos die Erfahrung aus, daß im Beschauen der Natur der Genuß in gleichem Grade wächst, als die Kenntnisse des Beschauenden in den Naturwissenschaften reichen.

Der Römer hauste Jahrhunderte lang in stehenden Heerlagern um den Rheinfall von Schaffhausen, und nicht ein einziger römischer Schriftsteller thut dieses Wunders Erwähnung. Der Berner Aelpler nennt den ewig bereisten Staubbach im Lauterbrunnenthale nach seiner Mundart Plätsche; der Walliser heißt seinen gleichberühmten Wasserfall nur nach den dort grasenden Kühen Pisse-vache. Man sagt, daß der amerikanische Indianer, wenn er sich sonst den Stürzen des Niagara nahte, sich demüthig vor dem großen Geist verbeugt habe, der diese Wasser bewegt, und dann das Unentbehrlichste dieses Tages, seine Pfeife, zum Opfer in die Fluthen geschleudert habe. Hirschfeld, der Verfasser des Landlebens, erzählt uns, er selbst habe beim Anblicke des Rheinfalles Thränen vergossen. Wir glauben es nicht, und schon Nicolai fand dieses Geständniß nicht begreiflich. Göthe meldet von seiner zweiten Schweizerreise an Schiller (Bd. 43, 153—161 und 175): Der Vers aus dem Gedichte Der Taucher: „es wallet und siedet und brauset und zischt" legitimire sich am Rheinfalle vortrefflich und begreife die Hauptmomente dieser ungeheuren Erscheinung in sich. Er selbst benützt den gewonnenen Natureindruck in Faust II., 1. Akt:

Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich diesem Sturm ersprießend
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Hätte der ehemalige Styl der Hofzeitungen einmal das gleiche Schauspiel als eben von einem hohen Besuch in Augenschein genommen anzukündigen gehabt, so würde das Schaffhauser Tagblättlein in der stereotypen Phrase gemeldet haben: Hierauf geruhten die allerhöchsten Herrschaften die Umgegend in Augenschein zn nehmen und ihre Befriedigung hierüber ebenso herablassend als gnädig den darüber entzückten Bewohnern auszudrücken.

b. Der Gesichtspunkt des Geschäftsmenschen.

Wir erwarteten auf dem Rigi den Sonnenaufgang. Draußen auf der Spitze des Kulms standen wir noch im Halbdunkel, Führer und Bedienten des Gasthofes um uns her, die Erklärung von Gegenden schwatzhaft uns aufdringend, die wir im Morgengrauen noch nicht sahen. Auch Karten, Reisebücher, Alpenstöcke, Panoramas boten sie zum Kaufe aus; wir verlangten nicht nach Gedrucktem. Denn bald blitzte der große Sonnenball hinten am Rande der Ebene auf. Alles wandte die Augen stumm dem Gestirne zu. Wir machten im Erstaunen ein paar Schritte vorwärts zu dem hölzernen Kreuze, das auf der äußersten Scheitel der Bergwand steht. Hier hatten sich bereits die zwei Mönche postirt, die mit uns diese Nacht unter dem gleichen Dache zugebracht hatten, um jetzt, wie wir, Zeuge von der Pracht dieses Morgens zu sein. Nun standen sie, das Brevier in der Hand, den Kopf mit der Kapuze verhüllt, weder uns Bekannte, noch die Sonne betrachtend, und lasen unverwandten Blickes ihr Lateingebet her. — Eine Spielart dieses Benehmens giebt so mancher den Continent durchreisende Laden-Commis Englands, der die Rolle des brittischen Lord nachäffen möchte. Er setzt sich mit dem Rücken gegen diejenige Aussicht, zu deren Reiz man meilenhoch heraufgestiegen ist, und läßt mit welterfahrener Gelassenheit die Füße in den Abgrund baumeln, während er dabei in seinem Reisehandbuch blättert.

Wir verwerthen dieses Reise-Erlebniß durch eine Schiller'sche Briefstelle vom Jahre 1789.

„Nie habe ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet, wie sie Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers; und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eignen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst! Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur darum, weil wir uns erneuen, wird sie neu. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in todter Ruhe um uns herum und nichts lebt als unsere Seele."

In der Huldigung der Künste sagt er gleichmäßig:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin.

In Humboldt's Kosmos 1, 8 heißt es übereinstimmend: Die Phantasie übt das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht, glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese verlegt haben.

Noch einen Fall standesgemäßer Naturbetrachtung hier einschlägiger Art giebt Raumer's Pädagogik 3, 210 zum Besten. Der Preuß. Seminardirektor Diesterweg besuchte im Jahre 1817 den Mathematiker und Erzieher De Laspé und begleitete ihn und seine Zöglinge auf einer Fußreise nach dem Johannisberge im Rheingau. Sie kamen durch jene Gegend, deren weltberühmte Schönheit Tausende von Reisenden zu sich lockt: der mächtige Strom, Rebenhügel, freundliche Städte, im Hintergrunde das bewaldete Gebirge. Wie mögen Lehrer und Schüler, denkt der Leser, hingerissen gewesen sein! aber wie täuscht er sich. Sie hatten vielmehr nur zu wachen, um sich durch all die Herrlichkeit nicht bei einer wichtigen Schularbeit zerstreuen zu lassen, die darin bestand, mehrere Stunden hintereinander algebraische Aufgaben wandernd aufzulösen. „Nicht blos wir Lehrer gaben Aufgaben, sondern auch die Schüler." Abends im Wirthshause wurde nach dem Abendessen Sprache gemacht, d. h. über Sprachgesetze verhandelt.

Dieses ziemlich currente Beispiel heutiger Erziehung und

Institutsbildung kann sein Gegenbild finden an unsern ältesten und, wie wir sagen, rohesten Volksvorstellungen. Unter diese rechnen wir nämlich die frühesten angelsächsischen, halb heidnisch, halb biblisch gedachten Dichtungen. Der Angelsachse Caedmon legt in seinem Epos von der Weltschöpfung selbst dem Satan Sinn für die Naturbetrachtung bei. Denn als dieser in die Hölle gestürzt ist und mitten in Flammen und Fessel, in Strick und Banden seine Verdammniß bemißt, wirft er plötzlich einen forschenden Blick auf diese Gegend seines bleibenden Wohnortes und sagt dann schmähsüchtig über diesen Sibirischen Aufenthalt: Ich ewig nicht sah eine schlechtere Landschaft! ic â ne geseah lâlhran landcipe. Vers 374.

c. Der Gesichtspunkt sinnbildlicher Empfindung.

Göthe beschreibt in Werther's Leiden, S. 36, ein abendliches Gewitter. „Es donnerte abseitswärts, der herrliche Regen säuselte auf das Land, der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie (Lotte) stand auf ihren Ellenbogen gestützt, sie sah gen Himmel, legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock!" Diese Stelle findet ihre Erklärung in Klopstock's Ode Frühlingsfeier:

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde,
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Langsam wandelt die schwarze Wolke,
Und der geschmetterte Wald dampft.

Die Minnesänger dichten ihre zahllosen Frühlingslieder mit geringen Ausnahmen höchst monoton und reizlos. Schiller und Göthe vergleichen sie daher einmal dem blosen Spatzengezwitscher. Kleist hat spät mit offnerem Auge und erweiterter Seele seinen Frühling geschrieben; doch war er keineswegs selbst damit zufrieden und wollte, wie Lessing uns berichtet, das ganze Werk umdichten, weil es ihm wie eine zu dünn bevölkerte Landschaft vorkam. Die gleiche Aussetzung machte Schiller noch an Mathisson's landschaftlichen Gedichten, da er sie in seiner bekannten Recension besprach. So erkennen wir also nur langsam, nur nach und nach die Wirklichkeit der Welt mit wachem Bewußtsein und erfinden für sie das zureichende Wort, eine ihr gleichkommende Stimmung des Gemüthes. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis eine Klopstock'sche Naturanschauung möglich geworden war, und noch ist folgende Strophe aus der Ode Der Zürchersee nicht für alle deutsche Leser geschrieben:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

d. Der geschichtlich-patriotisch auffassende Gesichtspunkt.

Die Spuren des Meeres auf hohen, unzugänglichen Eisgebirgen, Thierknochen, Versteinerungen, eröffnen dem Joh. v. Müller im Anfange seiner Schweizergeschichte eine Naturansicht über die erste Gestaltung des schweizerischen Alpenlandes, die wegen des ihr innewohnenden Begriffes des Unendlichen und Unermeßlichen das Gepräge der Erhabenheit an sich trägt; der Mensch, sagt A. G. Lange (Vermischt. Schrift., Leipzig 1832, S. 205 ff.), vergißt dabei der kurzen Spanne seines eignen Daseins, indem er in ungemessene Zeiten zurückblickt und die Nacht chaotischer Verwirrung im Einzelnen und Ganzen sich ordnen und gestalten läßt.

Göthe's Ital. Reise 2, 96 erzählt aus Palermo:

„Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sei schlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufschrecken. Er verwunderte sich sehr, daß ich das klassische Andenken an so einer Stelle verschmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer solchen Vermischung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe sei."

Der Kleinbürger sucht in jedem Neuen einen Aehnlichkeitspunkt mit seinem Städtchen und seinem daran stoßenden Krautgarten. Auf der See ruft bekanntlich einer der Sieben Schwaben beim Aufgange des Mondes: sehet, da ist ja auch unser Mond von Lauingen!

e. Der sogenannte romantische Gesichtspunkt gegenüber dem befriedigenden kunstschönen.

Romantisch ist Alles, was man mit der Phantasie bewältigen und umfassen muß, da man es mit den Sinnen nicht auf einmal umspannen oder ergründen kann. In diesem Sinne hat der Dichter Tieck von dem Gotte der romantischen Poesie die artige Charakteristik gegeben:

Aus Glas und Krystallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln;
Unten gehen Fontainen im Garten spazieren.
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft.

Allein nicht überall ist es möglich, dieses bloße Gaukelspiel des rankenden und tändelnden Gedankens an die Erscheinungen

der Natur zu bringen; es wird geradezu widrig und unwahr, je ernster, feierlicher oder milder sie selbst in ihrer Größe oder in ihrem ungemessenen Reize hervortritt. Darum hat sich neuerdings der Name romantische Landschaft sehr im Gebrauche reducirt und hält sich meistens nur noch an verwitterte, trümmerhafte Gegenden mit alterthümlichem Charakter. Auch da noch mit Unrecht. Dies erkläre der Geologe B. Cotta mit einigen Sätzen, die er 1852 über seine Spaziergänge in der Schweiz geschrieben hat.

Auch in den Alpen gibt es alte Burgen und Ruinen, die irgend einem Thale Norddeutschlands zur großen Ziede gereichen würden, aber wer bemerkt sie denn bei Interlaken, Meyringen oder Zwinguri? Sie verschwinden gegen die Bergmassen und könnten eines Morgens fehlen, ohne daß dadurch in der Landschaft ein Mangel empfindlich würde, in welcher die Natur durchaus Alleinherrscherin ist. Die Folgen gewaltiger Zerstörungen können als sehr wunderbare Formen auftreten, staunenswerth, ohne das Auge zu erfreuen und zu befriedigen, welches am dauerndsten durch das Bild gänzlich besiegter Naturrevolutionen gefesselt wird. Es ruht gern und genießend auf einem vielfach zerrissenen, wenn üppige Vegetation oder reifer Anbau den Beweis führen, daß die zerstörenden Kräfte überwunden, Friede und Fruchtbarkeit eingezogen sind; aber nur neugierig und ohne wahre Befriedigung, so lange die Zerstörung andauert oder noch unverhüllt ist. Ruhe, Wohnlichkeit und das Gefühl der Sicherheit gehören nothwendig dazu, um eine Landschaft anmuthig und dauernd, d. h. in jeder Beziehung schön erscheinen zu lassen. Auf den frisch abgerissenen Felsmassen bei Felsberg und auf den Trümmerhaufen an ihrem Fuß, wie auf den wilden Felsblöcken, welche Goldau bedecken, weilt der Blick nur mit Interesse, nicht mit Befriedigung und Genuß. Solche Stellen erscheinen unfertig oder wie frische Wunden der Erde, die erst wieder zuheilen müssen durch langjährige Vegetation oder Verwitterung. Sind sie aber einst überzogen mit üppiger Pflanzendecke, wie die mächtige Anhäufung von Moränenblöcken zwischen St. Maurice und Monthey, dann werden dieselben Formen einen recht lieblichen Anblick gewähren. Aehnlich wirkt im Kleinen beinahe jeder Steinbruch, jede unbewachsene Halde, jeder neue Eisenbahndamm, oder selbst ein frisch geackertes Feld. Sogar der großartige Anblick der nackten und schneebedeckten Felsspitzen hoher Alpengegenden über der Vegetationsgränze, der imponirende Anblick vom Sidelhorn, vom Galenstock oder von der Fibia ist mir wenigstens nie wahrhaft schön, nie anmuthig erschienen, und in dieser Beziehung nie vergleichbar dem Umblick vom Rigi, vom Uetliberg oder von den Ufern des Genfersees. So lockend durch den Contrast auch jene wilden Regionen sein mögen, immer wieder aus der Tiefe herauf magnetisch anziehend — nie kommt doch in ihnen der Gedanke: Hier lasset uns Hütten bauen.

Diesen vollen Eindruck der Schönheit, den wir aus der Natur unvermischt und ohne fremde Beziehung schöpfen, schildert Faust II., 1. Akt:

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig' und Aeste, frischerquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen.
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

f. Wissenschaftlicher Gesichtspunkt.

„Die Betrachtung des gestirnten Himmels und seiner Schönheit ist mehr ein Gegenstand des Geistes und der Phantasie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man sich eine Planetenreihe als wirklich denken könnte, wäre sie nur ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens. Wäre man über die Grenzen unseres in der Höhe ganz unlieblichen Dunstkreises hinaus, so geriethe man in das Rollen und in den Wirbel dieser gigantischen Weltkörper, die in der Nähe als Licht- oder Schattenmassen gleich furchtbar wären. Selbst schon eine Nähe, in der viele Gestirne größer erschienen, wäre nicht wünschenswerth. Die größeren Lichter in größerer Zahl würden einförmiger sein und die kleineren und entfernteren überglänzen und unsichtbar machen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten sie haben, unsere Nächte verschönern würden. Ein anderes ist's mit dem Saturnusringe. Wenn man sich diesen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel gespannt denkt, so muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es scheint also aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, den man sich, das Wort geistig genommen, so nahe wünschen muß, körperlich für unsere Empfindung schöner in der Entfernung ist."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht. Göthe.

„Zwar scheint es ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt; der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges Zeichen einer geistigen Herrschaft. Ich kann nicht sagen, daß an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt; dies verwirrt vielmehr nur den Sinn. Noch weniger betrachte ich sie

mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, daß sie außer und über allem Irdischen sind; das Gefühl, daß der einzelne Mensch gegen diese im Luftraum zerstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, daß seine Schicksale, sein Genießen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Werth setzt, wie nichts gegen diese Größe verschwinden; daß dann die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß sie alles gesehen haben von Anbeginn an, alles sehen werden, darin verliere ich mich immer beim Anblick des gestirnten Himmels."

Wilh. v. Humboldt in seinen Briefen, ed. E. Maier, S. 92, 141, 149.

Ein lettisches Volkslied, welches wir hier nach Hippel's Lebensläufen (Berlin 1779) 2, 573, übersetzen, schließt sich an die eben von W. Humboldt ausgesprochene Empfindungsweise herzlich an:

Da bin ich über'm Wasser und Mütterchen ist jenseits,
Da bin ich in der weiten und breiten Welt allein.
Nun hör' ich nicht mehr beten, und ruft es nicht mehr, Lieschen,
Sobald die Beeren reifen, sobald die Schüssel raucht.
Dort blitzt ein einzig Sternchen nur spannenlang vom Monde,
Das sah ich schon im Dörfchen, das ist mein Muttersternchen.
O Mutter über'm Flusse, so such dir auch ein Sternchen,
Ich bin ja in der Fremde, und nenn' es Tochter Lieschen!

9. Die Erfolglosigkeit der historischen Parallele, oder der poetische Gradmesser zwischen Schiller und Göthe.

Das ewige Vergleichen zwischen Menschen und Menschen ist mir zuwider. Vergleiche die zwei bravsten Männer, so muß immer einer darunter leiden. Mit Kunstwerken ist es ebenso. Ulrich Hegner.

Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können. Göthe's Gespräche mit Eckermann 1, 221.

Ergeht es Beiden, Schiller und Göthe, doch fast wie Achill und Hektor, wo sich zehn für den armen Hektor erklären werden, gegen Einen, der dem Liebling der Götter die größere ἀριστεία zugesteht. Die Menschen wollen und müssen Mitleid und Protection ausüben, weil ein Jeder derselben bedürftig ist. Riemer's Mittheilungen über Göthe 1, 455.

Daß ich in Göthe's Gebiet gerathe und mich mit ihm messen muß, ist wahr; auch daß ich hierin neben ihm verlieren werde; weil mir aber auch so etwas übrig bleibt, was mein ist, so hoffe ich, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns verschieden specificiren, aber uns nicht einander in unsern Arten unterordnen, sondern unter einem höhern idealen Gattungsbegriff

einander coordiniren. Schiller's Briefwechsel während der Abfassung des Wallenstein.

Bei Beurtheilung von Göthe's und Schiller's nachmaliger gemeinsamer Thätigkeit, die für unsern ganzen Culturgang von so dauerhaften Folgen geworden ist, entwickelt Gervinus in seiner Literaturgeschichte Bd. 5 S. 438 eine Ideenreihe, deren zutreffender Inhalt hier auszugsweise mitgetheilt zu werden verdient. Als Göthe zur Mitarbeitung an den Horen nur erst die Hand geboten hatte, ergriff Schiller sogleich im warmen Zudrang den ganzen Menschen, indem er in einem kühneren Briefe, der, je nachdem er aufgenommen wurde, eine engere Verbindung herbeiführen oder auf immer stören konnte, Göthe den Beweis lieferte, wie liebevoll er die Natur, die so gegensätzlich gegen die seinige war, umfaßte, wie tief er sie beurtheilte, und welchen Vorrang er ihr im Reiche der Dichtung vor seiner eignen zugestand.

Wer die Verbindung, die auf diese entscheidende Handreichung wirklich erfolgte, und bis zu Schiller's Tode, ja über ihn hinaus, ungebrochen dauerte, in's Gemeine herabziehen will, der hat nur leichte Mühe. Er kann sagen, daß äußere und innere Vortheile sie geboten, daß der minder begabte Dichter, der mit dem Größeren den Weltlauf begann, und der im Alter vorgerückte Göthe, der in der Mißgunst der Zeit es noch mit dem rasch aufstrebenden jüngeren Liebling der Nation aufnehmen sollte, beide klug thaten, die Spaltung im Publikum nicht durch einen Bruch unter sich selbst noch größer zu machen. Er kann sagen, daß Schiller bei Göthe in die Schule gehen wollte und daß er ihm darum so bereitwillig Weihrauch gestreut habe; und er kann Göthe's Entgegenkommen eine Frucht des Wohlgefallens nennen, den er an eben diesem Opferdufte gefunden habe. Und alle diese und ähnliche Ansichten kann man mit sehr plausiblen Erweisen unterstützen, wie es denn z. B. um nur bei dem letzten Punkte zu bleiben, von Göthe's eigenliebigem Herabsehen auf Schiller zu zeigen scheint, daß er, sich selber zu sehr schmeichelnd, glaubte, es habe dieser in den ästhetischen Briefen seine früheren Ansichten von Kunst und Natur ihm zu Gefallen und vielleicht gegen seine Ueberzeugung bedeutend modificirt; da doch dort nur im Brennpunkte gesammelt ist, was zerstreut schon viel frühere Aufsätze erwarten ließen. Wer aber die menschlichen Handlungen so betrachten wollte, der dürfte reine Menschlichkeit und Tugend höchstens in der dummen Einfalt suchen; er würde an den entwickelten Menschen fordern, daß er, wo das Gute und Nützliche zusammentrifft, um des guten Scheines willen das Eine opfere; er würde dem Schicksale, wo es solche Fügungen bietet, und der Natur, wo sie unsere Neigungen für unsere Tugenden stimmt, diese seltenen und wohlthätigen Fälle noch zu den häufigen und mißfälligen verargen, wo beides im Kampfe erscheint. So ist es auch leicht, die Erfolge dieser Verbindung

sich und andern zu verkümmern, wie es Göthe selbst in gewissen Stimmungen gethan hat. Wären sich Beide früher begegnet, wo Göthe's Thätigkeit noch ungeschwächt, Schiller's Bestimmbarkeit noch größer war, so wäre es allerdings möglich gewesen, daß die Anregung für das einzelne Wirken bedeutender geworden wäre; es hätte aber eben so wohl auch die Gefahr eintreten können, die Schiller allzuängstlich besorgte, daß ihn Göthe über den Haufen geworfen hätte, und die andere, daß Schiller's Einfluß auf Göthen ganz verloren gegangen wäre. Doch nun traten sie als abgeschlossene Naturen zusammen, nachdem die intolerante Jugend vorüber war, reich wie die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise, die sich am meisten zu sagen haben; sie gewannen sich jetzt durch das Fertige, das sie besaßen, nicht durch ein dunkles Bestreben nach einem ungewissen Erwerb, das in den siebziger Jahren die Gemüther nur auf Augenblicke zusammenhielt, um sie später desto weiter zu trennen. Indem sie sich nach und nach ineinander einlebten, fanden sie, daß ihre verschiedenen Naturen sich doch in wesentlichen Dingen ähnlich waren, daß ihre getrennten Bahnen in den Zielen zusammenliefen, daß ihre Werkzeuge verschieden, ihre Endzwecke gleich waren. Da sie dieses Endzieles bald sich bewußt wurden, da sie die Unbefangenheit hatten, alle persönliche Rücksicht dem Interesse an ihrer Sache zu opfern, so gründete sich ihr neues Verhältniß, wie Schiller sagte, auf wechselseitige Perfectibilität, oder wie Göthe treffender andeutete, auf Ergänzung. Sie suchten die Gegensätze in sich nicht zu lösen und zu schmelzen, sondern sie erkannten sie als die getrennten Hälften der totalen menschlichen Natur, die nur in der Idee existirt, und die sie Beide zu gegenseitiger Ueberraschung ganz auf demselben Punkte suchten. Es kam unter ihnen dahin, daß dieser Tausch der Naturen bis zur Täuschung für andere führte; sie trugen ihr gegenseitiges Eigenthum über; sie gelangten im Verständnisse über die Grundsätze der Kunst so weit, daß sie Aufsätze zusammen entwarfen und in der Ausführung giengen sie so in ihre Manier gegenseitig ein, daß man anonym erschienene Abhandlungen in den Horen verwechselte. So ward jenes goldene Wort allerdings Wahrheit, mit dem Göthe ermahnte, daß sie ihr Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Fragmentarisches zu vervollständigen; so wie Schiller in seinen Theorien überall das Einseitige ihrer Richtungen durchfühlte, so Göthe in der Anschauung ihrer Naturen: „Schiller's ideale Tendenz, sagte er, konnte sich meiner reellen sehr wohl nähern; und weil Beide vereinzelt doch nicht zum Ziele gelangen, so traten Beide zuletzt im lebendigen Sinne zusammen." Was aber nun auch aus diesem Zusammenwirken, das auf beiden Seiten durchaus selbst für das hämischste Auge durch kein Wölkchen der Mißgunst und Eifersucht getrübt ist, einzelnes Gute resultirte, das ist gering gegen das, was ein solches Verhältniß an sich Lehrreiches

und Erbauliches trägt, mit dem sie, wie W. Humboldt sagte, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht haben."

Als man in Deutschland das Schiller-Album schrieb, um mit dem Erlös daraus Schiller's Statue fertig zu bauen, das Buch aber in den Grund dieses Dichterdenkmals zu versenken, sandte Ed. v. Bauernfeld folgenden Spruch dazu:

Wer ist größer: Schiller? Göthe?
Wie man nur so mäkeln mag!
Himmlisch ist die Morgenröthe,
Himmlisch ist der helle Tag.

10. Das Lästermaul.

Wer den Hecht gut essen will, muß die Galle wegwerfen.

Eine Gesellschaft von Menschen- und Culturfreunden verbreitet seit einigen Jahren in den gelesensten Journalen Europa's und Amerika's von Zeit zu Zeit kleine populär gehaltene Aufsätze, in denen dem Kriege der Krieg erklärt und ein ewiger Frieden begehrt wird für alle Völker. In solchem Sinn läßt auch Elihu Burritt sein „Oelblatt für das Volk" öfters mit in die deutschen Zeitungsblätter einflechten, und erlaubt sich dabei in Nro. 190 der Allg. Augsb. Zeitg. v. J. 1852 unserem Publikum folgendes zu erzählen: Im Jahre 1005 entwich ein Soldat der Republik Modena, nachdem er einen Wassereimer von einer öffentlichen Quelle gestohlen, die zum Staate Bologna gehörte. Dieser Gegenstand, wenige Groschen werth, war die Veranlassung zu einem Zwiespalt, welcher zu einem langen und blutigen Krieg führte.

Es ist durchaus unstatthaft, in die edle Absicht unseres Erzählers und der mit ihm verbündeten Friedensfreunde irgend einen Zweifel zu setzen. Gewiß verdienen diese braven Männer unsern Dank, die mit Aufopferung von Zeit und Vermögen die Staaten durchreisen und Frieden predigend die neugewonnene Cultur zu schirmen und in weitere Kreise zu verpflanzen streben. Ob nun aber gerade die Mittel richtig dazu gewählt sind, deren sich Elihu Burrit bedient, dies steht hier in Frage.

Soll nämlich obiges Beispiel den Krieg überhaupt charakterisiren, so ist es gänzlich fehlgegriffen. Aus einer armseligen Anekdote, aus einer zufälligen Geringfügigkeit entsteht nirgend ein weltgeschichtlicher Gesammtzustand, entspringt nirgend der energische Wille einer Nation. Denn darauf beruht doch auch der Krieg. Auch der Krieg ist der wirkliche Ausdruck eines volksmäßigen Gedankens, so gut wie es das Gesetz eines Volkes ist. Wer darin eine Umänderung bewirken will, der muß es in dem Geiste einer Nation selbst thun und auf rein geistigem Wege. Dazu dient die Wahrheit, nicht aber leistet Gleiches eine Verdrehung oder die Carricatur der

Wahrheit. Wer anders verfährt, bleibt nicht blos wirkungslos, er versündigt sich auch an den noch giltigen Zuständen, die er hinwegzuräumen gedenkt, und verfällt folgerichtig ihrer nothwendigen Rachsucht. Man nennt ihn einen Lästerer. Und etwas davon liegt unverkennbar mit in dem Tone, in welchem E. Burritt uns seine geschichtliche Anekdote vorträgt.

Nicht an diesen braven Mann jedoch, sondern an den Fall nur knüpft sich die Frage über

a. Das historische Lästermaul.

Dasselbe unterschiebt den größten und erfolgreichsten Begebenheiten ausgesucht winzige Ursachen. Ein Apfel veranlaßt den Trojanischen Krieg; ein Pfennig, um den sich Dominikaner- und Augustinermönche streiten — bringt die deutsche Reformation hervor; Heinrichs VIII. ausgeartete Weibersucht soll das englische Reformationswerk zur Folge haben. Bald soll ein einzelnes Buch Voltaire's oder Diderot's, bald ein Caglioſtro, ein höchst unwissender Beutelschneider aus Sicilien, und ein gestohlenes Halsband die französische Revolution veranlaßt haben. Ein Lied Dellile's hätte die Siege der Neufranken, der zufällige Musketenschuß eines Wachtpostens die Februarrevolution hervorgezaubert. Solche Beweise müßte E. Burrit auch mit in den Kauf hinnehmen, wenn er den Krieg aus seinem Modenesischen Wassereimer herleiten will.

Aber die Ursachen der Weltbegebenheiten liegen in keinem Individuum, denn Ursachen sind nie kleiner als ihre Wirkungen. Nur Veranlassung können Einzelne geben zum Ausbruche lang vorbereiteter Gährungen, aber persönlich dabei selber gänzlich passiv bleiben. So ist Tell passiv, da die Waldstätte conspiriren, und doch datirt von seinem Apfelschusse seitdem die Freiheit des Landes. So knüpft sich an Virginia und Lucretia die römische Emancipation, so gleichfalls an einen lüsternen Landvogt Wolfenschieß die Unabhängigkeitsgeschichte der schweizerischen Thalschaft.

Mit allen welthistorischen Erscheinungen ist es nicht anders geschehen. Wenn der Keim in der Nation gepflanzt, lange gewartet und gepflegt worden und dann groß gewachsen ist, dann erst erscheint die That und die Erfüllung wie eine späte Frucht. So hat sich nach außen das römische Recht, so sich nach innen das Christenthum gestaltet. Die französische Revolution ist eben so wenig decretirt worden als die Reformation; beide lagen in mannichfachen Keimen des Vergangenen. Und wie wenig Werth dabei alle Universalmittel haben, welche nur von Parteien gemacht und verabreicht werden, das hat unsere jüngste Zeit selbst gesehen!

Derjenige aber ist nun ein Lästermaul, der mit dem Groll seiner einen Zeit angesteckt sich herkömmlich an der unmittelbar vorausgegangenen ausläßt, an einer Zeit, auf der man zwar selbst steht, die man aber verläugnen oder nicht mehr ertragen will. Als der

Freiheits-Enthusiasmus der Neufranken vorüber war und die französische Republik ihren neuen Herrn und Meister gefunden hatte, sollte auch das antike Rom plötzlich nichts mehr gelten, nur deßhalb, weil sich der gallische Leichtsinn gar zu kindisch und zu lange mit Römerprunk ausstaffirt hatte. Damals versuchte der Kaiser Napoleon den Tacitus für ein böses Maul gelten zu lassen. Aber Tacitus hat nichts desto weniger die Meinung der Welt festgestellt. Damals, wie heute, sagt Montalembert (Des intérêts catholiques etc. 1852), fanden sich Belletristen, frisch von Athen zurückgekehrt, ausschließliche Liebhaber der klassischen Literatur, welche sich über Männer wie Thrasea lustig machten. Aber, was man auch thun mag, dem Thrasea verbleibt im Gedächtniß der Menschheit das Schlachtfeld. — Dem Kaiser selbst, dessen Stillschweigen dieses sophistische Spiel begutachtete, das man vor seinen Augen mit der Geschichte trieb, erging es nach seiner Entsetzung bei eben denselben Ränkeschmieden um kein Haar besser. Unter der Restauration gab der Jesuit Loriquet die Geschichte von Frankreich für die Jugend heraus und führte darin den Kaiser also auf: Hr. Marquis Buonaparte, Generallieutenant Sr. Maj. Ludwigs XVIII. Erst im August 1852 ist dieses Lehrbuch aller öffentlichen Schulen Frankreichs durch den Unterrichtsminister Fortoul abgeschafft worden.

Jean Paul erzählt denselben lächerlichen Zug der Partei-Historiographie, jedoch aus dem achtzehnten Jahrhundert. Im römischen Staatskalender v. J. 1782 stand nämlich Friedrich der Große in der Reihe der damaligen Potentaten ebenfalls als bloser Marquis mit aufgeführt.

b. Das moralisirende Lästermaul.

Es ist jungen und alten Leuten beinahe gleichmäßig geläufig; dem Alter, weil dasselbe durch eigne Erfahrungen längst gewitzigt, von den enthusiastischen Erwartungen der Jugend zu wenig hält; und der Jugend, weil ihrem kühnen Selbstvertrauen alle früheren Leistungen leicht oder gar gering scheinen. A. v. Haller hatte in seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1731) ein Lehrgedicht über die „Verdorbenen Sitten" geschrieben, dem er in den Ausgaben späterer Zeit folgende Entschuldigung beidrucken ließ: „Ein jugendlicher Eifer erhitzte mich dabei. Junge Leute, die in Büchern die Welt kennen gelernt haben, wo die Laster immer gescholten und die vollkommensten Muster ihnen vorgemalet werden, fallen leicht in Fehler, daß alles, was sie sehen, ihnen unvollkommen und tadelhaft vorkommt. Sie fordern von einem jeden Freunde die Treue eines Pylades, und eine obrigkeitliche Person scheint ihnen pöbelhaft, sobald sie nicht einem Fabricius und Cato gleichkommt."

Das Alter, dem diese Gelbschnäbelei unerfahrener Jünglinge höchst verdrießlich fällt, ist dann eben so rasch mit seinem o tempora,

o mores bei der Hand, womit es der ganzen Neuzeit gewöhnlich den Stab zu brechen droht. Es wirft der Jugend vor, daß sie nichts Gewaltiges leiste, während man doch so gewaltige Opfer für ihre Heranbildung gebracht, ja sie ganz eigentlich überschwemmt habe mit einem vervollkommneten Unterricht.

Dieser Vorwurf wird von jedem Zeitalter wiederholt; jedes behauptet, das heranwachsende oder schon herangewachsene Geschlecht sei seither nicht wahrhaft verständiger und besser geworden. Darüber würde jedoch nur Derjenige völlig urtheilsberechtigt sein, welcher mit gleichgebliebener Stimmung bereits mehrere Menschenalter durchlebt hätte und der sich am Zwanzigjährigen nicht ärgern würde, wenn diesem die Welt noch leichter wird und schöner erscheint als dem grauen Haupte. Wenn ihm dann die Jugend auch gespreizt und aufgeblasen vorkäme, so würde er gleichgespreizte Methoden und Irrthümer in der gleichzeitigen Welt und Wissenschaft gewiß nicht mit übersehen. Die Schule kann nicht massenweise erziehen, das Individuum kann nur von der Familie erzogen werden; und derjenige Familienvater, dem es die heutige Jugend so wenig zu Dank zu machen scheint, klagt im Grunde nur seine eigne unzulängliche Erziehungskunst an.

Von dieser stirnrunzelnden Strenge gegen das übermüthig herausplatzende Jugendurtheil will Göthe nicht viel halten. Man darf nur alt werden, äußert er in den Reflexionen und Maximen, um milder zu sein: ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte. Seine Zahmen Xenien sagen:

Ich höre gern, wenn auch die Jugend plappert.
Das Neue klingt, das Alte klappert. —
Ein alter Mann ist stets ein König Lear.
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbei gegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Es wäre thörig zu verlangen:
Komm, ältle du mit mir.

Außerdem läßt sich auch oft eine heuchlerische Demuth vernehmen, stellt einer gelungenen That unser hinfälliges Nichts gegenüber und einer großen Gemüthserhebung nichts als die wohlberechnete Selbstverkleinerung. Diese Taktik, mit der das Angegriffene unter seinen Werth herabgesetzt werden soll, indem man dabei seiner selbst und der eignen namhaften Bestrebungen nicht zu schonen vorgibt, ist uralt und schon von unserm Volksspruche durchschaut; denn es heißt in unserm Hauskalender:

Wer sich selber lobt, heißt Lästerlein;
Wer sich selbsten schilt, will gelobet sein.

Wenn der in Ferien heimkehrende Student Märchen und Schnurren über seine Universitätsgelehrten mitbringt, mit denen er dann der bürgerlichen Gesellschaft freigebig aufwartet, so treibt er oft bewußtloser Weise das Handwerk der Chronique scandaleuse; wie diese es thut, rückt er die großen Männer des Faches an die gemeine Menschheit. So hat Böttiger einst allen Weimarer Stadtklatsch aufgesammelt und dann seine Mittheilungen gemacht wie vormals Göthe Weißzeug im Weimarer Schlosse entlehnt, Schnupftücher nicht mehr zurückgegeben habe u. s. w. Dafür läßt dann Platen seinen Romantischen Oedipus zu einem nach solchen Albernheiten lüsternen Publikum sagen: Glaubt ihr, ich sei der Böttiger von Theben?

Gern hören wir allerlei gute Lehre,
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr

ist eine Charakteristik der tugendhaften Bosheit, welche die schlechtesten Urtheile am weitesten zu verbreiten liebt. Dies erfuhr Göthe, dem das Sprüchlein angehört. Und selbst, wenn die Märchen alle wahr wären, die man über Jean Paul's, Mozart's, sogar Seneca's Neigung zum Trunke erzählt — nun, so müßte man eben doch den Mann nur suchen wo er wirklich ist, und nicht in seinem Schatten. Und man dürfte einem solchen Moralbedienten, der jedes Fäserchen an der Toga großer Männer aufspürt und feierlich herabbürstet, sagen, was Büchner, der Verfasser von Danton's Tod, seinen Danton höhnisch zum „tugendhaften" Robespierre sagen läßt: „du hast kein Geld genommen, keine Schulden gemacht, immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nemlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. Bist du der Polizeisoldat des Himmels?"

Noch gehört eine andere Fraubaserei hierher, welche ihren Tadel aus mißverstandener oder modischer Frömmigkeit schöpft. Wenn Göthe von den Irrwegen und Verwicklungen seines Lebens in jener edlen Aufrichtigkeit erzählt, welche das Uebel überwunden weiß und die Reue damit, so kommen die Merkel, die Kotzebue und Pustkuchen herbei und deuten mit Fingern nach ihm, wie nach einem armen Sünder. Jedes seiner Werke, sagte er, ist eine Beichte; und diese Inquisitoren wollen ihm dafür die Absolution verweigern. Er könnte sagen, er habe ja nicht ihnen gebeichtet, und sie seien weder seine Erlöser, noch seine Todtenrichter; erst seine eigne Gesprächigkeit habe ihnen ihre eingebildete göttliche Allwissenheit über ihn verliehen; aber er macht es kürzer:

Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben!

Mit ähnlichem Humor setzte sich Lord Byron über die spröde Kleingeisterei der englischen vornehmen Welt hinweg, als sie seine Trauerspieldichtungen und Jeden dazu in den moralischen Bann gethan hatte, der sie ferner lesen würde:

Nein, für den Poeten ist's zu viel,
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel,
Und die alte Tante nicht.

Fängt der Kunstrichter an zu moralisiren, so hat er dem Verstande auf einige Zeit Lebewohl gegeben; und will die Moral kunstrichtern, so hat sie bereits einen Fehlgriff in der Wahl ihres Materials gethan. Platen hat die würdelosesten Angriffe dieser Art stillschweigend hingenommen, als man auch in ihm den Künstler auf den Kopf stellte, um einen erbärmlichen Menschen herauszustürzen, den man nachher so barmherzig und selbstgerührt wieder hätte begnadigen können. In wenigen erst spät geschriebenen Versen hält er den vergeßlichen Lesern einen ernsten Kanon vor's Auge:

Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe.
Erleuchten soll er klar der Seele tiefste Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlorner Würde zeihe.

Tadelt man den Dichter Byron, daß er einen Don Juan gedichtet, so muß man consequenter Weise auch Mozart tadeln, daß er die Oper Don Juan componirt hat, das Leben eines Wüstlings. Dann war es auch unmoralisch von Homer, den Zorn des Achilles zu besingen. Wo würde alsdann wohl die Moral anfangen und enden? Dieselbe Zeit, welche den Buchdruck erfand und die Bibel druckte, brachte die Spielkarten hervor; der Reformirte wird den Michel Angelo tadeln, daß er katholische Kirchen gebaut, den Raphael, daß er Päpste hinein gemalt habe; der Katholik wird alle neudeutschen Dichter, welche Protestanten gewesen, unchristliche nennen, und einen Klopstock, der die Messiade gedichtet, zu Schiller in den Hades stellen, der die Räuber geschrieben. So käme man schnell wieder in jenen allerhäßlichsten Tumult des sechszehnten Jahrhunderts zurück, der im streitsüchtigen gelehrten Deutschland literarisch noch längere Kriege geführt hat, als der dreißigjährige gewesen ist; und der cynische Begeiferer Murner würde aus demselben Grunde wieder eine wissenschaftliche Größe, aus dem ihn Fischart mit allem Rechte „des heiligen römischen Reiches obersten Dreckrüttler" genannt hat. Dafür ist aber Murner's Schicksal schon lange dasjenige geworden, das Cervantes seinen schmutzigen Neidern weissagte (Don Quixote 2. B. 42 Kap.), er ist wie jedes andere Schwein seinem Martinstage nicht entgangen. Das gewisse Schicksal aller neidischen Detraktoren!

c. Das aristokratische Lästermaul.

Nicht der Schimpf, den man gegen Verhaßtes ausstößt, vielmehr die Ausdrucksweise dieses Schimpfes macht das Rohe und Niedrige einer Lästerung aus. Der gemeine Mensch mißt seinen Gegner nach einem Maße, durch das er sich selbst ehrenunfähig macht, in so ferne er an so würdelosen Gegenständen, wie sein Zorn die Dinge und Personen nimmt und nennt, seinen Eifer verschwendet. Er wirft mit solchen geistigen Zuständen um sich, wie sie sich außer vorgeblich an dem Gegner, nur im Bereiche des Thierischen finden; Kanaille u. s. w. sind derlei geläufige Phrasen, mit denen man selber brutal auf das Brutum im Menschen hindeutet. Kaum sollte man vermuthen, daß die Bildung und Kritik unserer Zeit häufig diese ganz gleichen Wege des Pöbelhaften einschlug. Aber auch sie wirft dem nach seinen Geistesproducten zu Messenden nicht blos seinen wirklichen Mangel, sondern noch öfter Dasjenige vor, was an ihm mangelhaft erscheinen soll, mittelst seiner untergeordneten Abkunfts-, Standes- und Vermögensverhältnisse. Besonderer Fortschritte in der Urbanität kann sich nach dieser Seite die Kritik Deutschlands noch nicht berühmen. Das Naserümpfen, Bemäkeln und geringschätzige Herabsehen auf den Autor ist bei uns ohnedies mehr Mode gewesen, als es anderswo „der gute Ton" erlaubt haben würde. In Italien und England war zu verschiedenen Zeiten der Adel und die Gelehrsamkeit auch in Sachen der Sitte ein unbestechlicher oberster Gerichtshof, und sein wirklich vornehmer Ton ging auch auf die Gesinnung des Volkes in veredelnder Weise über. Bei uns galt und gilt das Sprichwort: der eine melkt den Bock, der andre hebt das Sieb unter.

Der zank- und ränkesüchtige Klotz behandelte Lessing, den er beim Publikum herabzureißen suchte, als den Magister Lessing. Der Angegriffene antwortete (Antiquarische Briefe Nro. 57): „Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimderath, und ich nur Magister! Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist? — Wie lange ist es her, daß ganz Deutschland sich darin gefiel, seine souveräne Verachtung unter dem Prädicat Professor an den Mann zu bringen. Offenbar eine Wiederaufwärmung des Klotzianismus. „Schlimm für den Geheimbderath, sagte damals Lessing, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt." Bei der Taxation eines neu auftretenden Schriftstellers gelten vollkommen als fixe Phrasen: die Schmalheit seines Honorars, die Enge seines Dachstübchens, die Amtslosigkeit u. s. w. Wir sind noch alle Tage bereit, einem Moses Mendelssohn den

Juden, einem Schiller den Schwaben vorzurücken. Wer hier etwa widerspräche, wäre nur schnell auf A. W. Schlegel's letztproducirte Gedichte zu verweisen, worin es geheißen hat:

So lang es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben.

d. Das literarisch-kritische Lästermaul.

Zu allen Zeiten war es irgend ein Thersites, dem es Lust machte, Musterhaftes erniedrigen, Geltendes anklagen, Würdiges und Gutes verdammen zu können. Nur der Ton der Lästerung hat sich manchmal geändert, sie selbst ist sich bis heute ziemlich gleich geblieben. Es ist aber nicht einerlei, ob die gefährliche Verwundung mit einem vorgeblich blanken, oder mit einem beschmutzten Messer beigebracht worden ist. Zwar der Stich wird nicht minder schmerzlich, der Anfall nicht minder frevelhaft sein. Je ungeschlachter und schmutziger aber der Angriff ist, um so eher wird die vorbedachte Feindseligkeit den Augenzeugen einleuchten; während der Pfeil, der oft nur leicht gestreift zu haben scheint, vorher heimlich vergiftet gewesen sein und Tod oder langes Siechthum zur Folge haben kann. Als Lessing den langen Streit mit dem Pastor Goeze hatte, erließ letzterer eine Schrift, welche Lessing's Schwächen hieß. „Welches Geschwätz, welche Verwirrung der Begriffe, welche Trugschlüsse! nur auf dem Schauplatze können die abgeschmackten, zum Theil gotteslästerlichen Exclamationen Eindruck machen, die Herr Lessing bei jeder Gelegenheit angiebt." So lautet es auf S. 140 dieser offen drauf loslügenden Scharteke.

Aber von ganz anderer Wirkung, als eine so plumpe Frechheit haben konnte, war die noch frechere, nur aber pfiffiger ersonnene Verläumdung, Lessing habe in seiner selbst bekannten Armuth sich tausend Dukaten von der Amsterdamer Judenschaft schenken lassen und dafür seinen Nathan den Weisen geschrieben. Dem Publikum, welches in Nathan scheinbar das Judenthum auf Kosten der Christgläubigkeit verherrlicht sah und das mit dem Stücke überhaupt noch nicht zurecht zu kommen wußte, schien dieses Märchen ziemlich wahr und zutreffend: denn es kannte Lessing's Armuth und Leiden und hatte von dem Werthe wissenschaftlicher Wahrheiten selbst keinen andern Begriff, als den eines Egoisten oder Schacherjuden. Lessing's Stiefsohn mußte noch nach seines Vaters Tode Erklärungen über solche Zeitungslügen veröffentlichen, während doch Lessing selbst dem Publikum die ganze Tonleiter der berechtigten Kunstrichterei und der diffamirenden Kritik längst auf eine unsterblich schöne Weise in seinen Schriften auseinander gesetzt, ja das von ihm aufgestellte Gesetz durch sein eignes literarisches Wirken sanctionirt hatte. Gegen Klotz Bd. 8, 208; gegen Goeze Bd. 10, 177.

Das literarische Lästermaul ist ein Sohn der Unwissenheit und der Bosheit; seine nächsten Blutsverwandten sind literarischer Aberglaube, Brodneid, Urtheilsschwäche, Seelengemeinheit, Charakterlosigkeit; in unserm lieben Vaterlande hält sich sein einer Bruder am liebsten auf, der Tendenzbär. Dessen Naturgeschichte wäre sehr anmuthig zu lesen; er frißt den süßesten Honig und die duftendsten Himbeeren in größten Quantitäten, aber stets brummend. Er ist das einzige Thier, an dem man fixe Ideen bemerkt haben will. In so ferne ist es nicht verwundersam, daß er bald über Glauben, bald über Politik, bald über Moral brummt, manchmal über alles zusammen in einem Athem. Er gilt durchaus nicht überall für ein jagdbares Thier und ist schon zu verschiedenen Zeiten sogar auf öffentliche Kosten gehegt worden. Nicht blos die Berner, auch manche Journale haben einen eignen Bärengraben und Bärenzwinger. Der Tendenzbär also, im Grunde ein ungeselliges Thier, lebt dennoch immer in Gesellschaften einiger wissenschaftlichen Zweige, Lehrkanzeln und schönen Künste. Er sucht zwar immer wieder in seine Wälder zurück zu entlaufen, wo ein Tannenzapfen aussieht wie der andere und jeder Häher aus dem gleichen Tone krächzt; aber dennoch kehrt er stets von Neuem zu der ihm so widerwärtigen Cultur zurück. Dieser Zwiespalt seiner Natur ist bekanntlich schon bei Göthe beschrieben (Lili's Park):

Denn ha! steh ich so an der Ecke
Und hör von weitem das Geschnatter,
Seh das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um und brumm'
Und renne rückwärts eine Strecke
Und seh mich um und brumm'
Und laufe wieder eine Strecke
Und kehr' doch endlich wieder um.

Wir wollen einmal hören, was er zu brummen hat, wenn er ein paar großen Männern begegnet:

„Ist es etwa so schwer einzusehen, daß Wieland weder als einen Christen, noch nur nach Art des Sokrates als einen strengen Weisen in seinen Schriften sich darstellt? Sie haben ihm Geld gebracht, er hat zuerst unter den deutschen Dichtern vom Schreiben gelebt und er schrieb für's Geld, was die Leute am liebsten lesen mochten.“ Günther, Deutscher Unterricht auf Gymnasien, 1841, S. 285.

Der angebrummte Wieland mag selbst hierauf antworten. „Don Sylvio, sagt er einmal in seinen alten Tagen traulich in Gesellschaft der Freunde, ist das einzige Buch, das ich, um eine Summe Geldes zu bekommen, noch in Bibrach geschrieben habe; ich mußte für eine zweite, mir sehr theure Person Geld schaffen

und so schrieb ich das erste und das letzte Mal absichtlich um ein Honorar." Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 164. —

Aber schon viel früher schreibt er an seinen fleißigen Mitarbeiter am Deutschen Merkur, an den Darmstädter Kriegsrath Merck, folgende ehrliche Herzensergießung (Briefe an Joh. H. Merck ed. Wagner, Darmstadt 1835, S. 403):

Der reisende Teutschfranzos (Risbeck), der mich als einen so armseligen Juden abschildert, der bei Allem was er geschrieben, blos auf den Beutel der Leser Absicht gehabt habe u. s. w., muß curiose Nachrichten von mir eingezogen haben. Der Kerl giebt sich die Miene, als ob er mich genau kenne, und die Deutschen sind Esels genug, es ihm zu glauben. Nach meinem Tode wird's endlich heraus kommen, was ich war, und mir wird mit vollem, gerütteltem und geschütteltem Maß Gerechtigkeit widerfahren. Aber ich gestehe, daß ich doch auch selbst etwas davon erleben möchte und daß ich's herzlich satt bin, in der Welt immer für einen Kerl ohne Herz und ohne Ehre ausgetrompetet zu werden. (Weimar, 27. Okt. 1783.)

Günther in seiner obengenannten Klageschrift wendet sich von Wieland ab und bricht (S. 286) aus dem Walddickicht gegen die andern Weimaraner hervor. Nun wird Göthe folgendermaßen angebrummt:

„Göthe und Schiller, die muß doch jeder Abiturient genau kennen gelernt haben? Göthe! allen Respect vor seinem eminenten Genie! allen Respect vor seinen Werken! Aber er ist kein christlicher Dichter gewesen, seine Hauptwerke haben keinen sittlich erhebenden Einfluß, die große Masse seiner Schriften hat in sich nicht das Zeugniß von Christo. Wenn seine poetischen Figuren viel gesündigt haben, läßt er sie irgendwo durch den Glauben zur Buße, Rechtfertigung und Heiligung kommen?"

Was soll man hier im Augenblicke thun, nicht um den Tendenzbären, sondern um Diejenigen zu beruhigen, die ihn gegen Göthe losgelassen sehen und die nun selber vor Angst Reisaus nehmen wollen? „Ein großes Maul es auch nicht thut", heißt es bei Claudius, wenn Goliath sein Theil bekommt, der doch der allergrößte Philister gewesen sein soll. Allein Claudius verschnappt sich selbst und nennt ihn in der Hitze noch einen großen Esel. Das ist geschmäht, und die Philister könnten ihm dafür heute noch einen Preßproceß anhängen. Der Bär muß ohne eine solche Gefahr eingefangen werden, und zwar so sicher, daß er gar Keinem mehr aufgebunden werden kann. Göthe war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und das ganze Jagdzeug, das zur kunstgerechten Bärenhatze und zu anderm edeln Weidwerk gehört, liegt in seiner Hinterlassenschaft für Jedermann bereit. Wir wollen schnell ein Paar kurze Fangspieße entlehnen.

Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen? schreibt er einmal in edel empfindender Demuth an Frau von Stein (Briefe Bd. 1, S. 138). Und doch hat er es mit der Federspule gesagt, so würdig und alle Christen verpflichtend, daß selbst das Herz seiner bejahrten Mutter darüber frisch aufgrünte. Man betrachte folgende Scene. Die Mutter erhält 1795 die drei ersten Bände des Wilhelm Meister nach Frankfurt übersendet, und schickt dafür dem Sohne eine eigenhändig von ihr copirte Recension, die in den „Theologischen Annalen" das sechste Buch, das die Bekenntnisse einer schönen Seele enthält, rühmend beurtheilt hat. Dazu schreibt sie folgenden Brief, in welchem sie sich auf das von Göthe mitbenützte Tagebuch des verstorbenen Fräuleins von Klettenberg vorübergehend bezieht: „Meine Recension ist die, Psalm 1, V. 3: Auch seine Blätter verwelken nicht. Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter. Gottes Segen und tausend Dank dafür! Und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Saamenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen."

So weit Göthe's Mutter. Man sieht also deutlich, daß unser Sprichwort Recht hat: Es ist ein großer Unterschied zwischen dem König David und einem Hutmachergesellen; und der Hamburger pflegt zum Albernredenden zu sagen: Spey ut und sprick anders!

Günther ist seiner Angriffe noch nicht satt, in rührender Unwissenheit versucht er es alsbald auch mit Schiller. Von Seite 306 an geht's in seiner Schulschrift zu wie in Lili's Park:

Da fängt's auf einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.

„Sollen wir auch noch über Schiller reden? andeuten wollen wir, was die Jugend aus ihm für Nachtheile ziehen muß. Hat Schiller einen andern Zweck gehabt als die Verbreitung republikanischer Ideen? Er sagt's ja selbst. Ja will man in unserer Zeit, in welcher fast nur noch alte Mütterchen vor einem mißgünstigen Urtheile über den regierenden Landesherrn erschrocken zurückfahren, will man da schon bei der Jugend anfangen, durch solche Schauspiele den natürlichen Trieb zur Fürstenliebe abzuschneiden? Es reicht für unsern Zweck aus, auf diese Stücke, Fiesko 2c., hingewiesen zu haben, wiewohl sich auch bei Wallensteins Tod noch fragen ließe, ob das eine gute Wirkung wäre, daß man durch das ganze Stück hindurch eine entschiedene Abneigung gegen den

alten Piccolomini empfindet, gegen den Mann, welcher das Recht vertritt und das Reich vor dem Verderben rettet; obgleich der Monolog des Tell, auf welchen sich der schändlich prämeditirte Mord des Geßler, also die Tendenz des ganzen Stückes gründet, so sophistisch ist, daß des ganzen Stückes Wirkung keine löbliche sein kann" u. s. w.

In Varnhagen's Denkwürdigkeiten 1, 404 ist nachzulesen, was Schiller auf derlei Angriffe sagt. Varnhagen's Buch ist zehn Jahre älter als Günther's; der um so viel später über Schiller aburtheilende Gymnasial-Rector und Quellenforscher hätte wissen sollen, was schon vor ihm die ganze vornehme Damenwelt wußte, welche Varnhagen's Werke liest. Dort ist von dem Arzte und Philosophen Joh. Benj. Erhard die Rede, dessen allzugroße politische Aufgeregtheit, dessen Republikanismus namentlich Schiller als sein besorgter Freund zu dämpfen sucht. Er erklärt ihm brieflich am 5. Mai 1796: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgiltig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch!"

Die Lust am Gehorsam und die Achtung vor dem beschworenen Gesetze ist ein edler Bürgerzug, um dessentwillen Günther sicherlich keinen Tadel verdient; aber seine persönlichen Bürgertugenden gehen uns weder an, noch reichen sie hin, um Schiller zu einem Revolutionär machen zu können. Dies ist eben mit die Charaktergröße Schiller's, kein politischer Tendenzbär gewesen zu sein, obschon ihm die Mitwelt hoch genug das Gegentheil angerechnet haben würde, die für ihre eignen Schwächen so gerne einen Götzen sucht. Dies ist eben die Höhe des Göthe'schen Christenthums, daß es über das Maß des Weimarer oder Frankfurter Pfarrthurmes hinausgieng; dies die Rechtschaffenheit Lessing's, daß er die falschen Begriffe seiner Gegner unermüdlich zur Wahrheit hinnöthigte, während man ihm seine richtigen unaufhörlich verdrehte; und daß er dieses ohne Feigheit und ohne Selbstüberhebung, auf milde, noch heute geistig wirksame Art gethan. Und dies ist schließlich Wieland's dauerhaftes Verdienst, daß er kein nach bloßem Erwerb trachtender Philister geworden ist, als ganz Deutschland in den höchsten und niedersten Klassen sich um diesen allgemein gelesenen Autor riß und Alles baar bezahlte, was er Gutes und Schlechtes schrieb. Da Göthe ihm die Gedächtnißrede hielt, wußte er dem Hingeschiedenen kaum etwas höher anzurechnen, als diese feine, den Alten abgelernte Enthaltsamkeit. Gleichwohl dauern so albern erfundene Vorwürfe gegen unsere öffentlichen Charaktere bis heute noch immer in unserer Kritik fort. Angesichts unserer Klassiker, vor ihren frischen Grüften oder ihren neu errichteten Statuen springen wir leichtsinnig und nach bloser Laune mit der Wahrheit um, die doch fest steht und offen für Jeden daliegt; wir lassen das Wahre

läugnen und das Gelungene lästern, als wäre Beides scheiternd nur an die Küste strandräuberischer Indianer zu willkürlicher Plünderung angeschwommen. Wie kommt dies, wie ist es möglich? Seit Lessing haben wir die Antwort. Wir sind kein Volk, wir fühlen uns nicht als Nation, der Stolz mangelt uns, es fehlt das öffentliche Urtheil. Darum nimmt Gedanke und Ausdruck bald einen wissenschaftlichen, bald religiösen, bald politischen Anlauf, um nur wieder auf das alte Maß von Armseligkeit zurückzusinken. Oder was wollte wohl Wieland anderes zeigen und Göthe, wenn jener die Abderiten, dieser den Jahrmarkt von Plundersweiler schrieb. Nun ist diese mit sich selbst in Widerspruch befangene Denkweise sogar noch in unsere Lehr- und Schulbücher übergegangen und soll systematisch der Jugend eingepflanzt werden. Es ist dies nicht allzusehr unbegreiflich; da das Schulbuch aus den angeblichen Quellen copirt, diese Quellen aber schon so häufig vergiftet sind.

Zum Schlusse soll sich an einem Beispiele dieser Art das Sprichwort bewähren, daß man die Quelle suchen muß, wenn man solche falsche Brunnen verstopfen will.

Das Trivialurtheil, welches im Vorausgehenden als das literarische Lästermaul breit genug mit seinen eignen Worten geredet hat, behauptet allenthalben rundweg, Göthe sei ein aristokratischer, Schiller, ein demokratischer Schriftsteller. Nach diesem üblichen Rekrutenmaße wird nun auch in dem neuesten Literarschulbuche, welches gerade vorliegt „Leitfaden z. deutsch. Lit.-Gesch. Hannover 52" Seite 69 Göthe's Maß nach Höhe und Länge also angegeben:

Göthe's politische Haltung: die Menschheit kannte er nicht; für Geschichte, Nationalität und Volksthum ging ihm der Sinn ab; er mißachtete die Masse und hatte kein Herz für die Leiden des Volkes. — In Hermann und Dorothea schildert er Begebenheiten der Gegenwart und des bürgerlichen, häuslichen Lebens; im Hintergrunde stehen große politische Zeitbegebenheiten."

In diesem Urtheile heben sich Vordersatz und Nachsatz gegenseitig auf. Im Vordersatze hat Göthe kein Herz für die Leiden des Volkes, im Nachsatze hat er es für das bürgerlich häusliche Leben und sogar für die Politik im Großen. Auf solche Faseleien des Alltagsurtheiles, das hier nur deshalb erwähnt ist, weil es bereits als Lehrobject für die deutsche Jugend gelten soll, kommt Göthe einmal zu reden mit Eckermann, Gespräche 2, 357:

„Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er dann da Besseres thun und wie soll er denn da patriotischer wirken? Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft. Ich hasse alle Pfuscherei

wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande."

Spielart des eben behandelten Stoffes: Nach Schirlitz, Vorschule zum Cicero, Wetzlar 1837, S. 422—434.

Man fragt, warum die gelehrtesten Männer über die wichtigsten Personen und Angelegenheiten sehr häufig ganz entgegengesetzter Meinung sind? Diese von Cicero einst schon aufgestellte Frage (de Orat. III., 29) hat ihren Grund in der Wichtigkeit der Personen und in der Vielseitigkeit jener Zustände, die dabei in's Auge gefaßt werden sollen. Je erfahrener und einsichtsvoller die Beurtheiler sind, desto verschiedenere Standpunkte nehmen sie, um ihren Gegenstand zu betrachten. Die sich widersprechendsten Beurtheilungen erfuhren auf solche Weise ein Alexander, Themistokles, Alcibiades, Horatius; und über Cicero's Charakter war schon das Alterthum uneins. Ueberschwenglich lobt ihn Quintilian; wegwerfend sagt Dio Cassius 36, 25: Der ganze Mann war Achselträger. William Melmoth, der englische Uebersetzer der Briefe ad Diversos, wurde durch Middletons apologetische Lebensbeschreibung Cicero's gereizt, den Beweis zu führen, daß Cicero's politischer Charakter schwachherzig und zweideutig, und daß sein moralischer Charakter der verächtlichste gewesen sei unter der Sonne.

Eigenthümlich ergieng es darüber dem ehrlichen Christ. Meiners. In seiner oratio de philosophia Ciceronis wirft er dem Cicero eine fast unbegreifliche Seelenschwäche und eine daraus stammende schimpfliche Unbeständigkeit des Benehmens und der Gesinnung vor. Kurz nachher erschien Middletons vorhin erwähnte Rechtfertigungsschrift. Dieselbe stimmte Meiners dergestalt um, daß er seine eigne Abhandlung reuevoll als eine Versündigung an den Manen des großen Römers ansah und sich entschloß „dem göttlichen Schatten, den er beschimpft, die Schmach öffentlich abzubitten." Er schrieb das werthvolle Buch: Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer, 1782, und zeigte darin, daß Cicero in seinem so sehr verdorbenen Zeitalter fast als einziges Beispiel einer reinen Tugend dastehe.

Dies sind Thatsachen, die uns belehren, daß wir auch gegen die Alten noch besondere Pflichten zu erfüllen haben, und daß unser Urtheil über sie um so vorsichtiger sein muß, je weniger ihnen, außer ihren hinterlassenen einzelnen Werken, eine Selbstvertheidigung vergönnt ist. Zur richtigen Beurtheilung Cicero's gehört zweierlei: einmal daß man die Schwächen des großen Mannes nicht wegzuleugnen trachte, sodann, daß man ihn nicht nach den Grundsätzen christlicher Moral und moderner Politik messe.

VIII.

Aufsätze culturgeschichtlichen Inhaltes.

(Fünf Kapitel.)

1. Docti male pingunt. — „Die Feder ist die Zunge der Seele.“ (Cervantes im Don Quixote 2, cap. 16.)

Eine lebenslängliche Arbeit schlecht und unrein arbeiten, ein nachläßiges Arbeitsverfahren gar zu einer Art Erfahrungssatz und Doctrin bilden zu wollen und dieses noch dazu auf dem Gebiete rein geistiger Thätigkeit, dies ist ein in die Augen springender Widerspruch.

Erklären wir uns obigen lateinischen Titel, mit welchem sich die unsäuberliche Handschrift unserer Gelehrtenschulen rechtfertigen möchte, und wir werden darin einen ausgemachten Barbaren kennen lernen.

Wer ein heutiges Fremdenbuch in einem Gasthofe durchblättert, während gerade ein Regentag auf einer kleinen Fußreise zum Dableiben nöthigt, der wird bald die Erfahrung machen, daß die besseren Handschriften der hier eingezeichneten Reisenden gewöhnlich auf die Kaufmannsstube fallen, die schlimmen aber und charakterlos verschnörkelten nur zu häufig auf Studenten und Staatsdiener hinweisen.

Es liefert also die auf unseren Gelehrtenschulen betriebene Kalligraphie üble Resultate, und umgekehrt schreibt der diesen Schulen minder verpflichtete Stand der Geschäftsleute durchschnittlich geregelter als der gelehrte. Volksstämme, die überhaupt weniger geschult werden, als wir, wie die romanischen, schreiben durchgehends gerundeter, manierlicher, symmetrischer, kecker und unaffectirter. Haben wir acht Gymnasialjahre mit allen Latein-Exercitien und Lateinheften hinter uns, so erreicht unser Lateinbuchstabe doch immer noch nicht jene ungezwungene Behendigkeit und Niedlichkeit, jene geschmackvolle Zwanglosigkeit, mit welcher Italiener, Franzosen und Spanier, ja Südamerikaner von geringer Bildung durchschnittlich die gleichen Buchstaben gestalten. Wir schreiben eine widerspenstige, widerspruchsvolle Schulhand, jene bilden eine

organisch zusammengewachsene, ungehemmte Ebenmäßigkeit. Wie ehrenfest, bewußt und sicher erscheint die Unterschrift eines Engländers, ob er nun als Wollspinner oder als Kapitän irgendwo in unseren Fremdenbüchern eingezeichnet steht.

Gleichwohl verlegt sich die Schulung bei diesen Völkern lange nicht in dem uns gewöhnlichen Maße auf Schreibunterricht und Kalligraphie. Der eigentliche Schönschreiber ist der Orientale, ihm ist seine Namenschiffre zugleich sein rechtsgiltiges Wappen; und doch erscheint er uns gegenüber wenig geschult, nicht unterrichtet und gebildet.

Allein eben deshalb, weil wir gebildeter als Mosleminen, gelehrter als Spanier und Portugiesen sind, so meinen wir wohl, die Schönschrift ihnen überlassen zu dürfen, welche nichts damit auszusprechen haben; unsere eigene Schreibfeder aber, glaubt man, habe viel zu Wichtiges auf einmal zu sagen, als daß sie sich Zeit nehmen könnte, das bedeutsame Gedankenproduct auch noch äußerlich hübsch abzurunden. Uns komme es auf die Sache an, für die Erscheinungsweise dieser Sache könne man nachher noch immer sorgen. Wer nicht viel zu sagen hat, meinte einmal der alte Göthe, als man den häufigen Gebrauch der Fremdwörter an ihm rügte, hat es freilich leicht, sprachrein und puristisch sich auszudrücken. Und wer nicht viel zu schreiben hat — so wäre jetzt die Folgerung — der kann wohl hübsch schreiben, aber der Gelehrte hat dazu eben nicht Zeit.

Wenn etwa unsere Jünglinge in solcher Weise raisonniren, so gestehen sie vorerst damit die üble Beschaffenheit ihrer Handschrift aufrichtig ein; Gelehrte freilich sind sie dadurch, daß sie schlecht schreiben, noch keineswegs. Da sie es aber doch werden wollen, so können wir über ihre petitio principii in so ferne hinwegsehen, als sie sich mit uns entschließen werden, sich auf eine Erklärung des Begriffes Gelehrt einzulassen.

Gelehrt sein heißt im selbst erworbenen Besitze der Mittel sein, welche dazu dienen, hinter die Wahrheit zu kommen. Diese Mittel sind selbst wieder Theile der gesuchten Wahrheit; das Material ist hier schon ein Stück der Sache. Eine berechnete, sorgfältig erwogene Thätigkeit führt zur Klarheit des Gedachten, die scharfe Gliederung des Eingesehenen zur Erkenntniß seiner Werthverhältnisse. So sicher und genau nun unser Gedanke ist, so bestimmt umrissen stellt sich uns das Gedachte dar, es formt sich zur Gestalt, zur einsehbaren Wahrheit, das Eingesehene wird Anschaubares, Idee. Diese wohlberechnete geistige Operation, deren Erfolg und Gelingen allein in der prompten Anwendung der richtig gewählten Mittel liegt, — warum könnten gerade deren innere Vorgänge äußerlich ohne Accuratesse, ja sogar unschön, schmutzig, in unsäuberlicher Häßlichkeit vollzogen werden? Warum müßte das pünktlich Gedachte wieder das unförmlich Gestaltete sein, das richtig

Eingesehene wieder schief niedergeschrieben werden? Dann freilich wäre unser Arbeitstitel, aber zugleich auch das verdrießliche Sprichwort des gemeinen Volkes gar nicht anzufechten, welches behauptet, Je gelehrter, je verkehrter.

Ein stotternder Redner und ein sudelnder Schriftsteller leidet an einem physischen Gebrechen, das aus verwandten inneren Mängeln stammt. Diesem ist die Hand, jenem die Zunge unsicher; ihre physische Schwäche ist durch eine psychische voraus bedingt, durch den Mangel an geistiger Stetigkeit, an intellectueller Sammlung, an consequenter Selbstbeherrschung und Selbstbeachtung. Dem unsicher gesprochenen und dem unrein geschriebenen Worte geht eine geistige Schwäche voraus; Sorgfalt und Behutsamkeit vermag nicht entschieden zu wirken, so wünschbar auch sie erscheinen mögen; denn sie sind nicht grundsätzlich, nicht fortwährend und bleibend thätig vorhanden, sie sind nur in einem Zustande der Passivität und Trägheit da. Und was ist denn Trägheit überall anders, als diese ewig wiederkehrende Remission einmal gesammelter Kräfte. Schlecht schreiben nnd träge sein, unreinlich sich gehaben und in Bausch und Bogen reden werden Geschwisterkinder sein. „Denn was ist alle Schrift anders, als menschliche Rede, durch das Auge zu dem innern Gehör gebracht, indem der an den Laut gebundene innere Gedanke durch die glücklichste aller Erfindungen diesen Durchweg nimmt?" B. J. Docen, Fortdauer der Lateinsprache, 1815.

Viele unserer besten Denker und Schriftsteller hatten sich mit einem Uebermaße erdrückender Amtsgeschäfte in Schreibereien, in Akten und Tabellenwesen die lange Lebenszeit herumzuschlagen, und doch sind sie nicht müde geworden, ihre eigenen Einzelwerke in Manuscripten mehrfach selbst zu copiren, die eben so sauber gehalten sind, als das in ihnen Niedergelegte sauber und klar gedacht ist. Wieland hat seinen Oberon siebenmal abgeschrieben, ehe er ihn im Deutschen Merkur in den Druck gab. K. A. Böttiger Literar. Zustände 1, 253. Fr. Rückert, ein in allen orientalischen Alphabeten und Schriften arbeitender Philologe, kann, nach seiner eignen Versicherung, als Dichter sich keinen Vers zu Danke machen, wenn er nicht die gut geschnittene Feder dazu hat; seinem Federnschneider, gleichsam der Hebamme seiner lyrischen Fruchtbarkeit, widmet er einen eignen Andenkensspruch neben manchem andern naiven Selbstbekenntnisse über seine „poetischen Federn, seine Schriftbeholfenheit und das reinliche Aussehen seines handschriftlichen philologischen Nachlasses". (Gesammelte Werke, Bd. 5, S. 164, 324, 341.)

Als sich einst Jemand von Göthe eine seiner gebrauchten Schreibfedern zum Andenken ausbat, erinnerte sich der Poet mit dankbarer Ergriffenheit plötzlich seiner frühesten Schulzeit, in der er jenes Schreiben erlernte, durch das nun auch eine blose Federspule idealen Werth bekommen hatte. Geschrieben Wort ist Perlen

gleich, ein Dintenklecks ein böser Streich! sagte er dann seinem Söhnlein; und Rückert schärft dem seinigen ein:

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand,
Sohn, die äußre Reinlichkeit
Ist der innern Unterpfand!

Aehnliche Verszeilen haben wir auch noch vom Grafen Fr. L. Stollberg übrig, der sie mit väterlicher Mahnung seinem Töchterchen in ihr erstes Schulheft setzte.

Shakespeare läßt seinen Prinzen Hamlet (Act 5, Scene 2) erzählen, wie derselbe einen auf ihn lautenden Uriasbrief auf die Namen seiner Gegner umgeschrieben und sich damit vom Tode befreit habe:

Ich hielt es einst, wie unsre großen Herrn
Für niedrig, schön zu schreiben, und bemühte
Mich sehr es zu verlernen; aber jetzt
That es mir Ritterdienste.

In unseren Schulen erlaubt man nun sogar den Gebrauch der Stahlfeder. In England aber, dem klassischen Lande der Stahlfedern, kommt unter den üblichen Schulpreisen auch einer im Federnschneiden vor. Dr. C. Wiese, Deutsche Briefe über Englische Erziehung 1852. S. 102. —

Wer ist demnach nun wohl der Schlechtschreibende? Nicht der Gelehrte; sondern jener schlecht- oder mangelhaft Erzogene, der die übeln Nachwirkungen jugendlicher Verwöhnung, unreinlichen und zerstreuten Arbeitens auch später noch nicht selber getilgt hat. Energische Naturen mochten ihre mangelhafte Jugendbildung noch so mangelhaften Umständen, noch so zufälligen und großen Mißverhältnissen anzurechnen haben; sie haben sich doch späterhin durch eigene Rüstigkeit diejenige äußerliche Erscheinungsweise ihrer Person und im Kleinern auch diejenige Handschrift erworben, die in einer fühlbaren und sichtbar nahen Beziehung zu dem von ihnen erworbenen Ideenmaße steht. Schreiben sie, oft Kinder von Hirten und verlassenen Bauern, auch später nicht gerade schön, so doch in einer propern überschaulichen Ebenmäßigkeit, jedenfalls immer sicher und charakterhaft. Und dies eben ist es, was eine Handschrift eigenthümlich hübsch macht gegenüber dem Gekritzel und der sogenannten K l a u e, womit wir verächtlich die grobe Büreau- und die unsichere Frauenzimmerhand zu bezeichnen pflegen. Darum schließt man noch heute aus der Handschrift eines Mannes häufig auf seine innere Beschaffenheit. Daß dazu ein ganz gutes Recht vorliege, beweist Folgendes: Die weibliche Jugend einer und derselben Provinz, deren Elementarschulwesen zugleich conform und geordnet ist, wird sich nicht blos eine und dieselbe Art einer eingeführten Schulschrift angewöhnen, sondern diese auch im spätern

Leben ziemlich gleichmäßig und nur mit wenig einzelner Abweichung fortführen. Die Masse der weiblichen Jugend geht über das von der Mädchenschule gegebenen Maß der Bildung zeitlebens nicht hinaus. Anders aber und zugleich unter einander selbst schon verschieden schreiben die Knaben derselben Provinz, obschon sie ganz nach der gleichen Schreibmethode wie jene Mädchen geschult sind; und auch diese Knabenschulschrift wird eben so oft wieder eine persönlich eigenthümliche, so oft sich der einzelne Schreibschüler nachher eigenthümlich vermännlicht. Nur die zu einem engern Handwerke übertretenden Schüler mögen ihre Knabenschrift in einer gleichförmigen Schreibweise beibehalten. Mitten in unserm Deutschland kann man den katholischen Oesterreicher vom protestantischen Preußen, im einzelnen Lande kann man sogar die mehr und schon länger geschulte Provinz von der weniger oder nur zufällig geschulten mit einiger Gewißheit aus beider Handschrift unterscheiden; ja es führt bei uns der Cleriker seine Feder noch vielfach anders als der Laie, und der Techniker anders als der Büralist.

Wir alle haben eine eigenthümliche Neugier und ein geistiges Interesse, die Schriftzüge großer Männer in Sammlungen und Briefen, unter ihrem Porträte, in ihren Werken betrachten zu können. Wir wollen dabei nicht etwa den blosen Beweis ihres äußerlichen Ordnungssinnes sehen, vielmehr möchten wir gerade einen momentanen Zustand ihrer geistigen Sammlung vor Augen haben; wir möchten dabei ihren einzelnen Gedanken auf der That ertappen. Ihr zierlich feiner oder markig sicherer Schriftzug soll uns einen Gesichtszug ihres Bildnisses erklären helfen oder bestätigen, soll für uns ein Facsimile ihrer Seele werden. In der Madrider Villa des Herzogs von Osuna zeigt man Manuscripte des fruchtbarsten (Hartzembusch in Madrid hat 430 Dramen dieses Dichters gegenwärtig zur Herausgabe bereit) spanischen Komödiendichters Lope de Vega, und des berühmtesten, des Calderon. Es gewährt, sagt der gelehrte Reisende, der uns hierüber berichtet (Allg. Zeitung 1853, 3. Januar) eine eigene, fast möchte ich sagen, heilige Lust die Gedanken so großer Männer an ihrer Wiege zu schauen. Mit welch geistreicher Wuth hat dieser Lope geschrieben! Man sieht, wie die Feder kaum im Stande war, seinen unerschöpflichen Gedanken zu folgen. Die Verse fliegen über die Seiten weg, selten, äußerst selten ist etwas corrigirt, er hat gar keine Zeit dazu. Calderon's Buchstaben sind auch schnell, aber sie liegen nicht ventre à terre wie wettrennende Pferde, sondern sind gehoben, mehr bedächtig. Wie sehr stechen diese auf gutes Papier, mit guter Dinte geschriebenen, aber eigenhändig mit grobem Bindfaden zusammengehefteten Manuscripte ab gegen die eleganten Albums moderner Poeten, bei denen schon Papier und Dinte so vergänglich ist wie der Inhalt selbst.

Dies ist die Physiognomik der Handschrift. Obschon wir auch hiebei wissen, daß der Buchstabe tödtet und Alles auf den Geist ankomme, so steigern wir dennoch den Schein bis zum Erfahrungssatze, das Meinen, Betrachten und Grübeln geht bis zu einer Art Kunde; denn auch hier glauben wir aus dem gesund aussehenden Körper auf eine in ihm hausende Geistesgesundheit schließen zu dürfen. Aus der oft so zufälligen Gestalt einer Geschäfts- und Gelegenheitszeile, von der Hand eines wichtigen Mannes herrührend, folgern wir wenigstens die Klarheit oder Zerfahrenheit, die Laune oder Mißstimmung, wie sie dem Schreibenden in jenem Momente gerade eigen sein mochte, wie er sich damals etwa zusammen nahm, oder wie er sich gerade gehen ließ.

Diese Deutungsversuche mögen freilich öfters ganz willkürlich lauten, aber nichts desto weniger sind sie in vielen und wichtigen Fällen ganz wohl berechtigt. Jeder, der in künstlerischer oder wissenschaftlicher Hervorbringung vorzugsweise tüchtig gewesen ist, besaß eine wenn nicht gerade edle, doch ausgeprägt faßliche Handschrift. Sauber, was wir darunter verstehn, schrieben sie ohnedies alle, und wenn auch ihre kümmerliche Lebenslage oft das geradeste Widerspiel dieser äußerlichen Sauberkeit hätte mit sich bringen sollen. Hamann war Königsberger Packhofschreiber; Wieland saß auf der Bibracher Stadtkanzlei über den Umgeldstabellen; Lessing schrieb und rechnete die Lieferantentaxen Schlesischer Juden für Tauenziens Militärmonturen. Auch von Herder's und Göthe's weltlichen und kirchlichen Amtsgeschäften gilt Platen's Vers: Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon. Und wie wohlgestaltet und anschaulich sind die gelehrten Manuscripte dieser Männer meistentheils. Wie viele Prozesse, Rechtsgutachten, Criminalberichte und Hexeninquisitionen hatte unser Fischart als Amtmann zu Forbach zu schreiben; wie viele seiner geistigen Producte sind neben denen, die unsere Literatur zieren, verloren gegangen; in welches Jahrhundert von Ungeschmack und Kanzleigeschnörkel sodann fiel sein Leben; und bei allem diesem an Aktenstößen abgestumpften Geschäftsleben läßt sich wohl kaum eine elegantere Handschrift als die Fischarts denken. Seine Schriftzüge verrathen sogleich den ganzen zierlichen Formenkenner der Sprache, den sorgfältigen Forscher ihrer Urkunden; aber auch den zartsinnigen Sittenbeobachter, den geschmackvollen Philologen, den Patrioten von Grundsatz, den feinen und derben Ironiker, den frommen Freund der Kinderlust und des Familienglückes — dies alles möchte man in dem schwunghaft und reingeführten Zug seiner subtilen Hand wieder erkennen. Luther's mönchische Vorschule, seine Jugendnoth, seine männliche Beharrlichkeit liegt gerade so deutlich in jedem seiner Buchstaben mit abgebildet. Es sind Mönchsbuchstaben, aber steinerne, geschriebene Quadern. Wer in Fractur denkt, kann nicht in delicater Miniature schreiben. — Tu eris

magnus! sagte der Lehrer Joh. Sintheim zum zwölfjährigen Erasmus von Rotterdam, als er des Knaben Kopfform, Blauauge und Handschrift zum erstenmale betrachtet hatte (Raumer Gesch. d. Pädag. 1, 96). Diese Weissagung Sintheim's hat sich glänzend erfüllt. Fest und elegant schreibt Lessing, dieser stets mit der Feder in der Hand lesende, dieser alle Bücher Wittenbergs und Berlins durchstöbernde Student, dieser alle Manuscripte Breslaus, Leipzigs und Wolfenbüttels excerpirende Bibliothekar. Da seine Augen über Arbeitsmühen bereits blöde geworden sind, auch da noch bedenkt er seine Handschrift und klagt sich einer einreißenden Unleserlichkeit in jenen Briefen öfters an, die doch ausschließlich nur an seine liebe Frau gerichtet sind. Wer ein Autograph Schiller's anschaut, der erkennt auch darin dieses Mannes Geistesschwung und Freiheit; wer Göthe's Unterschrift gesehen, erinnert sich, wie dieselbe nicht mit dem Kiele, sondern mit dem freien Pinselstrich großer Maler gezogen zu sein scheint. Dieser Dichter hat aber über unser Kapitel vielfach nachgedacht, und war vom Werthe der Sache eingenommen; noch in alten Tagen gedenkt er gerne der Sorgfalt, womit er in seinen sonst so flatterhaften Studentenjahren zu Leipzig, die Arbeiten für Gellert's Collegien in's Reine schrieb (Wahrh. u. Dicht. 8. Buch): „Gellert machte bei den Aufsätzen, die ihm seine Schüler einreichten, zur heiligen Pflicht, ihre Hand so sehr, ja mehr als ihren Styl zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kritzliche, nachläßige Schrift zu Gesicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gerne die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzwecke seines Unterrichtes machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach sich ziehe."

Mit dieser Studenten-Erinnerung Göthe's sind wir wieder auf den Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurückgekommen; Gellert's Bemerkung ist zugleich die, welche sich jeder längern Lehrpraxis aufnöthigt: nicht der Gelehrte, sondern der gelehrte Barbar hat eine schlechte Handschrift. Es mögen geistreiche, aber einseitige Menschen noch so verschwimmend schreiben, erklärt W. Grimm in seinem Werke über deutsche Runen, so ist doch so viel Organisches in ihrer Currentschrift, daß wir dieselbe mit Leichtigkeit lesen, und das Eilende und Kecke läßt einen Schluß auf den besondern Geist und die Eigenthümlichkeit des Schreibers machen. Göthe hielt diesen Glauben zeitlebens fest und legte sich zu dessen größerer Sicherung eine eigene Handschriftensammlung an, über die er mit Freund Knebel manchen Brief wechselt. Während nun dieser ihm von Jena aus mancherlei hübsches Autograph ausfindig macht, erweiterte sich das Göthe'sche Urtheil hierüber selber noch in folgenden Thatsachen: Allerdings sind die Handschriften ausgezeichneter Männer nicht ohne Bedeutung; auch ließen sich solche, wie mich deucht, in gewisse Abtheilungen bringen. So sind die Handschriften

vorzüglicher Philologen, soviel ich ihrer kenne, meist etwas verworren; hingegen kenne ich keinen Dichter von ganz schlechter Handschrift. Eben lese ich zu meinem Bewundern, daß der berühmte Pico von Mirandola in seiner Jugend, als er noch Dichter war, eine vorzüglich schöne Handschrift gehabt habe, die sich aber immer mehr verwirrte und zuletzt unleserlich wurde, als er sich in den Abgrund christlicher Geheimnisse stürzte und die Feinde der Kirche zu bestreiten anfieng. Möchte so was nicht bei unserm (Zacharias) Werner vorher gespukt haben? Knebel's Briefwechsel mit Göthe 1851. 2, 73. No. 392.

Die geistig bedeutsamsten deutschen Staatsschriften, welche die Neuzeit aufzuweisen hat, sind vom Jahre 1812 an bis in die zwanziger Jahre aus der Feder von Fr. Gentz geflossen. Seit seinem Tode 1832 hat man noch nicht aufgehört, diesen öffentlichen Charakter in verschiedenartigster Weise zu beurtheilen; und es liegt dies zum Theil in den unvereinbar scheinenden Widersprüchen, welche Gentz selbst in sich bemerkte und häufig genug in seinen vertrauten Briefen (z. B. an Rahel) besprach und beklagte. Seinem Porträte sind erst neuerlich noch einige Züge beigefügt worden (Allg. Zeitg. 1852, Nr. 347) unter denen folgender hier besonders mitgetheilt zu werden verdient. Es lebte gleichzeitig mit dem schon sechszigjährigen Gentz zu Wien ein Mann, der den Charakter aus den Schriftzügen des Schreibenden zu entziffern versuchte; er hielt sich dabei nicht an den Inhalt des Briefs, nur an die Bildung der Buchstaben. Dieser Mann war nie persönlich mit Gentz in Berührung gekommen, kannte auch seine Handschrift nicht, äußerte sich jedoch über ein unbedeutendes Morgenbillet, von Gentz in französischer Sprache geschrieben, als man es ihm zur Erprobung seiner Schriftkunde vorlegte, in folgender merkwürdiger Weise:

„Es ist in dieser Schrift, obwohl sie französisch ist, kein Zug von einem Franzosen. Sie ist wahrscheinlich von einem ältern Mann. Ein eminenter Geist, Eitelkeit, Furchtsamkeit, Gift und Galle sind die Hauptzüge dieses Charakters. Es ist ein ausgetrockneter, alter Junggeselle, und wäre die Schrift die einer Frau, so würde ich auf eine alte versauerte Jungfer rathen, mit allen Prätensionen, die nur eine junge haben kann. In der Schrift ist Scharfsinn, schlagender, beißender Witz zu lesen; jedoch meist von der schneidenden Art. Wie sein Geist, ist auch die Bildung dieses Mannes, die er gewiß selbst erworben hat, ausgezeichnet. Er ist sicher ein geübter politischer Geschäftsmann, dabei aber eigensinnig, geneigt zu jeder Art von Empfindlichkeit, reizbar bis zu Nervenanfällen. Er hat alle Schwachheiten eines gelehrten Mannes mit den Vorzügen, er hat es unendlich gern, wenn man ihn lobt und ihm schmeichelt, man sieht dieser Schrift zugleich eine gewisse Timidität an.“

Derjenige, der uns diese wunderbare Beurtheilung aufbewahrt hat, war mit Fr. Gentz in genauerem Umgang vertraut und befreundet geworden. Es erregt nun wohl unser wirkliches Interesse, wenn er obiger Mittheilung folgendes zusetzt: „Man erstaunt über die Aehnlichkeit der Charakteristik mit den wirklichen Eigenschaften von Gentz; er ist beinahe Zug für Zug geschildert mit Wahrheit, ohne Rückhalt; und dennoch würde diese Beurtheilung ganz anders ausgefallen sein, hätte der Verfasser den Schreiber des Billets gekannt."

W. Dorow hat „Facsimile von Handschriften berühmter Männer, Berlin 1836" bekannt gemacht. Darunter finden sich im ersten Hefte nach ihrer Handschrift vertreten: Gentz, Achim von Arnim, Fr. Aug. Wolf, Fichte, W. v. Humboldt, Blücher, Schleiermacher, Wieland, J. J. Rousseau, Herder, Forster, Kant, Iffland, Jung, Joh. v. Müller, H. v. Kleist, Hippel u. s. w.

2. Die Lesewuth.

Auf einer Gebirgsreise in den Berner Alpen verließ ein eigensinniger Fußgänger den bequemen Pfad, der sich ihm droben auf der Berghöhe mit allen Weitschweifigkeiten von Krümmung und Zickzack übersichtlich vor Augen legte, und war unerfahren genug, zu glauben, mit etwas Muth und Beholfenheit könne man die mehrstündige Höhe dieser Felswände des Oberhaslithales wohl auch geradaus überklettern und so den Tagmarsch um Vieles abkürzen. Bald ließ sich indeß die vorausgesetzte Richtung nicht mehr einhalten; Bergschutt und Gerölle nöthigte zu oftmaligem mühsamen Wechsel von Hinauf und Hinab, starrende Felslager benahmen die erklärende Umsicht, an unvermutheten, quer hereinprasselnden Gießbächen schlug alle Vorberechnung fehl und eine Reihe senkrecht abfallender wilder Krachen hemmte zuletzt jeden weiteren Schritt. Das Zurückklimmen war nicht minder gefährlich auf dem spiegelglatten Gestein oder auf dem in der Mittagshitze schon erweichten Schnee; zuletzt aber vermauerten weit überhängende Schroffen allen Aufweg. Der Verirrte fing eben an, seine üble Lage ernstlich zu fühlen, da gewahrte er nur wenige Klafter unter sich Ziegen gehen; sie hiengen in einem weiten Gestrüppe, das bis jetzt den noch möglichen Ausweg nach der Seite nieder seinem Auge unbemerkbar gemacht hatte. Behutsam kletterte er dem Klange ihrer Glöckchen nach auf eine freiere Platte; er erreichte die Thiere und war hoch erfreut, nicht weit davon auch einen Menschen liegen oder sitzen zu sehen. Bald war er auch in dessen Nähe. Hier saß unbeweglich, mit dem Rücken ihm zugekehrt, ein junger Ziegenhirte, der eifrig las. Der erste Blick über seine Schulter in die Broschüre hinein ließ an den gehäuften Paragraphenzeichen und Abschnitten der Blattseite gleich erkennen, daß

er ein Gesetzbuch studire. Es war die Berner Verfassung. Mit verdoppeltem Interesse begann nun der Reisende sein Gespräch; aber mit gewaltig vermindertem brach er es bald wieder ab und bewunderte weit mehr die Schnelligkeit, mit welcher der Hirte ihn bald auf den rechten Weg hinabbrachte.

Bildung bis in diese Höhen des Lämmergeiers herauf! sogar politische Bildung, Nachdenken über Landesverfassung selbst beim ärmsten Geishirten! Dies und Aehnliches waren die Gedanken gewesen, mit denen der Verirrte anfangs diesen Haslithaler Burschen betrachtet hatte. Aber die Anmerkungen, die er von seinem aufrichtigen Leser ohne Umschweif alsbald dazu geschenkt bekam, waren ärgerliche Randnoten zu so gutmüthigen Voraussetzungen und Gedanken eines Cultur-Enthusiasmus. Der Dialog der Beiden ist bald beisammen. Der Geishirte erklärte nemlich unumwunden: die Regierung hat diese Verfassungsurkunde bei uns im Thale gratis vertheilen lassen; den heurigen Kalender hab ich schon etliche Male durchgelesen und nun vertreib' ich mir heute einmal mit diesem Zeug da die unausstehliche Langweile hier oben.

Der arme Hirtenjunge hat ganz recht. Wer dem natürlichen Geselligkeitstriebe nicht genügen kann, der muß sich irgend ein künstliches Ersatzmittel suchen. Der Gefangene zähmt die Mäuse und Spinnen in seinem Kerker; der verlassene Kranke zählt die Fäden seiner Bettdecke und die Fliegen an der Diele; der hoch im Gebirge wohnende Tyroler schnitzt und malt, der isolirte Ungar und Zigeuner geigt. Wer nicht malen, schnitzen und musiciren kann, der liest. So viele Einsame es gibt, eben so vielerlei Bücher, so vielfaches Bedürfniß nach Büchern muß es geben. Wie die alte Mutter unseres Hirtenjungen in den langen Winterabenden ihre Postille vornimmt, um das hundertmal Gelesene noch einmal nachzulesen, und den Psalm im auswendig gelernten Gesangbuche neuerdings aufschlägt, eben so schreibt und malt der Mönch des Mittelalters in seinem Kloster die Klassiker auf Pergament, eben so reviert sich der Förster im Spessart und Böhmerwald durch das ganze Brockhaus'sche Conversations-Lexikon hindurch, so läßt der eingeschneite und eingefrorne Isländer seit Jahrhunderten kleine Hausbibliotheken von Familie zu Familie wandern und liest sich zu einem halben Gelehrten. Was dem Städter die Zeitungen und Journale sind, das müssen dem in der Abgeschiedenheit und Einöde lebenden Menschen seine paar Bücher gewähren, Unterhaltung. Auf Rechnung eines wirklichen Nutzens kommt freilich in beiden Fällen vor der Hand gar nichts. Wie man im Fremdenzimmerchen des Gasthofes irgend ein Neues Testament findet, wie Reisehandbücher und Illustrirte Journale in den Herbergen an den Chamounix-Gletschern und auf den Alpen-Hospizien aufliegen, damit der Fremde die Zeit hinbringe,

wenn ihn gerade ein stürmischer Tag hier festbannt, eben so steckt der spazieren gehende Städter einen Autor in Schillerformat in die Tasche und trägt so in die große Natur, die ihn nicht mehr genugsam unterhält, die kleine des Autors in Etuiausgabe mit, die ihn besser unterhalten soll. So nimmt Alexander den Homer mit auf seinen Feldzug nach Indien und hat ihn unter seinem Kopfkissen liegen; so liest auch Napoleon in Aegypten den Werther, so Göthe während der Belagerung von Mainz den plattdeutschen Reineke Fuchs. Und bequeme Gesellschafter sind Bücher allerdings. Sie leisten uns Gesellschaft, so oft und so lange wir wollen, sie begleiten uns bis in's Bett und bleiben die ganze Nacht geduldig davor, ob wir etwa beim Erwachen wieder nach ihnen greifen werden. Sie reden unermüdlich in einem Athem fort, wenn wir es erlauben; oder sie fassen sich stellenweise, seitenweise, paragraphenhaft; sie ordnen sich nach Abschnitt und Kapitel, nach Scene und Act, wie es gerade unsre Laune beliebt; sie wollen nur, was wir wollen; sie lassen sich hinter den Ofen werfen und wieder unter dem Tische hervorholen. Der größte Foliant nimmt mit der kleinsten Studirstube vorlieb und das zierlichste Gebetbüchlein erschrickt nicht, wenn es sein Dämchen mit in den Straßburger Münster trägt. — Aber brächte denn alles dieses wirklich auch Bildung ein?

Sag' ich, wie ich es denke, so scheinet durchaus mir, es bilde
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte. —
Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eile
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.

Göthe's erste Epistel.

Schmeichler sind üble Gesellschafter; schmeichlerisch lautende Schriften aber wählt man sich am liebsten zur Gesellschaft. Selbst die allermeisten modernen Andachtsbücher, die nicht für den gemeinen Mann geschrieben sind, haben dann am schnellsten Verbreitung und Namen gewonnen, wenn sie die Gesinnungs- und Gedankenschwäche ihrer Beter recht behutsam zu umgehen wissen und am wenigsten mit rigorosen Vorschlägen oder Befehlen lästig fallen. Sind sie nicht so fügsam, wie die Anforderungen des Publikums lauten, wollen sie sich etwa gar in einen scharfen Disput einlassen, so schlägt der wenig erbaute Leser das Buch zu. Basta! sagt er, es ist ungemüthlich kalt, es ist langweilig.

Da stehen wir also wieder auf demselben Flecke, wo wir im Anfange unsern Geishirten getroffen haben mit der Berner-Verfassung in der Hand. Jener Naturleser auf seiner Hochschule von Felszinken droben und dieser Culturleser mitten in seinen Städten voll Alexandrinischer Bibliotheken, sie bringen es Allbeide mit ihrer Lectüre nicht zur Bildung.

Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, sagt Lichtenberg, aber leicht über zu vielerlei lesen. Ueber je mehrere Gegenstände ich denke, d. h. sie mit meinen Erfahrungen und meinem Gedankensysteme in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ist es umgekehrt: ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. Und noch deutlicher macht dieses Mißverhältniß Jos. Schreyvogel, Gesam. Schrift. v. Th. u. K. West. Abth. 2, Th. 1.

„Wer immer liest, verlernt das Denken und noch gewisser das Handeln. Wer sich immer in Gesellschaften umtreibt, kommt nie dazu, Denken und Handeln zu lernen. Kein Leser von Metier hat die Gabe des Gesprächs; er docirt, auch wenn er Verstand hat. In der Gesellschaft von gutem Ton spricht man sich über nichts aus und der gewandten Form mangelt der Inhalt. Also muß zu dem Umgange und zu der Lectüre noch ein Drittes hinzukommen, um Beide ganz unschädlich und Beide zugleich schmackhaft zu machen, Arbeit nemlich. Der größte Virtuose des Müssiggangs empfindet den Einfluß dieses Naturgesetzes. Wer kein Geschäft hat, macht sich zur Noth aus dem Nichtsthun selbst eines. Die Betriebsamkeit der erwerbenden Klassen ermangelt nicht, von diesem Bedürfnisse der Müßiggänger Nutzen zu ziehen und am Ende sieht man alle Welt sehr eifrig und ernsthaft mit lauter Nichts beschäftigt. So entsteht zu einer Zeit, wo Jedermann liest, eine Unzahl von Büchern und Lesewaaren in modischer Form und Gestalt, deren größter Nachtheil der ist, daß sie bessere Bücher verdrängen, die schon vorher da waren."

Wie Letzteres in unserer Zeit geschieht, zeigen die Erfolge der Wiederbelebungsversuche, die von Antiquaren und Buchbindern an abgestandenen Büchern massenweise angestellt werden. Lesevereine, Leih- und Unterhaltungs-Bibliotheken setzen die vom stillen Lager hervorgezogenen Waaren in raschesten Umlauf und mit ihnen die neueste Tagesliteratur. Ist letztere etwa von feinerm Schnitte? Aeußerlich freilich. Aber was an faßbarem und gesundem Gedankengehalte steckt denn wohl in alle dem Zeug von Blaustrumpfs- und Seladonsliteratur mit Maroquin- und Calicot-Einband, in diesem neuesten Kolibriismus der Nähkißchen- und Uhrentaschenklassiker? Und was soll uns der vielbegehrte Lesestoff der fremden Novellistik, von uns in dutzendfachen Uebersetzungen tractirt und verschlungen? Soll unsere Schwester durch die sinnliche Verzerrung, unser Bruder durch die gemüthliche Desperation, unsere Mutter durch die

abgefeimte Spitzbüberei erfreut und gebildet werden, wie sie in dem babylonischen Gehirne eines Alex. Dumas und Eugen Sue ausgebrütet wird? Schon ein paar Menschenalter hindurch wiederholen wir ein unklares Wehgeschrei über das zuchtlose Jahrhundert des jüngern Crebillon und es hat allerdings dieser Eine Name bei uns hingereicht, dem französischen Geschmacke lange das Brandmal der Verworfenheit aufzudrücken. Nun aber liegt bald in Brüsseler, bald in Pariser Ausgaben, bald in Kolmann'scher oder Franckh'scher Uebersetzung der neue französische Social-Roman auf unserm Arbeitstische neben Bibel oder Plutarch und man liest unbeanstandet Gedanken und Scenen, die doch nur zu bedenken Schande bringen, die persönlich vor unseres Gleichen auszusprechen uns erröthen machen. Jeden lüsternen Blick verbietet uns die Sittenlehre, sie brandmarkt ihn sogar als ein grobes Laster (Matth. 5, 28). Jeden lüsternen Gedanken, auch wenn er nicht zur That gelangt, stellt Cicero jenen Verbrechen gleich, die schnöde sind wie Tempelraub, Elternverhöhnung und Vaterlandsverrath. (De Fin. 3, 9) Ergo ea deliberanda omnino non sunt, in quibus est turpis ipsa deliberatio. De Off. 3, 8. Wir aber machen eine Art Bildung daraus, solche Schriften gelesen zu haben, welche recht eigentlich Harpyen sind, die alle gesunde Nahrung beschmutzen. Und wenn dieser moderne Roman einmal das Laster und Verbrechen sogar zur wirklichen Kehrseite des Guten macht, so führt er jenes doch am liebsten in solchen Charakteren vor, die uns durch einen glänzenden Geistesvorzug, durch eine solidere Herzensneigung und Willensstärke gleichzeitig bestechen sollen, bis wir zuletzt das aus ihrer Schattenseite entspringende Unglück mehr bemitleiden und lieben, als es in seiner ganz unerträglichen Grausenhaftigkeit verabscheuen. Je schwächer ein Herz noch an selbsterworbenem Grundsatz ist, um so empfindlicher ist die Wirkung übler Lectüre; es gleicht dann jenen unedeln Metallen, die der Sauerstoff, sonst so nothwendig und wohlthätig, alsbald mit Rost und Grünspan überzieht und um Glanz und Glätte bringt. So wird die dürftige Phantasie unbehüteter Mädchen erhitzt und in Jünglingsherzen eine voreilige Weltunzufriedenheit entwickelt. Freilich wendet sich zuletzt der wiedergewonnene Verstand von so unredlich entworfenen Schriften ab, aber nur erst wie eine Gesellschaft ernüchterter Zechbrüder jenes Wirthshaus meidet, wo sie ihre Besinnung vertrunken und Thorheiten oder noch Schlimmeres begangen hat. So begegnet die schriftstellerische Ungeduld, die lange Studien haßt, jener mit ihr blutsverwandten Lernträgheit des lesenden Publikums, das nur unterhalten sein will. Zuletzt treffen dann freilich beide Theile auf einem Punkte zusammen, wo Jeder eingestehen muß, Betrüger und Betrogener zugleich gewesen zu sein. Man versteckt alsdann den wüsten Verstandesfehler hinter den alten Gemeinplatz über die Nothwendigkeit, eigne

Erfahrungen machen und selber das Lehrgeld zahlen zu müssen. Diese Entschuldigung ist hier gänzlich unstatthaft, in so ferne es Jedem freisteht, Schlechtes ungelesen zu lassen oder überhaupt nach dem Bessern zu greifen. Es ist dabei Nichts gewonnen worden, es ist bloser Verlust an Leben und Geschmack. Als ob man durch die Betrachtung des Schlechten erst das Gefühl erhielte für Maß und Werth des Guten; als ob Geckengeschwätz dem Geiste ein Befähigungsmittel wäre für den gründlichen Ernst der Wissenschaft! Rückert's Spruch gilt:

Manch artig Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser niemals wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth.

Am duldsamsten meint man gewöhnlich noch mit dem Geschichtsroman verfahren zu sollen; als ob irgend schon Jemand je ein Quentchen wirklicher Historie daraus gelernt hätte. Gerade dieser Geschichtsroman bewährt es, wie tief der Sinn des Publikums für Politik und Historie noch stehen müsse, da Jeglicher und wer gar nicht Beruf hat, irgend Geschichte zu treiben und zu wissen, es doch wagen darf, irgend ein Stück einheimischer oder fremder Geschichte zu entlehnen, um es mit willkürlich ausgeheckten Abenteuern und Phantastereien aufzuspreizen. Wahrlich ein aufgeblasener Frosch der Fabel; er platzt, so oft die wirkliche Historie in ihrer declamationslosen Größe hervortritt. „Möchten sich die Deutschen mehr und mehr überzeugen, sagt Platen (Geschichten Neapels), daß blos das Bedeutende ewig fortwirkt und daß kein Roman so romantisch ist als die Geschichte selbst." — Ausschmückung der geschichtlichen Ereignisse zu poetischem Zwecke, äußert Schlosser (Weltgesch. 4, 112), bringt den Verstand um die Belehrung, die der alleinige Zweck der Geschichtschreibung ist. Der Untergang eines Freistaates, wie Rom nach der Schlacht bei Philippi, der durch die Kraft seiner Bürger sich die Herrschaft der Welt errungen hat, und das blutige Ende von Männern, wie Brutus und Cassius, die für eine Idee gelebt und ihre Grundsätze bis zum Tode behauptet haben, sind an und für sich selbst so großartige Erscheinungen, daß sie weder des Schmuckes hochtrabender Phrasen, noch der Erdichtung von rührenden Nebenumständen bedürfen, um im Innern jedes unverdorbenen Menschen ein tiefes Interesse zu erwecken. Der ganze Gewinn aber, den die Betrachtung vergangener Dinge dem Geiste gewährt, schwindet dahin, wenn den Gebilden der Phantasie neben der schlichten Darstellung der Wahrheit Raum gegeben und das Gemüth auf Kosten des Verstandes angeregt wird. Die Ereignisse selbst, nicht die Art ihrer Einkleidung, der wirkliche innere Zusammenhang der Begebenheiten, nicht das künstliche Gewebe, durch welches man denselben zu einem

rührenden Roman zu machen sucht, sind die Mittel, durch welche allein die Geschichte als eine Lehrerin der Menschheit wirkt.

Ein Domherr ist es, der bei Cervantes (Don Quixote 1, Kap. 47) bekennt, durch den verkehrten Geschmack seiner Zeit und durch Langeweile verleitet gewesen zu sein, die allermeisten Romane, durchmustert zu haben, die zu seinen Tagen in Frankreich, Spanien und Italien als namhafte erschienen waren; aber niemals, fügt er bei, habe er sich überwinden können, nur einen derselben von Anfang bis zu Ende wirklich durchzulesen. Denn an Inhalt sahen sie sich alle ähnlich und bei ihrem gleichen Hange zu sinnlosen Uebertreibungen dienten sie auch nicht zu einer wirklichen Belustigung. Was aus Mißverhältniß und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, so urtheilt jener Domherr weiter — kann doch unmöglich Vergnügen gewähren; denn das Vergnügen, wofür unser Geist empfänglich ist, besteht in der Schönheit und Uebereinstimmung, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen des Leibes oder die Einbildungskraft darstellen. Ich aber habe noch keine Rittergeschichte gesehen, in welcher der Körper der Fabel mit allen seinen Gliedern ein zusammenhängendes Ganze ausmachte, so daß die Mitte dem Anfang, und das Ende dem Anfang und der Mitte entspräche. Alles ist vielmehr aus solchen fremdartigen Theilen zusammengestoppelt, als hätte man sich mehr bemüht, eine Chimäre oder ein anderes Ungeheuer darzustellen, denn ein wohlgestaltetes Bild zu liefern. Ueberdies ist der Styl der Verfasser gewöhnlich hart, ihr Dialog ist schal und schleppend, ihre Beschreibungen sind weitschweifig, ihre Begebenheiten abenteuerlich, ihre Artigkeiten linkisch, ihre Liebesgeschichten unzüchtig — mit einem Worte, so sehr fehlt es ihnen durchgängig an Geschmack und Kunst, daß man sie billig als schädlich, eitel und unnütz aus der Christenheit verbannen sollte."

Sollte man dies und vermöchte man es?

Cervantes scheint es für möglich gehalten zu haben, die geschmacklosen und unsäuberlichen Bücher mit einander auf einen Streich aus der Welt schaffen zu lassen. Wie ausführlich berathen sich bei ihm Pfarrer, Barbier und Nichte über die albernen Romane, welche sie in Don Quixote's Zimmer in Abwesenheit des Besitzers vorfinden. Man ist entschlossen, diese ganze Bibliothek den Flammen zu übergeben. Aber schon kommt dieses Vertilgungsgericht zu spät zum Heile Desjenigen, der sich bereits zum Narren gelesen hat. Schon steht Don Quixote für die Wahrheit dieser Scharteken als bewehrter Ritter draußen in der Welt und wird in Kurzem nur dazu wieder hier sein, um sich von allen den Prügeln zu erholen, die ihm seine verkehrte Lektüre bei allen Schäfern, Windmüllern und Eselstreibern eingetragen hat. Er ist ein Opfer geworden seiner vieljährigen Einsamkeit. Was blieb aber diesem Edelmanne bei den Manchaner Bauern und in der Umgebung

seiner Haushälterin anderes übrig, und was bot ihm sein Zeitalter anderes, als eben die Lectüre solcher Ritterromane, mit denen er die Lücken auszufüllen trachtete, die er noch in seinem ritterlichen Verstande bemerkte; leider verliert er ihn gerade darüber gänzlich. Also muß man doch wohl für die fernere Sicherheit so braver und wohlgesinnter Adeliger Sorge tragen und zugleich die umwohnenden Bauern durch die Belesenheit ihres Gutsherrn etwas weniger in Allarm setzen lassen? Wie soll man dies zu Wege bringen? Göthe meint durch obrigkeitliches Verbot. Er läßt nämlich einem Reisenden die besonderen Gesichtspunkte auseinandersetzen, nach welcher das Volksbildungswesen einer neu organisirten Provinz bestellt ist, und bemerkt auf die Frage des Fremden, wie hier das Lesebedürfniß der Bevölkerung befriedigt werde: „Brandweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet" (Wanderjahre 3. Buch, 9. Kap.). Man hielte es gerne hierin mit Göthe, wenn man nur genug Wein, ja nur genug gesundes Wasser für alle Leute aufzutreiben wüßte. Auch Lessing möchte das Unwesen verführender Schriften mit zerstören, nur ohne Anwendung obrigkeitlicher Gewalt. Er beabsichtigt einmal das Beste aus den schlechtesten Büchern herauszugeben, also letztere dadurch auf immer zu Maculatur zu machen. Wäre Lessing'scher Scharfsinn heute noch im Stande, diesen humanen Plan zu Ende zu führen? könnte wohl Einer Alles für Alle lesen, das ganze Riesengebirge unserer Bücherwelt nicht nur mit Tunnels durchbrechen, nein mit tausendfältigen Wieselgängen in die Tiefe und Breite durchstreifen und unterminiren? Die Kirche steht dem Lessing'schen Vorschlage nahe: sie hat ihren Index librorum prohibitorum. Er ist jedoch viel zu klein für die schlechten Bücher der Christenheit, da der deutsche Buchhändler-Catalog allein für jegliches Jahr den blosen Titeln neu erscheinender Bücher zwei starke Druckbände einräumen muß. Die Masse schlechter Bücher, die man zur Zeit der Apostel (19, 19) öffentlich verbrannte, betrug eine Geldsumme von 50,000 Silberlingen. Mit der Flamme unserer Bücher überträfen wir sicherlich den Brand Moskaus, und besäßen gegen die weitergreifende Brunst gar nicht genug Feuerspritzen.

Es ist ungerecht, gegen diese Ueberfruchtung lärmen zu wollen, die doch vollkommen zu unserer Gegenwart paßt; heut zu Tage, wo alles Fabrikant werden soll, müssen auch die Bücher fabrikmäßig fabricirt werden. Horazens nonum prematur in annum und der vielbelobte deutsche Fleiß können nur noch als versteinerte Ueberbleibsel aus der Urwelt vorkommen. Man will lesen, um sich zu zerstreuen; also auch schreiben, um sich zerstreuen zu können.

Keine äußerliche Gewalt der Erde reicht hin, dies Unwesen bis zur Vertilgung zu brechen. Jede Gewaltmaßregel ist hier nur ein einzelner Faustschlag (derselbe Frevel, der heute gezüchtigt ist, geht morgen straflos aus); ist hier nur ein einzelnes pädago-

gisches Schutzmittel, welches in dieser Privatstunde wirkt, aber auf dem Wege aus der Schule bis in's Elternhaus das Landeskind schon wieder der Verführung aussetzt.

Aber die Tugend, sagt ein englischer Schriftsteller, welche nöthig hat, immer bewacht zu werden, ist der Schildwache nicht werth. Man muß das Uebel durch sich selbst vertilgen lassen. Diese ganze Art von Literatur bereitet sich stets dasselbe Schicksal, von dem es in der Bürger'schen Romanze heißt:

Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.

Sie reibt sich in ihrem eignen Bürgerkriege wieder auf und läßt bei ihrem Verschwinden keine andere Erinnerung als die ihrer unnatürlichen Anschwellung zurück. Hatte je eine ähnliche Sucht ausgetobt, dann dauerten nur die Namen derer noch eine Weile als Warnungszeichen fort, die sich zu den Hauptvertretern gemacht hatten. Von kleineren Helden und kleinern Schelmen nimmt die Geschichte wenig Notiz.

Bücher von Stümpern vergehen, sobald man wahrgenommen, wie schief sie die Welt betrachten, und wie formlos ihr wirkliches Denken ist. Geistig zu stümpern wird niemals obrigkeitlich verboten werden können; die Puscherei aber zu erkennen in ihren Proteusgestalten, ist das Geschäft der weiter lebenden Zeit und weiter gehenden Einsicht.

Man hat in England Vereine, welche für Errichtung von Bibliotheken für die Fabrikarbeiter und von wandernden Dorfbibliotheken sorgen; und in den Ausschüssen dieser und ähnlicher Vereine sitzen und sorgen die Mitglieder der angesehensten Adelsgeschlechter, berühmte Parlamentsredner und Staatsmänner. So schlägt man in politisch gesunden Ländern nicht die Wege der Gewalt ein, sondern sucht mittelst Bildung allein wieder Bildung zu verbreiten. Ob dies jenen edeln Männern in den untersten Klassen der Gesellschaft, wie sie es hoffen, gelingen wird, dies darf man aus wirklich mehr als einer Erfahrung bezweifeln. Doch wäre letztere hier ganz und gar nicht am Orte; und nur durch einen Göthe'schen Vers soll angedeutet sein, warum ähnliche Bemühungen im Kleinern an der untern Schichte, die allein aus der Handarbeit leben muß, bis jetzt gescheitert sind:

— — Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus! und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.

Aber wie es recht und edel ist, dem geistig Verlassenen beizuspringen und ihn um eine Stufe weiter heraufzuheben, in diesem und in noch höherem Maße ist es schändlich für Jeden, auf dieselbe Stufe geistiger Verlassenheit aus erfrechter Trägheit eigenwillig noch einmal zurückzuspringen. Durch Sümpfe und Gießbäche

müssen die Jahrhunderte und die Armen im Volke hindurchwaten, bemerkt Jean Paul, bis sie einmal reine Alpenquelle erreicht haben; und der Jüngling, der bereits bei ihr ist, weil ihn Eltern und Lehrer auf den Händen hinauftrugen, der verläßt diesen reichsten Born der Schönheit wieder, der entweicht aus dem Tempel des klassischen Alterthums, wie ein dem Strick entkommenes Thier, und läuft den Pfützen trivialer schmutziger Genüsse zu. Er weiß es, daß dem deutschen Volke die Alten um so preiswürdiger gewesen sind, je ärmlicher es noch in der einheimischen Literatur aussah; er weiß es aber auch, daß unsere Verehrung für das Alterthum in demselben Maße wuchs und verblieb, in welchem unsre eigne Literatur sich bereicherte; daß unsere größten Geister auch zugleich die höchste Ehrfurcht ausdrückten vor den Hellenen, zu denen sie als zu ihren Rettern und Erziehern dankbar emporblickten. Denn wer sich an einen guten Baum lehnt, dem wird gesunder Schatten gewährt. Er weiß es oder er soll es wissen, daß Schiller's edelster Lebensvorsatz heißt: „Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein" Briefw. mit W. Humboldt, S. 335. Wie ehrlos ist ein solcher, wenn er unter den Haufen jener mißrathenen Studenten zurücktritt, von denen neuerlich ein akademischer Lehrer öffentlich geredet hat, ein Autor, dessen eigne Gesinnung für Land und Leute nicht anzufechten ist. Mit Unwillen, sagt Simrock (Vorwort zu Edda) sah ich in den letzten Jahren unsere Jugend, die den Göthe noch nicht gelesen hatte, neuere, meist französische Tagesromane verschlingen. Und nun wollen Franzosenfresser in diesem schlimmsten Sinne sich mit deutscher Gesinnung brüsten. So gebildet und verbildet sind jetzt die Männer, welche unsere Geschichte machen! Doch man darf sich beruhigen. Diese Jünglinge oder Männer machen keine Geschichte. Die Geschichte des deutschen Volkes wird weder durch die Uebersetzungsfabriken des Leipziger Literatenthums, noch durch die Aktenfabriken des Büreaukratismus gemacht. Es wird immer Bedientenseelen geben, ob man sie mit Stiefelwichse oder mit Dinte arbeiten läßt.

3. Das gute Gedächtniß.

Tantum scimus, quantum memoria valemus.

Also soll die alte Last des Auswendiglernens sogar noch vergrößert werden? Noch mehr Todtenscheinschreiber verstorbener Gedanken sollen auferzogen, noch mehr Wiederverfertiger schon abgehaltener Leichenreden sollen dressirt werden, noch mehr Echomenschen und Staarengedächtnisse soll es geben, und alle Welt ist ihrer schon so satt!

Nun denn, auch wir wollen nicht den Mechanismus einer Schwarzwälder-Spieluhr in die menschliche Seele hineinstellen. Aber gar manchem schon ermüdenden Gedächtnisse entsteht vielleicht

Trost und Aussicht, wenn man sich hier die Mittel angiebt, mit denen man eine menschenwürdige Gedächtnißkraft erwirbt, erzieht, dauerhaft macht und zugleich schont. Was alsdann von jenen Auswendigwissern zu halten sei, die statt des Urtheils eine Repetiruhr im Gehirne sitzen haben und deshalb den Titel Merkstölpel führen; und was ferner die neue Erziehungsmethode werth sein solle, die den Verstand zwar besonders schärfen, aber dabei nicht das Gedächtniß belasten will, die (wie Held's Schulreden 142 sagen) dem Schüler in die eine Hand ein scharfes Messer, in die andere aber kein Stück Brod giebt, das er schneiden könnte — dies fällt bei einer solchen Untersuchung nebenbei von selbst mit ab.

Das Alterthum hat über die Gedächtnißkraft seiner hervorragenden Männer mancherlei Anekdoten. Wir lesen sie gewöhnlich mit voller Gleichgiltigkeit; theils halten wir sie für ganz abnorme Fälle, mit denen sich unser Gedanke nicht einlassen kann; theils für spät erst ausgeheckte Märchen abergläubisch gewordener Zeiten, die von keiner historischen Beweiskraft sind. Wenn Cyrus alle seine Feldhauptleute, Trajan oder Severus alle Soldaten seiner einzelnen Armee, und wenn (nach der Versicherung von Cicero und Valerius Maximus) Themistokles alle seine Mitbürger mit Namen gekannt hat, so entgeht uns hierüber gewöhnlich jegliche Bewunderung, weil es bequemer scheint, es gar nicht zu glauben, als sich eine Möglichkeit dafür zu erklären. Wir achten's ebenfalls nicht viel, daß Seneca sich selbst berühmt, in seinen Declamationen, er habe zweitausend ihm vorgesprochene Wörter sich gemerkt und in derselben Ordnung, wie er sie gehört, wieder hergesagt. Und nur etwa des Gleichnisses wegen macht es uns betroffen, bei Muretus zu lesen, wie dieser geschmackvolle Latinist einen jungen Corsen gekannt habe, der im Stande war, alle ihm vorgesagten, zusammenhangslosen Wörter stets in der Ordnung und bis auf eine Zahl von 36,000 ohne Stocken wieder herzusagen. Kommt aber die Neuzeit dann mit ihren lebendigen Beweisen dazu, treten die Mnemotechniker, welche mit der Schaustellung ihrer Merksfähigkeit Europa durchreisen, einmal auch in unserm Provinzialstädtchen auf, dann bemerken wir, daß jene Angaben des Alterthums doch nicht lauter Märchen sein können; dann werden wir aber über unser eignes Gedächtniß erst recht ärgerlich, welches wir nun schon so lange plagen und das uns doch immer noch nur so ganz unfreiwillige Tironendienste thut. Denn oft noch geht es uns wie dem erzdummen Sancho Pansa, der einen Brief auswendig gelernt hat und dann, da er ihn seinem Herrn hersagen soll, nichts mehr davon weiß als die Anrede „Hochpreisliches Fräulein" und den Schluß „der Eurige bis in den Tod". Da ich mir den Brief vorgesagt hatte, meint Sancho Pansa, und sah, daß er mir weiter nichts mehr half, hab ich ihn sogleich wieder vergessen (Don Quixote 1. Buch, Kapitel 30).

Geschichte und Erfahrung sagen uns also: daß berühmte Denker und Helden häufig auch durch eine ganz besondere Gedächtnißkraft ausgezeichnet gewesen sind. Ferner sodann beweisen uns die Mnemotechniker: auch wir könnten unser Gedächtniß zu einer so dienstgetreuen Magd und Sklavin unserer Bequemlichkeit erziehen, daß es selbst Widerspruchsvolles und Zusammenhangsloses binnen kurzer Frist übersichtlich geordnet uns vorstelle, während wir doch sonst eine Gedankenreihe um so weniger im Gedächtnisse behalten, je mehr sie ausschweifend und unzusammenhängend ist. Diese Letzteren beweisen uns aber indirect zugleich noch etwas, daß nemlich mit der von ihnen geübten mechanischen Gedächtnißschärfung allein, und wäre sie noch so außergewöhnlich, noch immer nichts Wissenschaftliches auszurichten ist.

Schon die Linguisten geben uns für letzteres manchen Wink. Gutzlaff, der durch seine Schriften über China genugsam bekannte deutsche Missionär aus Pommern, predigte in ein paar Dutzend europäischer und außereuropäischer Sprachen; gleichwohl rechnete unser Publikum seine zahlreichen Bücher und seine in Deutschland gehaltenen Vorträge zu den ganz ungewöhnlich langweiligen. Der Cardinal Mezzofanti besaß ein von allen Gelehrten bewundertes Sach- und Namengedächtniß neben gewaltiger Sprach-Erudition; derselbe Cardinal Mezzofanti war Präses des berühmten Sprachenfestes, welches die Propaganda de S. Fide alljährlich zu Rom in allen möglichen Bevölkerungen begeht. Er selbst redete die herrschenden Sprachen des Orientes, dazu die lebenden und todten des Occidents, also vermuthlich noch um einige mehr als die zwanzig Sprachen waren, welche Mithridates inne hatte. Gleichwohl soll dieser Cardinal trotz seiner hohen Stellung und als unbeschränkter Verwalter des reichsten Handschriftenschatzes der Welt kein einziges wissenschaftliches Resultat hinterlassen haben. Noch übler scheint es in dieser Beziehung um die eigentlichen Gedächtnißkünstler von Profession zu stehen. Derselbe Mnemotechniker, der als pseudonymer Reventlow eine eigene Grammatik seiner Memorialkunst veröffentlicht hat, ist neuerlich als C. Otto noch mit einer deutschen Literaturgeschichte aufgetreten, in welcher die Kenntniß unseres geistigen Nationalreichthums in das Auswendiglernen der Facta versetzt ist, also in das Innehaben eines seitenlangen Registers.

Wahrlich wäre dies gerade jenes Gedächtniß, von welchem Hegel's Reflexionen (Prutz, Literar. Taschenb. 1843, 179) sagen, es sei der Galgen, an welchem die griechischen Götter erwürgt hängen. Jede Zeit hat mit solchem Gedächtnisse allerlei gelehrte Werke hervorgebracht, die Neuzeit hat damit Kunstwerke, Gemälde, namentlich Gedichte gemacht und ist dabei nicht immer ohne Erfolg geblieben; allein stets hat die folgende Zeit und unser eignes Gedächtniß derlei Memorialwerke und Memorialdichter nur um so rascher wieder vergessen. Wir betrügen uns gar sehr, wenn wir

von diesem blos getreu registrirenden Gedächtniß, isolirt, wie es für sich dasteht, geistige Leistungen erwarten; vom Archivsdiener das Geschick des Quellenforschers, vom Inderverfertiger die Kompositionskraft des Autors. Wir müssen es nicht nur erst erfüllen, sondern auch organisiren und beherrschen. Wir müssen ihm zugleich Liebe, Gemüth, Vorstellungseifer, thätige Einbildungskraft, Erregungs- und Bewegungslust schenken, kurz jenes seelenvolle, niemals mechanisirende Selbstleben, welches wir unseren Geliebten gegenüber das Andenken heißen. Unvergeßlich weiß man ja nur das, wovon man weiß, wie man dazu gelangt ist. Wo dieses bewegte Herz nicht hinzutritt, mag das Gedächtniß Zeichen und Wunder thun von höchster Seltsamkeit, aber das eigentliche Wunder, Todte wieder aus dem Grabe zu wecken, gerade das, was die Sehnsucht unseres Geistes immer und allein von ihm erwartet, muß es ungewirkt lassen. Darüber sind sich die Chinesen schon vor manchem Jahrtausend klar gewesen; in ihren ältesten Volksliedern, im Schi-King übersetzt Rückert S. 136 folgenden zutreffenden Spruch:

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise.
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, lernen aber lange.
Menschen von der letzten Sorte
Bleiben immer dumm und lernen Worte.

Hier tritt alsdann eine andere Gattung der Linguistik und eine andere Gedächtnißkraft ein, und da wir sie heute noch bei unsern bekanntesten Freunden finden, so erklärt sie uns auch gleich jene Züge aus dem Alterthume mit, denen wir sonst nicht genug Zutrauen schenken. Mehrere oder viele Sprachen nicht etwa blos zu parliren, sondern geistig zu bewältigen, ist häufig Folge guter Jugenderziehung und darauf folgender Selbstbefähigung. Göthe hatte alte und neue Sprachen reichlich inne, Platen verstand deren zwölferlei, Rückert arbeitet in einer noch nicht berechneten Masse dichterisch und philologisch weiter. Allein jede nähere Nachricht aus dem Leben solcher Männer giebt uns außerdem auch Kunde von einer Gedächtnißkraft, die ihnen oft ganz unbegreifliche Dienste gethan habe. Böttiger's Weimarer Tagebuch (Zustände und Zeitgenossen 1, 249) erwähnt ausdrücklich, daß Göthe sein Gedicht Hermann und Dorothea diktirt habe; und in Weimar galt eben deshalb von ihm, „daß er alle seine Gedichte auf den Nagel hersagen könne, weil sie Emanationen seines Ich wären". ibid. 144. Können wir uns einen Homer irgendwie anders denken? So rühmte sich auch Simonides aus Cheos, als er achtzig Jahre alt war, Niemand käme ihm an Gedächtnißstärke gleich. Gerade so hat Wirnt von Gräfenberg gedichtet. Sein Epos Wigalois hält 11,705 Verse; diese hat er auf Ritterzügen erdacht und also aus dem Stegreife seinem Knappen

diktirt, da er selbst nicht schreiben konnte. So kann Wolfram von Eschenbach, nach seinem eignen Geständnisse, keinen Buchstaben. Gleichwohl schuf er aus einem Sagengemische planloser Abenteuer sein Gedicht Parcival zur Bedeutsamkeit desjenigen Gedankens um, der, wie die auf Quellenstudium gegründete Literatur heute urtheilt, den Entwicklungsgang aller auserwählten Menschen, ja der gesammten Menschheit in sich schließt (W. Wackernagel, Literat.-Gesch. S. 198); und dieß umfangreiche Epos diktirte auch er seinem schreibkundigen Knappen in die Feder. Die Zweifel, die sich bei solchen unleugbaren Thatsachen unserm zahmen Schulverstande noch aufnöthigen, hat Mozart alle aufgelöst in so gerader, natürlich fröhlicher Schlichtheit, wie seine ganze Natur und jedes seiner Werke ist. Er soll nämlich einmal seinem adeligen Gönner die Art und Weise erzählen, in der er seine großen Tonschöpfungen hervorbringe, und versucht dies in einem Briefe von Prag aus, dat. 1790, wo es denn unter Anderm heißt: Alles das Finden und Machen geht in mir wie in einem starken und schönen Traum vor. Aber das Ueberhörbare, so Alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht so leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sacke meines Gehirnes, was vorher, wie gesagt, hinein gesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell auf's Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig, und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum auch mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern, Gänsen, oder von Gretel und Bärbel. (Abgedruckt bei G. Schwab, Deutsche Prosa 1, 625.)

Man wird einwenden, daß alle die erwähnten Thatsachen nur von bevorzugten Geistern herrührten, daß sich Mozart ausdrücklich auf ein Geschenk Gottes berufe, wenn er von seinem Gedächtnisse spricht. Dies ist ganz richtig. Der Mensch hat eine ordnende Erinnerungskraft in einem um so höheren Maße, je scharfsinniger er ist. Sie zeigt sich in ihm als ein modus investigandi, als ein die Gedächtnißkraft liebevoll ermunterndes, erfreuendes und selbst frohes Nachsinnen. Das Genie hat deshalb ein gutes Gedächtniß, weil es eine sich stets erfrischende Reminiscenz hat, und diese ist sein natürlicher, mit Liebe sich aneignender Ordnungssinn, der würdige Hausmeister im Palaste des Regenten. Wie hätten sonst die weisen Griechen dieselbe Gedächtnißkraft den Musen zur Obergöttin gesetzt.

Allein dies ist nun eben diejenige Art des Gedächtnisses, die nicht auf dem trivialen Wege des mechanischen Memorirens erworben wird, und gerade diesem Punkte wollen gegenwärtige Zeilen und die schon genannten Beispiele alle recht nahe führen.

Mag man dieses Gedächtniß immerhin Genie nennen, man kann sich mittelst dieses gemiedenen Namens doch nicht persönlich der Sache entschlagen; denn ein excellirendes Gedächtniß treffen wir nicht etwa blos beim berufenen Künstler, Dichter oder Forscher, sondern gerade so gut beim bloßen Stubengelehrten und oft ganz ausgezeichnet selbst beim gemeinen Manne.

Die Brüder W. und Jak. Grimm liefern dafür eine Thatsache, die Jeder täglich neu kennen lernen wird, der Gelegenheit hat, sich unter dem niedern Volke aufmerksam und ungestört aufhalten zu können. Die hessische Bauernfrau Viehmann aus dem Dorfe Niederzwehen bei Kassel erzählte den Brüdern Grimm die meisten und schönsten Märchen zu demjenigen Buche von „Haus- und Kindermärchen", das nun seit Jahren ein herkömmlicher Weihnachtsgast in der deutschen Familie ist. Dieses damals schon betagte Mütterlein blieb bei allen ihren Erzählungen in so zusammenhängendem Vortrage, daß man ihr wörtlich nachschreiben konnte, und hatte auch bei Wiederholungen niemals etwas in der Sache abzuändern. Sehr wahrscheinlich konnte die alte Frau nicht einmal lesen; und auch somit würde sich an ihr Platon's Ausspruch erwahren, daß die Schrift in den Seelen der Lernenden Vergessenheit hervorbringe aus Vernachläßigung des Gedächtnisses. Bekanntlich duldeten auch die Druiden bei ihren Vorträgen kein Nachschreiben, damit die Schüler nicht zu sehr auf das Geschriebene bauen und ihr Gedächtniß darüber rosten lassen möchten. Cæs. B. G. 6, 14.

Worauf beruht also das gute Gedächtniß?

Auf dem innigen Antheil der Einbildungskraft an den Gegenständen, mit denen wir uns beschäftigen; nur sie bewirkt, daß Vorstellungen und Bilder des Verwichenen in uns festhaften und willkürlich reproducirt werden können. Ein Beispiel aus dem Leben eines bloßen Stubengelehrten mag hier statt zahlreicher dienen: Lipsius, der alte Herausgeber des Tacitus, ging die Wette ein, jeden Satz, den man ihm aus Tacitus Werken citiren würde, wortgetreu aus dem Gedächtnisse zu Ende führen zu können.

Und was ist das schlechte Gedächtniß? Antwort: Das mangelnde Interesse. Ignoti nulla cupido. „Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß." Göthe Bd. 49, 64. Ein jugendfreundlicher Schriftsteller dieser letzten Jahre, Bogumil Goltz (Menschendasein 1, 305), äußert: Viele Menschen haben ein so schlechtes Gedächtniß, weil sie kein rechtes Gemüth haben. Wo das Gemüth die Erlebnisse in Liebe repetirt, da entschwinden sie der Erinnerung nimmermehr. Gedächtnißlosigkeit für sittliche und geistige Eindrücke ist der Fluch der Gemüthlosigkeit, ein geistiger Tod bei lebendigem Leibe. Plato sagt, Gemüth ist die Erinnerung an ein in Gott gelebtes Leben. — Gleicher Weise heißt es in Rückert's Weisheit des Brahmanen, Abth. XIII, 40:

So lange du nur denkst, ohn' es in dir zu fühlen,
Wird ein Gedanke nur den andern weiter spühlen.
Nicht wahr ist, was du denkst, nur was du fühlst, ist wahr;
Durch's Denken machst du dir nur das Gefühlte klar.
Was du Gefühltes denkst, das wirst du auch behalten,
Und im Gedächtniß wird dir's ewig nicht veralten,
Das seinen Namen zwar vom Denken hat empfangen,
Doch nur Gefühltes bleibt im Angedenken hangen.

Das Gedächtniß kann gestärkt und geschwächt, es muß in fortwährender Zucht und Uebung erhalten werden. Es wird einseitig und träge, je einseitiger die Beschäftigung seines Herrn ist, es verlangt dann nur das schon Gewohnte, es droht in ein bloßes Amts- und Schreibstubengedächtniß umzuschlagen. Dagegen kämpfte Joh. v. Müller noch in seinem 47. Lebensjahre, da er zu Wien in den Dienstverrichtungen des kaiserlichen Rathes lebte. Gerade damals suchte er sein aus allen Wissensfächern bereichertes Gedächtniß gegen die Abstumpfung zu schützen, die ihm aus dem Allerlei eines ordinären Aktenstrudels hätte erwachsen können, und selbst auf Spaziergängen arbeitete sein Geist gegen eine solche Entartung. Er schreibt darüber seinem Bruder (Sämmtl. Werke 6, 229): Bisweilen lerne ich ein schönes Gedicht auswendig, etwa täglich eine Strophe, für das Hin- und Hergehen von und auf die Staatskanzlei; so neulich den 90. Psalm, jetzt habe ich den 130. gelernt." Er stärkte sein leidendes Gedächtniß durch Poesie, wie man kranken Augen durch das Grüne hilft.

Modificationen des Stoffes.

a) Was ist der Satz werth: Omnia mecum porto? Muß der Gelehrte alle Einzelheiten fortwährend am Schnürchen haben, die gedruckt oder geschrieben sich mit Leichtigkeit ihm vergegenwärtigen, sobald er ihrer bedarf? Muß nicht eben diese Masse des Details in ihm verstummen, sobald es seine Dienste für die intellectuelle Bildung gethan hat, unter allgemeine Gesichtspunkte gefaßt und durch das Denken beherrscht ist?

b) Was gilt der Gemeinplatz: repetitio mater studiorum? Beschlägt er nicht auch das bloße Erinnerungsvermögen, das wir an die Thiere in oft sehr scharfem Grade vertheilt sehen? Wird das verlorene Detail durch das Mechanisiren des zu Merkenden, durch ein Anknüpfen desselben an fremde Nebenvorstellungen wiedergewonnen; oder gewinnen wir das Einzelne umgekehrt nach den vorher gruppenweise geordneten Gedankenkreisen? Waitz, Pädagogik (1852, S. 368) übersetzt obiges Lateinsprüchlein vortrefflich: Die Wiederholung ist ein Wiederdenken des Inhaltsverwandten.

4. Es ist mir zu schwer!

„Poetischer Trichter, oder der in sechs Stunden einzugießende Unterricht zur deutschen Dicht- und Reimkunst. Nürnberg bei

Wolfg. Endter 1650 (zweite Ausgabe)": so hieß ein Lehrbuch, mit welchem der brave Rathsherr Philipp Harßdörffer von Nürnberg die ehrliche Absicht hatte, seine Landsleute in Kürze zu guten Poeten zu machen. Das Werk ist in die noch lebende Redensart vom Nürnberger Trichter umgeschlagen, welchen man Demjenigen zu wünschen pflegt, der etwas lernen, aber seinen eignen Geist dabei zugleich schonen möchte. Dieses Buch selbst ist vergessen, aber das Wesen der Trägheit und des Aberglaubens ist sich seit alten Tagen unveränderlich gleich geblieben; darum liegt uns heute ein ganzer Katalog voll ähnlicher Unternehmungen vor, mit denen der neuere Buchhandel auf die krankhafte Leichtgläubigkeit der Unerfahrenen und Faulen speculirt. Folgende Schriften, die alle aus einer einzigen Firma und von einem und demselben Jahrgang stammen, werden es beweisen.

„Der geschickte Italiener, oder die Kunst, ohne Lehrer in 10 Lectionen italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. 2. Auflage. Cöln 1851. Bei M. Lengfeld. — Der geschickte Holländer ꝛc., der geschickte Franzose ꝛc. — Engländer, Amerikaner, Deutsche, Buchhalter ꝛc., oder die Kunst, in 10 Lectionen u. s. w." So heißen die dutzendweisen Fortsetzungen dieser in Lengfeld'schem Verlag bis zur Stunde erschienenen Methodiken. Dies lautet noch etwas bescheiden gegenüber den Windbeuteleien anderer Art, die von Leipzig u. a. O. früherhin ausgegangen, z. B. Geschichte der Nationalliteratur in der Westentasche, Nationalwerk mit 10,000 Subscribenten u. s. w.

Man wähle irgend ein in diesem Sinne geschriebenes neuestes Buch aus dem Fache der Landwirthschaft: „Der allein gehende Pflug, von Nordmann. — M. Bois, Neue Art, die Tauben in den Taubenschlägen zu ziehen und zu vermehren, womit man sich ein jährliches Einkommen von 2500 Franken oder 1100 Gulden verschaffen kann. Zimmer'sche Buchhandl. in Frankfurt 1852." Wird diese Schrift einen Bauern anlocken oder gar verführen können? Er läßt sie ungelesen und überläßt es Andern, dem von ihr verheißenen Reichthum nachzujagen, während er wie sonst bei seiner schweren und langsam lohnenden Arbeit verbleibt.

Was wollen solche Bücher anderes, als die sauere Mühe des Lernens aus der Welt jagen; und wie oft haben dies auch schon unsere Pädagogen und Systematiker gewollt, die Gutherzigen, die Narren und die Schelme. Ob man den Schulsack vergoldet oder das A b c in Zucker gebacken den Kindern zu essen giebt, oder ob man behauptet, im Kinde stecke bereits alle Weisheit wie in der Insektenpuppe der Schmetterling, dies läuft auf eins hinaus; aber immer hat damit das Kind noch nichts gelernt. Darum dauern die Noth- und Hilfsbüchlein noch immer fort, welche den Menschenverstand und das Wissen gratis beibringen wollen. Man kann sie daran erkennen, daß sie alle mit der Frage entweder beginnen

oder schließen, welche in Güll's Kindermärchen vom Bienlein sich also an die zuhörenden Kinder wendet: Nicht wahr, ihr möchtet schlafen in einem Honighafen?

Das bekannteste Raisonnement dieser Leichtgläubigkeit lautet so: Alles Wissen liege im Menschen schon fertig vorbereitet, sei ein in seiner Seele schlummerndes. Alles komme nun darauf an, einen Nachtwächter zu finden, der es dorten aufwecke, ohne daß die arme schlaftrunkene Seele darüber in Schrecken gerathe. Ein solcher Nachtwächter von besonderem Geschicke sei Sokrates gewesen; die höchsten Sätze menschenwürdiger Weisheit habe er durch ein behutsames Abfragen aus den ungelehrtesten und zufälligsten Menschen heraus und also ihnen erst recht beigebracht. Was wir im christlichen Unterrichte „Kinderlehre" nennen, sei ja ebenfalls ein solches sokratisches Verfahren, ein Popularisiren der tiefsten Ideen und Geheimnisse für jeden, auch den ungeübtesten Menschenverstand. Dieselbe bequeme und zugleich unterhaltende Seite müsse daher jeder Lehrer seinem einzelnen Fache abgewinnen, nur so empfehle sich das Wissenschaftliche zugleich pädagogisch, es schone die ohnedies schwachen jugendlichen Kräfte und erspare ihnen die zeitraubende und doch nur abstumpfende Arbeitsmühe.

Leider ist auch nicht der kleinste Theil dieser Methodik, außerhalb der Kleinkinderschulen jemals wahr gewesen, noch wird er jemals wahr werden können. Der Kürze wegen lassen wir nur den gemeinen Menschenverstand des Sprichwortes und unsere Dichter zugleich darüber urtheilen. Aus des Esels Wadel wird kein Sieb. Asini cauda non facit cribrum. Jeder Tag hat seine eigene Plage. Selbst ist der Meister. Wenn Wünschen hülfe, wären wohl Viele gelehrt. Vom Wünschen ist noch Niemand reich worden. —

Wer der Arbeit Mark will nießen,
Muß ihr Bein zu brechen wissen. Fr. v. Logau.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen giebt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen, oder sie verdauen. Göthe.

Diese Sprüche beweisen, wie der Bauern-Instinkt mit dem Verstande der Bildung hierin zusammentrifft. Der Landmann ist ein Feind sogar der landwirthschaftlichen Neuerungen, wenn sie sich ihm als das Spottleichte und Spottwohlfeile bei einer Arbeitsverrichtung ankündigen, deren Mühe und Kostenbetrag er aus alter Erfahrung kennt. Bauern und Handwerker lassen das Schwere wohl schwer sein und wollen nicht erst ihre kostbare Zeit mit Demjenigen darüber verplaudern, der es ihnen als ein Leichteres vorstellt; sie halten ihn für einen Windbeutel und Projectenmacher. Eben so mißtrauisch ist der Gebildete gegen jede Sache, welche sich ihm

bei wichtigen und schwierigen Fragen als das offenbar ganz und gar Klare anbietet; er wittert ein bloses Spielzeug, das die Tändelei an der Stelle des Schwierigen tractirt. Darum prophezeite der alte Göttinger Mathematikus Kästner ganz richtig, als die Campe's und Basedow's in Norddeutschland ihre Popularwissenschaften auf dem Wege der heuristischen Methode auskramten:

Was den Alten schwer gewesen,
Nennt Heuristes Kinderspiel;
Hätt' er etwas mehr gelesen,
So erfänd' er nicht so viel.

Die Arbeit ist kein Honigbrod, sie wird nicht wie im Traume abgemacht, und unaufschiebbare unerläßliche Mühe läßt sich nicht in augenblicklichen Genuß verwandeln. Nur der Leichtsinnige, Abergläubische und Träge wird aus dem halbbekannten Nichts seiner Unwissenheit ein noch ganz unbekanntes Etwas von Wissen erwarten. Schiene selbst ein Gegenstand des Wissens und Könnens noch so klein und geringfügig, so hat doch auch er eine Seite an sich, an der er schwierig bleibt, weil er nur von dieser allein aus völlig recht gemacht werden kann und muß. Schick, Griff, Vortheil heißt sie das Handwerk und setzt lange Lehrjahre fest, um sich diese heimliche Verfahrungsart anzueignen. Auch das Geringste will auf die ihm allein zukommende Art gesagt, gethan, gespielt und gemacht sein. Die Etuden unserer kleinsten Klavierschüler beruhen nicht auf dem blos Leichten, sondern auf einer fortschreitenden Bewältigung der mechanischen Hindernisse im Fingersatze. In tenui labor, at tenuis non gloria sagt der vornehme und lorbeerreiche Römerdichter Virgil (Georg. 4, 6), da er seine Leser auf einen tieferliegenden Gegenstand überzuführen sucht, um dessen besondere Beachtung es ihm zu thun ist. Der feinere zarte Zug eines Gemäldes, einer Beschreibung, ist nicht etwa deshalb der mühelosere, weil er nur ein kleiner Nebenzug ist; ihn sehen und fühlbar werden zu lassen, bedarf's vorbereitender Mittel, und ihre glückliche Wahl schon allein vermag sogar einem Römer aus der Weltherrscherperiode als ein würdiges Ziel der Ehre zu erscheinen.

Gerade darin besteht eben die alte große Gelehrtenrepublik, daß alle in ihr gleiche Pflichten haben. Als ein Ptolomäer-Prinz die Formel im mathematischen Unterrichte leichter als andere Menschen zu empfangen verlangte, soll ihm Euklid geantwortet haben, eine via regia gebe es zwar in Königsstädten wie Alexandria, einen Prinzenweg aber in der Mathematik nicht. Francesco Petrarca, dessen lebenslängliches Bemühen um die klassische Literatur wir gewöhnlich übersehen in einseitiger Bewunderung seiner Verse, ist reich an selbsterlebten Beispielen, auf welch' abergläubischen Trotz hoffärtiger Köpfe der Lehrer gewöhnlich stoße und wie wenig Eingang er bei solchen finde, die nicht ihre eigene

Kraft üben und kennen lernen wollen, sondern ausschließlich geschont zu werden begehren. Wir lassen eines seiner Beispiele in jener altväterischen Uebersetzung nachfolgen, die dem feinen Latinisten in der Sprache unseres 16. Jahrhunderts zu Theil geworden ist.

„Der leermeister Aristoteles gab seinem schuler, dem Macedonier könig Alexandro bescheid vnd dämmet ihn vnd brach ihm seinen stoltz, alß er ihm in der Mathematica vnd Geometria etlich schwere stuck fürgabe. Alexander gebott ihme, er solt ihms klärer vnd verständtlicher fürlegen. gabe der leermeister aber antwort vnd sprach: Dise Ding sind zugleich allen menschen schwer."

Franc. Petrarchä Trostspiegel. Frankf. 1572. Blatt 142.

Ja freilich sind geistige Verhältnisse Allen zumal schwer, Jungen und Alten, Prinzen und Proletariern, Schülern und Lehrern; nicht blos schwer für Den, der sie begreifen soll, sondern schwer für Denjenigen, der sie begreiflich machen soll. Und gerade dieser ersten Nothwendigkeit von Einsicht möchte der Unerfahrene sich mit aller Hartnäckigkeit entziehen; er seufzt über die Arbeit, welche über das Maß seiner Kraft gehe, die er nicht zu fassen vermöge, wenn man sie ihm nicht noch weiter erleichtere; während die unendliche Geduld der Erwachsenen immerdar auf diese unabänderliche Thatsache erziehend vorbereitet und hinweist. Er bemerkt noch nicht, daß es eben nur diese Anstrengungen sind, die ihm Verdienst und Erwerb bei der Arbeit schaffen sollen; er übersieht des Lehrers tief angelegten und väterlich vorsorgenden Plan, gerade solcherlei Arbeiten ihm zu geeigneter Zeit in die Hand zu liefern. Er weiß auch nicht, wie nicht allein das Ausführen einer gebotenen, im Auftrage erhaltenen Leistung zu dieser momentanen Verzagtheit stimmt; sondern daß auch der Arbeitsgeber, der Lehrer selbst sich davon beschleichen lassen könne. Denn um wie viel schwerer ist es doch erst, das Schwere bearbeitungsfähig, augenfällig, überzeugend und einnehmend Vielen zugleich zu machen, die alle nichts dazu mitbringen als den bequemen Widerwillen des Menschen vor allem Unbekannten. Um wie viel schwerer ist es, das Schwerbegreifliche auch dem noch Unwissenden wahrheitsgemäß zu ordnen, dem Unbetheiligten zweckmäßig zu gliedern, dem Verdrossenen es als lohnend, dankbar und ausgiebig zu zeigen bis zum Reize einer einnehmend schönen Erscheinungsweise; daß endlich auch dem Starrkopfe ein heftigeres Verlangen, in der leeren Seele ein geistiges Bedürfniß darnach erwacht. So muß der Lehrer seine schwere Arbeit in der Schule beginnen. Das Schwere popularisiren ist das gerade Gegentheil; das hieße eben wiederum, die Arbeit allen leicht machen wollen und würde den zerstörenden Wirkungen falscher Ideen von Neuem Spielraum bieten. Der Lehrling würde sich in einen Elementar-Socialisten verwandeln und von Rechten auf Geschick und Anerkennung reden, wie der politische Socialist von Rechten auf Arbeit und Erwerb, da doch Beiden der zweite Factor

aller Befähigung, das Können mangelt zum allerersten Wollen. Sie wollen Perlen trinken, Nachtigallenhirn essen und die Apollostatue zu Marmormehl vermahlen; aber sie sollen erst die einmal vorhandene Arbeit nach dem Maße ihrer vorhandenen Einsicht sich lohnend machen. Der Plan zur Arbeit ist die Schöpfung des Lehrers und ist aus der Mühe seines selbstthätigen, erfindenden, die Kräfte der Untergebenen wohlprüfenden Geistes hervorgegangen. Der Lehrer ist der Arbeitsgeber der Schule, und wo er nicht den Verdienst bei der Arbeit schafft, nicht den Plan zur gewinnbringenden macht, da freilich müßte sich der Lehrling zwecklos und fruchtlos zu Tode arbeiten. Dies ist das von Wenigen genau gekannte Geschäft des Lehrers, von noch Wenigeren ist es richtig geschätzt und im Uebrigen äußerlich nie belohnt. Dies hat er oft zwei Stunden gethan, um eine Eine zu lehren.

Klopstock. Epigramm Nro. 103. ed. Vetterlein.

„So lange die Welt steht, sagte Vilmar seinen Marburger Gymnasialschülern (Schulreden, Nro. 18. „Die allgemeine geistige Erschlaffung unserer Zeit"), wird es an Stoff des wissenschaftlichen Forschens, Schaffens und Darstellens nicht fehlen; es kommt nur darauf an, daß ihr diesem Stoffe gerecht werdet, Freude daran zu finden vermögt und Euch mit Leib, Seel und Geist bei demselben betheiliget. Aber daran fehlt es eben." Ueberzeugung ist nicht durch die bloße Belehrung hervorzubringen, zur Ueberzeugung gehört die Erfahrung, ein Produkt, das nur durch unsern persönlichen Willen zum Wissen wird. Hier aber ist gewöhnlich auch schon der Wille selbst verstockt, er will nichts. Schon zu Christi Zeit schien das Licht in die Finsterniß, aber sie nahm es nicht auf. Auch das mit Myriaden Sternen durchleuchtete Himmelsgewölbe hat seine zwei „Kohlensäcke" jene sternenlosen Nachträume, die Laplace und Arago vergebens durchforschen. —

Es giebt keine nackte Wahrheit, keine vereinzelte Wahrheit; sie beruht auf aller alten vorausgegangenen. Mit den Anschauungen der Vorzeit und der Summe eigenen Erwerbs dringt sie in das geistige Leben der kommenden Geschlechter vor. Es giebt für diese Wahrheit keine fertig anzulernende Sprache. Worte finden heißt Denken. Es giebt für die Wissenschaft keine Abrichtmethode. Abrichten kann man nur das Unfähige, z. B. die Thierseele. Das Denken läßt sich nicht schenken. Das Denken ist und bleibt schwer, und weder ein Nürnberger-Trichter, noch eine Sokratische Methode ändert daran. Weg also mit den halben oder den falschen Mitteln. Man erhebt nicht die Massen, indem man die Ideen erniedrigt. Also bleibt es bei dem Sätzchen Lichtenbergs: „Man muß nie denken: dieser Satz ist mir zu schwer, der gehört für große Gelehrte, ich will mich mit den andern hier beschäftigen. Das ist eine Schwachheit, die leicht in eine völlige Unthätigkeit ausarten kann. Man muß sich für nichts zu gering halten."

5. Ich hab's gethan!

Die sittliche Wahrhaftigkeit und der Gewohnheitslügner.

In jeder Schulstube, in jedem Wohnzimmer kehrt die alte Frage wieder: Wer hat dieses gethan! wer war diesmal der Thäter? Und jedesmal entwickelt sich darauf eine kleine Theaterscene, ein einactiges Schauspiel, das nie veralten wird, obschon es bereits im Paradiese gespielt hat und mit jedem jungen Adam ferner gespielt werden wird, der irgendwie fremde Aepfel gerne ißt und es ungerne eingesteht. Große und kleine Kinder, schwarze und weiße, alle Farben und Alter, alle Stände und Bekenntnisse spielen daran mit oder schauen dabei zu. Denn auch die große Welt ist zuletzt ein solches Kindertheater. Da ergötzt uns der gutmüthige Schalk, da entrüstet uns der Hartnäckige und bewegt uns der Edelmüthige. Wir wissen alle den Gang des Stückes voraus, wir merken das Ende, ehe es noch da ist, und doch gehen wir tagtäglich in diese alte Komödie, lassen uns ärgern, werden bewegt und gerührt, oder gerathen in ein helles Gelächter. Bald ist es eine kurze Posse; der ganze Spektakel schließt auf ein einziges Machtwort. Man hebt da halb scherzend, halb ernst einen Warnungsfinger in die Höhe; thu' es ja nicht wieder! sagt man, und der Hauptacteur geht darauf etwas verblüfft sogleich zur linken Seite ab. Bald ist es auch ein Intriguenstück. Da erfordert es schon mehr Aufmerksamkeit, daß man die rechten Paß- und Schlagwörter nicht überhöre; denn eben damit treibt man den Schlaukopf in die Enge und fängt ihn plötzlich in seinen eignen Schlingen. Jetzt ist er aus der Rolle gefallen, er weiß kein Sterbenswörtchen mehr zu sagen und die andern alle schreien, als wärs der einstudirte griechische Chor, unisono auf ihn los: Du hast's gethan! Da steht er dann „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl" und wartet, ob kein Vorhang so barmherzig ist, schnell genug herab zu fallen. Bald ist es ein bürgerliches Schauspiel, dessen Alltagsgeschichte, man weiß gar nicht wie, immer wichtiger und zuletzt gar noch gefährlicher werden will, als Jedes anfangs selber vermuthet hat. Schon kommt es zu Betheuerungen und Versicherungen, aber man glaubt sie nicht; schon stehen entschuldigende und unschuldige Thränen nahe, aber man will sie nicht und weist sie rauh ab; und dennoch weiß der Fragende schon nicht mehr weiter und der Gefragte bleibt unabänderlich bei seiner Antwort. Da kommt auf einmal der alte Deus ex machina: der unentdeckbare Thäter erscheint und verräth sich freiwillig. Er will selbst leiden, statt Andere leiden sehen; der brave Bruder rettet die angeklagte Schwester und seine wahre Rührung über sie und sein eignes Vergehen rührt uns herzlich mit, wenn er nun unvermuthet vortritt und ausruft: nein, Papa, ich hab's gethan!

Auf dem Boden der Kinderstube, wie „auf den Brettern, die die Welt bedeuten," wird uns diese Idealwelt aufgethan. Denn macht es Iphigenien's Schwesterherz anders, da sie den Kampf zwischen Wahrheit und Lüge bestehen muß? Sie tritt offen hervor mit ihrem Geheimnisse, nach langem Seelenkampfe, und obschon sie damit den eignen Bruder gefährdet, schenkt sie einem Barbaren, der mit der halben Wahrheit zufrieden wäre, die ganze.

Zwei Wege stehen ihr offen, auf denen ihre und des gefangenen Bruders Rettung möglich ist. Folgt sie dem Rathe der Freunde, so könnten sie listig alle zusammen entfliehen. Ihr Priesteramt schützt sie und verschleiert jede noch nöthige Vorbereitung dazu. Ist das Vorhaben geglückt, so wird es der getäuschte König machen, wie jeder andere Machthaber, und die zu spät bemerkte List der Schwachen lächelnd als deren einziges Recht hinnehmen. Wenn es ihn aber kränkt, daß der lügnerische Verstand eines Mädchens diesen so leichten Sieg über seinen Geradsinn davon getragen? Wenn an der Stelle ihres priesterlichen Andenkens dann nur befleckter Undank im Lande zurückbleibt? Dann ist auch ihr alle Freude der Rettung und Heimkehr vergällt. Da gedenkt Iphigenia plötzlich jenes Parzenliedes, das ihr einst die Amme vorgesungen, jener allerersten, uns für die Wahrheit stimmenden Kindersprüche; sie erröthet vor sich selber, wie wir erröthen vor dem groben Plane, „in unsern eignen Hals hinein zu lügen" — und ihre Selbstbesinnung kommt zu dem Ausrufe (Act 4, Scene 1):

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend sich zurück
Und trifft den Schützen.

Iphigenia wählt den andern noch übrigen Weg zur Rettung, den der Geradheit; ihre natürliche Frömmigkeit triumphirt im Voraus über alle die platte Projectenmacherei, in welcher sich die Verschmitztheit gefällt. Die ganze volle Wahrheit reizt zwar den Zorn des mächtigen Königs, aber nur um ihn auch sogleich zu entwaffnen. Der Barbar hat in ihr das Schöne geliebt, nun beweist sie ihm durch die That, daß dieses auch zugleich das Wahre ist; er will das eine nicht im andern bestrafen, er muß beide lieben, die sich nicht theilen lassen. So wandelt die Schönheit hier auf jener einen richtigen Linie einfältig die Bahn des Erhabenen. Diese Liebe der also handelnden Schwester verbleibt zugleich in der würdevollen Art der Priesterin; alle Eigenschaften ihres Wesens, alle Züge ihres Standes sympathisiren; und wüßte

man es noch nicht, so wäre jetzt in diesem fremden und schutzlosen Mädchen ihre Abkunft aus hohem Geschlechte, die edle Königstochter erkannt. Ein Schimmer ihrer eingebornen Schönheit geht auf den Fürsten über, in dessen Hand noch ihr Schicksal liegt. Dem Tone ihrer Seele antwortet auch ein ähnlicher in seiner Brust; denn edle Leidenschaften sind wie Saiten, die mit andern in harmonischem Verhältniß stehen und durch ihr Ertönen diese mit erzittern lassen (Ch. Garve). Er kämpft die altgewordene Liebe in sich nieder und mehr als Fürstengroßmuth, mehr als Selbstverleugnung ist es, wenn er nun die begehrte Freundin in die begehrte Heimat entläßt mit dem heroischen neidlosen Wunsche „Lebt wohl!“

Eine solche Grazienstatue der Wahrhaftigkeit hat Göthe in unserer Literatur aufgestellt. Und damit sein Olymp vollständig sei wie der griechische und wahr wie die Natur, hat er neben den Göttern der Schönheit und Zucht auch solche geschaffen, die Hinkende sind und deren Erscheinen unauslöschliches Gelächter hervorbringt. Der hinkende Hephästos in unserm poetischen Himmel ist der berühmte Lügenschmied Reineke Fuchs. Führe man das Gleichniß selber aus, wie jener erfinderische Sohn des Zeus den Erdkreis in den engen Kreis eines Schildes, dieser aber Himmel und Hölle, Götter, Menschen und Thiere in eine colossale Lüge zusammen gehext hat. Hier aber gilt es vor der Hand, nicht homerische Märchen, sondern die lautere Wahrheit kennen zu lernen. Denn lebenswahr und wirklich ist alles, was dieser Reineke uns in seinen hundertfachen Abenteuern vorscherzt, selbst seine Grimassen begegnen uns noch alle Tage. Dieselbe Bemerkung nöthigt sich auch Göthen auf; nachdem er diesen Schelmenroman zu Ende übersetzt hat, schlägt er das Buch zu und ruft selbstverwundert aus:

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist's möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

Reineke unterscheidet sich aber auch von allen übrigen gemeinen Lügnern der Welt so sehr, wie des Apulejus goldener Esel von dem eines Schwarzwälder Besenbinders. Denn solche Nothlügen wie diejenigen sind, mit denen sich ein Äsop oder Eulenspiegel gewöhnlich von den drohenden Schlägen wieder befreit, sind ihm zu witzlos, zu handgreiflich. Wundert sich doch schon jedes Kind, daß es nicht mehr Klapse und Hiebe absetzt auf jene frechen Erwiderungen, die Äsops unverschämter Menschenverstand dem Herrn beständig in's Gesicht wirft; vermöchte doch Niemand mehr, sich mit einer ähnlichen Plumpheit aus der drohenden Beschämung zu retten. Und die Schalksstreiche Eulenspiegels laufen auf so grobe Wortverdrehungen hinaus, daß man heut zu Tage mit Jedem seiner Nachahmer gar bald auf gut Deutsch reden und der Narrethei

ein rasches Ende machen würde. Derlei Lügen also haben kurze Beine. Aber da sehe man den Reineke dagegen, der nicht blos das ablügt, was er gethan, sondern auch noch Böses dazu lügt, was er gar niemals gethan hat, und der es mit dem einen wie mit dem andern zu Rang, Reichthum und Ehre bringt. Er begiebt sich dabei keineswegs in die kriecherische Rolle des schweifwedelnden Sklaven herab; er trägt die Schnauze hoch, je schlechter es gerade für ihn steht. Er blamirt den Menschenverstand der Gegner und Ankläger nicht, als gehörten sie alle in's Thierbuch; sondern er wundert sich und ärgert sich darüber, daß es nur so wenig Verschmitztheit bedürfen solle, alle zusammen zu prellen und anzuführen. Er will die Wahrheit nicht wie ein Schellennarr durch unsaubere Späße verdrehen, er will sie mit seinem eignen Talent für Wahrheit widerlegen. Er ist durchaus kein bloser Sophist oder Windbeutel; er haßt derlei Einseitigkeiten des Systems bitter; er ist Lügner im Großen und Ganzen, ein eigentlicher Encyklopädist der unmoralischen Wissenschaften. Er beichtet wiederholt und mit wirklicher Reue, wie er sein Gewissen über irgend einen begangenen Fehler nicht beruhigen könne; er klagt sich der moralischen Schwäche an, sich selbst keine von den Geringfügigkeiten verzeihen zu können, die nun doch so lange schon geschehen sind. Allein auch dabei begeht er eine doppelte Lüge. Denn nicht der Fehler reut ihn, sondern nur dessen Geringfügigkeit; und nicht aus zartem Gewissen schleppt sich sein Andenken noch damit herum, sondern aus Verdruß darüber, daß einst jene Sache nur halb gelang, ja daß sie ihn nahezu lächerlich gemacht, ihn momentan blosgestellt habe. Außerdem besäße er lebendiges Ausscheidungsvermögen genug, das zu vergessen, was nicht mehr nützt. Und so lehrt er denn gelegentlich auch, wie anmaßlich und sündhaft es sei, sein eignes moralisches Selbst zum Mittelpunkt der Welt machen zu wollen, und ewig jegliche Sünde darinnen fort zu verspüren; oder wie gerade dieses die beste Gabe sei, der wir uns berühmen dürfen, alle schädlichen Eindrücke und Gedanken rasch wieder verdämmern zu lassen und aus uns zu entfernen. Wer hört hier nicht einen Gelehrten reden, der die Hefte für sein Moral-Collegium seit Jahren fertig geschrieben hat. Er hat Denk- und Sittensprüche für jede Sache, für jede Verlegenheit ein Tugendrecept, theelöffelweise läßt er alle Stunden davon einnehmen. Der Charlatan weiß wohl, daß die Mixtur nichts nützt, wenn der Schwarze Tod herrscht. So lang aber der Köhlerglaube seiner Patienten fortdauert, hilft auch der Theriak. Dies beweist er schlagend. Schon ist er dem Ende seiner Thaten nahe, als überführter Schelm steht er endlich droben auf der Galgenleiter, drunten ringsum drängen sich die zahlreichen Schlachtopfer seiner boshaften Zunge, und die Gerechtigkeit hat nun einmal ihre Binde von den Augen genommen. Da ist kein Erbarmen mehr, Jeder

denkt von ihm: wäre sein Wort eine Brücke, ich gienge nimmer zurücke! Die Schlinge knüpft sich um den Hals, die nächste Minute schnürt ihm die arge Seele heraus und das verlogene Maul zu. Gestehe noch! ruft drunten der Haufe; nimm das Geheimniß nicht mit dir hinüber, laß keinen unverdienten Schein der Schuld auf einem Lebenden zurück! Und horch, Reineke spricht, er scheint zu bekennen. Tod und Galgen sogar wird ihm der sicherste Nothbehelf für seine größte Schwäche. Er benützt die vorhandene Rührung, die seinige und die fremde, er fabelt von furchtbaren Geheimnissen, abermals lügt er die Neugier Aller wach. Man läßt ihn noch einmal herunter steigen. Die erste Folge ist, daß er seine Ankläger neuerdings in die Ketten wirft, denen sie erst seit heute, seit dem Sterbensgange dieses Erzschelms entkommen sind.

So spielt der Lügner von Profession mit der Leichtgläubigkeit menschlicher Herzen, um nur in seinem Stolze und Trotze verbleiben zu können, um nur nicht sagen zu müssen: Ich hab's gethan!

IX.

Aufsätze sittengeschichtlichen Inhaltes.

(Acht Kapitel.)

---

1. Die Selbstliebe, das angebliche Motiv unserer Handlungen.

Motto: Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch.
Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.
Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Ruth 1, 16.

Nur vom Nutzen wird die Welt regiert! ruft Terzky in Schiller's Wallenstein aus.

Dieses Glaubensbekenntniß des Egoismus hat sich seither noch um vieles vergröbert und mehr als je über die Welt ausgedehnt; es wird durch keinen blosen Schulaufsatz mehr gestürzt. Aber es widerlegt sich fortwährend durch jede Mutter, durch jedes sich selbst getreu bleibende Menschenherz, durch jede natürliche Empfindung, die an Vaterland und Religion grenzt. Wenn die Schule ihre Pflicht thun will, muß sie auf diese Empfindungen zurückführen und mittelst derselben die systematische Lehre des Undanks entblößen, welche heute unsere jüngeren Köpfe schon verdüstert. Denn die studirende Jugend schwankt sichtbar mehr und mehr zwischen den alten wissenschaftlichen Formen, welche sich nicht mehr dem neuen Inhalte der Ideen anpassen wollen, und zwischen der Formlosigkeit und Unklarheit der eigenen berechtigten Gefühle, die sich von der Gegenwart bitter verhöhnt sehen. Auch dieser Zwiespalt wird einst sein Ende finden; gerade jetzt aber nagt er an den besseren Gemüthern, schwächere aber entfremdet er dem Guten und raubt ihnen den Glauben daran.

Ja je strenger die Gelehrtenschule sich auf das Alterthum gründet, auf welches sie doch in Allem verwiesen ist, um so häufiger wird sie nächstens Gefahr laufen, die eigenen Schüler sich zu

entfremden und zu Feinden zu erziehen. Denn das Weltheldenthum des antiken Lebens, wofür man knabenhaft geschwärmt, will und kann in der complicirten praktischen Gegenwart nicht Stich halten; und die natürliche Verwandtschaft der menschlichen Herzen und Geister unter einander wird heute auf einem zu colossalen Weltschauplatz vollzogen und fortgesetzt, als daß ihrer ein Jüngling deutlicher und zugleich zu seinem wahren Troste gewahr würde. Die erste Folge hievon ist, daß ein hierüber aufdämmerndes Bewußtsein sich auf den plattesten Standpunkt eines bürgerlichen Rationalismus stellt, daß es die Idealgüter der Jugend wie ein Betrogener von sich wirft und schleunig jene armseligsten Rudimente des ordinären Denkens dafür einzutauschen sucht, in denen die Bedürfnisse der heutigen Gesellschaft zu liegen und erfüllt zu werden scheinen. Mit Schmerz ertödtet der Einzelne diese besseren Gefühle, diese einzigen Keime seiner Vernunft, und setzt an ihre Stelle den todten Verstand und die Einbildung von der Uebermacht materieller Phantasmen. Andere verfahren, ohne es zu wissen, wie Rousseau, sie wählen den groben Instinkt für die früher verehrte Menschlichkeit, komponiren sich aus den thierischen Trieben das Reich der Geister und der Staaten, und gelangen so von der einst verfochtenen Humanität ganz consequent zur modernsten Brutalität herab.

Die Hoffnung des Herzens auf eigenen Fortschritt und auf allgemeine Menschenentwicklung ist wegräsonnirt, auf dem Throne der individuellen und bürgerlichen Freiheit sitzt das große Einmaleins des Nutzens. Nach beiden Seiten verphilistirt man auf solche Art das Herz ziemlich frühzeitig, um nur noch schnell genug ein praktisch brauchbarer Mensch werden zu können. Dann sinkt die Begeisterung zu einem Knabenabenteuer herab, und derjenige Lehrer zum Narren, der jetzt noch immer dafür anzuwärmen sucht, wie er es schon ehemals gethan. Die Schulanstalt aber, die sich durch die schwankenden und noch ununtersuchten Neuerungen nicht auf ihrem Wege beirren lassen darf, und welche, wie Göthe, sich vorsetzt:

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben —

sie wird nach und nach von ihrem eigenen in der Zeit veränderten Geschlechte scheel angesehen, dann als unfruchtbar getadelt, endlich sogar als ein Hemmnißmittel des Besseren beschrieen werden, eben jenes Praktischen, jenes direkt Nutzenbringenden, von welchem hier die Rede besonders sein soll. Was nützt es, Erfahrungen, wie sie jeder Schulmann und Schüler, jeder Familienvater und Bruder heute macht, noch länger zu verheimlichen, nur ungern, nur halb zuzugestehen? Dies wäre für Lehrer eine wenig gebührende Un-

klarheit über die Schule, welche alle ihre einzelnen Leiden immerhin nur als die jeweiligen Bestandtheile der ganzen Gegenwart empfinden und demgemäß abmachen kann. Ausgebrochene Epidemien lassen sich nicht verschweigen. Es macht im Gegentheil den Eindruck respektabler Aufrichtigkeit und männlicher Unschuld, wenn die Lehrer unleugbare Mängel an's Licht ziehen und persönliche Erlebnisse so offenherzig vorlegen, wie es M. Art, Zustand der heut. Gymnas. Wetzlar 1838, oder wie es Günther, deutscher Unterricht auf Gymnas. 1841; und Raumer Gesch. der Pädagogik noch in diesen Jahren der Reihe nach gethan haben. Sie erzählen mit der schon stehend gewordenen Gymnasialphrase von gar manchem Schüler, „der seinen ehemaligen Lehrer nun auch nicht mehr grüßt, nun auch schon lange nicht mehr kennt, wenn er ihm jetzt einmal auf der Straße begegnet."

Dies sind Schulerfahrungen, welche Cicero freilich noch gar nicht für möglich gehalten hat, obschon er doch selber in keiner Musterzeit von Dankbarkeit und Treue lebte. Er meint im Gegentheile, Or. p. Planc. 33, es könne gar keinen freisinnig erzogenen Römerjüngling geben, der die Schule und die Magister, die ihn gebildet, nachher einmal in weniger lebendigem und getreuem Andenken trüge. Allein was nützt uns dieses Citat aus Cicero? oder was hilft es, so empfindlich beschämende Erfahrungen hinter das Beispiel von den zehn Aussätzigen verstecken zu wollen, die nach der zehnfachen Heilung auch nur einen einzelnen Dank hatten?

Hier ist ja der Aussatz schon in diejenige Menschenklasse gefahren, welche Cicero liberaliter educatos nennt; und gerade diese sogenannte freie Erziehung bestreitet man entweder unsern Anstalten, oder man läugnet ihre Wirkung, oder endlich ihre heutige Brauchbarkeit. Darüber also muß alsdann gehandelt werden, ob der nämliche Geist noch immer in der Jugend und in der Nation walte, und vorausgesetzt werden dürfe, für welchen unsere alte und neue Klassik gedacht und gefühlt hat, für welchen noch der Lieblingsdichter der deutschen Jugend, Schiller, im Carlos ein schönes Mahnwort an jeden jungen Studenten hinterlassen hat:

— — — Sagen Sie ihm,
Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtlichen Insect
Gerühmter, besserer Vernunft das Herz,
Die zarte Götterblume.

Solche Erscheinungen liegen vor; solche Geister sprechen dagegen; hören wir nun auch die Formel, in welche sich die heutige Theorie des Egoismus faßt.

Die Quelle unseres Thuns und Denkens, sagt man, liege im Begehrungsvermögen; also, folgert man, müssen auch alle unsere

Handlungen und Gedanken nothwendig aus Selbstliebe stammen, und der Eigennutz ist demnach nicht etwa erst zu entschuldigen, sondern in seiner Vernunftberechtigung als oberstes Naturgesetz anzuerkennen.

> Verstand empfingen wir, uns mündig selbst
> Im irdischen Element zurecht zu finden
> Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht.

Mit diesen Worten erklärt in Göthe's Eugenie (2. Act, 1. Scene) der Sekretär seine beschlossene Unthat, die ihm die Wünsche nach Rang und Reichthum erfüllen soll. Sagt dann Göthe (Bd. 26, 291) über sich selbst einmal „Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung" — so ist es bequem ihm dieses Selbstgeständniß nicht zu glauben und dafür bei der Trivialweisheit obiger Bedientenworte zu beharren.

Diese Meinung ist so alt, wie alles halbe Denken und Begreifen; und so stützt sie sich denn auch herkömmlich auf mißverstandene Sätze aus der philosophischen Secte Epikurs. Sie beginnt mit dem Instinkt und dem thierischen Naturzustande, aus dessen Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit läßt sie das Familien- und Volksbündniß hervorgehen, mit diesem verbindet sie den Stammneid und die Nationaleifersucht, und durch deren Mittel läßt sie Familie und Volk zusammenhalten, zugleich geizig und eigensüchtig gegen Andere sich behaupten und in thierischer Abgesondertheit fortdauern.

Allein die Geschichte weiß diesen Satz nicht. Mittelst der thierischen Zweckmäßigkeit hat man noch nirgend auf der Welt den Staat erreicht, vielweniger die Bildung, in deren Besitz wir Alle sein möchten. Der angebliche Lehrsatz beruht auf einem falschen Gleichnisse vom Bienenstaate; denn das tertium comparationis dazu bleibt man schuldig.

Dies ist freilich nicht für jene Locomotiven- und Baumwollenklassiker gesagt, die auch die Wunder der neuen Technik einzig und allein aus dem Hunger der Armuth und aus dem Raffinement des Geldwuchers ableiten. Sie, welche jetzt in dem Wahne stehen, der Natur mittelst Kämmen, Walzen und Bügeln beigekommen zu sein, wie bald werden sie im Schrecken vor den Folgen ihrer eignen entwicklungsunfähigen, gemüthlosen, mechanischen Civilisation jene Natur wieder aufsuchen, von der Faust's Erfahrung sagt:

> Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Denn die Consequenz dieses theoretischen Egoismus muß bis zu dem Satze fortschließen, welcher behauptet, nicht die Selbstliebe,

sondern der Geiz sei die Quelle alles unseres Thuns und Denkens. Daß der Apostel sagt: Geiz ist die Wurzel alles Uebels; daß Gott bei Johannes die Liebe ist, der uns zuerst geliebt hat, ehe wir ihn noch kannten (1. Br. Joh. 4, 19.); daß selbst unser heidnischer Ahne in seiner Sprache Gott den Guten nannte, wie er jetzt der Allgütige heißt, — dieses freilich braucht der dressirte Maschinen- und Schraubstockverstand des Egoisten nicht zu wissen; die elektro-magnetische Kraft reicht ihm für Alles aus.

„Was kümmern wir Cyklopen uns um die unsterblichen Götter, da wir doch viel besser sind, als sie!"

Ein industrieller Hans Dampf erkennt Gott ja nur dazu an, um sich das Glücksrad der Bevorrechtigung von ihm fernerhin höchst conservativ umdrehen zu lassen. Er erkennt ihn an, wenn eine gewagte Spekulation gelungen ist.

Wie oft schon ist es geschehen, was wir Alle selbst erlebt haben! Wort- und Bankbrüchige Egoisten setzen ihren letzten Heller auf die letzte Karte einer Straßenmeuterei; und wenn dann der fremde und der eigene Einsatz zusammen gewonnen ist, ziehen die Glücksspieler in die Hauptkirche des Landes und auch da findet sich ein geweihter Tartüffe vorräthig, der ihnen zu Gefallen die Kanzel besteigt und die Gotteslästerung predigt „Gott sei nicht undankbar." So wird Gott in die Firma der Compagnie aufgenommen; Gott ist dann der Erfolg, und gegen dessen dévouement benimmt man sich mit entsprechender Herablassung.

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum wird Gott so oft zu Spott. Göthe.

Causa diligendi Deum, Deus est. Modus sine modo diligere. Qui Domino confitetur, non quoniam *sibi* bonus est, sed quoniam bonus est, hic vere diligit Deum propter Deum et non propter se ipsum. Bernhardus, Tract. de dilig. Deo. ad Haymericum (bei Feuerbach. Christenth. 395).

In allen Sprachen, sagt der nun verstorbene Lehrer Pater Girard (die Muttersprache, S. 220) haben Güte und Uneigennützigkeit, Liebe und Dank, Mitleid und Wohlwollen ihren eigenen Ausdruck gefunden; aber auch in allen Menschenherzen verstummen diese Namen und die Erkenntlichkeit hört auf, sobald der Eigennutz anfängt, seine Rolle spielen zu wollen.

Der jüngere Leser, welchem wir uns von hier an zuwenden, wird sich zu einer Familie rechnen, zu einem Vaterlande sich bekennen und mittelst des Geistes, welcher gerade in ihm urtheilt und zweifelt, muß er auch ein Einverständniß anderer Geister bekennen, deren Gemeinschaft wir den Himmel nennen. Wie wird nun seine Theorie sich gegen diese Heischesätze benehmen? Er wird eben nur ein lauer Bruder und kaltsinniger Sohn sein wollen. Allein wird deßhalb die Mutter auch aufhören ihn in ihrer grundlosen Liebe

fortzulieben, ihn veredelter und besser zu wünschen, als sie sich selbst weiß? hat ihre Sorge um ihn, statt jenes Durstes nach Nachruhm, welcher wohl Väter beschleicht, jemals etwas anderes gekannt, als nur die lautere Liebe des Guten selbst, das sie in Gott sah, das sie um seinetwillen in der Zukunft der Menschen, also auch in der ihres Sohnes sah?

Und wenn er einst ihrer letzten Lebensmomente gedenkt, die ein einziges Gebet für den Sohn gewesen, verwandelt sich dann nicht das schwache Mütterlein in einen heldensüchtigen Mann? auch sie sprach noch ein letztes Liebeswort, wie jener Hektor am Skäischen Thore, der auf dem Gange zur Feldschlacht noch das Söhnlein Astyanax herzet und ausruft: Zeus und ihr Götter, möge das Volk einst sprechen, der Sohn ist noch tapferer als der Vater!

Unser junger Zweifler wird, um weiter auch die unvermeidliche Liebe zur Heimat von sich abweisen zu können, es wie die Krämerseele machen, die ihr eingeschrumpftes Herz zum weltbürgerlichen erweitert zu haben meint, sobald sie überall, wo sich das Kramdach aufschlagen läßt, ausruft: ubi bene, ibi patria. Und doch legt sie dann auf dem weltfremden Markte jene heimischen Gliederpuppen und Nürnberger Pfeifengäulchen mit aus, Stück für Stück ein werthloser Trödel, und welche doch für alle Menschen eine so süße heimatliche Erinnerungsgewalt haben, in jedem Gemüthe das Andenken selbstgenossener Kinder- und Weihnachtsfreuden so mächtig wiederholen, daß gerade darauf unser wandernder Krämer sicher speculiren und damit sich bereichern kann. Was brauchen wir ihn nun erst noch um seinen Gott zu befragen? sind doch dies schon Theile Gottes, welcher auch im Kleinsten und Einzelnsten einem Selbstling noch die halbe Befolgung von Liebesbräuchen abnöthigt, wenn dieser sich schon im Ganzen gegen ihn verhärtet hat.

Zerreißen wir aber nun die Paar Drathschnüre, womit dieser systematisirte Egoismus sein knöchernes Glaubensbekenntniß zusammenfädelt, und zeigen wir ihm dafür das unerschütterte Gebäude der Menschlichkeit, der Vaterlandsliebe und der Religion.

Im Atheniſchen Staate ist kein Geist, der dem Volke auf ausgezeichnete Weise zu dienen gesucht hat, ohne persönliches Unheil davon gekommen, und doch faßt der kleine Boden des Landes kaum die wachsende Schaar von Männern, die den lebensgefährlichen Wetteifer eingehen um edle Thaten und Ideen, deren jede eines Tempels und einer Statue würdig ist. Miltiades, Cimon, Themistokles, Aristides, Demosthenes — was bot man ihnen zum Lohn? Kerker und Verbannung. Für Phocion und Sokrates hatte man nur Gift. Welche Reihe von Thoren, wenn allein die den Heiden schuldgegebene egoistische Ruhmsucht diese Männer in den Tod gejagt hätte! Welcher Staat von Henkern, wenn er ein bloses Knabengelüste immer wieder von neuem so blutig abgestraft hätte! Wo wollen nun hier der Egoismus, die Selbst-

liebe ihr System unterbringen? Man hängt sich etwa an das Schulmärchen von der Ruhmbegier, die einen Themistokles schlaflos gemacht habe über die Siege des Miltiades. Will man dieses alberne Neid-Anekdötchen ja fortvererben, so erinnere man sich nicht nur, daß man von Griechen rede, sondern man denke doch auch an unsere eigene deutsche Seele, die schon in Klopstock's Oden zum Vaterlande in edler Demuth also gesprochen hat:

O schone mein! Dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjähr'gem Ruhm, du hebst den Tritt der Unsterblichen,
Und gehest hoch vor vielen Landen her!
O schone mein — ich liebe dich, mein Vaterland!

Rom läßt seinen Gründer erschlagen, seine Helden Collatin und Camillus in's Exil schicken. Regulus könnte sein Leben retten, Besitz, Ehre, Familie, Alles; er dürfte im Senate nur zum Frieden rathen mit Carthago. Aber er spricht hier noch einmal für den Krieg, er stellt sich dann seinem Gelübde treu wieder in die Haft des Feindes und stirbt des grausamsten Todes. O stultum hominem, dixerit quispiam, et repugnantem utilitati suæ! Cic. de Off. Nicht zur Befriedigung ihrer Wünsche, nicht in der Aussicht auf Ruhm und Lohn, sondern mit der gewissen Aussicht auf Strafe, Armuth und Tod blieben diese Männer getreu der Tugend. Dies ist Römer-Grundsatz. Id volumus, id contendimus, ut officii fructus sit ipsum officium. Hoc ille non vult, qui omnibus ex rebus voluptatem, quasi mercedem, exigit. Cic. de Fin. 2, 22. Proposita invidia, morte, pœna, qui nihilo segnius rempublicam defendit, is vir vere putandus est. Populi grati est, præmiis afficere bene meritos cives; viri fortis: ne suppliciis quidem moveri, ut fortiter fecisse pœniteat. Or. p. Mil. 30. Cicero, der selbst den Undank der Parteien und die Strafe des Exils reichlich zu kosten bekommen hat, wird in seinen Schriften kaum irgendwo wärmer und beredter, als wenn er die stillen Triumphe der grundsätzlichen Rechtschaffenheit, der unbeugsamen Vaterlandsliebe erwähnen kann. „Wo sind wohl nun, sagt er (Or. p. Sestio 65—68) alle die vorlaut gewesenen Selbstlinge und Heuchler, die dem großen Haufen schön gethan, um die Guten zu untergraben, wer kennt noch ihre Namen, wenn nicht ein schimpflicher Tod etwa noch an sie gemahnt? Aber die Namen Derer, die für die Wahrheit gelitten haben, sind sie nicht, wenn gleich nur dem kleinen Griechenland angehörend, heute schon lange der Ruhm bei uns und in aller Welt Ländern? Lasset uns also auch wie unsere eigenen Ahnen, wie die Brutusse, die Decier, Fabricier und Scipionen, fortfahren, das Vaterland zu lieben, den Guten zu helfen; lasset uns den Gewinn des Augenblicks übersehen, aber die Größe der Zukunft in's Auge fassen. Nur das Rechtliche kann

zugleich das Gute sein. Den Leib mögen sie tödten, aber das Trachten der Geister und deren Ehre bewegt sich ewig fort. Ist dies doch jener selbe Grundsatz, den wir in der Gestalt des Hercules heilig gesprochen und vergöttert haben. Auch sein Leib wurde eingeäschert, aber noch aus dem Staube hervor ging die Tugend ihre Bahn der Unsterblichkeit." So weit Cicero.

Dieses vor Heiden auf dem römischen Marktplatze gesprochene Wort klingt uns wie ein kirchliches; denn es enthält unsere unverstellte und heftige Empfindung der Wahrheit, daß die Vaterlandsliebe sich immer in der Opferbereitwilligkeit und niemals in der Selbstliebe weiß. Für sein kleines Ländchen giebt ein Winkelried bei Sempach seine große Seele hin. Er weiß nichts von heidnischer, ritterlicher oder christlicher Ruhmesbegehrlichkeit. An Weib und Kind denkend fällt er in den mächtigen Feind, begräbt die tödtlichen Lanzen in seiner Brust, „Liebe Eidgenossen, sorget für Weib und Kind!" ruft er noch und stirbt. Wo läge hier ein Schatten jener Lohnsüchtigkeit? Die allem Geize abholde Lehre Gottes befiehlt einen solchen Tod (1. Joh. 3, 16), wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder. Dies ist das Staunenswerthe für den siegenden Perser, wenn er an der Leiche des Leonidas steht; dies beugt auch jenen stolzen Heiden zur Andacht, wenn er den Heldentod des Gekreuzigten sieht; aus Verachtung hat er ihn mitgetödtet, jetzt wird er sein erster anbetender Bekenner; wahrlich, spricht er, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Dieser höchste Beweggrund, der den Opfertod befiehlt, und zwar nicht blos für die Mitbürger, wie M. Curtius, nicht für Jerusalem, wie die Propheten, sondern für das Geschlecht, das den Geopferten verkennt, und für die Welt, die ihn verwirft; dieses Streben zum Dauernden und Ewigen ist uns durch das Christenthum geboten und erklärt. Ja hierin vergrößern sich unsere vaterländischen Verpflichtungen zu menschheitlichen und sind noch höhere als die vom Alterthum erkannten und geübten. Hochthaten der griechischen Geschichte können wir heute selbst bei noch rohen Völkern gewahren, wenn sie auf Augenblicke vom Geiste des Vaterlandes ergriffen werden. Schon die Russen sind im Stande gewesen, unter Rostoptschin in Moskau das Gleiche zu leisten, was der Patriotismus der Athenienser in dem Perserkriege gethan; die Russen steinigten jenen Mann zu Tode und zerrissen ihn auf der Straße, der öffentlich abgerathen hatte, Moskau zu verbrennen, dessen Flammen damals den Eroberer hemmen sollten. Dieses Unglücklichen Name ist Werischalin, er war Hauptmann außer Diensten. Der unter gleichem Anlasse getödtete Athener ist ebenfalls mit seinem Namen bis auf uns gekommen und hieß Cyrsilus: atque ille utilitatem sequi videbatur; sed ea nulla erat repugnante honestate. Cic. de Off. 3, 11. Staaten werden nicht um der bloßen Sicherheit willen, oder Nutzens und Wohlseins wegen gegründet, wie etwa Brand-

und Hagel-Assecuranzgesellschaften. In Bürgersinn und Vaterlandsliebe sieht Schiller den vornemlichen Inhalt des moralisch Zweckgemäßen, und wegen dieser ihrer Beschaffenheit allein ergeben und erklären ihm Beide den Grund unseres Vergnügens an tragischen Gegenständen. Diejenige sittliche Zweckmäßigkeit, sagt er, welche im Kampfe mit einem Naturzwecke oder mit einer niedrigern, weniger moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behält, beweist uns am meisten das Vorrecht der menschlichen Freiheit; deren endlichen Sieg aber bei noch so großem Widerstreite innerer und äußerer Hemmnisse stellt uns die Tragödie dar. In Coriolan siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republikanische Pflicht über die brüderliche. (Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.) Was hier Schiller zu Gunsten des Schauspiels aus unserm Thema beweist, das faßt Göthe's Xenie umfassend für alle schon erwähnten Rücksichten zusammen:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Dies alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Der ordinäre Gefühlsmensch wird sich dieses Resultat ganz wohl gefallen lassen; denn bei dem Worte Liebe denkt er eben an seine eigne egoistische, nicht aber an diejenige, von der geschrieben steht, „daß sie nicht das ihre sucht.“ Wie weit er damit von dem Menschen der blos natürlichen Empfindung, selbst von einem unbekannten Weibe, von einem ärmsten Bauern, von einer verlassenen Jüdin sogar entfernt steht, werden hier Fälle nach einander beweisen können, deren jeder nur unseren deutschen Familienverhältnissen und keineswegs der weit abliegenden Heroenzeit angehört.

Alexander von der Marwitz ist 24 Jahre alt, sieht sich eben durch Kränklichkeit in seinen akademischen Studien unterbrochen und schwankt unentschlossen zwischen größeren Reisen in den Süden, um seine Gesundheit herzustellen, oder zwischen Daheimbleiben und Zuwarten, um dann sein Studium zu beenden, Kammerdienste zu nehmen, sich auf sein Adelsgut zu setzen und zu heirathen. Er befragt darüber dasjenige geliebte Weib brieflich um Rath, welchem er dereinst seine Hand anzubieten wünscht. Sie antwortet ihm: „Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt und dies wehrt niemand. Hütten, stille Anstalten zu treffen, dazu aber sind die Guten zu stolz. Einen Namen sollen ihre Thaten, ihre Werke haben; nach Alexander, nach Moses, nach Christus sollen sie heißen. Kann einer sterbend die Welt, sein Land retten: ich rathe es ihm, und wären Sie es. Geht es, nützt es? Das Grübeln über Rettung, und die Zeit, die ambitiösen Versuche sind das Schlechteste. Sie müssen das

Gemeine verachten lernen. Sonst würde ich Ihnen, wie Hamlet, sagen: Wirf den schadhaften Theil des Herzens weg!" Marwitz bleibt, studirt und nimmt Kammerdienste; aber es erscheint alsbald das Jahr 1813 mit seinen gewaltigen Kriegs-Ereignissen und dasselbe briefliche Wort, welches den jungen Adeligen an ein stilles Leben auf dem Landgute in Friedersdorf hätte fesseln können, schickt ihn nun in die großen Schlachten für die deutsche Ehre. Das treffliche Weib schreibt dem Jüngling wiederum: „Es giebt edle Gemüther, die lieber sterben (als siechen), rüstige, die den gesunden Bluttod lieber suchen. So sank (Prinz) Louis (der Neffe Friedrich's des Großen). Sie müssen nicht elend leben! Hier ist es, wo ich Ihnen Paulinens letzten Brief schicken muß. So ist es, wenn Einer todt ist. Keine Kunde von ihm. Kein Laut: zu ihm, von ihm. Pauline hatte acht Tage ein Messer in ihrem Bette nach Louis Tod; und sie hat mir geschworen und so daß ich's glaube, sie hätte sich erstochen, wenn sie hätte nur Ein Zeichen kriegen können, daß es Louis weiß; aber so in der ewigen Stummheit, ewigen, vielleicht doppelten Getrenntheit! Mit seinen Briefen sitzt man dann, wenn Einer todt ist; nichts, nichts ist mehr; kein Zeichen des wühlendsten, empörendsten Schmerzes, der allgewaltigsten Liebe dringt mehr durch, keine Möglichkeit zu ihm. Aber Alles müssen Sie thun, ehe Sie elend leben. Gehen Sie; sagt übernatürlich ruhig mein tiefster Geist; ich mag mich untersuchen, wie ich will. In meiner ganzen Liebe zu Ihnen sehe ich, ich mag's machen wie ich will, nur Sie. Gewaltig lenken Sie von allem Eigennutz, von aller Beschauung und Befühlung meiner eignen Gefühle, meine ganze Seele auf Ihr Sein. Gehen Sie; und wenn Sie todt sein werden, das Aergste, so wissen Sie jetzt, werde ich denken: So leben, elend leben, das konnte er nicht! Dies sei Ihr Trost über mich, dies wird meiner sein." Bei Koßwig, unweit Dessau, erhielt Marwitz acht Wunden, die polnische Kavallerie setzte über den Fallenden weg; Skrzynecki, der damalige polnische Obristlieutenant, rettete ihn. Mit einem Stück Kommißbrod in einem Schnupftuch eingewickelt und in einem zerrissenen Lazarethkittel entrann er seiner Gefangenschaft. Im nächsten Kriegsjahre stand er geheilt wieder im Felde; an General Tettenborn's Seite kämpfend, fiel er bei Montmirail. „Ich küsse das Kreuz," sagt die herrliche Frau, als sie die Schmerzenskunde erfährt, „der Rest ist Schweigen." — Dieses Weib war Rahel, eine Jüdin; die hier angeführten Briefstellen finden sich in dem „Buche des Andenkens," Bd. 1, S. 505, 507, 515 und Bd. 2, 111, 206. Nach manchem Jahre, da sie Varnhagen's berühmte Gattin geworden ist, da Göthe bereits ihr seine Ehrenbezeugungen macht und ein edler Kreis von Staatsmännern und Gelehrten sie mannichfach umgiebt, bricht sie wieder um ihren tapfern Freund in die Worte heroischer Wittwenschaft aus (Bd. 2, 450): Alle

Tage meines Lebens denke ich an den ewig geliebten Marwitz. Wo ist er? Kein Schrei dringt zu ihm! Sagen Sie mir nichts! Auch ich weiß, er ist noch da. Ich rede noch mit ihm, zu ihm, täglich.

Ich küsse das Kreuz! sagt hier die Seele eines frommen Weibes bei ihrem höchsten Verluste. Dies ist Gebet. Schon ein heidnischer, großgedachter Vorschlag ist es: wenn ein anderer betet, daß er seinen Sohn nicht verliere, so bitte du, daß du dich nicht weigern oder fürchten mögest, ihn verlieren zu sollen.

Es wäre mißstimmend für uns, hier wieder auf jenen grobknochigen Eigennutz zurück zu kommen, dem das ganze Gebet in der einen Bitte um das tägliche Brod enthalten ist; aber man darf diesem Maulchristen die Gegenfrage nicht schenken, wie er es mit der andern Bitte: Zukomme dein Reich, vereinigen wolle? Er ist ein bloser Heide, dem die zu höheren Pflichten führende Menschheitsliebe noch immer verborgen bleibt. Denn ob der Christ selbstsüchtig zu Gott fleht, er möge erst nach seinem Tode die Welt untergehen lassen, oder ob der Bürger nur sich selbst lebe, unbekümmert um die Zukunft von Land und Volk, ob der Christ oder der Politiker sage, après nous le déluge — so gilt Beides schon sogar dem hartsinnigen Römer als ein Wort, das er als ein „entmenschtes und verbrecherisches" brandmarkt. Cic. de Fin. 3, 19.

So kann denn unsere Neuzeit wohl nicht arm sein, wenn man sich in ihr nach Zeugnissen für diesen menschenwürdigen Glauben umsieht. Gott der Allmächtige lebt, rief Gustav Adolph, als ihn Axel Oxenstjerna in Preußen warnte, sich nicht zu vermessen dem Tode blos zu stellen. Geijer, der dies in seiner Schwedischen Geschichte 3, 247 erwähnt, fügt bei, dies sei ein Wort jenes fröhlichen Römermuthes, der, animæ magnæ prodigus, mit dem Leben nicht karge. Aber er ist zugleich ein religiöser, allen Herzen natürlicher, Allen möglicher Muth. Darum vernehmen wir dieses fromme Königswort noch in unsern Tagen aus dem Munde des unbekannten Bauern und der verlassenen armen Heidin. Der Naturforscher und Dichter Leop. Schefer berichtet aus den Erlebnissen auf seiner Orientalischen Reise (Weltpriester S. 50), er habe in Syrien ein altes Heidenweib getroffen, der alle die Ihrigen schon vorausgestorben waren und die nun den unbekannten Europäer in ihrer Verwaistheit mit dem Trostspruche empfing: Wenn auch Alles stirbt, wenn nur Gott bleibt! Als der Reisende später hievon an einem Fürstenhofe erzählte, sprach der zuhörende Fürst: was nützt das mir? und nachdenklicher als er that eine liebevolle Mutter die verspätete Frage: was nützt das Gott?

Wie aber würde hier wohl unser Egoist fragen? Nur einen Augenblick noch soll hier von ihm die Rede sein. Er würde nach

gar nichts fragen, sondern rund heraus erklären: dies scheert mich nichts! Er würde in seine Erklärung wohl noch eine Art Offenherzigkeit gelegt zu haben meinen. Aber diese Nothhülfe ist für einen Egoisten und einen Sancho Pansa gleich einfältig, obschon dieselbe wirklich den letzteren allein zum Originalautor hat. Denn auch Sancho Pansa entschuldigt seine totale Unwissenheit in geistlichen Dingen mit der Betheuerung: „Ihr müßt wissen, daß, so ähnlich ich auch sonst einem Menschen sehe, ich für die Kirche doch nur ein dummes Vieh bin!" Don Quixote 2, Kap. 13. Wenn man den Brunnen verstopfen will, muß man die Quelle suchen, sagt das Sprichwort.

Solche halb vornehme, halb gemüthliche Frager, und die gar nichts fragenden Sancho Pansas dazu, vergessen die allereinfachste Voraussetzung. Es hat einen politischen und religiösen Föderalismus stets gegeben und stets wird es einen solchen geben, der alle Menschen gleichmäßig dem Guten verbindlich macht; aber er liegt weit hinaus über den Herder'schen Humanismus und über den Lafayette'schen Kosmopolitismus. Jener Föderalismus ist viel unbefangener und stammt nicht her von systematischen Denkkünstlern. Er kommt in den Herzensworten des gemeinen Mannes zum Ausspruch, er spricht dort Gebete, die freilich noch in keinem Gebetbuche, dafür aber im Himmelsarchiv beim lieben Gott selbst stehen. Ein solches Gebet hat Hippel gehört, neidlos vom Armen, gottesvoll vom Verlassenen ausgesprochen. Man hielt, erzählt er (Lebensl. 2, 202), ein Leichenbegängniß auf dem Dorfe. Ein armer alter Bauer war mit unter den Kirchgängern. Noch hatte er kleine Kinder zu Hause und stand selbst nur einen Schritt vom eigenen Grabe. Aber lauter als Cantor und Gemeinde sang seine Stimme, da das Grablied jetzt zu dem Verse kam:

Ich bescheide meinen Erben
Einen Gott, der nicht wird sterben.

Die Jüdin, die Heidin, dieser ostpreußische Bauer, die weltklugen Römer sammt unserm Schwedenkönig stimmen hier wunderbar zusammen; wie sollte ein vaterländischer Gelehrter nicht ebenfalls auf ihrer Seite stehen. Höre man zum Schlusse, wie ein eben so frommer als gelehrter Mann sich durch sein bürgerliches Leben selbst unser Andenken auf ewig erworben hat.

Die Schlacht bei Jena war verloren, mit ihr das ganze Vaterland; die Nation entwaffnet, der Geist geächtet, alle nächste Hoffnung im Blute ertränkt. Nous sommes les invincibles! mit diesem Rufe dringt die französische Einquartierung in Schleiermacher's Studirzimmer, welcher damals Professor war an der dem Sieger so verhaßten Universität Halle. Und in eben diesen Tagen des feindlichen Uebermuthes und der deutschen Gebeugtheit hatte nun Schleiermacher die Kanzel zu betreten und, von Horchern

und Angebern belauscht, zu seiner Gemeinde ein erstes Trostwort zu sprechen. Tausende von deutschen Predigern thaten an jenem Sonntage in der gleichen Stunde dasselbe, aber sie vermieden wohl klüglich die Gefahr, sie gaben dem Kaiser, was damals des Kaisers war. Auch der Universitätsprediger hätte alle möglichen Wege des Miethlings gehen, mit christlicher und heidnischer Bußfertigkeit sich der Sünde anklagen können, die nun heimgesucht worden; oder auch von den Wechselfällen des Krieges hätte er sprechen und eines Regulus Worte anführen können: Fortunæ enim ista tela sunt, non culpæ. Denn wie vielfach läßt sich der Altar des Glaubens und des Vaterlandes umgehen. Ein wahrer Priester aber opfert für die Herzen seines Volkes würdig und treu an beiden.

Schleiermacher wählte sich den Text: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Er spaltete diese Stelle nicht casuistisch in Gott und Welt, um alsdann den Himmel verheißen zu können, dafür, daß man sich von einer schon trostlos gewordenen Welt lossage. Christenthum und Vaterland fühlen sich gleichstark in ihm und dem Volke; das eben auf dem Schlachtfelde verlorene Gut der Unabhängigkeit, gegenüber gestellt einer rhetorisch erklügelten Schlußfolgerung — wie erfrecht hätte dies gelautet für das verarmte Herz der Mütter, der Brüder und Aller, deren Liebstes kaum begraben war. Er erklärte offen, für die auf dem kleineren Gebiete des einzelnen Menschendaseins und für die auf dem großen der Völkerverbindungen erlittenen Einbußen enthalte jener Bibeltext keinen Trost, gebe das Christenthum keine Zuversicht, keine Bürgschaft dafür, daß alles wieder sein werde, wie zuvor. „Der Trost des Christenthums ist allein die Kraft des göttlichen Willens und Geistes in uns selbst. Und wenn Ihr fraget, fuhr er fort, welches denn nun sein Bestes, zu dem alles dienen soll, sei, so sage ich nicht etwa, daß man selbst besser und vollkommner werden solle in sich, denn was uns treibt, Gott zu lieben, ist vollkommen, sondern daß durch Einsicht die Macht wachse, welche von einer sich vervollkommnenden Gesinnung ausgeübt wird. Denn durch Einsicht und Erkenntniß herrscht die Gesinnung, Unkenntniß aber und Unwissenheit machen sie unwirksam. Uns selbst also erkennen, wie weit wir in dieser Vereinigung mit der Kraft des göttlichen Willens gediehen sind, und Gott erkennen, auf welche Art Gott in der Welt und in dem Menschen wirkt, dies ist jenes Beste, wozu uns Alles dienen muß, wie es uns die göttliche Offenbarung verheißt, und wozu uns auch, was jetzt geschehen ist, gereichen soll und kann."

Wie sich die Wahrheit fort und fort erfüllt, so sind auch diese furchtlosen Christenworte Schleiermachers in Erfüllung gegangen. Die Kraft und der Wille des Gottesgeistes wuchs im deutschen Volke zur Todesmuthigkeit und zur stärkeren Vaterlandsliebe, zu

solchen Lehrern, wie Schleiermacher und Fichte waren, zu solchen Zuhörern, wie Arndt und Schenkendorf, zu solchen Heerschwertern, wie Scharnhorst und Blücher, zu solchen opferbereiten, unermüdlichen Räthen, wie Stein gewesen. Und der Nutzen? floh mit Napoleon besiegt und zertrümmert zum Lande hinaus. Darum konnte gleichzeitig Fichte also zur „deutschen Nation" reden (Achte Rede): „Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern; sie haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte; und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft!"

Lesemuster: Schleiermacher, Predigt am Sonntag Cantate 1823 über die Worte: Hast du mich lieb? Berlin bei Dümmler. — Göthe, Bd. 37, 24: Winckelmann als Freund.

2. Also wäre es dir eines, Staub zu werden, oder Asche?

Die Leichenbestattungsart der alten und neuen Zeit, erwogen mit unserer heutigen Empfindungsweise.

Man unterscheidet in der Sittengeschichte der Völker ein Grabalter und ein Brennalter. Der Brauch, die Leichen zu begraben, ist unstreitig allenthalben der ältere gewesen; sie zu verbrennen ist, auch in scheinbar ältester Zeit, ein aus dem Grabalter folgender, auf schon verfeinerter Empfindung beruhender Brauch.

Das Grabalter ist bestrebt, die Verwesung so lange als möglich abzuhalten. Darum wird ein Grab gewölbt, ein Hügel mit Steinbauten aufgeführt, eine Gruft tief in kühle Gebirgswände eingehauen, die Leiche wird im Todtenbaum, im Steinsarg, im doppelten metallenen, vollständig gerüstet, sorgfältig gekleidet, geschmückt im Grabe beigesetzt; Gänge, Thüren, Fenster führen zu ihr, man läßt sie bewachen und hüten. Man läßt sie durch Luft und Sand austrocknen und härten, durch balsamische Harze innerlich unzerstörbar machen. Diese vorzugsweise ägyptische Sitte üben noch unsere Reichen. Laut Zeitungs-Annoncen schwankt gegenwärtig der Pariser Preis für das Leichen-Mumisiren zwischen 100 und 1000 Franken.

„An den Brauch des Grabalters knüpft sich der, Leichname oder Stücke von ihnen aufzuheben und zu verehren. Des Orestes begrabene Knochen wurden ausgegraben und nach Sparta geführt. Wird die Leiche durch das Feuer in ein Häuflein Asche verwandelt, so entschwindet den Augen alle Besonderheit der Gestalt, und nichts als das geistige reine Andenken bleibt. Grimm, Gesch. d. deutsch. Sprache 146. Der Inder hat bis heute diese Bestattungsart, der Germane hatte sie zugleich mit und neben der Beerdigung. Rogus und Pyra werden aus edelm Holze, sogar aus Pferdesätteln aufgeschichtet, mit Zier-Tüchern umhangen, die Leiche in ihrem Würdeprunk oder mit ihrem kostbarsten Besitze

wird frei darauf gelegt (in der Neuzeit das Paradebett mit seinen tausend Kerzen); oft wird das Thier des Herrn mitgegeben; heute das Trauerroß bei Militärleichen hinter drein geführt. Die Wittwe verbrennt sich beim Inder mit; vom Germanen weiß die Edda diesen gleichen Zug heftigster Treue. Die Knochen des Verbrannten werden gewaschen und in Urnen gesammelt.

Göthe's Schauspiel Eugenie Act 3, Scene 4, bespricht die Combustion:

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlass'nen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O sammle mir in köstliches Gefäß
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegen drücke!

Ebenso Platen in einem „Fragmente" seiner Gelegenheitsgedichte v. J. 1817:

Gebt uns die edeln Gebräuche zurück, die geheiligten alten,
Gebt uns die Flamme zurück, rasch zu vernichten den Leib!
Leuchtend winde sie sich um die ruhig erkaltenden Glieder,
Und mit köstlichem Staub mische die Liebe den Wein.

Die heilige Schrift 1. Mose 3, 19 redet nur von der Beerdigung; aber heute noch deuten wir diese Stelle zugleich auf Einäscherung: „Du sollst wieder zu Asche werden." Daher unser Aschermittwoch. Die Neuzeit weiß ausnahmsweise von einer Leichenverbrennung, die der englische Dichter Lord Byron an seinem im Seesturme sammt der Jacht untergegangenen Landsmann Percy Bysshe Shelley bei Pisa 1822 vollzog. Die Asche wurde dann in Rom bei der Pyramide des Cestius beigesetzt. Unsere moderne Empfindungsweise, mit welcher wir die Leichenverbrennung gegenüber dem Leichenbegraben bemessen, ergiebt sich etwa aus zwei bekannteren Gedichten: das Grab, von Salis; Gott und Bajadere, von Göthe. Das Mittelalter sah im Verbrennen ein gänzliches Vertilgen der Leiche, es ließ deswegen beerdigte Ketzer wieder

ausgraben und einäschern. Die scheußliche Manie des Hexenbrennens hieng damit zusammen. Die noch nicht lange bestattet gewesene Leiche des reichen und gelehrten Joris wurde zu Basel wegen angeblicher Heterodoxie des Verstorbenen wieder ausgegraben, in all ihren stattlichen Gewändern auf einen Scheiterhafen gesetzt und durch den Henker verbrannt.

Noch wäre der vorsätzlichen Achtungslosigkeit zu gedenken, mit welcher einzelne Zeiten und Männer die Leiche behandelt wissen wollten. Man meinte dabei zu einer Ursprünglichkeit natürlicher Sitte zurückzukommen und sank unter die Rohheit des Kannibalismus hinab. Selbst die auf tiefster Stufe stehenden Indianerstämme Südamerikas halten ihre Begräbnißstätten in Ehren; wo ihnen der weiße Eroberer naht, da scharren sie die Gebeine der Ahnen im Urwalde hervor und wandern damit hinweg. Deßwegen verletzt es uns, von der Legende erzählen zu hören (in Falkenstein's Nordgau. Alterthüm.), der heilige Arbogast habe sterbend gebeten, man möge seine Leiche unter dem Galgen vergraben und sei dieses demüthigen Wunsches gewährt worden. Vollständig roh und sittenlos ist die Sprache die man hierüber gewissen philosophischen Sekten, wie schon im Alterthum den Cynikern, in den Mund legt. Diogenes, ut Cynicus, asperius projici se jussit inhumatum. Tum amici: volucribusne et feris? — Minime vero, inquit; sed bacillum propter me, quo abigam, ponitote. — Qui poteris? illi; non enim senties. — Quid igitur mihi ferarum laniatus oberit nihil sentienti. Cic. Qu. Tusc. 1, 43, 104. —

3. Die Mundart der Heimat und die Fremdsprache.

Die Mundart der Heimat. a. Der zwanzigjährige Johann von Müller hat seiner Gymnasial-Lehrstelle in der Vaterstadt und seinen Eltern soeben Lebewohl gesagt und meldet von seinem neuen Aufenthaltsorte Genf aus nach Hause (Sämmtl. Werke 1810. Bd. 4, 141): Mein Koffer ist angekommen. Ein deutsches Andachtsbuch ist, ich weiß nicht wie, hineingekommen. Ich habe es dem Bedienten verehrt. Warum sollte ich nicht französisch beten dürfen? der liebe Gott kann auch französisch.

b. Das Entgegengesetzte findet sich in Winckelmann's Briefen ausgesprochen. Er war in Dresden zum Katholicismus übergetreten, weil hierin für ihn damals noch die alleinige Bedingung war, nach Rom zu gelangen und dorten die Antike studiren zu können. Hochverehrt von Frankreich und Deutschland lebte er in des Papstes und der Cardinäle Umgebung, sprach und schrieb Italienisch. Aber in seinen nach Hause gesendeten Briefen erbittet er sich ausdrücklich sein altlutherisches Kirchengesangbuch; dies solle man ihm doch bald nach Rom überschicken, damit er mit Gott wieder in seiner Frau-Muttersprache reden könne.

Letztere Empfindung wird von M. v. Schenkendorf in dem Liede An die Muttersprache mit jenem getreuen Herzen ausgesprochen, das vom Andenken der guten Mutter selbst beseelt ist:

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Lieder kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech ich, wie der Mutter Mund.

c. Nach mancherlei Mühen und Reisen in der Fremde kehrt Nicolaus Niembsch von Strehlenau (Lenau) in seine lieben österreichischen Alpen zurück; die erste rührende Begegnung daselbst erzählt er so:

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Mir kam ein armes Bauerweib entgegen:
Gelobt sei Jesus Christus! sprach sie mir;
In Ewigkeit! so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf allen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brod
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!" so rief das Kind dem Thiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden;
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Rechenschaft. Unter a. hören wir einen jungen Enthusiasten gewöhnlicher Sorte, dem die kaltherzige Etikette der Fremdsprache als das Vornehme erscheint, das er dann auf Kosten seiner ehrlichen Vätersitte und seiner gar zu aufrichtigen Muttersprache bis zur Vergötterung bestaunt. Dies hat keinen Nachhalt, außer bei gänzlich rohen Gemüthern, wie z. B. bei Matrosen, die auf Südsee-Inseln einzeln verschlagen, ihre Europäer-Sprache aus Noth sogar gegen die Sprache der wilden Eingebornen verlernt haben. Würde ein aus der Fremde heimkehrender Freund oder Sohn die

Freude des Wiedersehens in uns nicht schwächen, wenn er nur noch die Fremdsprache mit uns zu reden verstände? Können wir an Luther's Bibel Aufgewachsene uns denselben tapfern Muth gewinnen, wenn wir die verneudeutschte oder gar die französische Bibel lesen? „Wenn ein Deutscher französisch betet, läßt er sich vom lieben Gott französische Vocabeln überhören. Die letzten Worte sind all in der Muttersprache und auch die letzten Seufzer so." Hippel Lebensläufe (1778) 1, 144.

Unter b. spricht ein Mann, der aus tiefster Armuth und Verlassenheit ungesucht in der Fremde zu Ehren, Schätzen und zu einem europäischen Namen kommt; er drückt uns die gemüthlichen und frommen Entbehrungen aus, die ihm eine Fremdsprache auferlegt, in welcher seine hohen Freunde sprechen, und die er selbst so schön bemeistert, daß er in ihr berühmte Werke schreibt. Daher das Urtheil bei Fr. v. Schlegel in Herkules Musagetes:

Lessing und Göthe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
Würdiger Quell warst du, heiliger Winckelmann, einst.

Unter c. vernehmen wir die uns allen gemäße Empfindung am wahrsten; es ist doppelte Erfahrung. Lenau, der als rüstiger Colonist nach Nordamerika ausgewandert, und als Sohn seiner Heimat und Sprache wieder heimgekehrt ist, findet sein verwaistes Herz im kirchlichen Gruße einer Sennenfrau, im Lockrufe eines Bauernkindes, sogar im Kälblein und in der Brodkrume seiner Steyrischen Gebirge wieder erfrischt: Hier allein kann es sich an Gott und die Natur schmiegen. In den Zukunftsverheißungen an's jüdische Volk sagt Jesaias (33): Nicht mehr wird man das starke Volk von tiefer Sprache sehen, das man nicht vernehmen kann, und von undeutlicher Zunge, die man nicht versteht.

Die Fremdsprache als unsere Geschäfts- und Verkehrssprache. a. Der Straßburger Student Wolfgang Göthe entwickelt als frisch graduirter Doctor Juris im Jahre 1771, seinem Vater, dem kaiserlichen Rechtsrath zu Frankfurt, brieflich die Gründe, warum er, den Wünschen der Familie entgegen, auf eine glänzende Laufbahn am Versailler Gerichtshofe verzichte, selbst auf den Fall hin, daß das heimatliche Frankfurt keine ähnliche oder nur verwandte Thätigkeit einem jungen Sachwalter in Aussicht stellen könne.

Angabe der Weigerungsgründe von Seite des jungen Göthe.

Deutschland hat allerdings so manches reizende Große nicht, was in Frankreich bestechen und fesseln kann: keinen Nationalhof, keinen König, kein Theater, keine klassische Tragödie und Komödie, die man ein ganzes oder ein halbes Jahrhundert nach einander spielen sehen kann; es hat noch keine Sprache für seine Wissenschaft, keine Sprache für sein Kunstvermögen, noch nicht einmal einen entsprechenden Ausdruck für seine nothwendigsten edleren

Lebensformen, als da sind Nationaldankbarkeit, politische Beredsamkeit, Presse u. s. w. Der Deutsche versteht überhaupt erst seine Gedanken, der Franzose aber versteht sein Wort. Alle Franzosen verstehen alle ihre Worte. Man kann sie als Volksmasse anreden, ihnen eine zerstörende Intrigue klar machen, die Begriffe der Masse bis zum Wohlthätigkeitssinn, zur bürgerlichen Freundschaft und Großmuth steigern; Dévoûement, sacrifice, les sentiments de la nature sind Sturmglocken für ein französisches Ohr, auf deren Schall das Herz zu Hülfe kommt. Ihrer Sprache nach sind sie gegen den Deutschen genommen ein Vorvolk, sie haben unser Aller Leben schon durchsprochen, durchlebt und abgelebt (Rahel 3, 165). Schon Montesquieu's praktischer und umfassender Geist hat der Sprache diese berühmte Klarheit zur Entwicklung allgemein anwendbarer Ideen erworben; und jene Probleme, die Jedermann angehen und Aller Gedanken beschäftigen, drücken sich französisch ohne Zuziehung schwerfälliger und dunkler Kunstausdrücke mit hinreichender Bestimmtheit aus. Allein hiemit scheint auch zugleich die Vollendung erreicht, die Sprache droht auf diesem Punkte stille zu stehen und den neu bei ihr eintretenden Lehrling von nun an blos zu Wiederholungen gebrauchen zu wollen. Dem an der Börse schief oder gewandt speculirenden Kaufmanne, dem vor Gericht für und gegen Alles gleich fertig fechtenden Anwalt, dem in die Kabinette aller Welt hin correspondirenden Diplomaten mag sie auch in Zukunft ersprießliche und ausschließliche Dienste thun, die Dienste persönlichen Vortheils; so lange sich nämlich noch die Kunst belohnt, die unter der Miene sittlicher und ritterlicher Aufrichtigkeit eine feinberechnete Unwahrheit an den Mann zu bringen versteht. Eben deshalb mag sie zur Geschäftssprache, zur bemessenen Conversationssprache, zur Prunksprache militärischer Proclamationen auch fernerhin taugen, nicht aber auch zur freundschaftlichen, zur Kunst- und Wissenschaftssprache. Zur Umgangssprache, die aus herzlichem Bedürfnisse entsteht, ist sie bereits zu conform, zu stereotyp, zu theatralisch gemessen, als daß sie individuell wahr sein könnte; zur Kunst- und Bühnensprache ist sie zu modisch, weltläufig und civique klingend, als daß sie den Eindruck ächter Erhabenheit gewänne. Durch diese Beschaffenheit ist sie in jedem länger andauernden Ruhezustande, der den andern Sprachen zu einer vortheilhaften Fassung des neugewonnenen Sprachschatzes ausschlägt, stets in neuen Verlust gekommen. Denn es ergab sich ihr dabei immer ein weiterer Ueberschwang jener renommirten Redensarten, die nichts und alles besagen, jener Stichwörter und Formeln, die mit dem raschen Wechsel politischer Einrichtungen die Sprache des Landes so uniformiren, wie der Wechsel der wissenschaftlichen Systeme die Sprache der deutschen Gelehrten in der Neuzeit oft zur Ergötzung des aufhorchenden Publikums chaotisch und ungenießbar gemacht hat. So wächst in einer Sprache

das Unbestimmte, Hohle, Dunkle größer, die ursprünglich aus dem Bedürfnisse nach Klarheit hervorgewachsen schien, und die Zwietracht und Selbstbeliebigkeit, die in der Sprache anderer Culturvölker bereits überwunden sind, entspinnt sich hier erst mit jedem neuen Ausdruck des Individuellen. Die persönliche Empfindung, das selbsterworbene Wissen, das Feuer des selbstständigen Urtheils, die Siegesgewißheit der Idee läßt sich nicht in die einmal approbirte Uniform des Herkömmlichen, des blos allgemein Gebilligten stecken. Dieses küstenlose Meer einer blos allgemeinen Sprache läßt nirgend landen und an einer traulichen Insel anhalten zu einem unerwartet herzlichen Austausch; nur auf den maschinenhaft dahinstürmenden Dampfern mag man es in befriedigungsloser Eile überfliegen.

Es mag nun die deutsche Sprache, verglichen mit jener, noch immer in einer theilweisen Ungeschlachtheit und Willkür erscheinen, so gilt doch in ihr und durch sie nur der Gedankengehalt der Bildung, nicht aber die Phrase der Sprachbildung. Sie redet nicht deshalb den edeln Ton, um damit um so bequemer vornehm zu erscheinen, und um so leichter ablehnend verfahren zu können. In ihr hilft es nicht, immer mit kleiner Münze zu zahlen, um den Ruhm des Reichthums zu haben; und Rechenpfennige auszuwerfen, um freigebig zu heißen. Man muß den vollen Beutel ziehen (Hegel gegen Schleiermacher). In ihr ist das Anständige der Inhalt. Die französische Redensart verwirklicht das Anständige nur bis zum praktischen Momente, läßt aber alsdann doch nur das gemeine Wirkliche über (Göthe). Das deutsche Wort Minne scheint zwar für die Gegenwart verloren, aber die Liebe begreift fort und fort noch eine Gemeinsamkeit des geistigen Lebens in sich und hebt sich damit zum Idealen; es ist das Wort unserer Bibel, unseres Kinder- und Elternherzens, unseres Bräutigamsbriefes. Das amour ist ein gemeiner Schleifstein geworden, dessen sich die Kirche nicht mehr bedienen kann, sie mußte zu dem halblateinischen abstracten charité flüchten. So bleibt Gemüth und Geist ohne Ausdruck.

b) Lessing verzweifelt nach Beendigung der Hamburger Dramaturgie an einer Förderung der deutschen Zustände; in seinen Briefen an den Bruder Karl und an Mendelssohn (Bd. 12. S. 203, 204) droht er nach Italien zu gehen und fortan lateinisch zu schreiben.

Angabe der von Bruder Karl oder von Mendelssohn ihm gemachten Einwürfe.

Die deutsche Sprache steht bereits auf einem gleich hohen Standpunkte innerer durchschauter Entwicklung wie die lateinische, aber sie wird auch mit diesem noch nicht sich befriedigen. Lessing hat dies selbst indirect bewiesen. Er hat den philologischen Scherz gemacht, einige hundert Verse der Klopstock'schen Messiade in Latein-Hexameter zu übersetzen. Zwar hat er damit gezeigt, daß

der lateinische Schul-Hexameter immer noch correcter sein müsse, als der Klopstock'sche deutsche; aber er hat zugleich auch noch dieses damit bewiesen, daß nämlich ein Gedicht, welches sich so bequem in's Latein zurück übersetzen lasse, weder ein rein deutsches, noch ein ganz neues Gedicht von bleibendem Werthe sein könne. Dagegen übersetzen wir alle Schätze der Fremd-Literatur in unsere Sprache, wir erkennen die Bibel und den Homer, seitdem wir sie deutsch haben sprechen lassen; was uns ein angestaunter Schatten der Wahrheit gewesen, ist uns so eine innig und ganz empfundene Sprachwahrheit geworden, versetzt in die proprietas verborum.

Wer aber wird einst Lessing's künftige Lateinschriften lesen und beurtheilen, welcher Geist wird sie dem deutschen Publikum auf würdige Weise vorführen? Doch vor Allen derjenige Gelehrte, der Lessing schon einmal elegantissimi ingenii vir öffentlich betitelt hat, cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Musæ tribuerunt. Denn mit diesen und ähnlichen Formeln hat ihn der berühmteste Lateinstylist der deutschen Gelehrtenwelt bereits öffentlich beglückwünscht und in den geweihten Kreis der privilegirten Erudition aufgenommen. Und was wird erst dieser Berühmte selber wohl Alles geschrieben haben! Eben diese Frage hat auch schon auf Lessing's Lippen geschwebt, sich aber sogleich in folgende verkehrt (Bd. 8, 201 u. 205). „Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz sein könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen! Ein lateinisches Büchelchen über das andere, zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, Schulblümchen." Kurz, der berüchtigte Klotz ist es, der elegante Latinist, der literarische Kabalenmacher und Calumniant, für dessen Art und Geschäft bereits der Schandname Klotzianismus erfunden ist. Dieser Mann also wird künftighin Lessing's Lateinwerke, so oft neue nach Deutschland kommen werden, dem Publikum vordociren im Tone des kümmerlichen Antiquitätenkrämers, des ränkesüchtigen Collegenneides. Und noch eine andere Größe dieser Art ist vorhanden und freut sich bereits herzlich über Lessing's neuesten literarischen Entschluß; es ist dies nämlich derselbe Pastor Göze, der Lessingen schon einmal aufgefordert hat, den deutsch begonnenen Anti-Göze lateinisch fortzusetzen, derselbe Hamburger Hauptpastor, der ein ähnliches Anliegen auch über Werther's Leiden im „Reichspostreuter" als unmaßgebliche Meinung gegen den jungen Herrn Göthe bereits veröffentlicht hat. Aber schon Huart „die Prüfung der Köpfe" hat es für das Zeichen eines schiefen Kopfes oder Stümpers gehalten, zu glauben, daß man sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner (Bd. 10, 186). Nach solchen Vorgängen und Erklärungen werden sich Lessing's künftige Producte auch bei diesem zweiten Lateinleser nicht viel Gnade und Anerkennung versprechen dürfen. Nun wäre, um das kritische Kleeblatt voll zu machen,

noch ein dritter Latinist in Germanien übrig, dem Lessing selber schon einiges Renommee verliehen hat, jener Pastor in Laublingen, Sam. Gotth. Lange, der Uebersetzer des Horaz. Diesem aber ist es schon im Vade-mecum bewiesen (Bd. 3, 433), daß Horazen's erstes Buch der Oden und fünfzig Donatschnitzer des übersetzenden Pfarrers nicht zusammen gehören, daß aber überhaupt Niemand schwerer zu belehren ist, als ein alter hochmüthiger Ignorant. Dieses Triumvirat deutscher Lateinscribenten ist es, welches den Lateinwerken, die Lessing aus Italien schicken wird, mit lauernder Rachsucht entgegen sehen wird; so sind seine ersten Leser und Kritiker in Deutschland künftighin beschaffen. Und gleichwohl soll man diesen Gehängten zu Liebe noch immer von den Stricken reden? On ne parle pas des cordes dans la maison des pendus. Nein, lieber läßt man doch diese Gelehrtheiten auf demselben Flecke sitzen, quo sedet et sedebit infelix Theseus.

4. Das goldene Zeitalter.

Die verschiedenartigen Vorstellungen bestimmter Völker, Zeiten und Männer über den ewigen Weltfrieden dienen selbst wieder zur Charakteristik dieser Völker und Zeiten.

„Und Gott der Herr ließ aufwachsen den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses.“ 1. Mose 2, 9.

Anhaltspunkte. Althebräische Verheißungen.

Aus Jesais.

Eine Eiche oder Linde wird das Zeichen des Schicksals sein, ihr blätterloser Stamm bringt heiligen Samen (6). Aber ehe sie ausschlägt, frißt der Fluch das jüdische Land. Der Einwohner verdorrt vor Hunger und seufzt, wie bin ich so mager? Der Fliehende fällt in die Grube, der Entkommende in den Strick, der Mond schämt sich des Landes, die Sonne besteht mit Schande (24). Wo tausend Weinstöcke standen, da sind dann Dornenhecken, da jagt man das Wild; und Schafweiden sind, wo jetzt Aecker (7). Die Bäume des Waldes wird man zählen, ein Kind sie anschreiben können (10). Raubebald heißt dann der Neugeborene und Eilebeute (7), denn assyrische und egyptische Feinde brechen in's Land und scheeren Alles mit Haupt und Haar also, daß ein einziger Mann einen Haufen Kühe und zwo Heerden ziehen kann, daß er nichts als Butter zu essen haben wird, so wenig Menschen werden mehr im Lande übrig bleiben (7). Aber der Herr wird den Tod verschlingen (25). Ein Zweig wird ausschlagen aus Isai's Wurzel und Stamm (11); eine Jungfrau wird einen Sohn gebären (7). Das Schwert wird zur Pflugschar, der Spieß zur Sichel, kein Volk wird mehr kriegen lernen (2). Die Wölfe werden bei den

Lämmern wohnen, die Pardel bei den Böcken liegen, ein Kind wird junge Kälber, Löwen und Mastvieh mit einander treiben, Löwen werden Stroh essen wie Ochsen (11). Nicht mehr wird man das starke Volk von tiefer Sprache sehen, das man nicht vernehmen kann, und von undeutlicher Zunge, die man nicht versteht (33). Fünf Städte mitten in Egypten werden Canaans Sprache reden, mitten in ihrem Lande soll des Herrn Altar stehen (19). Eine heilige Straße geht durch alles Land bis nach Assyrien, wo kein Unreiner mehr wandelt, kein Thor mehr irrt, wo nicht Schlangen, Löwen oder reißendes Thier droht, wo Brunnquellen fließen (35). Eine neue Jerusalem kommt.

Im N. Test. wird bei Matth. 24, 32, Marc. 13, 28, Lucas 21, 29, 30 der nahende Tag des Weltgerichts mehrfach an die Zeit des ausschlagenden Feigenbaumes geknüpft. Der dorrende und unfruchtbare Feigenbaum wird vom Erlöser verflucht. Den Baum des Lebens haben außer Adam und Eva nur noch zwei Menschen erblickt, Ezechiel 47 und Johannes Apok. 22, 33.

Virgil Eklog. 4. Pollio.

Wenn es ein hohes Lied gilt, genügen dem Dichter nicht mehr Ulme oder Strauch, nein ganze Aetnawälder Siciliens sollen mitrauschen!

Die Weissagungen der Cumäischen Sibylle erfüllen sich; der Lauf der Gestirne ist am Ziele, das große Weltjahr beginnt und die zum Himmel einst aufgestiegene Asträa kehrt als Göttin der Gerechtigkeit auf die Erde zurück, das Reich des Saturnus stellt sich her, und der Knabe Pollio's, der jetzt auf die Welt kommt, ist der Erstgeborene des neuen Menschengeschlechtes. Die ersten Geschenke, die er mitbringt, sind neue Blumen einer edlern und üppigern Frühlingswelt, ohne Gift und ohne Schlange, so daß man die Kinderwiege in's Freie stellen, das Kindlein zum Löwen legen darf. Honig trieft von Eichen, Trauben sproßen am nackten Dorn, golden steht die Ebene vom Aehrensegen. So lange das Kind nicht zum Manne gereift ist, dauert Krieg und Seefahrt noch fort: ein zweiter Achill zieht wieder nach Asien, zum zweitenmal wird das goldene Vließ in Kolchis geholt; dann aber, wenn jedes Land alles hervorbringt, wandelt keine Fichte mehr in den Kahn sich um, Krieg und Handel endigen in den freiwilligen Gaben der reichen Natur. Hippe und Karst wird dem Landmann nutzlos, die Stiere jocht er auf immer vom Pfluge; die Wolle der Lämmer sprießt purpurn, in der Festfarbe geht der weidende Widder. Die Freudenlieder, die dies verkünden, sollen an Schönheit mit jedem göttlichen Gedichte des Alterthums wetteifern können; denn sie gelten ihm, dem die Mutter bereits in die Wiege lächelt, dem Bett- und Tischgenossen der Götter.

Ovid, Metam. l. 1 sieht solche Verheißungen als schon erfüllt und vergangen an. Daher liegt für ihn in der Zukunft nichts,

als das eiserne Zeitalter mit den hoffnungslosen Sünden und Gebrechen der verdorbenen Römerwelt, und die Saturnalien, diese Rückerinnerung an die verlorene Seligkeit, überläßt man als jährliche Festzeit blos Kindern und Sklaven. Auch Tibull 1, Eleg. 3, V. 35 geräth über dem Wunsche, doch wieder einmal auf sein Landgut zurückzukommen, plötzlich auf jene Zeit, wo die Aecker noch keine Grenzsteine, die Thüren noch keine Riegel hatten. Nondum cæruleas pinus contemserat undas. Ipsæ mella dabant quercus.

Germanische Erwartungen.

Die Esche Yggdrasil ist der größte, heiligste aller Bäume, er verknüpft Himmel, Erde und Hölle; mit seinen Zweigen treibt er über den Himmel hinaus, seine drei Wurzeln schlagen zu den Göttern, zu den Riesen und zu den Menschen; bienennährender Thau, der Honigfall, trieft von ihm, der Gedankenquell Mimisbrunnen entquillt ihm. Grimm, Mythol. 756. (Aehnliche Vorstellungen spricht das arabische Gedicht Calila und Dimna aus; sein Inhalt gieng vom 8. Jahrhundert an in die Vorstellungen des Abendlandes über und wurde von den deutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts mehrfach bearbeitet. Vgl. die Erzählung in Barlaam und Josaphat von Rudolf v. Ems, bei W. Wackernagel Leseb. 1, 591. Friedrich Rückert hat den Stoff aus dem Arabischen neu übersetzt, abgedruckt in W. Wackernagel's Leseb. 2, 1421.) Wenn eine höhere Weltordnung eintreten soll, so beginnt die Zeit der Götterdämmerung Ragnarökr; der Wolf verschlingt Sonne und Mond, die Sterne stürzen, der Regenbogen bricht, die Götter erliegen, der Weltbrand entsteht. Denn das Böse ist mit Heidr, dem ersten Zauberweibe, in die Welt gekommen, der erste Krieg durch sie entzündet worden, denn sie ist mit dem Geldwort begabt. Durch das Gold ist erst Böse und Gut geworden, die Art oder das Vermögen, das Verhältniß oder der Werth der Dinge. Müllenhoff, Zur Runenlehre. 1852, S. 48. Nach dem Weltbrande aber erhebt sich eine neue seligere Erde aus dem Meere mit verjüngten Göttern: „Aufsteigt die Erde zum zweitenmal, herrlich grün aus dem Meere, Wasserfälle stürzen, Adler fliegt darüber, fängt Fische am Felsen. Da werden die Asen die wunderbaren goldenen Tafeln finden im Grase, die in den Urtagen die Geschlechter hatten. Ungesäet werden die Ackerfrüchte wachsen, alles Uebel vergehen. Schöner als die Sonne ist ein Saal mit Gold gedeckt, darin werden gute Schaaren wohnen und durch die Tage der Zeiten Seligkeit genießen. Da kommt der reiche Starke von Oben, der Alles regieret, zum Göttergerichte, sühnet den Zwist, schlichtet den Streit, spricht das Recht, wie es sein soll." Völuspa, Strophe 59 ff.

Ebenso lassen althochd. Dichtungen des 9. Jahrhunderts die Erde in Feuer vergehen und verjüngt wieder erstehen. Dieser Vorgang und das aus Süddeutschland stammende, ihn besingende

Gedicht heißt Muspilli, Brand des Weltbaumes (abgedruckt in W. Wackernagel's Leseb. 1, 69). Es schildert einen vor Zeugen gerichtlich veranstalteten Zweikampf zwischen Elias und dem verkappten Höllenwolf. Elias wird verwundet; sobald sein Blut auf die Erde träufelt, verwandelt sich dieser fruchtbringende Garten (midjungards, mittilagart); es entzünden sich die Gebirge, kein Baum bleibt übrig, die Ströme vertrocknen, das Meer schwindet, in Lohe schmilzt der Himmel, der Mond stürzt, aufflammt die Erde, die Felsen spalten sich, der Vergeltung Tag sucht die Völker mit Feuer heim; die weite Erde brennt und Feuer und Luft fegen sie hinweg. Alle Marken sind verbrannt, aller Proceß und Erbschaftsstreit darüber mit. Aber der Heiland erscheint nach diesem Muspille, das heilige Kreuz wird ihm vorangetragen, er schenkt Bau und Haus im Himmel her, wo Niemand mehr krank wird, wo Heil ohne Sorge, Licht ohne Nacht, Leben ohne Tod ist. — Montevilla meldet, im Thal Mambre, wenn man von Hebron nach Bethlehem ziehe, stehe der elende dürre Baum, den sie heißen Trip, aber wir nennen ihn Siegesbaum und ist ein Eichbaum, und man meint, er sei gestanden von Anbeginn der Welt und war vor Gottes Marter grün und geblättert, aber da Gott an dem Kreuz starb, dorrte er. Man findet in Weissagungen geschrieben: es solle ein Fürst kommen aus Niederland mit vielen Christen, der soll dieselbigen Länder gewinnen und soll lassen Messe singen unter dem dürren Baum, dann soll er wieder grüne Blätter überkommen und fruchtbar werden, und um des Wunders willen sollen alle Juden und Heiden Christen werden; darum erzeigt man ihm große Ehre nnd verhütet ihn gar wohl. Grimm, Myth. 909, woher diese Stelle genommen ist, gibt dazu eine reiche Reihe deutscher Volkssagen von S. 906—912, in denen mit dem Wiedergrünen des dürren Baumes allenthalben der Befreier der Völker erscheint, die Noth und Unterdrückung aufhebt, das neue Reich und den Frieden herstellt.

Gesichtspunkte für den Schüler zur Bearbeitung vorliegenden Stoffes und seiner Resultate.

1. Daß der Baum, besonders die Speis-Eiche, als das Menschengeschlecht noch auf seiner niedrigsten Bildungsstufe stand, für dasselbe ein Nahrungsmittel gab und giebt, wie daß die Einführung des Getreidebaues sich an besondere Mythen und Feste von erst späterer Entstehung anknüpft, ist bekannt. Cibi simplices, agrestia poma nennt Tacitus Germ. 23. unter den Speisen der Germanen. Ueberall hat einmal stattgefunden, was Lucrez von Altgriechenland sagt:

Glandiferas inter curabant corpora quercus

und erst von späteren Zeiten gilt, was Virgil singt:

— Tellus
Chaoniam pingui glandem mutavit arista.

Baumfrucht, Beere, wildwachsende Körner, diese freiwilligen Gaben des Erdreiches, boten den Menschen die ersten und nächsten Mittel dar, die Forderungen des Hungers zu stillen und das Leben zu erhalten. Daher kommt es, daß die Namen, womit diese freiwillig gebotenen Erzeugnisse der Natur bezeichnet werden, häufig in Verwandtschaft mit Wörtern stehen, welche Essen bedeuten. Eiche und 'οχη Speise; — Buche fagus und βαγος Brod, φαγειν essen; — Aesche, æsculus, nach Virg. georg. II, 291 zu schließen, die älteste römische Benennung der Eiche; esca bei Servius die Speise; es steht für edca, von edere, wie ilan Wurzel ist zu ahd. ëzan. Askr in der Edda der aus dem Eschenbaum entsprungene erste Mensch. — Mess, altbrit. die Eichel; Mas, Speise; Masgang, Masdarm, Speisekanal; masleidig, essensüberdrüssig. (Nach Schmid, Schwäb. Wörterb. S. 605)

„Die ersten Grenzzeichen waren Bäume. Man aß eher Aepfel als Brod. Vom Garten fieng sich die Haushaltung an, nicht vom Ackerbau. So giengs: Erst ein Garten, dann zwei Wege, einer das Schäferleben, der andere der Ackerbau. Vom Ackerbau bis zur Stadt ist's nur so weit, als von Vater und Sohn, vom Mörder Kain und vom Hanoch. Noch jetzt thun wir uns etwas zu gute, wenn wir vom Schäferleben träumen; wir sehen es als den nächsten Grenzort zum Paradiese an." Hippel, Lebensläufe 4, 212.

Gegenüber solchen leichten Phantasien heißt es in Grimm's Gesch. der Sprache, 21: Von dem Hirtenleben zum Ackerbau müssen langsame, vielfache Uebergänge angenommen werden. Wenn Adam's Söhne allsogleich Ackerer und Hirte sind, so würde dem Aelteren die Weide, dem Jüngeren der Feldbau besser zusagen und Abel's weicher Gemüthsart das unblutige Opfer. Es giebt nirgend steife gleichzeitige Grenze. Es lebt vielleicht kein Hirtenvolk völlig ohne Ackerbau und bei allen ackerbauenden erhalten sich geraume Zeit hindurch, obschon in steter Abnahme und Schmälerung, Weide und Viehtrift. In den Gesängen des Rigveda, welche uns frühe Nachricht von den Zuständen eines urverwandten Volkes überliefern, sind bereits Ackerbau, Dörfer und Städte erwähnt; daneben aber wird noch deutlich auf das Umherziehen nach grasreichen Weiden Bezug genommen. Handmühle und Brodbacken war den Hirten lange schon bekannt, bevor in dauernder Niederlassung Wassermühlen erfunden wurden. Man kann nicht Krieger, Jäger und Hirten absondern und den Hirten als Mittelstufe zwischen Krieger und Ackerbauer stellen; denn alle wandernden Hirten waren kriegerisch, alle Krieger führten Heerden mit, ohne deren Milch und Fleisch sie das Leben nicht gefristet hätten, wofür Fisch und Wildpret unzureichend gewesen wäre.

2. Der gewöhnliche Rationalismus verfällt bei seinem Nachdenken über eine ihm wünschbar scheinende Zukunft auf den soge-

nannten Naturstaat. Ein solcher ist in irgend einer ältesten Volksgeschichte, z. B. der deutschen, weder wissenschaftlich erkennbar, noch gedenkbar. Die beglaubigte Geschichte kennt keine völlige Staatslosigkeit und jene Sagen von einem Paradiesesstande der Menschen und dem goldenen Zeitalter zeugen lediglich von dem erst später einmal erwachten Bewußtsein der Völker über die Mängel und Gebrechen der irdischen Welt überhaupt. Die Sage redet alsdann von einer angenommenen Einbuße als von einem wirklich erlittenen Verluste.

3. Anders verfährt das Denken und Trachten der neueren Völker; es wendet sich an die Zukunft, sucht diese zu zeitigen und redet, um sie rascher zu gewinnen, von allerlei Hoffnungen und Mitteln. Derlei Erwartungen sind gewesen: die chiliastischen Vorstellungen der altchristlichen Sekten; der Glaube des deutschen Mittelalters an das tausendjährige Reich; die Wiederkehr des schlafenden Barbarossa u. A.; die Erwartung des Weltunterganges um's Jahr 1216, da Gott die Weltkugel in Stücke schlagen und der Sturmwind den Menschen das Haupt abwehen sollte; Letzteres bedichtet Walther v. d. Vogelweide (ed. Simrock und Wackernagel 2, 91—92); Luthers Erwartung des nahe bevorstehenden Weltgerichtes: „Schlag todt, lieber Herrgott! unser lieber Herrgott geb, daß ich's noch erlebe!" — Weniger gewaltthätig und voll tiefer Empfindung drückt die Religiosität unseres Jakob Böhme dasselbe aus: „Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde? Es soll's Keiner für unmöglich halten, es gehört nur göttlicher Verstand und Erkenntlichkeit dazu, welcher soll blühen in der Zeit der Lilien und nicht in Babel" (Vgl. Blüthen aus Jak. Böhme. ed. Wullen, S. 48). Auch jenen Humanitatsfreunden, welche in Frankfurt und Manchester seit neuester Zeit unter dem Namen der Friedensfreunde getagt haben, schwebt ein ähnlicher Glaube vor; sie möchten, wie Virgil durch Pollio, so durch den Verstand unserer Regierungen den Krieg aus der Welt schaffen, die Thore des Janus für ewig schließen.

4. Die hauptsächlichste, herrschende Vorstellung, die sich unsere Vorfahren von der Gottheit und ihrem Aufenthalte machten, lag in der Waldverehrung. Was wir uns als Tempel, als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige. In silvam „auguriis patrum et prisca formidine sacram" coeunt omnes ejusdem sanguinis populi sagt in jenem berühmten Hexameter Tacitus Germ. 39 von dem Gottesdienste der deutschen Semnonen. Der feierliche Gottesdienst hat seinen Sitz im Hain; nirgends hätte er einen würdigern aufschlagen können. Zu einer

Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst stattfanden, muß das menschliche Gemüth durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel, zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen, von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räumen empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene Vollendung eigenthümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt.″ Grimm, Mythologie (1) 41.

Und schließlich nun unser deutscher Weihnachtsbaum voll erfüllter Wünsche hängend?

5. Wie die mit Jubel und Freudenfeuern am Mitsommertag begrüßte Sonne ihren Wendepunkt erreicht hat und nach diesem Tag ihres höchsten Glanzes unaufhaltsam sinkt, an Gluth abnimmt und sparsamer leuchtet, so ist auch den Völkern der Moment ihres höchsten Glanzes und ihrer schönsten Blüthe der erste des nahenden Absterbens, wenn diese Blüthe nicht der ewigen Wurzel entspringt, die aus der Quelle alles Lebens getränkt wird. In einem sinnvollen deutschen Mythus ist der Baum des Lebens, dessen goldne Aepfel den Göttern ewige Jugend gewähren, unzertrennlich verbunden mit dem lebendigen Brunnen, dessen Trank Allvaters einzige Nahrung ist, aus dem er mit Saga volle Schalen der Dichtung und Weisheit trinkt. Versiecht der Brunnen, dann welkt der Baum. So ist es auch mit dem Leben der Völker. Jeder Baum, der da der heiligen Quelle fern wächst, mag es wohl zur Frucht bringen, aber sie ist nur theilweise gut, meistens nur äußerlich schön, innen hohl. Welcher aber aus ihr seine Nahrung zieht, der stirbt nicht ab, weil sie nach dem Worte des Herrn in dem Trinkenden zur lebendigen Wasserquelle wird, die in's ewige Leben quillt, sondern er darf sich wiederholter Blüthe freuen, so lange er die Sauggefäße seiner Wurzeln ihr nicht verschließt. J. W. Wolf, Deutsche Götterlehre 1852. S. X.

Darum sind so viele Gegenstände einheimischer Art und Denkweise hier zu Stoffen dieses Lehrbuches gemacht, weil es demselben aufrichtig um Erweckung und Kräftigung eines vaterländischen Sinnes zu thun ist, ohne welchen Deutschland schon einmal gänzlich am Rande des Verderbens gestanden hat. Das Einheimische und Natürliche muß die Herzen der reiferen Jugend und derjenigen wieder einnehmen, die sie bilden sollen oder sich der Bildung rühmen; dann hat der Baum unsrer Nationalität wieder ein Stückchen Paradieses-Erde gefunden, worin er allein Wurzeln schlägt. Rückert's unsterbliches, wenn auch heute noch unbeachtetes Gedicht: „Die hohle Weide″ — möge man nachlesen, die Schlußstrophen mögen hier abschließen:

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nicht vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespalt'nen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehalt'nen.

5. Die römischen Fabier in der Schweizergeschichte.

Wo hat die Sage ein Recht auf historische Geltung und Glaubwürdigkeit?

Una dies Fabios ad bellum miserat omnes:
Ad bellum missos perdidit una dies. Ovid.

a. Geschichtliches Material.

Das Geschlecht der Fabier erbittet sich vor dem römischen Senate, den Krieg gegen die Vejenter als einen Familienkrieg übernehmen und auf eigene Kosten führen zu dürfen. Dreihundert sechs Krieger stark, lauter Patrizier, zogen sie an den Fluß Kremera und thaten aus dort errichteten Schanzen dem Feinde Schaden. Als sie sich zu weit in's Land wagten, wurden sie umgangen und alle bis auf den letzten Mann niedergehauen. „Daß ihrer 306 umkamen, ist entschieden, wie auch, daß nur ein einziger beinahe schon mannbarer Sprosse für das fabische Geschlecht übrig blieb, der in den bedenklichsten Tagen noch die größte Stütze Roms werden sollte." Livius. 2, 48—50. Dieser Nachkomme der besiegten Hitzköpfe ist jener Fabius Maximus, der siegreiche Zauderer gegen Rom's furchtbarsten Feind Hannibal.

Das Aargauische Rittergeschlecht der Herren von Reinach auf ihrer gleichnamigen Burg in der Nähe der Commende Hitzkirch, zieht auf Befehl ihres Landesherrn, des Oesterreicher-Herzogs Leopold gegen die Luzerner zu Felde. Sieben Reinache, lauter Brüder, nach anderer Meldung nur fünf, sind im Heere, als man bei Sempach auf den Feind stößt. Sogleich sitzt der Adel ab und tritt in einen Gewalthaufen zusammen, um zu Fuße gegen die Bauern zu kämpfen. Allein man hat mit den langen Schuhschnäbeln, die man damals nach adeliger Mode trägt, keinen sicheren Tritt, und man muß sie vorher abschneiden. Bei dieser Vorbereitung trifft Hemmann der Jüngste der sieben Reinacher zu tief, schneidet sich in die Zehe und muß als kampfunfähig zum Troß zurück. Alle seine Brüder fallen in der Schlacht, ihn allein hat Zufall und Unvorsichtigkeit gerettet. (Tschudi's und Bullinger's Chronik.)

Die Neunhaupte sind ein bernerisches Stadtgeschlecht, das die

Angriffe des österreichischen Herzogs Albrecht beharrlich abwehrt. Als sie im J. 1289 einen befehlwidrigen Ausfall gegen den belagernden Feind machen, gerathen sie sammt dem Stadt-Venner Brugger am Brückenthore der Aare in einen Hinterhalt und kommen um (Leu, helvet. Lexikon). Von nun an hat die Vaterstadt keine Belagerung mehr durch Oesterreich zu befürchten; und die Kinder der Neunhaupte schwingen sich nachmals im Berner- und im Zürcherlande zu Standeshäuptern empor.

In der Schlacht bei St. Jacob an der Birs 1444, stießen 1600 Mann Schweizer auf 30,000 Armagnaken. „Die Muthbrünstigen" ließen sich durch die Warnung ihrer Hauptleute nicht vom Angriffe des um so viel stärkern Feindes abhalten und starben alle bis auf 16, welche abgeschnitten wurden, und auf 32, die verwundet auf der Walstatt liegen blieben. Der siegreiche Feind trat den Rückmarsch an. Die sechszehn Schweizer, welche entkommen waren, wurden als fahnenflüchtige daheim geächtet und mundtodt gemacht; sie sind sammt Namen und Nachkommen verschollen.

b. Sittengeschichtliches Verhältniß.

Die Alten führten den Krieg geschlechterweise, wie er ihnen auch ursprünglich aus Familienfehden erwuchs. Bei der Geschichte der Fabier hebt Livius diesen Charakter der Familienfehde ausdrücklich hervor. Die Spartaner Gemeinde stellte zu jedem Kriegszug ihr Contingent, das den Namen der Gemeinde im Heerkörper fortbehielt, wie auch wohl in neuerer Zeit namentlich Milizregimenter nach dem Namen der Bezirke oder Kreise benannt worden sind (die Wiener-Freiwilligen 1848 in Italien), von welchen sie gestellt waren. Daß vorzugsweise bei dieser Einrichtung Verwandte und Befreundete zusammenstanden, ist klar. In den Perserkriegen fechten bei Thermopylä wahrscheinlich 700, bei Platäa aber 5000 Periöken mit, ebensoviel also, als damals Spartiaten. Jene aber waren nicht in die Abtheilungen der Spartiaten vertheilt, sondern bildeten eigene Corps. Vor der Schlacht wird dem Eros geopfert; es erinnert daran, daß man neben Freunden und Verwandten kämpft. Die Schlacht soll unter Gleichen ein Wettstreit der Tapferkeit sein. Nach Rüstow und Köchly, Gesch. des griech. Kriegswesens, S. 36—47.

Größere Heere müssen daher ebenso viele Heeres-Abtheilungen haben, als Geschlechtergruppen dabei sind. Der Marsch gegen den Feind, die Aufstellung des Heeres zur Schlacht geschieht nach Geschlechtern. Von den Germanen erzählt es Tacitus, Germ. c. 6 und 7 auf das Bestimmteste.

Kaiser Otto ordnet das Reichsheer gegen die Ungarn am Lechfelde 955 nach Volksstämmen; den Böhmen vertraut er die Wagenburg; sie gehen in der Schlacht zu Grunde, weil sich der beutegierige Feind vereinigt auf das Gepäck wirft. Diesen Zug

der Geschichte sucht die Sage wieder auszugleichen, die Kaiserchronik (ed. Diemer, Wien 1849, Vers 10) läßt nemlich nur sieben von dem zahllosen Ungarnheere die Ringe Pannoniens wieder erreichen. Aus dieser Art der Heeresaufstellung erwächst der geschichtlich oft erwähnte Zank, der in den deutschen Heeren über die Ehre des Vorstreites gewöhnlich unmittelbar vor einem Treffen ausbricht. Noch in der Murtner-Schlacht hat der Feldherr Hallwil den Ehrgeiz seiner einzelnen Heerhaufen zu dämpfen; bei Nancy erhalten die Berner die Ehre des Vorstreites, obschon das ganze Heer aus lauter Soldtruppen besteht; in der Schlacht bei Laupen treten die Berner dieses Recht dem Volke aus den Waldstätten ab, zum Danke für deren raschen Zuzug. Nach Kantonen und Gemeinden geschaart gehen die Glarner und Schwyzer bei St. Jacob in den Tod; nach Geschlechtern treten also auch die Ritter Leopolds in den Gewalthaufen zusammen, aus dem dann keine Flucht mehr möglich ist.

6. Verhalten wir uns gegen das Thier grausam, empfindsam oder menschlich?

a. Die Hirtenvölker.

Die Vernunft fühlt das Uebergewicht, das uns gegenüber dem Thiere gegeben ist; der eigne Nutzen räth zur Schonung des uns Untergeordneten und Dienstbaren; Empfindung und Gewissen empfiehlt uns, das in unsern Schutz gegebene Thier milde zu behandeln; Religion und bürgerliches Gesetz erheben es endlich zur Sache der Pflicht und Humanität. — Aus dem Nomadenleben des jüdischen Volkes stammen folgende Stellen des Alten Testamentes:

Laßt uns Menschen machen, die da herrschen über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh und alles Gewürme, das auf Erden kreucht. 1 Mos. 1, 26.

Du wirst den Menschen zum Herrn machen über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße gethan, Schafe und Ochsen, dazu auch die wilden Thiere. 8 Psalm 7—9.

Hast du Vieh, so warte sein und trägt es dir Nutzen, so behalte es. Sirach 7, 24.

Abraham hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte, Eselinnen und Kameele. 1 Mos. 12.

Daher ward Jakob über Maßen reich, daß er viele Schafe, Knechte und Mägde, Kameele und Esel hatte. 1 Mos. 30, 43.

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels. 2 Mos. 20, 17.

Ganz übereinstimmend damit sagen die heiligen Schriften der Parsen in der Schöpfungsgeschichte (Avesta, übersetzt v. Spiegel

1852. Bd. 1, S. 71): dann war ihm diese Erde voll von Vieh, Zugthieren, Menschen, Hunden, Vögeln. — Sechs Monate beschütze man die jungen Hunde, sieben Jahre lang die Kinder, ibid. S. 216. — Nicht befreunden sich mit der Seele des Bösen die abgestorbenen Hunde. S. 192.

Wie hier das Thier naiv zusammen mit dem Menschen aufgezählt wird, so thut es auch die Heidenbibel der Germanen, die Edda. Grimnismal 44 stellt den höchsten Gott mit dem Thiere zusammen; dies heißt in Simrock's Uebersetzung:

Der Bäume Erster
Ist die Esche Yggdrasil,
Odin der Asen,
Aller Rosse Sleipnir
Aller Skalden Bragi,
Habrok der Habichte,
Der Hunde Garm.

Und Havamal 76 stellt das Vergehen und Ende der wichtigsten Verhältnisse in eine Mensch und Thier fesselnde Schicksalskette: „Das Vieh stirbt, die Freunde sterben, endlich stirbt man selbst." —

Aus solcher Empfindung, die unserm Stolze nicht sogleich behagt, reden auch heute noch die Lieder unserer Hirtenvölker in den deutschen Alpen. Ein Luzerner-Volkslied (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 2, 594):

Was bruucht me — n — i der Schwyz?
Suscht bruuchet mier nüd meh,
As Gsundheit eusem Veeh
Und eusen Wybern au deheim. —
Zum Glück nänd mier uf d'Alp
Kes Wyb und a kes Chalb,
Suscht suufzid sie — n — üs d'Milch eley.

(ibid. 2, 594.)

Wo wärid mir au, ohni eusers Veeh? Und doch behandlit's so Vieli, wie wenn mer nit d'Herre, sondern d'Schinder von'eme wärit. Was wird endli Gott der Herr zue so'nere Wirthschaft säge? Kalender aus der Aargau. Stadt Baden, v. Jahre 1852.

Als es ein Mißjahr gab — so erzählt heute noch der Aargauer Volksglaube, bewog die heilige Maria den Herrn, mindestens doch Frucht genug für Kind, Hund und Katze wachsen zu lassen.

Alle diese verschiedenen Sätze enthalten nur demüthige Bekenntniß, daß wir nur Creaturen neben andern Creaturen sind und nicht die alleinigen Herren der Schöpfung. Will man diesen einzelnen Zügen aus der dauerhaften alten Volkssitte noch einen tiefern Werth als den bloser Gutmüthigkeit geben, so erinnere man sich, daß A. Humboldt (Kosmos 2, 489) den Untergang

des amerikanischen Ureinwohners auf den Mangel an Hausthieren gründet, der diesen Menschenstamm besonders charakterisire und so tief auf das Familienleben einwirke. Die tiefere Bedeutung dieser historischen Wahrnehmung ist also diese, daß der Mensch in Bestialität zurückfällt, insoferne er der Natur seiner Race etwas vergiebt und selbst nicht bis zur Humanität gelangt.

b. Die klassischen Völker.

Schiller „die Gesetzgebung des Lykurg und Solon" erzählt: die Athenienser verordneten nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon, alle Lastthiere, welche dabei beschäftigt gewesen, frei zu lassen und ihr ganzes Leben hindurch auf den besten Weiden zu nähren; und als nachher eins dieser Thiere von freien Stücken zur Arbeit zurückkam und vor den übrigen, welche eben Lasten zogen, einherlief, rührte dieser Anblick die Athener so sehr, daß sie verordneten, dieses Thier auf Kosten des Staates in Zukunft besonders zu unterhalten. —

Dies sind zwar Humanitätszüge, sie fließen jedoch mehr aus der Anerkennung derjenigen Bestimmung, die dem Thiere früher einmal eigen gewesen ist, als aus der Anerkennung des Thieres selbst. So baute Alexander dem Andenken seines Rosses die Stadt Bucephalia; so durfte auch der Leibschimmel Friedrichs des Großen im Park der Berliner Thierarzneischule ein müßiges Leben führen bis an sein natürliches Ende. Aber eben jene Athener bestraften einen Knaben, weil er einem Thiere das Augenlicht genommen hatte und schlossen daraus, er werde zu einem Bösewicht aufwachsen. Fuchs, Pflichten gegen die Thiere, ein Vortrag, Karlsruhe 1852. Hiermit beginnt der sittliche Grundsatz der Milde, den Winckelmann Gesch. der Kunst, 4. Buch, 1. Kap. § 11 so hoch belobt hat an den Atheniensern. Daß sie Götter und Menschen einander näher stellten, brachte sie so frühzeitig von Menschenopfern ab; daß sie das Thier beseelten und zu sich heranhoben, machte sie sanft und edelmüthig.

Das klassische Alterthum brachte aus der zarten Aufmerksamkeit, mit der es das Wesen des Thieres bis in seine feinern Heimlichkeiten studirte, die dauerhaftesten Kunstwerke hervor. Daher stammt die Äsopische Fabel, welcher wir das Germanische Thiermärchen und den Reineke Fuchs ebenbürtig gegenüber stellen können; eben daher stammen die berühmten Statuen, Myron's Kuh, der Löwe auf dem Schlachtfelde von Chäronea, die Venetianischen Rosse, die am Parthenon, die Rossebändiger am römischen Capitol u. A. Eben daher stammen des Aeschylos, Sophokles und Euripides unvergängliche Dichtungen. „Mitleid" zu erregen war nach Aristoteles der Zweck der attischen Tragödie. Als man anfing an den Thierhatzen Wohlgefallen zu finden, am Schmerz und der Verzweiflung unschuldig gemarterter Geschöpfe sich zu weiden, als

eigne Volksfeste im römischen Cirkus in nichts anderem mehr bestanden, als in der tausendfachen Niedermetzelung der edelsten und tapfersten Thiere des ganzen Erdbodens — da waren auch bereits die Geister des Alterthums verwildert, die Grausamkeit der fürchterlichsten Tyrannen begann, Söhne schonten ihrer eignen Mutter nicht mehr, und das Volk drängte sich nun zu den öffentlichen Hinrichtungen der Mitbürger mit derselben rohen Stumpfheit, mit welcher es vorher seine Schauwuth an den Todeszuckungen der Circensischen Spektakel befriedigt hatte. Sed quae potest homini esse polito delectatio, quum aut homo imbecillus a valentissima bestia laniatur, aut præclara bestia venabulo transverberatur? So schreibt Cicero über die großen Festspiele des Pompejus, deren Zeuge er zu Rom Schicklichkeits halber hatte sein müssen (ad Fam. 7, 1); und da er weiter meldet, wie Volk und Gesindel den großen Zug von Elephanten begafft habe, setzt er bei, nicht ein Vergnügen, sondern eher ein gewisses Gefühl von Mitleid habe ihn dabei beschlichen: Quin etiam misericordia quaedam consecuta est atque opinio ejusmodi, esse quandam illi belluae cum genere humano societatem. Als Pompejus endlich gefallen war und der siegreiche Cäsar in Rom als beginnender Monarch einzog, mußten 400 Löwen auf einmal in einer Thierhatze sterben und 20 Elephanten in einem Scheintreffen umkommen (Schlosser Weltgesch. für das Volk). Bald griff die gesteigerte Grausamkeit nach neuer Augenlust unter die Menschen. Unter Augustus fütterte man die Tafelfische schon mit dem Fleische zerhackter Sklavenkörper; um im Schauspiel den Flammentod des Herkules auf dem Oeta ganz natürlich zu sehen, warf man auf der Bühne Denjenigen, der die Herkulesrolle zu spielen hatte, zur Ueberraschung des Publikums in die tödtlichen Flammen. Alt (Theater und Kirche 1846. S. 311) nach Tertullian ad nationes 1, 10.

c. Das deutsche Mittelalter.

Als der berühmte Notker Labeo, den man wegen seiner Verdienste um unsere Sprache den Deutschen nennt, sterbend lag und den St. Galler Klosterbrüdern seine Beichte that, ließ er die Armen, die man fand, noch einmal vor seinen Augen speisen und erquickte sich an ihrer Lust. Aber in dem gleichen Augenblicke bekümmerte ihn die Erinnerung, wie er einst in seinen ersten Mönchsjahren einen Wolf erschlagen. War doch auch dieser gewiß nur hungrig gewesen! Gödeke, Mittelalter (1852) S. 42.

Es lag ganz in der Ansicht unseres Alterthums, Hausthiere wie Knechte der Familie zu behandeln, dem Thiere also gewisse menschliche Rechte namentlich in Art und Weise der Buße und des Wergeldes einzuräumen. Grimm Rechts-Alterthümer 670. Wer noch im vorigen Jahrhundert in England einen Schwan tödtete, mußte dasselbe beim Schnabel aufgehangene Thier ganz

mit Getraide bedecken; dazu gehörten öfters zwanzig Lasten Korn. Compend. Staatsbeschreib. Braunschweig 1719. 1, 425. Die gleiche Strafe traf noch am Ende des vorigen Jahrhunderts denjenigen, der am Zürcher See eines Andern Hauskatze erschlug. Laßberg in Mone's Anzeiger. Den Thieren war in der Gemeinde ihr eigener Sachwalter gesetzt; er saß im Stadtrathe als des Kuhhirten erkorener Fürsprech, und trug den Titel Thierherr. Dieses Amt ward in der Stadt Winterthur noch im Jahre 1764 besetzt. Troll Gesch. v. Winterthur Bd. 7, 188 — 197. Noch jetzt heißt in Bern derjenige Wärter Bärenvater, welchem die in den dortigen Stadtgräben gehegten Bären anvertraut sind. Diese Thiere haben ihre eigne Bäckerei, sowie ein eignes Vermögen. Auch dem in Merseburg gehaltenen Stadtraben ist seit uralter Zeit eine Pension ausgesetzt. Nork, Festkalender.

Graf Ansfrid von Löwen zog mit Kaiser Otto I. nach Rom, trug dort des Kaisers Schwert, und ward ihm durch liebliche Lieder werth. In seiner frommen Liebe sorgte er für die Vögel und ließ ihnen Gefäße mit Futter in die Bäume setzen. Thietmar von Merseburg 4, 24.

Mathildis, des sächsischen Heinrich königliche Gemahlin, gab den Armen, ja auch den Vögeln Nahrung. Thietmar v. M. 1, 11. — Der Dichter Walther von der Vogelweide läßt durch eigene Verfügung in seinem Testamente für die Vögelein sorgen, denen man auf seinem Grabe zu Würzburg Futter streuen soll. — Im harten Winter des Jahres 1363 waren die wilden Vögel aus Futtermangel so zahm geworden, daß sie in den Straßen Zürichs herumliefen, und mit dem Hausgeflügel fraßen. Die Obrigkeit gebot: es solle Niemand die armen hungrigen Thiere, die nun zu den Menschen ihre Zuflucht nehmen, schießen, werfen oder sonst kränken. Im Jahre 1434 beschließt derselbe Stadtrath in gleich schwerer Zeit und obschon zugleich das Korn theuer war, „man solle den Thieren Brod streuen", Melchior Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenossen 1, 146. Urkundlich in H. Bullinger's handschriftlicher Tiguriner Chronik, Fol. 1, Buch 8, Kap. 14. In Grimm's Haus- und Kindermärchen steht noch manches Beispiel harmloser Verbindung zwischen Mensch und Thier. In den Zwei Brüdern ruft Hase, Fuchs, Wolf, Bär und Löwe, so oft der Jäger auf sie anlegt: Lieber Jäger, laß mich leben, ich will dir auch zwei Junge geben! Dann bringen sie ihm ihre versprochenen Jungen herbei, aber deren Artigkeit rührt dem Hungrigen das Herz, er schont sie und schleppt sie zuletzt gutmüthig alle mit.

Wird man in unsern Tagen solche Züge aus der Empfindung unserer Ahnen nicht bald Verrücktheit, bald historischen Aberglauben betiteln wollen?

Darauf antworte Meinhold (die Sagen von Loki, Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 7, S. 79):

Was wir erst nach langer Wanderung auf den mühseligen Wegen der Lehrlingswelt erreichen, was so vielen vor dem Staube dieser Straßen nie erkennbar wird, daß nichts in der Welt ohne Bedeutung und göttlichen Hauch ist, das bot sich dem frischen Gemüthe der Vorzeit von selbst. Die sinnliche Ausstattung der Thierwelt ist weit reicher als die der Menschen; aus den alten Thiersagen spricht die Ahnung, daß im Thiere ebenso ein Geheimniß walte wie im Menschenleben, und sie vor allem drängt zu der Bemerkung, welche Feinheit des Gefühls sich in der Kindlichkeit birgt. — Und L. Feuerbach, Christenth. 1841, S. 382: das Herz erbarmt sich wohl auch der Thiere, aber nur weil auch das Thier ein Herz hat; die Vernunft dagegen erbarmt sich ihrer, nicht weil sie sich selbst in ihnen findet oder sie mit dem Menschen identificirt, sondern weil sie dieselben als vom Menschen unterschiedene, nicht nur um des Menschen willen existirende, sondern auch als selbstberechtigte Wesen anerkennt.

d. Einige Einzelstimmen hiefür aus unseren neueren Autoren.

Yeglicher mensch hat ein sundern engel; nit ygelichs thierlin hat ein eignen engel, aber yeglicherlei; als alle hirtzen haben einen engel, alle meißlin einen engel vnd alle haßen. Dr. Geiler von Keisersberg, in Joh. Pauli Brösemlin Abth. 2, Blatt 19.

Da gehen unsre Prediger: die Milchträger, die Butterträger, Käseträger, Wollenträger, sagte Dr. Luther über das weidende Vieh, die uns täglich predigen den Gottesglauben. Tischreden. Leipz. 1621, S. 89.

An Kind vnd Haus, an Acker vnd Wise, an Tisch vnd Bett, ja an der Kuhe, an der Ziegen stehet geschrieben Gottesgaabe, Gottesgunst. Cyr. Spangenberg, Ehespiegel. Straßb. 1578. Bl. 452 b.

In einem Volksliede der Letten, das Hippel, Lebensläufe (Berlin 1779) 2, S. 572 übersetzt hat, heißt es, da ein Kind mit seinem Lieblingsvögelchen gestorben ist:

Dort leben sie nun Beide, Fritzchen und sein Nachtigällchen.
Was kommt's dem lieben Gott auf ein Plätzchen im Himmel an.

Nicht blos Petrarca und Bocaccio hatten ihre Lieblingskatze; die Lessing's lag gewöhnlich auf seinem Schreibtische, und als sie ihm einmal das Manuscript seines Nathan beschmutzte, schrieb es der reinliche Autor gutmüthig frisch um.

Carl Schiller in Viehoff's Archiv 3, Heft 2.

Ebenso hatte Callot-Hoffmann seinen Kater Murr, dem er in einem gleichnamigen Werke ein Andenken setzte. Mit welcher Ergriffenheit dies geschah, erzählt sein Freund und Herausgeber Hitzig. — Der Odendichter Denis in Wien theilte mit einer zahmen Dohle sein Zimmer, welche ihm gewöhnlich seine verworfenen Schreibfedern gesammelt in eine Ecke des Pultes zurecht

stellte; auf allen Spaziergängen war sie sein unzertrennlicher Begleiter. Posner, Seelenleben der Thiere. Görlitz 1851. 186.

J. v. Müller (Sämmtl. Werke 6, 121) schreibt von Wien aus seinem Bruder nach Schaffhausen: Am 23. Dec. 1796 habe ich das Unglück gehabt, meine biedere, treu ergebene, meist lustige, immer wachsame Finette, in dem 3. Monat ihres dreizehnten Jahres, nachdem sie 12 Jahre täglich um mich gewesen, auf allen meinen Reisen mich begleitet, durch eine Krankheit einzubüßen, worauf sie in dem Flüßchen Wien ihr Grab, in meinem Andenken aber eine immerwährende Stelle erhalten. Ich habe auch sogleich jene Stelle Dr. Luther's aufgesucht (im 43. Kapitel der Tischreden und in den Anmerkungen über Joel 1, 18), wo er von dem Wiedersehen seines Hündchens in jener Welt etwas gar Gutes gesagt hat.

e. Die Jetztzeit.

Lessing's Geschäftsgenosse Bode in Hamburg war einer unserer frühesten Uebersetzer von Sterne's Werken. In dem Tristram Shandy dieses Autors erscheint folgende Stelle, die in der Empfindungsweise der modernen Welt noch immer eine Rolle spielt:

„Geh, sagte einmal Onkel Toby bei der Mahlzeit zu einer Fliege, welche ihm auf der Nase spielte und die er endlich ergriffen hatte; geh, ich will dir nichts zu Leide thun, ich will dir nicht ein Haar auf deinem Kopfe krümmen; die Welt ist ja weit genug, sowohl mich als dich zu fassen. Ich war nur erst zehn Jahre alt, als dies geschah, und ob ich gleich nicht verkennen will, was die Humaniora mir später beigebracht, noch die Hilfsmittel einer kostbaren Erziehung sowohl zu Hause als in der Fremde verachten will, so hat es mir doch oft gedünket, daß ich die eine Hälfte meiner Menschenliebe diesem einzigen Eindruck zu verdanken habe."

Göthe war Sterne's Bewunderer, theilte aber auch diese eben geschilderte Milde und Bescheidenheit der Empfindung; darum lautet es gar patriarchal, wenn er uns in den Xenien erzählt, wie er den abergläubischen Knaben-Widerwillen gegen gewisse Thiere in sich bemeistert habe:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen.

Nun rücke man eine gewöhnliche Gesellschaftsdame heutigen Zuschnittes in die Rollen der vorgenannten zwei Männer. Sie wird vor einer Spinne nicht blos entlaufen, sie wird dulden, daß man einen Frosch im Grase, ein Mäuschen im Zimmer mit der boshaftesten Rohheit und mit einem lächerlichen Aufwand von Kraft zertrete; noch viel weniger wird sie vor einer Fledermaus, Blind-

schleiche, Eidechse „standesgemäß" sich zu betragen im Stande sein. Von ihr gilt folgende Anekdote. Mit modischer Empfindsamkeit hat sie eine sie belästigende Zimmerfliege gefangen und ihrem Bedienten mit dem Auftrage eingehändigt, das arme Thierchen in Gottes freie Natur zu bringen. Im nächsten Augenblick kommt der Schelm mit der Fliege in der Hand wieder herein und bittet: „Aber, Gnädige Frau, es regnet draußen!" Dieselbe Heuchelei, welche hier der Laufbursche verhöhnt, dieselbe Tünche und Schminke, die so unausstehlich roh ist, daß sie selbst dem von Natur Rohen verächtlich wird, begegnet uns nicht etwa erst heute, sondern in allen Zeiten und bei allen Völkern der Weltgeschichte, die dem sittlichen Verfalle zugehen. Man jagt halbnackte Bettelkinder aus der Zimmerthüre, aber man kleidet das Stubenmöpschen gegen die Kälte einer Aprilpromenade. Der blutdürstige Caligula ließ sein Roß Incitatus in einem eigens gebauten Schlosse und durch eigens bestellte Leibdiener aus Gold und Silber füttern, es in das Priestercollegium wählen, endlich zum Senator machen. Ebenderselbe ließ aber einen armen Schauspieler, dem in seiner Declamation eine Anspielung auf die Tagesbegebenheiten entschlüpft war, auf der Stelle und zwar im Theater öffentlich verbrennen. Sueton. Calig. c. 27. Ein zärtlicher römischer Gatte beklagt es, den Todestag seiner geliebten Frau nicht durch ein blutiges Gladiatorengefecht zu Verona nach Wunsch feiern zu können, weil die dafür in Afrika gekauften Panther durch widrige Winde noch immer im Hafen zurückgehalten seien. Plin. Epist. 6, 34. Dieses Zeugniß von gemüthlichen Modewüstlingen ist A. v. Humboldt wichtig genug erschienen, um es Kosmos 2, 241 zu erwähnen. In Indien zerfleischt sich der Haß der Kasten und der religiösen Fanatiker gegenseitig auf's unmenschlichste. Gleichwohl existiren dort bis heute Thierspitäler („Pindschrapole") für eine ganze Reihe von Thierarten; in dem zu Anjar wurden noch i. J. 1823 gegen 5000 Ratten besonders verpflegt, dasjenige zu Bombay erhielt im Jahre 1851 eine Privatdotation von 65,000 Rupien, eine Rupie zu 1 fl. 12 kr. Allg. Ztg. 1852, Nro. 277. — Der Geschichtsforscher Knust erzählt aus seiner spanischen Reise (Pertz. Archiv, 8, 213), wie er in Madrid das Fest des hl. Anton am 17. Januar feiern gesehen. Alle Pferde, Esel und Maulesel führte man reichgeschirrt zur Kirche ihres Schutzpatrons, sprach unter Gottesdienst und Musik den Segen über sie, weihte und vertheilte ihnen den Haber. Dies geschah noch im Jahre 1841. Und eben dasselbe Madrider Volk ist gleichzeitig blind und wüthend versessen auf die bluttriefenden Schauspiele der Stiergefechte, es hat nach amtlichen Berichten seit wenigen Jahren 2257 Stiere nnd 2934 Pferde öffentlich dabei hinschlachten lassen, die Matadore mitverstümmeln und todt hinwegschleppen sehen ohne Mitleid und Erbarmen, aber unter Applaus und Lust, unter Blumenkränzen und geschwenkten

Fächern. (Dr. Perner, Stifter des Vereins gegen Thierquälerei, 1849.) Ja im Jahre 1852 überreichte es seiner jungen Königin Petitionen zur Gründung von Schulen für — die Tauromachie! Dieselbe Zeitungsnachricht aus Madrid, die dieses der Allg. Augs. Ztg. 1852, Nr. 244, meldet, fügt bei, daß die zahlreichen Mörder und Räuber des Landes meistens gewesene Toreadores sind; „die Bande des Orejita, die neulich eingefangen wurde, gehört, außer drei Personen, ganz zu dieser Kategorie."

Kinderundank, Verfall des Familienfriedens, Volksverwilderung, Härte und Geiz, Friedensbruch, Raub- und Mordsucht muß in jedem Lande um sich greifen, in welchem die Mütter mit den Kindern auf dem Arme zusehen, wie drunten im Kreis der eigene Vater einen stundenlangen Mord ausübt an einem herrlichen Thiere, dessen Hörner man schon abgesägt oder mit Holzkugeln unschädlich gemacht hat. Ein zartsinniger Freund der Thierwelt war unser verstorbener Cl. Brentano; darum war auch der letzter Gedanke, der ihn beschäftigte, „ein Vermächtniß für die Armen"; er hinterließ ihnen den Erlös der nach seinem Tode 1846 erschienenen Märchen und leitete diese mit einem Spruche ein, mit dessen Beweiskraft wir abschließen:

Wer nie der Vöglein Brut zerstört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit still erquickter Seele hört —
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

7. Was hat den Preis: Selbstlob oder Demuth der Schriftsteller, da wir doch weder der Alten Selbstgefühl, noch der Neueren Bescheidenheit tadeln können?

„Hochmuth ist Verachtung der Demuth. Stolz ist Verachtung des Hochmuths."
Ulrich Hegner v. Winterthur.

H. Heine hat eine Vorrede zur deutschen Ausgabe des Don Quixote geschrieben, in welcher er sich selbst mit größter Unbefangenheit zum zweitgrößten Lyriker Deutschlands ernennt; nur Göthe macht er zu seinem Nebenmann. Zugleich will aber derselbe Heine das einst von Göthe in den Lehrjahren ausgedrückte Versprechen, „einst noch einige Tropfen Hamlet'schen Blutes dem deutschen Publikum von der Bühne herab auszugießen," sehr anstößig und unhaltbar finden und nennt hiefür (im Romanzero S. 152) Göthen und die hierin ihm Aehnlichen rundweg geistige Schuldenmacher, welche sich auf Pump Lorbeerkronen und künftige Unsterblichkeit vorschießen lassen.

In ähnlichen gemüthlichen Widersprüchen schwankt man gewöhnlich hin und her, wenn man auf Autoren-Stellen trifft, in denen ein kräftiges Selbstbewußtsein laut den wohlerworbenen Lohn für

sich begehrt, indeß irgend ein anderer Autor wohl eifrig dem Lorbeerhaine zuwandert, nun aber, da er ihn erreicht zu haben scheint, in stiller Demuth und mit mädchenhaft gesenktem Auge an ihm vorbeizieht. Hat denn dieser auch Grund zu solcher großmüthig entsagenden Bescheidenheit und spricht aus jenem wirklich ein sich blähender, anmaßlicher Stolz, der uns gerade die Verehrung selbst wieder verringern müßte, die wir großen Leistungen sonst so bereitwillig zu widmen verstehen? Dies klärt sich auf, wenn man sich begreiflich macht, mit wie wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung das Publikum die Leistungen bezahlt, die seinem eignen Geschmack und Begehr nicht belieben, und wie mächtig das Selbstgefühl in demjenigen Autor sein und werden muß, der seinen Ruhm gerade darein setzt, diesem unklaren Geschmack und schwankenden Begehr rücksichtslos entgegen zu treten und damit auf den momentanen Ruhm des Tages zu verzichten. Alle entschieden großen und dauerhaften Leistungen sind Oppositionen gegen ein Falsches und Naturwidriges ihrer Zeit gewesen; diese Opposition durchzuführen kostete dem Einzelnen eben so viel Entsagungskraft und Selbstbescheidung, als mannhaftes, zähes Selbstbewußtsein, das bei wachsendem Widerstande auch zugleich an Kraft, beim zunehmenden Dünkel der lauten Gegner eben so an Eifer und Stolz wuchs. Es giebt kein Gutes ohne Gegner, keine Tugend ohne Feind, keinen Heiland ohne Herodes, keinen Homer ohne Zoilus, keine Idee ohne ihre Karrikatur, keinen Göthe ohne einen Pustkuchen-Glanzow. Dagegen sich in die Waffen zu werfen und einen lebenslänglichen Feldzug zu wagen, auch bei geringer Aussicht auf den Sieg doch an diesen zu glauben und nie von der aufgepflanzten Fahne zu weichen, dies ist der Beruf des sittlich wie geistig gediegenen Genius. „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben," sagt Göthe zu Eckermann 1, 221. —

Und werd' ich je mich auf ein Faulbett legen,
So will ich gleich zu Grunde gehn! (Faust.)

Eine solche Energie steht hoch über gemeinem Dünkel und engherzigem Ehrgeiz; ein solcher Stolz ist zu stolz, um eitel oder hochmüthig zu sein; er gilt dem Triumphe der Wahrheit und persönlich wird er uns sogar kindlich fromm und demüthig erscheinen, denn er erleidet, wie die Alten sagten, die Gewalt der Gottheit und bekennt dies. Als der große J. Haydn nach fast lebenslänglicher Armuth und Verschollenheit wenige Tage vor seinem Ende noch die Ehre erlebte, daß man in Wien seine „Schöpfung" glanzvoll aufführte und alles Publikum dabei mit einem Sturm von Beifall sich vor dem anwesenden Künstler feierlich erhob, da sank der fromme Dulder, statt vor der Versammlung zu danken, auf seinen Sitz nieder; „Nicht ich, der dort

Oben!" stammelte er und deutete überwältigt gen Himmel. Nach einer so edeln Unterscheidung ächter stolzester Demuth und erfolgreichen Selbstgefühls der Wahrheit haben auch die Völker zuweilen im Großen empfunden und ihre eignen Männer beurtheilt. Die Römer nahmen es dem Cicero mit Recht übel, daß er von seinen Thaten gegen Catilina ein unaufhörliches Aufheben machte; sie wußten noch dazu viel genauer als unsere Historiker, daß Feldschlacht und Erdrosselung im Kerker jene Catilinari'sche Pest doch nicht vertilgt habe, daß also deßhalb der Titel „Vater des Vaterlandes" damals sehr vorfrüh an Cicero weggeschenkt worden sei. Als aber Scipio Africanus der Aeltere in seinem hohen Alter vor Gericht gestellt wurde wegen mißbrauchter Amtsgewalt und angeblicher Unterschlagung von Geldern und als er da erklärte: Es kommt euch gar nicht zu, über den Scipio zu richten, durch welchen ihr das Recht habt, über die ganze Welt zu Gericht zu sitzen. An diesem heutigen Tage habe ich Hannibal und die Karthager bei Zama niedergeworfen, an diesem Jahrestage ist es nicht Zeit, Prozesse zu führen, sondern den Göttern zu danken — da riefen sie Beifall und sogleich begleiteten sie ihn von den Schranken hinweg auf's Capitol, kranzgeschmückt zur Opferfeier. So spricht ächter Patriotismus sein Soli deo gloria aus. Der Stolz Haydn's ist edel und fromm, der Scipio's gerecht und mannhaft. Der nationale Ruhm ist ein hohes Gut und wird ein noch höheres, wo er in unbefangenem und seligem Genügen an dem selbst edeln Zwecke erworben wird. So setzte, erzählt W. H. Riel, unser Komponist, Sebastian Bach, stets die drei mystischen Buchstaben S. D. G. über die Originalhandschriften seiner Partituren; er gieng nicht an die Arbeit, ohne diese Signatur seines Künstlerthums, gleichsam sein Wappen, auf's Papier gesetzt zu haben, „um Gottes willen."

Jene Römer fühlten, was wir als Deutsche uns so selten klar machen, selbst wenn es mit römischer Rundheit in Göthe's „Rechenschaft" uns vorgesagt ist:

Keinen Drucker hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Man darf sich nur einen Augenblick in unserer deutschen Literatur umsehen, um Göthe's Wort richtig zu finden; die Besten sind nicht etwa die vorlautesten, welche am meisten von sich selbst eingenommen und ihre Selbstanbeter wären, sondern die von dem Rechte und dem Ziele ihrer Bestrebungen am tiefsten überzeugt sind. Dies geben folgende Belegstellen zu erkennen, die nur wegen ihrer Kürze hier gewählt sind.

Lessing, 1, 208: Ein König mag immer über mich herrschen, er sei mächtiger; aber besser dünke er sich nicht.

Göthe, Gespräche mit Eckermann: „Ich fühlte mich selber so vornehm, daß ich's nicht eben sehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürsten gemacht." Die vollständige Erklärung für dieses hohe Selbstgefühl ist da enthalten, wo man sie am wenigsten suchen wird, in Don Quixote B. 2, Kap. 31. Es ist — sagt dorten der Ritter zu seinem Knappen — einer der größten Vortheile, welche die Fürsten vor anderen Menschen voraus haben, Diener zu besitzen, die so gut sind, wie sie selbst. —

Schiller an seine Braut, 3. Nov. 1789, über seine erste historische Abhandlung: Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. „Meine Arbeit hat eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es war mir nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! du wirst mich auslachen; aber möchtest du es immer — wenn ich dir nur so nahe wäre, es zu sehen." — In sehr ähnlicher Weise äußert sich Lessing gegen den Bruder Karl (Bd. 12, S. 501) über das Gelingen seiner eben entstehenden Nummern zum Anti-Göze: „Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen."

Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? wo, wann? es entdeckte
  Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
  Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges irdisches Nichts.
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
  Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast.

Platen, Epigramme.

Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll,
So lang er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Fr. Rückert.

Es ist überflüssig, diese Beispiele zu häufen; ein jeglicher Geist, welcher im Stande war, der berechtigten, zeitgemäßen Idee aus eigner Stärke einen neuen Sieg zu gewinnen, stimmt darüber einmal ein frommgemeintes Tedeum an und trägt als wirklicher Dichter Pindar's Zuversicht auf der Zunge oder ein horazisches

Exegi monumentum, ære perennius. Diesem persönlichen Stolze wäre gerade in unserer Nation Verbreitung zu wünschen, die so oft eitel ist aus Kleinmuth, hochmüthig aus Demuth und statt eines brittischen Nationalstolzes meist nur Ahnenstolz, Geldstolz und Gelehrtenstolz kennt.

Allein es folgen dann auch Zeiten, in denen dieser Stolz verstummt, weil auch Diejenigen schweigen oder todt sind, auf deren innerm Charakter er beruhte. Dann spielen oft die eiteln Kinder noch lange mit der liegen gelassenen Keule des Herkules. Ist eine gewonnene Idee auf lange hin erstarkt, oder ist sie mit ihrem Eigenthümer zugleich wieder aus dem Leben gewiesen, so wird ein Epigone nur lächerlich, statt berühmt, der für sie die nochmalige Ehre des Triumphes in Anspruch nehmen möchte. Die Gegenwart hat sich dann bereits anderen Interessen hingegeben und er muthet ihr noch immer zu, seine verspätete Gluth, sein entlehntes Entzücken zu theilen. Dann erst beginnt die verstiegenste Prahlerei. Ein sonst verdienstvoll gewesener Uebersetzer des Dante Alighieri, Kannegießer in Breslau, trat mit seinen mehrbändig angelegten Gedichten hervor, in denen er (Bd. 1, 210) einen Unterschied zwischen sich und Dante herausbringt, aber keinen größeren, als der ist zwischen Dante und Virgil;

Also der Dichterfürst Alighier.
Und wie sich neigt der Schüler vor dem Meister,
So ich vor ihm; er schien Virgil, ich er.

Hier gewinnt jenes vorhin aus Rückert gewählte Schlußbeispiel einen bedenklichen Nachsatz; der hier giltige Denkspruch heißt nunmehr:

Jeder hat ein Ziel vor Augen,
Dem er nachläuft bis zur Gruft;
Aber oft ist's eine Feder,
Die er aufblies in die Luft.

Solche laut erhobene Forderung nach Anerkennung findet freilich keine Erwiderung in unseren Herzen; aber gerade um so weniger wahre Dichterkraft vorhanden ist, um die kalte Schweigsamkeit einer Zeit zu ertragen und zu überwinden, um so schallender nur wird alsdann gewöhnlich dieses monotone Selbstlob der Poeten. Deßwegen erschienen, wie einst am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, wie bei der Abblüthe unserer Schiller-Göthe'schen Dichtungsperiode, jene Schaaren letzter Ritter, die alle noch für die schon befreite Muse ihre erlösende Lanze einlegen wollten; jene „im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavaliere," wie ein altes Spottgedicht des 17. Jahrhunderts sagt, dessen Titel Immermann für sich einmal gegen Platen angewendet; jene Hinterwäldler im deutschen Dichterwald, die den Wald vor

lauter Bäumen nicht mehr sahen, jene Singvögel auf allen Zweigen, denen kein einziger Vogelsteller mehr nachstreben möchte. Alles hat seine Zeit. Ein lyrisch gesättigtes Publikum, wie das deutsche, läßt hundert nach Ruhm singende Lyriker tauben Ohren flöten, ehe es einen einzigen durch vorübergehende Aufmerksamkeit belohnt. Dies mußte Graf Platen in seiner Zeit erfahren:

Kalt und ahndungslos und schweigend, ja mit Hohn empfieng sie mich,
Während sie um nied're Stirnen ihre feilen Zweige schlang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Und unser reichster Lyriker, Rückert, bescheidet sich selbst in seinen alten Tagen mit folgender unabänderlicher Wahrnehmung (Gesamm. Ged. Bd. 6, 7):

Verse lassen sich noch schreiben, aber nicht mehr lesen.
Sich zur Unterhaltung treiben Dichter nur dies Wesen.
Gar viel anders muß gestalten sich gar viel auf Erden,
Bis von Dichtern unterhalten wieder Leser werden.
Und noch anders muß gestalten And'res sich auf Erden,
Bis die Dichter unterhalten von den Lesern werden.
Bis dahin, Romanenschreiber, mit den Halbgestalten
Unterhaltet diese Weiber, und seid unterhalten!

So viel soll gesagt sein über das begründete Recht, mit welchem wirksame Geister auf Anerkennung ihrer Leistungen öffentlich dringen, und über den Ungrund, der in falschgewählten Momenten die Kleingeister verführt, sich öffentlich wichtig zu machen.

Noch bleiben zum Schlusse zwei Punkte des Thema zu erledigen, der Werth der Autorendemuth und das solcher Bescheidenheit zukommende Maß von Nachruhm oder Anerkennung.

Beispiele sollen beweisen, was diese Autorendemuth von jeher in der wissenschaftlichen Welt gegolten hat.

A. v. Haller schrieb, um seine Demuth zu vervollkommnen, vom dreiundzwanzigsten Jahre an keine Verse mehr, mit Ausnahme der wenigen ihm von Amtspflichten öffentlich gebotenen; aber noch als Greis füllt er zwei auf uns gekommene Bände seiner Tagebücher mit hypochondrischen Selbstbekenntnissen darüber an, daß der Krieg zwischen wissenschaftlichem Ruhmdurst und verzichtender Demuth in seiner alten Seele noch immer nicht enden wolle. Die Nachwelt hat seine düstern Selbstanklagen schon längst verworfen, aber sie hat dafür die von ihm selbst verworfenen Gedichte seines Jugendehrgeizes wieder aus dem Staube hervorgezogen.

Gehen wir zu einem ganzen Klub von deutschen Autoren über, welcher wirklich aus lauter Bescheidenheitsklassikern besteht, auf

jene Vereinigung junger, achtbarer und begabter Männer, welche im vorigen Jahrhundert die Zeitschrift der „Bremer-Beiträge" herausgegeben hat. Gellert und Rabener standen an der Spitze dieses Unternehmens; die jungfräulich sittsame Scheu des Einen, die geistige Untergeordnetheit, die der Andere so wahr und heiter über sich selbst ausspricht, sind die bekanntesten Züge Beider, und ihre zahlreichen Mitarbeiter beeifern sich alle mit Glück, Beiden hierin zu gleichen. Hat sie dies Streben vor dem Vorwurf der polirtesten Alltäglichkeit gerettet? sind sie nicht alle, trotz unendlich scheinender Berühmtheit, heute wie aus der Welt verweht? Den meisten von ihnen sagte die innere Stimme ihr Schicksal richtig voraus. „Berühmt zu werden, äußert Gellert, ist nicht schwer; man darf nur viel für kleine Geister schreiben."

Dies hat Gellert lebenslänglich gethan; und da die kleinen Geister nicht mehr den Kranz der Unsterblichkeit zu verleihen hatten, so war auch der Ruhm dessen verschollen, der sich so bescheiden ihnen anbequemt hatte. Noch klarer hierüber ist sich sein Freund und thätiger Mitarbeiter Joh. Arn. Ebert aus Hamburg. Er war ein tüchtiger Gelehrter, ein getreuer Mensch, ein einst wohlangesehener Poet, dem der große Klopstock eigene Oden widmete; und dennoch vermochte kein augenblicklicher Ruhm ihn selbst über sein wirkliches Schicksal zu täuschen. Dieß beweist das Schlußwort, mit dem er sich von seinen eigenen Dichtungen (ed. Eschenburg, 1795) trennt:

So wie ich euch versammelt vor mir habe,
Wird jedes Blatt ein kleiner Sarg,
Und alle stehn in Einem Grabe.
Die Decke wird ein Leichenstein,
Des Titels Stelle nimmt die Grabschrift ein:
Hier liegen, sammt dem weisen Leiter,
Episteln, Lieder — und so weiter,
Doch hoffnungslos, je wieder aufzusteh'n
Und lebend aus dem Grab hervorzugeh'n.

So rasch verfliegt der Tagesruhm, ob er durch Anmaßung, oder durch Demuth gewonnen worden ist.

Ueberlebt hab' ich der Unsterblichkeiten nicht wenig,
Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.
Klopstock, Epigramme. ed. Vetterlein Nro. 44.

Nicht blos dem braven Ebert, auch allen seinen Freunden und Mitdichtern, die viel zu zahlreich sind, um nur ihre Namen hieher zu setzen, ihnen und so vielen berühmt gewesenen der neueren Zeit, von Iffland und Pfeffel an, bis zu Kotzebue und Walter Scott, singt J. J. Wagner (Kleine Schriften 1, S. 75 und 82) den Kanon nach: Cecidere in profundum, nemlich in

die Tiefe des Meers der Vergessenheit, über welchem allein die selbst unsterbliche Idee den Dichter erhält. Was sie geleistet haben, schwemmt der Strom der Conversation fort.

Und wie kommt es gleichwohl, daß wir von Gellert, Rabener und Ebert noch besonders hier zu handeln haben? Es ist schon oben angedeutet. Der große Klopstock hat ihre Namen in die Wingolfshalle seiner schönsten Oden eingeschrieben und schon einem Niebuhr kam es rührend vor, wie unbefangen der gewaltige Dichter diese zum Theil mittelmäßigen Geister einst als seine Ebenbürtigen angesehen und verkündet hatte. Allein auch er dachte in gereifteren Jahren anders; und in der „Gelehrtenrepublik" nannte er diese von uns so oft geübte Toleranz gegen die Mittelmäßigkeit „einen alten Schaden". Es entgieng ihm nicht, daß Prahlerei und Demuth beide auf ein und dasselbe Unvermögen in Kunst und Wissenschaft hindeuten, daß beide ein ganz Aeußerliches sein können, daß also auch die Autorenbescheidenheit nachgeahmt werden könne wie jedes andere stylistische Kunststück. Das Nachahmen aber in den Künsten nannte schon Quintilian die Unredlichkeit. Uns ist der Wichtigthuer und der Schmeichler gleich verhaßt, wenn sie der Zeit höfeln, um von ihr patentirt zu werden; beide sind Schmarotzer.

Es mögen hierüber noch Klopstock und Göthe ihr Urtheil aussprechen; mit demselben findet der Gedankengang unserer Untersuchung sein wohlbeurkundetes Recht und zugleich sein Ziel. Klopstock sagt in der Gelehrten-Republik (Göschen 1834) S. 120:

Außer dem Vortrefflichen und Guten noch etwas Halbgutes oder Gleichsamgutes in den Wissenschaften anzunehmen, ist mißlich und hat mancherlei üble Folgen; und das aus der Ursach', weil das Halbgute und Mittelmäßige nie beizulegende Grenzstreitigkeiten miteinander haben.

Göthe aber fährt fort: Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur soviel: wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind: Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei.

Göthe's Briefwechsel mit Knebel 2, 54. Nro. 375.

So muß man denn den Stolz eines wirklichen Dichters unter seine menschlichen und geistigen Vorzüge rechnen, als seine wirkliche Tugend anerkennen. Denn dieser Stolz muß stichhaltig an ihm sein, ob wir uns als seine Kunstrichter ihm gegenüberstellen und die Dauerhaftigkeit seiner Werke erproben, oder ob wir seine Sittenrichter werden und seine Gesinnung nach dem Staate, der Zeit und der bürgerlichen Gesellschaft bemessen, denen er angehört

hat. Je weniger diese letzteren Verhältnisse für den Dichter gethan haben, und je mehr er aus eigner Kraft für sie gethan, um so mehr Anerkennung verdient das Selbstgefühl, in dem er seine menschenfreundliche, patriotische und edelsinnige Seele ausgedrückt hat. Nicht als den braven Bürger abgesonderter Verhältnisse, nicht als den tonangebenden Schriftsteller einzelner Geschmacks- und Zeitrichtungen, als den ganzen Menschen erkennt man ihn sodann. Und befriedigt auch dieses den Moralisten noch nicht, der Jegliches unter sein Mikroskop setzt, so sagen wir ihm mit Just. Möser: „Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet (Wildpretgeruch) ohne Fäulung, und Blitze haben, die nicht zünden. Wir wollen aber die Tugend blos für die Taugsamkeit oder die innere Güte eines jedweden Dinges nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Anwendung soll sein Verdienst, und die Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Größe seines Verdienstes bestimmen."

Lesemuster. Wie will Göthe seinen Vers „Nur die Lumpe sind bescheiden" verstanden wissen? Diese Frage behandelt L. Tieck in der Novelle L i e b e s w e r b e n.

8) Der veränderte Heroismus.

Ein Gespräch zwischen Napoleon und Cato dem Jüngeren im Schattenreiche.

Lamartine erzählt in seiner Geschichte der Restauration, Napoleon habe nach seiner zweiten Abdankung, da er in Malmaison Gefahr lief, entweder von dem anrückenden Wellington kriegsgefangen genommen, oder von den Kreaturen Fouché's beschlichen und meuchlerisch aus dem Wege geräumt zu werden, hoffnungslos ausgerufen: „Allerdings, ich könnte jetzt sterben! ich könnte mir sagen wie Hannibal: befreien wir sie von dem Schrecken, den ich ihnen einflöße! Aber man muß den Selbstmord den Weichherzigen und Schwachköpfen überlassen. Ich werde, was mir auch das Schicksal vorbehalten mag, mein Ende nie um eines Augenblickes Länge beschleunigen."

Napoleon erklärt sich in diesem Ausspruche auf's heftigste gegen den Selbstmord und gibt sich den Anschein, als ob auch diejenigen großen Männer des Alterthums als Weichherzige und Schwachköpfe anzusehen seien, welche, wie Hannibal, lebenslänglich den Todesgefahren Trotz geboten, dann aber, wenn sie ihrem Mörder nicht anders mehr entrinnen konnten, sich selbst den Tod gegeben haben. Bonaparte hat weder als Consul noch als Kaiser ein Urtheil über Männer besessen, die nach Gesinnungen und Grund-

sätzen zu handeln gewohnt waren; es fehlte ihm hiefür nicht nur überhaupt an Kenntniß des Alterthums, sondern wirklich an einem innern Maßstab allzusehr (Schlosser, Weltgesch. 4, 95). Er hat versucht, den Tacitus für ein böses Maul und einen Cassius und Brutus für nichts als nachgewachsene Stadtaristokraten gelten zu lassen. Nach solcher Methode versetzt er nun in Malmaison einen Hannibal blindlings unter die Selbstmörder.

Wenn der todte Imperator derlei grob naturalistische Urtheile noch in der Schattenwelt wiederholt, so wird er damit bald den Widerspruch eines Mannes herausfordern, der das Ende eines rühmlichen und tugendhaften Lebens wirklich durch Selbstmord herbeigeführt hat und dabei nicht wie Hannibal durch den augenfälligen Tod dazu getrieben war, den er durch Feindeshand gewaltsam hätte erleiden sollen. Ein solcher Fall und Charakter liegt in Cato dem Jüngern vor; dessen Name ist darum demjenigen Napoleons auf dem Titel dieser Arbeit gegenüber gesetzt. Cato wird demnach hier zuerst als Verfechter Hannibals sprechen und alsdann seine eignen Handlungen zu rechtfertigen suchen. Es ist nicht zu befürchten, daß hiebei ein Sprecher die Ideen des andern nicht begreife, oder daß der Vertreter der alten Römerwelt vom Repräsentanten der französischen Staatsreligion mißverstanden werde; denn Cato's religiöser Glaube gehörte nicht dem römischen Heidenthum an, sondern wurzelte in dem philosophischen Systeme des Stoicismus; und Napoleon hatte sich niemals weder einer christlichen, noch einer philosophischen Richtung geistig zugewendet. Durch das Wesen beider Männer ist also ihr ganzes Gespräch und jegliches Urtheil, dessen sie sich bedienen, frei von jenen Gesichtspunkten, unter die das religiöse Alterthum und das Christenthum den Selbstmord stellt; weder kann demnach Napoleon ein moralisirender Sittenrichter werden und über Cato's That den Stab brechen, noch kann sich dieser auf das Mittelalter berufen, weil es seine That pries, oder auf Dante's christliches Gedicht, das ihn unter allen Heiden allein aus der Vorhölle erlöst und in das Paradies versetzt „weil er den Werth der Freiheit gekannt und für sie das Leben geopfert habe.“ Durch diese Beschaffenheit beider Figuren des Gespräches ist also eine moralische Untersuchung über den Selbstmord nebst allen andern schwankenden Gefühlseinmischungen von vorne herein abgewiesen. Aber eben dadurch ist eine historische Untersuchung bedingt über die unangreifbare Charaktergröße derjenigen Staatsmänner des Alterthums, die einen für rühmlich gehaltenen freiwilligen Tod so lange vermieden haben, als ihnen Sittlichkeit, Verstand, Ehre und Vaterlandsliebe ein selbst ruhmlos gewordenes Leben fortzusetzen gebot.

Cato eröffnet das Gespräch damit, daß er sich des von seinem Gesellschafter mißverstandenen Hannibal annimmt und dabei folgende geschichtliche Züge geltend macht:

Hannibal erduldet unverzagt die härtesten Schläge des Schicksals, die den Menschen, den Staatsmann und den Feldherrn betreffen können. Lebenslänglich kämpft er mit dem römischen Staate, aber auch eben so lange mit den kaum minder furchtbaren Parteien, die sein eigenes Vaterland wechselweise beherrschen und endlich verderben. Schon seit lange sieht er den kommenden Ruin seiner Sache; er weissagt ihn tief erschüttert, als Hasdrubal besiegt und getödtet ist, und das abgeschnittene Bruderhaupt ihm mit grausamer Rache zugesendet wird; Carthago, ruft er, in diesem Haupt erkenn' ich dein Schicksal! Und dennoch hielt er Stand, entrann dem gewissen Verderben, der Niederlage, der Gefangennehmung; ununterstützt von seiner Heimat, oft von ihr vorsätzlich dem Feinde preisgegeben, Mangel leidend, erkrankend, dann erblindend focht er fort. Ohne etwas von seinem Glanze zu verlieren vermag er es, volle vierunddreißig Jahre lang seine Schlachten allein in dem Lande des Feindes abzuhalten; das stolze Italien ist sein Schachbrett. Eben so lange hat nun der Unbesiegte den Boden seiner Heimath nicht mehr betreten; da wird er nach Carthago zurückberufen, gegen seine Plane, um hier das von seinen Oberen ihm aufgenöthigte Waterloo seines Ruhmes zu finden. Er warnt und zögert, aber er gehorcht, da der Staat befiehlt. Die Schlacht bei Zama geht verloren, und ihm bleibt (wie dem von Wellington und Blücher Geschlagenen) nichts als die Flucht. Der Sieger und das eigne Vaterland zugleich dictiren ihm das Exil. Aber auch aus den neu gefundenen Zufluchtsstätten vertreibt ihn mehrmals die Gewalt, und gewiß erleidet der umirrende Alte dabei mehr, als uns Polybius (3, p. 144) und Livius zu erzählen wissen. Von König Antiochus III., den die Römer vernichten, flieht er zu König Prusias; aus Syrien nach Bithynien. Wüßten wir die großen Plane, die er in diese kleinen Länder trug! Da erscheint ein römischer Gesandter am Bithynischen Hofe und gibt dem Prusias zu verstehen, wie unschicklich es einem vornehmen Italiener erscheine, sich mit Hannibal zugleich in einer Residenz befinden zu sollen. Diese Hochmuthsphrase übersetzt Prusias in die Henkersprache. Sogleich beordert der wohldienerische Schattenkönig die Mörder gegen den Gast, der hier im Vertrauen auf ein Fürstenwort seit Jahren wohnt und Dienste leistet. Hannibal bemerkt, wie eine Schaar von Bewaffneten sein Haus umringt, wie auch der geheime Ausgang bereits besetzt ist; jetzt erst nimmt der vierundsechzigjährige Held Gift, um nicht hier von den Bütteln geschändet und dann in Rom gemordet zu werden. Dimisit animam nobiliore via. Martial. — „Der große Mann im Glücke, die Größe und der Glanz seiner Thaten ist der Gottheit Geschenk, sowie er selbst ihr Bild ist; sie allein führt alles menschliche Streben zum Ziele des Ruhms. Aber der große Mann, der im Unglücke nicht erliegt, der, wenn im ernsten Spiele des Schicksals Würfel

stets gegen ihn fallen, fest bis an's Ende besteht oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die höchste Vollendung." Schlosser Weltgesch. 3, 394.

In einem ähnlichen märchenhaften Glanze, wie Hannibal, tritt Napoleon in die Weltgeschichte ein; unter ähnlichen zerschmetternden Niederlagen und von den Seinigen verrathen und verhöhnt, wird er wieder aus der Geschichte hinausgedrängt. Auch darin sind sich beide Männer verwandt, daß jeder größer ist als sein Glück, daß Beide den Muth besitzen nach dem heillosen Zusammenbruch ihres Ruhmes in einer erniedrigenden Umgebung ein nur halb geduldetes Dasein fortzusetzen. Beide genügen damit nicht einer blos geizigen Lust am Leben, sie lassen die Hartnäckigkeit ihrer staatsmännischen Seele, ihres positiven Willens nicht ersterben, selbstherrlich decretiren sie sich das Leben, weil es ihnen die Angst der Welt mißgönnt. Erst als die Faust der Mörder dies dem Hannibal verwehrt, tödtet er sich.

Hiermit ist Cato zu Ende, und mit dieser Beurtheilung Hannibals kann sich die kaiserliche Eitelkeit seines Zuhörers zufrieden stellen. Eine Behauptung jedoch wird derselbe sogleich angreifen, weil sie ihm zu schwankend lautet; damit wird er aber auch den Cato selber aus seiner stoischen Ruhe und Sicherheit bringen. Diese eine Behauptung hat vorhin geheißen: „Der große Mann, der im Unglücke fest bis an's Ende besteht, oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die höchste Vollendung." Dies war allerdings Cato's Grundsatz. In quo sunt plura contraria *aut* fore videntur, hujus officium est, e vita excedere.

Der nun das Gespräch aufnehmende Kaiser greift zuerst die Willkür an, die sich für ein streng systematisches Denken ausgiebt und doch in ihrem Hauptsatze ein exceptionelles Aut und Oder, also die ganze Fülle des subjectiven Dafürhaltens und Gutdünkens mit einmischt. Dann weist er diese Willkür an Cato's That nach. Die persönlichen Vorzüge eines an seiner Vervollkommnung arbeitenden sittlichen Menschen, die warmherzige Thätigkeit des Bürgers für die allgemeine Wohlfahrt und alle andern im Stillen handelnden Tugenden werden nothwendig hier mit Stillschweigen übergangen, da der blose Herrscher bemißt und urtheilt, und da derselbe — wie die Römer auch — das persönliche Thun nur in so weit veranschlagt, als es sich in der öffentlichen Wirksamkeit des Staatsmannes verwerthen läßt. Er läßt sich so vernehmen:

Du berühmst dich, als ein getreuer Schüler der stoischen Philosophie gelebt und ihren Grundsätzen gemäß dein Leben geendigt zu haben. Ich war nie ein Freund von Systemen; aus der Ideologie entsteht kein Staatsgebäude. Die Häupter des antiken Staates hatten schon deswegen fremden Ideen und Systemen nicht nachzujagen, weil sie selber die geistigen Machthaber ihrer Zeit waren. Nimm dir nur gleich an deinem Landsmann Cicero ein Beispiel. Wie

verhaßt war euch seine schwankende Politik, seine Höflingsgewandtheit. Daß er auch in der Philosophie gleichmäßig schwankte, gerade dies war sein Heil, seiner Freunde, ja des Staates Heil. Die Lehre deiner Stoa gefiel seiner augenblicklichen Kleinmüthigkeit, und schon vor dir wollte er einmal sich tödten, weil das Elend der Verbannung seinem patriotischen Egoismus unerträglich schien. Aber alsbald schwankte er wieder zum Systeme des selbstthätigen Epikur und Aristipp hinüber (Qu. Acad. 2, 45), und der Mensch überwog zuletzt immer die Schulweisheit. Die Ehrbegier des Talentes, die Gatten- und Kinderliebe sogar, nicht blos die unermüdliche Herrschlust fesselte ihn an's Leben, selbst wenn es ihm würdelos und armselig erschien. Peccatum est nullum, schreibt er in seiner Verzagtheit einmal aus dem Exil an Weib und Kinder, nisi quod non una animam cum ornamentis amisimus. Aber sogleich entfernt er dieses weltscheue Herz und setzt frisch bei: Sed si hoc fuit liberis nostris gratius, non vivere. Cetera, quamquam ferenda non sunt, feramus (ad Fam. 14, 4). Auch ihn kostete es einen resoluten Entschluß, unter Cäsar fortzuleben, bei dessen Erscheinen du dir sogleich den Tod gabst. Damals konnte er freilich die Republik nicht mehr retten, aber er fristete den ganzen Staat. Und so überlebte er Cäsar, hob deinen Senat und deine optimatische Partei aus der Verschollenheit wieder zu neuem Ansehen, schleuderte seine Philippiken gegen Antonius, und wurde ohne militärischen Ruhm, ohne Geldeinfluß, ohne Familienverbindung, ohne Parteianhang, blos durch den Ruhm seiner Beredsamkeit ein Staatshaupt, das, wie einst Demosthenes im Kampfe mit dem macedonischen Philipp, mächtiger war durch sein Rednertalent als Antonius durch sein ganzes Heer (Schlosser, Weltgesch. 4, 102). Vierundsechszig Jahre hatte er diese geistige Suprematie zur Ehre des Landes behauptet; und hätte er sich auf seiner letzten Flucht nicht eben demselben Grübeln überlassen, das dich so rathlos gemacht, so wäre er auch da noch den Mördern entgangen, welche Antonius gegen ihn aussandte. Aber sieh, gerade dieser Antonius ist es ja, der nachher durch Selbstmord endigte. Wenig Ehre für dich, wenn es nun einem Professor einfällt, deinen Namen zu dem des Antonius auf die Warnungstafel seiner moralischen Vorlesungen zu schreiben. Ihr waret bei Thapsus auf's Haupt geschlagen, eure Armee war für den Augenblick vernichtet, es galt einen Entschluß zu fassen. Eure Generale zauderten nicht lange. Sie setzten frisch nach Spanien über, sammelten die alten Legionäre um sich und hielten sich noch ein volles Jahr im Felde. Dann selbst, als sie bei Munda gänzlich besiegt waren, unterwarf sich ihr Führer Sextus Pompejus nicht, er fristete sein Leben und seine Rache, er sah noch seines Feindes Tod, und sogleich darauf trat er mit einem neuen Heere auf und ward Herr eueres italischen Meeres. Wie, wenn du diesem Mann der That beigetreten wärest mit deinem

Rath, mit dem Gewichte deines Namens? Aber anstatt den streitbaren Männern zu folgen, bliebst du unthätig in Utika am offnen Meere, das dich einlud zu fliehen und diese unbehütete Stadt zu verlassen, in welcher doch der Sieger stündlich einziehen mußte. Mich rührt es nicht zu hören, wie du in deiner Todesnacht noch Sorge trägst um jeden einzelnen Freund, der eben unten im Hafen die Barke besteigt; wie du dich nicht eher beruhigen kannst, als bis sie nun alle abgesegelt sind. Dann freilich bist du allein und deinem kühlen Stolze gefällt es dann, dich in der menschenleeren Stadt als „den letzten Republikaner" zu empfinden. Mich rührt dies nicht; denn du bist gleichwohl mehr mit deinem isolirten Trotze, als mit der Liebe zu deinen Freunden beschäftigt gewesen; wie hättest du dich sonst getödtet! Ueberläßt sich das Haupt der Staatspartei einer öffentlichen Verzweiflung, so zerstört es den Nachdruck der gerechten Sache in den Herzen aller vertrauenden Mitbürger. Härter als wir werden dich damals die Menschen beurtheilt haben. Die Rührung, welche Cäsar an deiner Leiche über deine staatsmännische Desperation geäußert haben soll, hat damals gewiß viel spöttisches Gelächter erregt. Was konnte denn dem Publikum anderes darin ausgedrückt sein, als das doppeldeutige Bonmot eines Schlaukopfes. Und so oft die Nachricht von einem neuen Verluste der Pompejaner nach Italien kam, wird man gesagt haben, Cato trägt die Schuld, er hat sie im Stich gelassen, er hat sie geopfert. Und dann erst die lächerlichen Anekdötchen über dich, die man in den vornehmen Gesellschaften zu Rom herumgeboten haben wird. Es ist wahr, Antonius ließ sich durch jene treulose Kleopatra zuletzt förmlich um sein Leben prellen; aber daß du in Utica erst noch einen philosophischen Tröster zur Hand genommen haben sollst, dich erst durch die Lectüre von Platon's Phädon für den Selbstmord präparirt hättest — geh mir, das riecht nach Hamlet, ich kann's nicht glauben! Laß dir einen Fall aus meinem Leben erzählen und schließe daraus auf dich. Ich stand in Egypten in großer Klemme; ich hatte mich zu einer waghalsigen Expedition vorgedrängt, nun war sie vollständig mißlungen und ich sah mich meinen grausamen Neidern daheim zweifach preisgegeben. Allein jetzt galt es, nicht diesen Cliquen zu begegnen, sondern nur erst dem englischen Feinde zu entkommen. Ich war ohne Schiffe, abgeschnitten vom Mutterlande durch die feindliche Flotte, uns im Rücken sammelten die Türken und Mamluken ihre verderblichen Reitergeschwader; meine Truppen waren durch Wüstenmärsche, durch Schlacht, Pest und Hunger decimirt. Auf welche Weise sollten wir nun ein Land verlassen, das wir nicht länger zu halten im Stande waren? Damals kam mir ein Büchlein in die Hand, welches mein Bruder kurz zuvor aus dem Deutschen übersetzt hatte. Es machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mich dessen noch im Jahre 1808 auf

dem Monarchen-Congreß zu Erfurt mitten unter großen Staatsentwürfen wieder erinnerte und mich mit dem gerade anwesenden Autor eifrig darüber unterhielt. Es waren Werther's Leiden. Siebenmal hintereinander las ich das verwünschte Büchlein durch. (Siehe Fr. v. Müller Erinnerung aus den Kriegszeiten, Braunschweig 1851.) Nun du würdest doch laut lachen, wenn ich damals an den Pyramiden meine Sattelpistole aus der Hulfter gerissen und mir eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte. Aber hätte ich damit anders als du gehandelt? War ich damals nicht der erste Franzose, hatte ich kein Recht, auch der letzte heißen zu wollen? War ich nicht völlig hilflos? Nelson hatte unsere Flotte vernichtet. Unsere Generale am Rhein und in Italien erlagen zugleich der österreichischen Zähigkeit. Hatten mir nicht Werther's Leiden den Selbstmord so plausibel vorphilosophirt, wie dir dein griechisches Selbstmordhandbuch? Aber meine Armee! welch ein Eindruck auf sie durch ein solches Ende! sie wäre bis auf den letzten Mann verloren gewesen. Und welche Stimmen über mich drüben in Frankreich: der General ist toll geworden, der Sonnenstich hat ihn um den Verstand gebracht, — der empfindsame Roman eines deutschen Rechtspraktikanten hat ihn verrückt gemacht — schöne Epitaphien das, die meinem Andenken gesetzt worden wären! Hätte ich diese Stimmen verachten, hätte ich mir etwa sagen sollen: Populus me sibilat, at mihi plaudo? Nein! An dieses unausbleibliche Todtengericht, welches vom Volke über uns abgehalten wird, dachte ich gerade damals, an die Ehre und den Stolz meines mit dem Nationalruhm verbundenen Namens dachte ich wieder in Malmaison, und Beides vergaß ich nicht auf Helena. Bevor sich der unbesiegte Ajas in sein Schwert stürzet, müssen ihn die täuschenden Götter erst wahnwitzig gemacht haben; so erklärt Sophokles seinen Athenern den Untergang dieses Helden. Und wir selbst können es ja auf keine andere Weise begreifen. Wie vermochte dein stets sich beherrschender Geist, deine nie sich verirrende Vernunft dieses alles zu übersehen! Muth und Standhaftigkeit, Mäßigung und Wohlanständigkeit galten dir als die vier gepriesenen Cardinaltugenden. Deine Götter und deine Weisheit lagen in ihnen, sie sollten der Halt des Staates sein und du verfochtest sie lebenslänglich gegen die lockeren Grundsätze der Neuerer. Aber durch deinen Tod bist du damals selber der wichtigste Bezweifler deiner Wahrheit geworden. Du decktest dich mit dem treuen Glauben der Vorzeit wie mit einem heiligen Schilde; nun wirfst du diesen plötzlich weg und zeigst Allen, daß es nur eine staubige Maske war. Welche Enttäuschung, welche Untergrabung des Volksglaubens, wenn Jener am keckſten dagegen handelt, der am herzlichsten von diesem Glauben erfüllt zu sein schien. Du hast das höhere Sittengesetz durch das kleinere deiner persönlichen Empfindung annulliren lassen. Und wenn das Volk nachmals in patriotischer Erregtheit

einmal deinen Namen wieder nennen wollte, so verstummte es; denn es sah in deinem Tode nicht einen Act edler Unabhängigkeit, den die Götter belohnen; nein es sah dich drunten sitzen in der beschämenden Trübsal des Orkus. Du wirst mir nicht länger lächeln wollen, denn du bist nicht dauerhafter als diese ewigen Volksvorstellungen. Sie haben fortgeherrscht, als der Unglaube schon längst im Schwange war, sie haben selbst noch dem Virgil, da er sein fremdländisches Gedicht bei Hofe schrieb, die Hand geführt (Aen. 6, 434).

Wenn wir uns, mein Freund, den neugierigen Blicken der Menge zu bloß stellen, so behandelt sie uns nicht etwa um so liberaler, sondern nur um so trivialer, und sieht zuletzt, wie die Veteranen Cäsars, statt des Lorbeers um's Haupt des Triumphators nur die Glatze des Wollüstlings. Meistens waren wir allein schuld, wenn wir im Munde abenteuerlicher Dichter eine moralische Vogelscheuche geworden sind. Und dies ist dann jene Hölle, in der uns die guten Leute noch immer fortbraten lassen, selbst wenn uns der Fleiß der Gelehrten schon längst daraus erlöst zu haben meint.

Spielart des Stoffes. Des Isokrates und des Demosthenes Ende.

Der Rhetor Isokrates giebt sich im Schmerze über die auf dem Schlachtfelde von Chäronea untergegangene griechische Freiheit selbst den Tod. Sein Schüler Demosthenes übersteht nicht nur diesen, sondern den darauf folgenden noch härteren Schlag, durch sein eignes Vaterland verbannt, hierauf zurückberufen, wieder verbannt und dann zugleich dem Feinde der griechischen Nationalität geopfert zu sein. Er tödtet sich nicht aus Verzweiflung über seine gesunkene Sache, die doch die Sache der damaligen gesammten Weltcultur ist; nicht aus Schmerz über seinen gefallenen Staat, in welchem er der Erste war, dessen gesammte Macht er in seiner Person vereinigt hatte; nicht aus Kleinmuth darüber, daß ihn seine Vaterstadt geächtet hat und ihm nun durch macedonische Häscher nachsetzen läßt. Als er aber sich dem Antipater ausliefern soll, der die andern geflüchteten Athener bereits qualvoll hat hinrichten lassen, und als nun die dazu beorderten fremden Soldaten erscheinen, geführt vom schamlosen Archias, einem elenden Schauspieler des Athenischen Theaters, da nimmt Demosthenes das bereitgehaltene Gift und entzieht sich so im dreiundsechszigsten Jahre rein und groß der unwürdigsten Mißhandlung. Er stirbt, aber nicht ohne noch vorher laut die Götter zu Zeugen seines Leidens herbeigerufen zu haben; er baut noch im Tode auf sie, auf ihre ewige Gerechtigkeit. Auch hierin bewährt er sich als einen heldenhaften Weisen. Zur weiteren Veranschaulichung dieses Mannes und seines Endes dient die Charakteristik, die über ihn in Heeren's Ideen 3, 1 Abth. S. 341 u. f. enthalten ist.

X.

Aufsätze literargeschichtlichen Inhaltes.

(Sechs Kapitel.)

---

1. Der Aberglaube des Trägen.

Omnia mala exempla ex bonis orta sunt. Sallust. Catil. 51.

Aller Aberglaube ist wundersüchtig; der wissenschaftliche — wir wollen ihn der Kürze wegen also benennen — läßt sich zwar an, als habe er gar kein Wunder zu glauben, klügelt sich aber gleichwohl ein solches zusammen und heißt es Genie. Gemeine Leute nennen es nur die gebratene Taube aus dem Schlaraffenland.

Wie sich der sittliche schlaffe Mensch hinter allerlei zufällige Blößen birgt, die er am Charakter großer Männer zusammenklaubt, um seinen eignen Mangel an Energie damit zu decken; so sucht ein junger Sophist einzelne Anekdoten aus dem Leben unserer anerkannten Autoren, oder vorübergehende Aeußerungen in ihren Schriftwerken zusammen, und rechtfertigt seine momentane Arbeitsscheu mit solchen Beweisstellen. Derlei Citate nehmen sich gar schmeichlerisch aus, wenn sie der lieben Bequemlichkeit zugleich auf eine ähnliche Zukunft voll Geistesglanz leise hindeuten, wie sie jene Männer — scheinbar ebenfalls ohne besondere Anstrengung — bereits erreicht haben.

Der Aberglaube des Trägen setzt also, je weniger er seine eigene Arbeitskraft erprobt, um so lieber eine müheloſe Hervorbringung bei bevorzugteren Geistern voraus. Gott giebt's den Seinigen im Schlafe, meint der gewöhnliche Mensch. Der Lernträge meint dies auch; nur ist er zu stolz, es in so schlichter Weise zu sagen, spricht von einem eigenen Zustande der Inspiration und sucht diesen aus seinen vornehmen Gewährsmännern heraus zu deduciren. Und wenn nun Letztere gar Lessing und Göthe heißen, welche Rechtfertigung, welch ein Trost, auch ferner nach Laune und Stimmung dahin zu leben und es schließlich doch einmal zu Resultaten zu bringen, von denen sich wird sprechen lassen. Frisch gewagt, ist halb gewonnen, sagt er. Nein, antwortet

Hebel's Rheinischer Hausfreund, frisch gewagt ist auch halb verloren. Deswegen sagt man auch, Wagen gewinnt, Wagen verliert. Was muß also den Ausschlag geben?

Vernehmen wir erst die impetuosen Beweisstellen, die uns der wissenschaftliche Aberglaube zu citiren hat.

Binnen acht Tagen, so hebt er an, hat der junge Göthe seinen Clavigo begonnen und beendigt (Düntzer, Frauenbilder 1852). Allein dies will noch gar nichts sagen gegen die geringe Frist, in welcher derselbe Dichter sein weit höher stehendes Drama Tasso gefertigt hat; er erzählt es uns in seiner Italien. Reise 2, 84—88, und ich will nur gleich einige Sätze daraus vorlesen:

Die Seekrankheit überfiel mich bald, ich begab mich in meine (Schiffs)Kammer, enthielt mich außer weißem Brod und rothem Wein aller Speise; abgeschlossen von der äußern Welt ließ ich die innere walten und da eine langsame Fahrt vorauszusehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf (Tasso). Das ganze Stück ward um und um, durch und durch bedacht, ich war desselben so ziemlich Herr geworden, der Plan meines Dramas war daher im Wallfischbauch ziemlich gediehen. Also auf der blosen Ueberfahrt von Neapel nach Palermo — so fährt unser junger Redner fort — gelang es Göthen, noch dazu mitten im mißbehaglichsten Zustande der Seekrankheit, ein Schauspiel zu entwerfen, das man mit zu seinen gelungensten Werken rechnet.

Unsere Entgegnung selbst dürfen wir erst vorbringen, wenn wir den Redner zu Ende gehört haben. Daß er mit seinem citirten Tasso übel vertraut ist, zeigt ihm einstweilen der Eine Vers daraus (1, 2) „es ist die Zeit von einem guten Werke nicht das Maß."

Aber, beginnt unser Sophist von Frischem, aber Lessing's brieflicher Erklärung, die er über die Entstehungsweise seines berühmten Nathan abgiebt, was will man dieser anhaben! Mitten in theologische Händel verwickelt, vergraben in die Schriften der Kirchenväter, mit den entlegensten Studien sich schleppend, mit Bibliotheksarbeiten zu Wolfenbüttel beschäftigt, meldet er an seinen Freund, Moses Mendelssohn, und an den Bruder Gotthold (Sämmtl. Werke ed. Lachmann, 12, 509 ff.):

Da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn du es für gut findest, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen. Mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfieng. Gleichwohl will ich erst zu Weihnachten anfangen, es zu schreiben.

Hiemit schließt der Vorlesende seinen Beweis und sucht sich an der Verlegenheit seiner Opponenten zu weiden.

Aber des Demosthenes Nachtwachen? Und ist er kein Genie gewesen, oder Cicero keines, der bewundernd ihrer gedenkt? (Quæst. Tusc. 4, 19. 44) Aber Horazen's Lehre, noch vor dem frühen Tagesanbruche an's Studium zu sitzen? posces ante diem librum cum lumine. Aber Lessing's Drohung selbst: Eine Ohrfeige, wer mich ein Genie nennt!

Geh junger Freund, lies deine Dichter genauer, lies namentlich, was dein Lessing am Schlusse seiner Dramaturgie über den mühevollen Fleiß gesagt hat, den ihn alle seine Dichtungen gekostet haben, und du wirst dann diese theueren Männer nicht blos noch viel mehr lieb und werth halten, ihre Werke werden dir erst um so viel größer werden, je mächtiger die Schwierigkeiten waren, die dabei überwunden worden sind. Die Genie's, welche du voraussetzest, wären höchstens wilde und verwilderte; das Wunder, das du annimmst, liegt nicht im Genie, es liegt einzig und allein in der Arbeit, der sich diese so bevorzugten Geister noch mehr, noch anhaltender und strenger unterzogen haben, als andere Menschen. Eben deßwegen bedarf ihre Arbeit dann des Wunders nicht. Du glaubst mir nicht sogleich auf's Wort, weil ich nicht im Range des üblichen Gewährsmannes vor dir stehe? So höre denn auch diesen noch zum Schlusse; es ist L. Schefer in seinem Weltpriester, 201 ff.

— Alle Wunder hebt die Arbeit auf.
Die größte Wunderthäterin ist selbst
Die Arbeit, die Erlöserin der Menschen
Vom Todtentraume der Vergangenheit,
Vom Hoffnungstraume nie erlebter Zukunft,
Vom Schreckensbilde der Vergänglichkeit.
Am Morgen giebt sie jedem sein Verlangen,
Am Abend reicht sie jedem seinen Lohn.
Lang bin ich unter manchem fremden Volke
Mit treuem scharfen Aug' umher gewandert;
Und nur die hohen Müssiggänger alle
Und stolzen Müssiggängerinnen sah ich
Verstört und elend; für erpreßtes Gold
Erkauften sie sich schwergebüßte Freuden.
Sie lebten ohne Lust in leerer Welt
Und starben gähnend, in die leere Welt
Gelegt — in's Grab: die lange Langeweile!

Göthe stand schon in seinen höchsten Tagen, als er in den Gesprächen mit Eckermann (2, 56) äußerte: Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

2. Die Schule großer Männer.

Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter. Hesiod.

Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edeln werth. Klopstock, Oden.

Unter vielfachen Entbehrungen und Leiden verlief und zerrann oft unseren verehrtesten Männern Jugend und Jünglingsalter; aber welche Vortheile zog auch hieraus noch ihr Geist, ihr Charakter! Wenn Göthe uns sein Leben zu erzählen gedenkt, so ist es sein erstes Wort, uns zu versichern, daß auch er nicht ungeschlagen durchgekommen sei. Er hat das Geschlagenwerden zum Sinnspruche für Wahrheit und Dichtung gewählt; er sagt sich in der weisheitsvollen Griechensprache, was Rückert sich in praktischer Sinnbildlichkeit erklärt:

> Der Verstand ist im Menschen zu Haus,
> Als wie der Funken im Stein;
> Er schlägt sich nicht von selbst heraus,
> Er will herausgeschlagen sein. Rückert.

Welche Niedrigkeit von Abkunft und Geburt sieht man gewöhnlich die Wiege großer Geister umstehen! Des Sokrates Mutter eine Hebamme, Phocions Vater ein Löffelmacher, des hl. Hieronymus Vater ein Bauer, Luther's seiner ein Bergknappe, des Mainzer Erzbischof Willegis seiner ein Wagner. Und wie dieser Bischof deshalb ein Rad in's Wappen nahm, so hätte Göthe eben dafür ein Hufeisen wählen können; denn sein väterlicher Urgroßvater war ein in Thüringen ohne Werkstatt herumziehender Hufschmied von der Art, welche man ehemals Kaltschmied nannte. So wird also auch hier Rom nicht in einem Tage gebaut; so wächst auch hier alles von unten nach oben, wie in der Natur; und nur die Schmarozer- und Schlingpflanze macht einen umgekehrten Weg; so hat also auch das Genie, der Klassiker und der Künstler seine lange Vorgeschichte, in der er erst mit den Lindwürmen ringt, die im Sumpfe liegen, und stymphalische Vögel erlegen muß. Hier thut er seinen Rekrutendienst und seine Fahnenwacht, um sich zum künftigen General tüchtig zu machen. Wie treffend ist daher Grimm's Bemerkung: In unserer neuen Literatur ist das Beste wirklich durch Infanterie ausgerichtet worden. Altd. Wäld. 1, 86. Allein dieser Satz reicht nicht weiter, als die Namen jener großen Naturen, nur sie allein verbürgen ihn; das heißt für unsern vorliegenden Zweck: Wir wissen zwar, daß Hans Sachs und Jakob Böhme Schuster waren, es ist aber nach ihnen noch kein anderer Schuster ein Hans Sachs oder Böhme geworden, und unter allen Schuhflickersjungen hat es bis jetzt doch nur einen einzigen Winckelmann von Stendal gegeben.

Freilich also ist unsere neuere Literatur auch nach der bürgerlichen Abkunft unserer Autoren vorzugsweise eine bürgerliche, volksthümliche; freilich sind unsere Poeten vom vorigen Jahrhundert höchstens nur Pfarrerssöhne; freilich hat deswegen Jean Paul ein Recht, einen gebildeten Pfarrerssohn im Grunde besser zu finden, als einen ungebildeten Prinzen (10, 184); allein unter den abertausend Advokatensöhnen ist nur alle Jahrtausende einmal ein Göthe und ein Napoleon, unter den hunderttausend Buchdrucker-Gehülfen nur einmal ein Benjamin Franklin.

Und wir müssen dann nur nicht zu voreilig glauben wollen, was ein solcher Napoleon uns weiß macht: daß jeder gemeine Soldat schon den künftigen Marschallsstab in der Patrontasche mitschleppe; nur müssen wir nicht populäre Wirkungen und Kräfte schon deswegen in uns voraussetzen und uns für Gracchen halten, weil wir plebejischer Abkunft sind; nicht müssen wir sidera verlice sublimi feriam dem Horaz nachsingen, weil wir hoch im letzten Dachstübchen wohnen, nicht uns für Pindare ansehen, weil wir zuerst und zuletzt den Wasserkrug schwingen. So überflüssig ein solcher Rath lautet, so häufig ist doch in neuer und alter Zeit die Begriffsverwirrung der Menschen hierüber groß gewesen. Durch jedes Loch deines Mantels guckt die Eitelkeit, sagte Sokrates zu Antisthenes; denn man hielt sich ja auch schon damals für einen Systematiker und Philosophen, weil man äußerlich armselig oder gar zerlumpt einherkam.

Ein Blick auf die Jugendjahre unserer deutschen Vormänner soll uns zeigen, daß es diesen geistigen Kindern erging, wie nach der Römer Meinung den leiblichen, welche man die Erde berühren ließ, damit sie reden lernten (Jean Paul 41, 34).

Der größte Dichter unseres deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, erinnert manchmal, wenn er in dem Epos Parcival die Prachtscenen und den Pomp der Ritterfeste beschreibt, an seine eigene häusliche Entbehrung, an seine Töchterlein daheim, denen er nicht einmal Spielpuppen mitzubringen habe. Walther von der Vogelweide sagt uns, in der Winterkälte des Hornung habe er die Hälfte seines Lebens hindurch die Heerstraßen abgelaufen; spät erst könne er sich an eigenem Feuer wärmen. Kepler, dieser von frühester Kindheit den härtesten Schlägen des Schicksals ausgesetzte Mann, sieht seine 70jährige Mutter sechs Jahre lang in einen Hexenproceß verwickelt und muß Einhundert Gulden bei fremden Leuten zusammenraffen, um Schwaben zu erreichen, und die Unglückliche dorten vom Scheiterhaufen loszubitten. Dies fällt gerade in die Zeit des Jahres 1618, da er sein Weltgesetz entdeckt. Humboldt, Kosmos 2, 505. So ist es durchschnittlich das Schicksal unserer Dichter geblieben, unserer Historiker und Forscher; sie konnten noch von Glück reden, wenn nach karg verlebten Universitätsjahren sich eine bescheidenste Privatthätigkeit, ein schmal-

stes Unterkommen für sie öffnete. Wieland und Hegel sind Hauslehrer in der Schweiz gewesen, Fichte in Polen und in der Schweiz. In schmutzigen Winkelschulen verlassener Landschaften müssen die Jünglinge Voß und Herder anfänglich ihren Geist begraben. Das Lehramt, welches der große Winckelmann bis in sein 31stes Lebensjahr bekleidet, bringt ihm nichts anderes ein, als den Freitisch, den er wöchentlich kehrum bei den Bürgern von Seehausen in der Altmark durchzuessen hat. Als er endlich dieser Lage entrinnt, und nach Rom gelangt, sind ihm nur noch dreizehn Jahre zu leben vergönnt; in dieser Spanne Zeit beginnt und vollendet er alle seine Werke, durch die er unsterblich geworden ist. Herder, selbst eines Schullehrers Sohn, mußte seiner Armuth willen Bedienter sein und dann Schullehrer werden, um zugleich Königsberger Student sein zu können. Hierauf schleppte er sich mit einem blödsinnig gewordenen Prinzen von Holstein-Eutin als Erzieher in der Welt herum, und sammelte auf solchem Wege den Sparpfennig, mit welchem er die Operationskosten für ein ihn quälendes Augenübel zu bestreiten hatte. Die Göttinger Dichterjugend seiner Zeit bestand vielfach aus Einröcken. Der Student Hölty erschien in seinem Einen Flause, der Mitstudent Voß hat seinem eigenen noch später ein sehr artiges Lied dedicirt: „Geh, zieh den alten Flausrock an.“ Da er im Lande Hadeln eine Lehrerstelle bekommt und heirathet, muß er in solcher Anstrengung um's Brod arbeiten, daß er sogar an seinem Hochzeitstage einen Gesang der Odyssee-Uebersetzung für den Buchhändler fertig macht. So lange er zu Wandsbeck bei'm Freunde Matthias Claudius wohnt, schreiben diese beiden Männer bei Einem Lichte an demselben Stehpulte, während ihre zwei Weiber des gleichen Lichtes wegen mit Nähzeug und Spinnrocken auf dem hinzugerückten Tische sitzen. (S. Briefe von Ernestine Boin.) Von seinem Hauslehrerkreuz in Langensalza wird Klopstock erlöst, da ihn der alte Bodmer zu sich nach Zürich einladet; sein dorthin mitgebrachtes Gepäck bestand in einem Rocke, und dieser war roth. (Mörikofer, Klopstock's Aufenthalt in Zürich.) Als der junge Messiaspoet sich später aus diesem für ihn drückend gewordenen Verhältnisse loszumachen suchte, wußte er dieses nur dadurch zu bewerkstelligen, daß er Dessinateur in einer Seidenfabrik wurde. Wie es um Schiller's Jugend aussieht, ist bekannt. Als Flüchtling sucht er vergebens bei einem Frankfurter Buchhändler die 25 fl. für ein Gedicht zu bekommen, mit denen er seine Wirthsrechnung in Sachsenhausen bezahlen soll. Und von Göthe erzählen uns Riemer's Mittheilungen, wie er an den Schulden, die er für den Druck seines Götz von Berlichingen hinter des Vaters Rücken machen mußte, auch noch zu der Zeit abzuzahlen hatte, als bereits an diesem Stücke ein Friedrich der Große seine kritische Feder übte. „Ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt.“ Göthe, Epigramme.

„Genugsam haften die Spuren des Elendes leider an der Unsterblichkeit so manches Namens. Es ist nothwendig, daß sie der unerfahrene junge Mensch kennen lerne, der heute gewohnt ist, die Gestalten der Klassiker nur in ihren Erzstatuen, ihre Werke nur in vergoldeten und illustrirten Maroquinbänden anzuschauen. Ibycus wünschte sich nichts anderes, als den Fichtenkranz des Ruhmes um die Schläfe; aber unsere Dichter haben diesen meist erst nach dem Tode, im Leben jedoch kaum jenen bloßen Trunk Wein erhalten, welchen „der Sänger“ bei Göthe als einzige Gabe begehrt.

Wie oft erzählen wir, daß Euklides des Nachts verkleidet nach Athen lief, um dort zu einer Zeit den Sokrates hören zu können, da jeder Megarenser den Tod erleiden sollte, der damals Athen zu betreten wagte. Ach, hätte es für unsere Heroen ein Athen und einen Sokrates gegeben, sie wären alle in den Tod gelaufen. Aber sie alle zusammen hatten nichts, als was Herder sich und seinem Publikum vorklagt, „die Kleinheit deiner Erziehung, die Sklaverei deines Geburtslandes, den Bagatellenkram deines Jahrhunderts; in groben, unnützen, elenden Wäldern (er spielt an auf Opitzen's Poetische Wälder, matte Gelegenheitsgedichte, und auf seine eigenen Recensionen, die den Titel führten: Kritische Wälder), verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genies, die größte Stärke deiner Leidenschaft.“ (Herder's Reisetagebuch.)

Auf solche Art ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und doch sind diese Männer die dauerhaften Eichen, denen man keinen Blitzschlag, keine Wurmstichigkeit, keinen Raupenfraß an Stamm und Blatt ansieht. Oder fühlen wir es etwa Lessing's Werken an, in welcher äußerlichen Noth sie alle geschrieben worden sind? Wenn nicht, so erhöht sich gerade dadurch der Werth dieser Werke, daß die widerlichsten Schicksale keine einzige Narbe in ihnen zurückgelassen haben; je deutlicher uns dies wird, um so mehr steigt Lessing's großer Charakter. Nachdem er schon den Laokoon und die Hamburger Dramaturgie geschrieben, hat er seinem Bruder noch immer zu melden (Sämmtl. Schrift. ed. Lachmann 12, 195): „Gott sei Dank, bald kommt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfenning in der Welt mein nennen kann, als den, den ich erst verdienen soll. Ich bin unglücklich, wenn es mit Schreiben geschehen muß!“ In derselben Lage verblieb dieser haushälterische und nüchterne Mann, trotz seiner Bibliothekarstelle, bis an sein Grab; vergl. die Briefe S. 384, 395, 519. — Schiller war außerordentlicher und dann ordentlicher Professor in Jena geworden und sein ganzer Gehalt betrug zweihundert Thaler. Nach einer tödtlichen Erkrankung schrieb er in jener Zeit (1791) an Freund Baggesen: „Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft. Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und

seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen .... ist unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit." Hoffmeister, Schiller's Leben 2, 151 und 281.

Bei solchen Bekenntnissen schmelzen unsere idyllischen Vorstellungen bitterlich zusammen, welche über unsere Klassiker noch im Umlaufe sind. Hier ist es erfolglos, an die glückliche Genügsamkeit eines römischen Curius und Cincinnatus denken zu wollen; Genügsamkeit ist kein Elend, Nüchternheit keine Noth. Aber jene Armuth muß man dabei in's Auge fassen, von der Aristoteles sagt und Xenophon, sie sei Schande; eine Armuth, welche Aehren ausrauft am Sonntage, welche nach des Heilands einschneidenden Worten noch hinausgeht über die Schutzlosigkeit der wilden Füchse, eine Sorge, welche Rosse und Schiffe einholt und dann noch schwarz bleibt. Man denke sich die Lage unserer Gelehrten und Autoren in jenen Jahren, da Napoleon die deutschen Länder umgeworfen, die städtischen Kassen geleert und die fürstlichen Familien in die Fremde verjagt hatte, da Schloß, Kirche und Schulgebäude in Kaserne und Lazareth verwandelt war, dann wird man den Werth der einen Briefzeile bemessen, die Göthe an Knebel (Briefwechsel Bd. 2) richtet, der damals mit dem Docenten Hegel im Universitässtädtchen Jena wohnt: „Gieb Hegel, wenn er benöthigt ist, bis auf 10 Thaler." Das Urtheil des Literaturhistorikers muß solche geheime Seufzer aus dem Lärmen großer Kriegsjahre aufhorchen und das feine Ohr ganz an die Brust des starken Dulders legen, dessen geistige Leistung und Ausdauer bemessen werden soll. Nicht jene gnadenspendende Kritik, jene mitleidige Toleranz, sondern die geschichtliche Wahrheit verpflichtet zu solcher Aufmerksamkeit. Das selbstvergessene Publikum weiß freilich nichts davon, es fordert immer neue Leistungen, es mäkelt an jedem Produkte, ohne einmal das Schicksal des Producenten ernstlich erwogen und sich nach seiner Lage umgesehen zu haben. Dieser rücksichtslos und vernunftlos verfahrenden Tadelsucht ruft einmal Jean Paul (Bd. 35, 187), der sich so lange drücken mußte, ehe er nur gedruckt worden (Rückert's Gedichte 5, 388), mit rührender Offenherzigkeit zu: „Habt ihr, wie ich, dem zehnjährigen Schmerz eines verarmten, verhüllten Daseins, eines ganz versagten Beifalls widerstanden, und seid ihr, bekriegt von der Vergessenheit und Hilflosigkeit, so wie ich, der Schönheit, die ihr dafür erkannt, treu geblieben?"

Nicht der ausgestandene Kummer, nicht die Härte des Schicksals oder die Größe der Entbehrung ist es, was wir in dem Leben unserer Nationalgeister hervorheben; dies wäre eine grausame Schaustellung ohne allen humanen Zweck. Aber alsdann ist uns ihre Leidensgeschichte ein Buch voll goldener Blätter, wenn sie das Hungerbrünnlein in die Quelle liebevoller Gotteserkenntniß ver-

wandeln; wenn die Noth sie solche Gebete lehrt, wie sie bald auf allen frommen Lippen zum Menschheitstroste fortgebetet werden; wenn aus dem persönlichen Unheil eine neue Verklärung der Wahrheit für Alle entsteht, daß wir Nachgeborenen die Tugend nicht nur auf's schönste besungen, sondern zugleich dargestellt und selbst geübt vor uns haben. In diesem Sinne verlangen wir von jedem großen Autor, Staatsmann, Kriegshelden, daß er auch eine große Seele gewesen sei. Dies nannten die Griechen die Vergötterung des Herkules; mit einem Spruche Hesiods von diesem Inhalte haben wir den Beginn dieser Gedanken gemacht. Die Schule der Trübsal wird dem Geiste, je edler und rüstiger er ist, zur Quelle der Menschenliebe und Gottesfurcht. Diese fruchtbare Zucht ist ihm nie erlassen und gewinnt ihm überall ein religiöses Bekenntniß ab, dessen Ausdrucksweise uns fort und fort erschüttert. Nehme man folgende Stellen von Jean Paul, von Hölderlin und Göthe in solchem Sinne:

Es ging mir schlimmer als einem Baugefangenen bei Wasser und Brod, da ich nur das erstere hatte. Aber ich kann doch nicht umhin, zur Armuth zu sagen: Sei willkommen! sobald du nur nicht in gar zu späten Jahren kommst. Unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geistige Riese erdrückt begraben. Wenn in die Flammen der Jugend noch das Oel des Reichthums gegossen wird, so wird wenig mehr als Asche noch vom Phönix übrig bleiben, und nur ein Göthe hatte die Kraft, sogar an der Sonne des Glücks seine Phönixflügel nicht kürzer zu versengen. Jean Paul Richter, Selbstbiographie, Erste Vorlesung.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit. Hölderlin.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. Göthe.

Man erzählt, daß die Königin Louise von Preußen auf ihrer Flucht vor Napoleon im Jahre 1807 diese Göthe'schen Zeilen in die Fensterscheibe eines märkischen Bauernhauses während einer schlaflosen Nacht mit ihrem Diamantring eingeritzt habe. Von Memel aus schrieb dann diese heroische Frau ihrem Vater, dem Mecklenburger Herzog: „Wir stehen in Gottes Hand, wir gehen mit Ehren unter: Zwei Trostgründe, die mich über Alles erheben." So wirkt die Schule der Leiden, so hat sie ein zartes Weib sogar mitten unter unübersehbarer Niederlage vermännlicht. Und so ist diese Frau bald hernach zur Göttin der wiedereroberten Landesehre im Angedenken des deutschen Volkes geworden.

Spielart des Stoffes.

Lebensschicksale des Cervantes.

Miguel Cervantes, der Verfasser des weltberühmten Don Quixote, ist nach Verfluß seiner Studentenjahre römischer Kammerdiener, dann Seesoldat; als solcher erhält er in der Schlacht bei Lepanto zwei Kugeln in die Brust und verliert die linke Hand. Lange Zeit ist er hierauf Galeerensklave des Dey in Algier, hierauf wieder gemeiner Musketier, der unter spanischer Fahne abermals eine Seeschlacht und eine Landschlacht mitmachte. Er verheiratet sich alsdann und mit der Sorge für seine Schwestern und seine eigenen Kinder beladen geht er nach Madrid und fristet sich durch Schreiben von Romanen, Bühnengedichten, Trauerspielen und Gelegenheitsschriften das Leben. Endlich im vierzigsten Lebensjahre gelangt er zur ersten Anstellung, er wird nemlich nach zwanzig Jahren harten Soldatendienstes Proviant-Commissär bei der königl. Marine in Sevilla. Als ziemlich bald darauf die „unüberwindliche Flotte" Spaniens vernichtet war, bedurfte man auch ihres Proviantmeisters nicht mehr; Cervantes wurde also wieder entlassen. Er dachte daran, nach Amerika zu gehen, wegen seiner Familie zog er es aber vor, allerlei kleine Notariatsdienste für Privatleute und Corporationen zu übernehmen. Mitten in diese bürgerlichen Beschäftigungen fällt die Entstehung und Herausgabe des ersten Theiles seines Don Quixote. Der Dichter war nemlich über seiner kleinen Amtsführung der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, darüber gerichtlich verfolgt und wiederholt verhaftet worden; durch noch vorhandene Zeugnisse und durch seine ehrenvolle Armuth gelang es ihm endlich, nach langem Verdrusse seine Unschuld zu beweisen und seine Neider zu beschämen. Er züchtigte sie dafür in der Schilderung jener Krautjunker, die er im Don Quixote nach derselben Mancha versetzt, in welcher ihn die Bosheit gefangen gehalten hatte. Auch dieses sein berühmtes Buch brachte ihm statt Wohlstand und Anerkennung neue Verfolgung, Schmähung, Verdruß und Armuth. In Madrid, wohin er zuletzt mit seiner Familie zog, kennt man heute noch sechs verschiedene Wohnungen unter den mehrfachen, in denen ihm binnen zehn Jahren nacheinander die Miethe gekündigt worden war. Achtundsechszig Jahre alt, schreibt er noch immer neue, an Einbildungskraft unerschöpfliche, edle und geschmackvolle Werke, für welche er jedoch sich keinen weiteren Gönner dauerhaft erworben hat, als den hochsinnigen Herzog von Lemos, der indeß dem armen Dichter unerreichbar in Neapel wohnte. Seine Todeskrankheit schildert er noch selbst auf heitere Weise in der Vorrede zum Romane Persiles. Er starb an der Wassersucht den 23. April 1616, zehn Tage früher als sein größter Zeitgenosse, Shakespeare. Sein Grab kennt Niemand. (Nach Viardot's Uebersetzung des Don Quixote.)

3. Die Ahnenprobe der Geister.

(Spielart des Aufsatzes: Die Schule großer Männer.)

Große Männer sind wie Obelisken, die sich auf schmalem Untergrund schlank und frei in die Luft erheben und wenig ahnt man bei ihrem Anblick, welches ungeheure Gerüste nothwendig war, um einen anscheinend so einfachen Bau zu ermöglichen, denn man brach dasselbe Gerüste ab, als es seinen Zweck erfüllt hatte. (Anonym.)

Schiller's Großvater, Johannes Caspar, ist Bäckermeister im schwäbischen Dorfe Bittenfeld, die Großmutter eine Bäckerstochter; deren Tochter, die Mutter Schillers, hat Verse hinterlassen. — Schiller's Vater ist Wundarzt in Marbach, thut im siebenjährigen Kriege erst Chirurgen-, dann Garnisonsprediger-Dienste, ist dann Gartenaufseher im herzoglichen Schlosse Solitüde und wird als solcher der Verfasser der Schrift „Die Baumzucht im Großen. Neustrelitz 1795." Manches Tausend Bäume hat er mit eigner Hand gepflanzt. Schiller's älteste Schwester Christine hinterläßt artige Gedichtchen, erlebt ihres Bruders ausgebreiteten Ruhm und Nachruhm und zeichnete noch im neunundachtzigsten Jahre an ihren Blumenbildern fort. Fr. Schiller stirbt 1805, sie erst 1847. Nach Saupe, Schiller's älterliches Haus. Ex hoc genere illos fuisse arbitror Camillos, Fabricios, Curios, omnesque eos, qui hæc ex minimis tanta fecerunt. Cicero Or. p. Coel. 17.

Lassen wir auf diese Ahnenprobe unseres Schiller die merkwürdige Betrachtung folgen, zu der darüber ein Russe in der neuesten Zeit sich angeregt fühlte. Buddeus erzählt's in seinem Werke: Halbrussisches, 1847, Bd. 2. An der Spitze des Gymnasiums in Mitau steht ein Rector Tschaschnikoff, dem die Lehre von der deutschen Literatur zugewiesen ist. Seine Schlußbetrachtung über Schiller's Wirksamkeit lautet: „Was war Schiller in Vergleich mit Lomonosoff! Auf einer herzoglichen Akademie gebildet, der Sohn eines wirklichen Hauptmanns mit Majorsrang, hat er sich nur eben weiter gefördert und schön schreiben gelernt. Lomonosoff aber war eines Fischers Sohn und starb als kaiserlich russischer Staatsrath. Schiller wurde nichts als Weimarer Hofrath. Schiller hatte keine Decoration, Lomonosoff deren fünfe, von denen auch ich eine besitze u. s. w. Wir können zwar ein solches Urtheil belächeln, im Einzelnen als unrichtig bestreiten, allein wir haben kein Recht, es dem Patriotismus eines Russen zu verargen, der seines vaterländischen Dichters Erfolge noch höher stellt als die des unserigen, in so ferne jener eine noch größere Dürftigkeit, ein noch tieferes Dunkel niedriger Geburt dabei überwunden hat. Lomonosoff, gestorben 1765, stammte aus einem Fischerdorfe am weißen Meere und sammelte sich auf deutschen Universitäten eine umfassende Gelehrsamkeit. Schiller hatte

bekanntlich gar keine akademischen Studien machen können und wurde deßhalb als Jenenser-Professor von den dortigen Fachcollegen nicht wenig beachselzuckt. Allein der Erfolg, den die Werke beider Dichter haben? Wird ein Dutzend Menschen in Deutschland sein, die Lomonosoff lesen, sogar noch dazu in diesem Alles wissenden, alle Sprachen treibenden, Alles übersetzenden Deutschland? Hat aber nicht Dorpat, Moskau und Petersburg russische Beisteuern gesendet, als man im Jahre 1839 die Statue Schiller's in Stuttgart aufstellte? Die Einnahme betrug 53,788 Gulden. Als im Jahre 1850 der Friedenscongreß sich in Frankfurt versammelte, erschien dabei Copway, der Sohn eines nordamerikanischen Indianerhäuptlings, und nannte in einer zum Preise der Menschenbildung gehaltenen Rede Schiller „den Liebling seiner Seele" (Allg. Zeitg. 15. Juni 1851, Beilage). Woher kannte er unsern Dichter wohl? Ganz gewiß durch jenen Adel des Geistes, der immer seinen Siegeszug in kürzester Frist rings um die Welt macht. Ob nun zu Göthe's und Schiller's Namen ein dankbarer Fürstenhof in Weimar sein adelndes Von setzte oder nicht — diese Geister bleiben unseres Volkes Herzoge, Fahnenträger und Großmeister, queis meliore luto finxit præcordia Titan. Kant und Galilei wurden weder Hofräthe noch geadelt, aber vor der niedrigen Strohhütte, in der eine arme Mutter sie gebar, hält der Sturmschritt des Eroberers ehrfürchtig inne, wie der Macedonier vor dem Thebaner-Hause Pindar's, wie der Corse auf seinem Zuge gegen Rußland vor dem Häuschen des Copernik in Thorn. „Mein Vater hat oft gesagt, daß Schmuck und Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich sein. Dort rechnet man Thränen für Triumphe und schöne Gedanken für Ahnen an. Ich werde dann vornehm sein." So spricht ein Mädchen in Schiller's Kabale und Liebe. —

Wer sagen kann ich bin's, ist unser Mann fürwahr;
Nicht der ist unser Mann, der sagt: mein Vater war.

Fr. Rückert.

Modification vorstehenden Stoffes.

Die Vorzustände des Genies.

Just. Thiele, der Herausgeber von Bertel Thorwaldsen's Tagebuch und Biographie (Leipzig 1852. 2 Bde.), stellt die Bemerkung voraus, wie rührend, belehrend und erhebend zugleich es sei, den beschwerlichen mühseligen Weg zu verfolgen, den dieser Genius zur Höhe seines Ruhmes nahm. Aus des Künstlers Familien- und Jugendgeschichte erhalten wir dabei folgende Mittheilungen: Seine Familie stammt aus Island und wurde durch des Künstlers Vater auf dänischen Boden verpflanzt. In Island waren die Thorwaldsen neun Menschenalter wohlbekannt und

angesehen. Der Großvater des Künstlers war erst Küster, dann Pfarrer. Seine beiden Söhne sandte er nach Kopenhagen, Gotschalk, der jüngere, nährte sich da mit Bildschnitzerei. Er war unstät, arm und ein Trinker. Ihm wurde 1771 Bertel Thorwaldsen auf der See zwischen Island und Kopenhagen geboren. Nahrungssorgen und ein unbehagliches Familienleben umgaben die Kindheit des Sohnes, welcher der Mutter einzige Freude war. Im eilften Jahre wußte ihn ein Freund der Familie in der städtischen Zeichnungsschule unterzubringen; aber zugleich mußte er daheim bei den Arbeiten des Vaters mithelfen, die im Ausschnitzen von Figuren für die Vordertheile der Schiffe bestanden. Mit dem fünfzehnten Jahre sah er die ersten Antikenabgüsse. Hier nahm sich der Maler Abildgaard seiner Richtung an, und schon im nächsten Jahre erhielt der Eleve die kleine Silbermedaille. Im 23. Jahre gewann er die große goldene und damit die gewisse Aussicht auf ein Reisestipendium. Allein noch hielt ihn die Sorge für den Unterhalt seiner Eltern zurück; er gab Unterricht im Zeichnen und fertigte kleine mit Silberstift gezeichnete Porträts. Mit einem auf drei Jahre bewilligten Reisestipendium von 400 Thlrn. jährlich verläßt er im J. 1796 zu Schiffe die Vaterstadt, erreicht aber erst im folgenden Jahre Rom. Den 8. März, den Tag seiner Ankunft daselbst, hat er seinen zweiten Geburtstag genannt. Dies war jedoch eben die mißliche Zeit, da die Antiken von Rom nach Paris geschleppt wurden und die Verbindungen mit Dänemark durch Land- und Seekriege erschwert waren. Seine erste größere Arbeit war ein Jason; als die Statue fertig war, zerschlug er sie selbst; erst ihre dritte Ausführung genügte ihm und legte den Grund zu seiner Berühmtheit. Er starb zu Kopenhagen 1844 im Theater, während der Aufführung von Halm's Griseldis. Er macht bis heute den Nationalstolz von Dänemark aus. In seinem eignen Museum, das ihm der Staat prächtig aufgebaut, liegt er unter seinen Bildsäulen bestattet.

Soll man beifügen, daß er dänischer Etatsrath geworden und mit allen möglichen Orden gesegnet war? Dann muß man zugleich an den Kaiser Maximilian erinnern, der in Dürer's Werkstätte in Nürnberg zu seinem Adelsgefolge sagte: mir ist es ein Leichtes aus hundert niedrigen Bauern eben so viele Edelleute zu machen, aber nimmer gelingt es mir, einen Ritter in solch einen Künstler zu verwandeln. Die gleiche Aeußerung legt man König Heinrich VIII. von England gegen einen zudringlichen Lord in den Mund, den der Maler Holbein die Treppe hinuntergeworfen hatte. Hierin wenigstens denken also deutsche und englische Monarchen überein. In einem poetischen Scherz, den J. H. Merck über Göthe's anfängliches Weimarer Leben schrieb und Matinée eines Recensenten betitelte, heißt es nach einer Anspielung über Göthe's bürgerliche Abkunft, die ihm bei Hofe hinderlich sei

(Man weiß nicht, wo man ihn hin soll stellen): Für solche Kerls hat man freilich keine Ellen! (Brief an Merck ed. Wagner, 1838 S. 63.)

4. Die gleichnamigen Vorläufer der klassischen Hauptwerke deutscher Literatur.

Wie haben sich die bedeutenderen Stoffe unserer deutschen Poesie durch die verschiedenen Zeit-Epochen weiter vererbt, bis sie, in mehrfacher Behandlung erprobt, ihren letzten Autor und ihre bleibende Gestalt finden.

a. Klopstock's Messiade und Lessing's Nathan.

Die Evangelienharmonien von dem altsächsischen Heliand und dem elsäßischen Otfried an gedeihen nach vielen Jahrhunderten zu den geistlichen Schauspielen und führen dann über die biblisch-epischen Stoffe der Engländer und mittelst unserer deutschen Oratorien erst zu Klopstock's Messiade. Die Nachzügler, die diesem Gedichte nachfolgen, zeigen sich bis heute: Lavater's Jesus Messias, Rückert's gereimte Evangelien, Sallet's Laien-Evangelium, L. Schefer's Laienbrevier und Weltpriester. Diese letztgenannten Werke bleiben meistentheils ohne den großen Erfolg, den Klopstock's Werk hatte; und der Protestantismus zeigt sich undankbar oder selbstvergessen, wenn er den großartigen Anlauf verkennt, den die Messiade in ihm genommen hat. Ein Italiener Giacomo Zigno übersetzte sie in's Italienische, Lessing ihren Anfang in's Lateinische; der Dichter Schubart ernährte sich aus ihr, so lange er sie in dem katholischen Süddeutschland öffentlich vorlas und bis Wien galt sie als katholisches Erbauungsbuch. Das Ziel dieser Klopstock'schen Dichtung aber ist gewonnen mit Lessing's Nathan. Dieses Bühnenstück schließt den Stoff der religiösen Epen und die Form der geistlichen Schauspiele für eine weitreichende Zukunft völlig ab.

b. Reineke Fuchs.

Die deutsche Thiersage macht ihren Weg von dem altvlämischen Epos Reinärt und dem mittelhochdeutschen Reinhart Fuchs durch eine große Reihe mittellateinischer Fassungen hindurch zum plattdeutschen Vos, bis uns dieses Gedicht durch Göthe's Uebersetzung als Reineke Fuchs wieder zum Nationaleigenthum gemacht wird. Nun ist dasselbe Werk durch Soltau's und Simrock's Behandlung ein Volksbüchlein, eine Kinderschrift geworden, durch die neuen Kaulbach'schen Illustrationen ein Bilderbuch.

c. Der Dr. Faust macht sich in Marlow's englischer Bühnendichtung geltend im J. 1589, wird dann zum deutschen Volksbüchlein und zur burlesken Gestalt in unserm Puppentheater! Lessing macht zuerst wieder einen dramatischen Versuch an diesem Stoffe; Göthe's

Faust, ein „Fragment", erscheint im J. 1790; der zweite Theil wird im Hochsommer des Jahres 1831 abgeschlossen. Gleichzeitig haben der Maler Müller, Klinger, Lenz, dieselbe Faustsage poetisch versucht; in der Neuzeit noch Lenau. Von ihnen gilt der Schiller'sche Vers aus der Schlacht:

Auf des Vormanns Rumpf springt der Hintermann,
Mancher steht nicht mehr auf!

Die Literatur über Göthe's Faust allein nimmt 112 Nummern ein (F. Peter, die Faustsage, Leipzig 1850). Nun ist Göthe's Gedicht längst in die Fremdsprachen übersetzt und im Jahre 1852 auf den Londoner Bühnen mehrmals und mit Erfolg in deutscher Sprache aufgeführt worden.

d. Der ewige Jude.

Der Stoff liegt zuerst als Legende und herrenloses Volksbuch vor, Chr. D. Schubart schreibt dann seine berühmt gewordene Rhapsodie darüber, Göthe macht einen Versuch damit in's Epische, wovon wir ebenfalls nur Fragmente übrig haben. Die Malerei der Neuzeit bemächtigt sich des Stoffes in Kaulbach's Zerstörung von Jerusalem; die Romanschreiberei gleichfalls in Eugen Sues welterregenden und schnell wieder verpufften Büchern. Die reichhaltige Literatur des Stoffes hat J. G. Th. Gräße in einer eignen Abhandlung besprochen.

e. Vorläufer zu Schiller's Wallenstein.

Bibra's Journal von und für Deutschland 1792 2. Th. giebt ein Verzeichniß deutscher Werke, die sich auf diesen Stoff beziehen; darunter ist Folgendes auszuheben:

anno 1647: Wallenstein, ein Trauerspiel, von Johannes Rist. — anno 1783. Von Wallenstein, ein militärisches Trauerspiel. Gotha. — anno 1786. Wallenstein, ein Schauspiel von G. A. v. Halem. Göttingen. — anno 1790. Albrecht Wallenstein, eine Geschichte; Bruchstück vom 30jährigen Kriege. Altenburg. — Schiller beginnt sein gleichnamiges Gedicht im Jahre 1793, es erscheint erst 1799. Das Schiller'sche Gedicht hat einen Restitutionsprozeß erregt, den die böhmische Adelsfamilie Waldstein für die Ehrenrettung des ermordeten Feldherrn beim kaiserlichen Hofe anhängig gemacht hat. Zugleich ist die deutsche Geschichtsforschung gründlicher an diese dunkle Partie gegangen, und Wallenstein's Schuld steht in der Geschichte nun eben so fest, wie in Schiller's vorahndend geschriebenem Gedichte.

Resultate. Die Wirkungen des reinhistorischen Stoffes sind die dauerlosesten, die des mythischen Stoffes die dauerhaftesten, die des religiösen Stoffes die noch unfertigsten; und vollständig abgeschlossen erscheint nur Stoff und Form des Märchens. Am mythischen und religiösen Stoffe bauen alle Zeiten nacheinander,

wie an einem Kölner-Dome, ohne ihn völlig fertig unter Dach zu bringen. Nach dem historischen Stoffe gehen einzelne kühne Entdecker aus, sie scheitern, oder selbst ihr berühmter Name verklingt. „Bei jedem großen Werk müssen zwei Köpfe arbeiten; wenn auch der eine nur den Kalk löschen, oder einen Grundstein legen sollte. Moses und Aron sind gemeinhin nöthig. Einer erfindet, der andere sagt. Einer schafft den Leib, der andere die Seele, einer weiset den Weg, der andere geht." Hippel, Lebensläufe 2, 214. — So ahndet und berechnet schon Strabo das Vorhandensein des amerikanischen Continents, der Deutsche Leif entdeckt diesen und gewinnt nicht zugleich den Ruhm des Entdeckers, Columbus gewinnt nur diesen, aber nicht das Festland; erst Amerigo hat Glück und Ruhm zugleich, er macht den verlorenen Sohn Aller zu seinem leiblichen und nennt ihn ausschließlich nur nach seinem Taufnamen.

5. Die Bedingungen zum wirksamen Dasein eines National-schriftstellers.

Entwickelt an Göthe's Lebensgang.

Was ein Deutscher nöthig hat
Der wie Beranger soll singen,
Kann dem Deutschen nicht gelingen:
Hauptstadt, Volk, Gesellschaft, Staat. Fr. Rückert.

Die sonst giltige Wahrheit vorstehenden Spruches ist durch Göthe's Wirksamkeit widerlegt. Göthe hat auch diejenigen Hindernisse, die ihm die allgemeinen Mängel Deutschlands in den Weg geworfen haben, nach Möglichkeit so weit überwunden, daß es manchmal den trügerischen Anschein gewinnt, als ob sie ihn überhaupt nicht berührt, oder auch als ob sie seinen Geist gar nicht in Mitempfindung gesetzt hätten. Ohne also besessen zu haben, was z. B. der oben genannte französische Lieblingspoet Beranger für seine dichterische Thätigkeit bereits fertig vorfand auf französischem Boden, ist unser Nationalschriftsteller, obgleich schon ein Abgeschiedener, heute sogar für diese Fremdwelt der Franzosen langlebiger und bereits wirksamer, als ihr eigner, gegenwärtig noch lebender Hauptpoet. „Er ist, wie der hellenische Glaube von den abgeschiedenen Heroen meint, auch nach dem Tode in beständigem Wachsen." Varnhagen, Denkw. 5, 316. — Göthe beantwortet sich selbst einmal die Frage, wann und wo entsteht ein klassischer Autor? und stellt dabei folgende Voraussetzungen (Bd. 45, 129): „Wenn er in der Geschichte seiner Nation die Folgen großer Begebenheiten andauernd, übersichtlich und als glückliche vor sich hat; wenn die Gesinnungen seiner Landsleute groß, stark und consequent sind; wenn die Bildung und Cultur auf einem

hohen Punkte steht, so daß ihm seine Bildung leicht wird; wenn er viele vollkommene und unvollkommene Versuche von Vorgängern vor sich hat; nicht selbst ein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, und also in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk übersehen, ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist."

Es war so ziemlich gar keine dieser Voraussetzungen für Göthe's Leben ganz zutreffend vorhanden. Wir wollen sie nur kurz durchgehen.

Die großen geschichtlichen Begebenheiten, die auf Göthe persönlich einwirkten, waren anfangs der Siebenjährige Krieg, dessen doppelsinnige Folgen sogar in des Dichters eigner Familie politischen Meinungszwiespalt hervorriefen; und später der Napoleonische Krieg, welcher Göthe's kleine Weimarer Staatsschöpfungen so gut zertrümmerte, wie er alle größeren des Gesammtvaterlandes unter Niederlagen und Schlachtfeldern begrub. Die Empfindungsweise sodann, welche sich jener Zeit bemächtigt hatte, war das gerade Gegentheil von jener vorbedungenen einer nationalen Consequenz und Uebereinstimmung. Es war damals die Zeit der Originalgenies, lauter „Sturm und Drang" wie es Göthe's Landsmann, Klinger, in einem eignen Buche zum Titel gemacht hat; lauter wildes irrstimmiges Bacchanal, wie es Göthe's Cantate „deutscher Parnaß" selbst beschreibt. Die Bildung und Cultur war sodann noch in den ausschließlichen Besitz einzelner Stände kastenartig eingegrenzt, war eine aus der Fremde entlehnte, das eigne Volk verachtende. Auf dem Gebiete der Lyrik war erst ein einziger vollkommener Versuch gemacht mit Klopstock's Oden; auf dem höheren Gebiete des Schauspiels verunglückte selbst noch ein Lessing mit seinen Hamburger Unternehmungen und seine Dramaturgie schließt er damals mit dem beißenden Worte „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" — Ja nur dieses Lessing persönliche Bekanntschaft zu machen, versäumte damals Göthe über purer Leipziger Studentengrille (Riemer's Mittheilungen 2, 663). So theilnahmlos also stand in jener Zeit insgemein der tüchtigste Autor noch im ungesammelten Volke da. Mithin waren Göthe's Lehrlingsjahre keineswegs von so förderlicher Zucht oder kurzer Dauer, als sie im günstigen Falle hätten sein müssen; sein eigenes Epigramm aus später Zeit besagt es ja noch:

Hat mich Europa gelobt? Was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt.
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

Dieser einzige Er war Karl August, der Fürst des damaligen Miniaturländchens Weimar! und diesem von Kriegs- und Schuldenlast erdrückten Ländlein widmete Göthe, als treuer Freund eines

gutgesinnten Fürsten, von seinem einundzwanzigsten Lebensjahre an so sehr alle Kraft und Thätigkeit, daß er mit seinem eignen größten Geisteswerke, dem Faust, der in der kräftigsten Periode begonnen war, leider erst im 82sten zum Abschluß gekommen ist.

Göthe's Entwicklung, Lebensgang, Wirksamkeit und bleibende Bedeutung wird hauptsächlich aus folgenden Punkten zu erkennen sein.

Er ist bürgerlicher Abkunft.

„Jedes Talent, sagt Göthe über den Dichter Lord Byron (Gespräche mit Eckermann 1, 206) ist durch die Außenwelt genirt; geschweige eines bei so hoher Geburt und so großem Vermögen (wie ein englischer Pair). Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talente bei weitem zuträglicher; weßhalb wir denn auch alle großen Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Viel Geld und keine Obrigkeit, ist Byron's Wahlspruch gewesen; er erzählt selbst, daß sein Vater drei Frauen entführt habe. Da sei einer einmal ein vernünftiger Sohn!"

Göthe ist in Wohlhabenheit und als Protestant geboren. Namentlich auf Letzteres legt sein eigenes Urtheil einen gar hohen Werth, ja er sieht in Shakespeares Protestantismus besonders den Grund, warum dieser Dichter so hoch über dem spanischen Calderon stehe.

Göthe wird in einer Stadt geboren, deren günstige Einflüsse auf seine Jugend er in Wahrheit und Dichtung anmuthig und ausführlich besprochen hat. Die durchsichtige Reinheit und Milde der Mainluft, die lebhafte Stromschifffahrt, die alterthümlich sprechenden Bauwerke des Platzes mit seinen Reichserinnerungen und Kaiserkrönungen, die anregende politische Parteiung und confessionelle Reibung einer Bürgerdemokratie, in welcher auch die deutsche Wissens- und Sammlerlust Platz findet, in welche sich zugleich das Getriebe der zahlreichen Fremdenbesuche, Refugies und Juden nicht unförderlich einmischt — dies alles merkt Göthe (Bd. 48, 78) als eben so viele besondere Vorzüge des alten Frankfurt an, die auf die nachmalige Entwicklung eines jungen Autors besonders wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben.

Die städtischen Schulanstalten und ihre Lehrer sind trefflich, wenn auch strenge und pedantisch. Die häusliche Erziehung wird von einem trocknen Vater mit übertriebener Pünktlichkeit geleitet, aber das Zuviel durch die gesunde Seele der Mutter wieder ausgeglichen. Die Mutter hat ein volksthümliches Erzählungstalent. „Ich besitze einen Schatz von Geschichten und Anekdoten, schreibt sie, daß ich mich anheischig mache, acht Tage in einem fort zu plaudern." Düntzer, Göthe's Frauenbilder, S. 482. Wieland soll nach dem ersten Gespräche mit dieser Frau gesagt haben: Nun begreif ich, wie Göthe der Mann geworden ist. Düntzer, ibid. S. 508.

Als Jüngling versucht sich Göthe in allem Aeußerlichen so

ganz nach dem damaligen Dilettantismus, daß wir sogar aus dem Gebiete jener Mode gewesenen Protestanten-Lyrik noch ein Kirchenlied von ihm übrig haben „Ueber unseres Herrn Jesu Christi Höllenfahrt", geschrieben 1765 (gedruckt Bd. 56, 12). Zugleich geschieht es, daß er zeichnet, radirt, äzt, Chemie treibt, confuse Sammlungen anlegt, Philosophie und Mystik studirt, ästhetische juridische und anatomische Collegien hört. Er vernichtet damals wiederholt seine sämmtlichen poetischen Hefte, sucht vergebens bei den erreichbaren Lehrern und lebenden Schriftstellern ein Kunstgesetz, und nachdem er umsonst der Wahrheit draußen nachgefragt hat, muß er zuletzt „in seinen eignen Busen greifen."

Als Ergebniß seines obschon sehr zerfahrenen, doch stets fleißigen Jugendbeginnens verbleibt vorerst:

Eine tiefgehende und aus Herzensbedürfniß stammende Bibelkenntniß. („Zwo wichtige Fragen. — Israel in der Wüste. — Brief eines Landgeistlichen. — Was auf Mosis Tafeln gestanden." U. A.)

Eine liebevolle Erkenntniß Homer's. (Beweise hiefür schon in Werther.)

Eine dämmernde Bewunderung für die älteren Kultur- und Kunstverhältnisse des deutschen Vaterlandes. (Aufsatz über deutsche Baukunst. Götz v. Berlichingen. Studium des Hans Sachs und des deutschen Volksliedes.)

Zu diesen eben genannten Erstlingsproducten des schriftstellernden und lernenden Jünglings tritt äußerlich das Fachstudium der Jurisprudenz. Er bahnt sich durch dieses den Weg zum nachmaligen höheren Staatsdienst an, d. h., die Möglichkeit, die Verhältnisse aus einem größeren Gesichtspunkte kennen und überblicken zu lernen. Freilich schwankt dann der absolvirte Jurist noch, ob er nicht Deutschland ganz verlassen und sich um eine Stelle am Versailler Gerichtshofe bewerben solle. Nichts als die Naturwidrigkeit der Fremdsprache, keineswegs ihre Schwierigkeit, hält ihn von diesem Schritte zurück. So wenig also hatte damals der beste Deutsche im Vaterland!

Als junger Rechtskandidat am Reichskammergerichte zu Wetzlar hat er das heute noch nicht genugsam erkannte Glück, einen lebenslänglich getreuen, geistig ebenbürtigen, kritisch unbarmherzig scharfen und zugleich großmüthigen Freund zu gewinnen, den Darmstädter Kriegsrath Joh. Heinr. Merck. Dieser Mann, der alle Geister in Bewegung setzt, welche sich ihm je nähern, ist Schriftsteller, Zoologe, Kunstsammler, Paläontologe, Fabrikant, Poet, Geschichtsforscher, Farceur, Hypochonder, uud zwar alles im Großen, ein Philomate. Durch seinen überwiegenden Einfluß wird Göthe's gleichzeitiger Umgang mit so widerspruchsvollen und theilweise verderblichen genialitätssüchtigen Naturen wieder ausgeglichen, wie Lenz und Herder, Lavater und Basedow, die Stolberge und die Jakobi u. s. w.

So wird denn auch Göthe, seit er vom Weimarer Hof festgehalten ist, der Reihe nach Geschichtsforscher, Maler, Kupferstecher, Park- und Schloß-Intendant, Bibliothekar, Förster, Mineraloge und Grubenmann, Geheimer Rath im Conseil, Theater-Intendant, Militär-Commissär, Baumeister, Universitäts-Curator, Minister. Er täuscht sich bei solchem Ueberschwang von Geschäftigkeit keineswegs selbst; er erkennt die Enge und Kleinheit der Verhältnisse, denen er sich so gänzlich hingibt; aber unter seine Lebensvortheile rechnete er gerade auch den, dieses kleine Weimar nie gewechselt und gegen einen größeren Ort vertauscht zu haben; denn eben damit, behauptet er, habe er es sich erspart, dieselben Erfahrungen zweimal zu machen (Eckermann Gespräche 2, 61).

Als Soldat folgt er seinem Herzog in die Champagne und macht die Belagerung von Mainz mit; als Staatsmann begleitet er ihn später zur Monarchenconferenz nach Erfurt.

Inzwischen macht er sich auf Reisen im Auslande die modernen Sprachen geläufig. Die Fremdliteraturen nimmt er dabei nicht blos von ihrer ästhetischen Seite und als Dichter, sondern als productiver Gelehrter vollständig in sich auf. Nach diesem Gebiete hin liegen seine osteologischen Arbeiten (Ueber den Zwischenknochen), seine Farbenlehre, Optische Beiträge, Metamorphose der Pflanzen u. s. w. Ebenda beginnen seine tiefgehenden Studien über Aristotelische Philosophie und moderne Systeme (Farbenlehre 2, 108 ff.), eine Seite Göthe's, welche man über einigen verstimmten Aeußerungen des Mannes gegen die Philosophie beinahe noch gänzlich mißkennt. Auf diesem weiten Umwege der allseitigen Naturforschung nähert er sich, nach Schiller's Ausspruche, der realen Poesie.

Er betheiligt sich an mancherlei gelehrten und kritischen Zeitschriften; für seinen eignen nächsten Wirkungskreis gründet er selbst zwei solche, die Propyläen, sodann „Kunst und Alterthum".

Er wählt sich die Vorzüglichsten zum Umgange, er zieht die Begabten an sich und unterstützt ihr Beginnen vielfach aus eignen Mitteln; er findet die neuen versprechenden Kräfte in den einzelnen Zweigen der Wissenschaften auf und verwendet sie für die Landesuniversität zu Jena; er zieht Herdern zu sich; er schließt mit Schiller ein glückliches, fruchtbares Verhältniß; er steigert dies zu einem Geisterbündniß, das in allen Literaturen kein Gleichniß findet.

Dies Alles gelingt ihm in einem mittellosen Lande und bei einem nur mäßigen Wohlstande des Fürstenhauses natürlich nicht so fast durch seine amtliche Stellung, als durch seine eigne liebevolle Art, durch seine besondere Freigebigkeit und Aufopferung. Er verwendet seine eigenen namhaften Mittel wahrhaft fürstlich. Ueber deren Belang sagt er in seinen alten Tagen in vertraulichem Tone zu Eckermann (2, 67): „Jedes Bonmot, das ich sage, kostet

mir eine Börse voll Gold. Eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß; nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen. Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheidt zu werden: man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitspielen."

Es war der erste Sonntag nach der Schlacht bei Jena, Weimar war halb geplündert, Göthe lebensgefährlich von den siegestrunkenen Soldaten bedroht gewesen, der Hof und die Bekannten waren außer Landes — da läßt Göthe in der Weimarer Kirche sein Ehebündniß mit einem armen Mädchen einsegnen und bindet sich dadurch erst auch mit bürgerlichen Banden an die letzten Ueberbleibsel des in Stücken zerschlagenen Vaterlandes. Was ist dabei größer, die Treue des Dieners zum geflüchteten Herzog, die Treue des Liebenden zum erwählten Weibe, oder in Beiden die zweifach edle Selbstbescheidung des größten Geistes des ganzen damaligen Deutschlands. Voll Dankbarkeit, voll patriotischen Vertrauens, voll Muth steht er persönlich für das Ländchen ein und beschließt, hier auszudauern. „Wo wir uns bilden, da ist unser Vaterland", äußert er (Bd. 11, 322), und er handelt nun so, wie er seinen Tasso (1, 3) hat sagen lassen:

Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack,
Ja Welt und Nachwelt seh ich vor mir steh'n.

Seine Treue hatte sich nicht verrechnet; er gilt uns heute noch als derjenige, für den er sich damals selbst nahm:

Der aus Weimars kleiner Raute
Deutschlands ew'gen Lorbeer baute.
Dingelstedt, Zeitgedichte.

Göthe's achter Geburtstag ist zugleich der Tag gewesen, an dem der siebenjährige Krieg losbrach. So erlebt er den vollständigen Zusammenbruch der alten Zeit durch die Revolution der Neufranken und dann das vollständige Ende der napoleonischen Militärherrschaft. Die Restaurationsperiode beginnt und versinkt vor seinen Augen wieder und er dichtet noch, da die Bourbonen zum zweitenmale aus dem Lande getrieben sind. „Hierdurch bin ich zu ganz anderen Einsichten gekommen, als allen denen möglich

sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen" (Gespräche mit Eckermann 1, 118). Er durchlebt also, wie Gervinus bemerkt, drei ganz verschiedene Zeitperioden und steht dabei theils der Quelle der Bewegung nah, theils mitten im Strudel selbst. Diesen einzelnen Phasen unterzieht er sich zwar bürgerlich, verfällt aber nicht ihrer Einseitigkeit oder den herrschenden Volksstimmungen, die mit ihrem momentanen Begehr daraus stammen. Er schwimmt nicht mit dem Strom, sondern gegen sein Publikum; er heuchelt und schmeichelt keinerlei Modeforderung. So fragen denn die Göthe-Schiller'schen Xenien das damalige deutsche Volk:

Gutes in Künsten verlangt ihr? seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Seine Werke haben uns die Welt des Alterthums aufgeschlossen, aber auch die des poetischen Orientes eröffnet; darum sagt über den Westöstlichen Divan der Rückert'sche Widmungsspruch (zu den östlichen Rosen):

Als der West war durchgekostet,
Hat er auch den Ost entmostet.

Göthe's Haupt nannte der Kirchenrath Paulus und ebenso der Arzt Hufeland einen Apollokopf. Beide Männer redeten damit keine Phrase. Seine Erscheinung brachte in diesen sich so ungleichen Männern dies übereinstimmende Wort hervor. Seine stattliche Figur in ihrer stets ruhigen und schönen Haltung ist der gegenwärtigen Welt schon zu etwas Unveränderlichem geworden. Es war ihm der Leib auf die Seele gemacht, würde Hippel von ihm sagen. So edel und kräftig, ohne Spur von Fettigkeit oder Abmagerung erscheint sogar auch noch seine Leiche (Eckermann 2, 359). Er hat sich auch körperlich von allem Siechthum frei gehalten. Schön ist alles im Tode noch, was auch erscheinet; schon der jonische Sänger preist dies.

So wird er dreiundachtzig Jahre alt und hat auch in diesen höchsten Lebenstagen noch nicht mit sich abgeschlossen; er hat es kurze Zeit vorher noch in den Schluß seines Faust (2, S. 321) eingeschrieben:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

„Das Büchlein von Göthe", 1832, hat einige der vorauserwähnten Schicksale aus dem Leben unseres Dichters benutzt, um den Schluß daran zu knüpfen: Göthe sei ein Glückskind gewesen, alles gute Gelingen sei ihm gegeben gewesen und dazu habe er

sich noch die Kunst angeeignet, alles Beschwerliche und Mühevolle, Kampf und Schmerz von sich abzuhalten. Darauf erwidert Ch. H. Weiße (Kritik des Göthe'schen Faust 1837 S. 311): Wenn man ja das äußere Glück, welches Göthen schon bei der Geburt gelächelt und dann sein ganzes Leben hindurch mit einer Beharrlichkeit, wie allerdings wenig andere Sterbliche, begleitet hat, bei der Abschätzung seines Werthes und Verdienstes in Anschlag bringen will, so dürfte sich im Allgemeinen das gerade entgegengesetzte Resultat ergeben von dem, welches „das Büchlein von Göthe" zu ziehen beliebt. Denn unstreitig ist es eine größere und seltnere Erscheinung, wenn ein vom Glücke durchaus Begünstigter freiwillig die schwerste Arbeit des Geistes und die härtesten Kämpfe des Lebens auf sich nimmt und in diesem Ringen das Höchste erreicht, was Sterblichen zu erreichen vergönnt ist, als wenn er durch äußere Entbehrung und Noth zu jener Anspannung aller Kräfte gezwungen wird. —

Somit bewahrheitet sich der sehr gewichtige Satz, dem man, weil er in Don Quixote (2. Buch, 16. Kapit.) steht, zu wenig Ernst beilegt: „daß der geborne Dichter, wenn er durch Kunst sich nachhilft, weit über dem stehen wird, welcher es allein nur durch die Kunst sein will. Der Grund ist der, daß die Kunst niemals die Natur übertrifft, sondern sie blos vervollkommnet. Wird also die Natur mit der Kunst vereint und die Kunst mit der Natur, so entsteht daraus der vollendete Dichter." Göthe selbst urtheilt über dieses ganze Verhältniß von einem weit bescheideneren Standpunkte aus. „Wir bringen, sagt er, wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewiesen. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet." Eckermann, Gespräche 2, 43.

Faßt man nun dieses Göthe'sche Leben zusammen, so läßt es sich nach der Reihe seiner Wechselfälle, Wirksamkeiten und Einflüsse nur mit jenen großen Naturen des Alterthums vergleichen, mit Männern wie Demosthenes und Cicero, welche alle geistigen und weltlichen Beziehungen ihres Zeitalters in ihrer Person vereinigten und sich zugleich persönlich fortwährend an der Spitze aller Nationalereignisse behaupteten. Wie in ihnen und in den alttragischen Dichtern der Staatsmann, der Krieger, Priester und Künstler vereinigt wirkte, so warf sich Göthe theils in diese nun getrennten Standesthätigkeiten der Reihe nach, theils setzte er dieselben von sich aus in eine unerwartete und anhaltende Bewegung. Er zuerst hatte dieses Wechselverhältniß den Deutschen

wieder in's Bewußtsein gerufen; ihn zuerst umgab deßhalb die Nation wieder in allgemeiner Bewunderung, in einer ungetheilten antiken Ehrfurcht. Das Vaterland fühlte, indem es ihn verehrte, selbst einer alterthümlichen und ächten Würde sich zurückgegeben. Es gab damals einen Augenblick, da Deutschland von sich und seinem gepriesenen Dichtergreise sagen durfte: In sola Sparta expedit senescere. Bei seiner Jubelfeier 1825 schreibt er sein „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt," an dessen Schlusse es heißt:

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Widerschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

6. Der Kampf der europäischen Sprachen um die Weltherrschaft.

Das Latein, Romanische und Germanische.

Das Wort ist nicht blos Bild des Gedankens, sondern es gehört zu dem Gedanken selbst, zur Bildung des Gedankens. Darum ist die Ausbildung der Rede unzertrennlich an die Ausbildung des Gedankens, des Geistes geknüpft und die Ausbildung des Geistes erfordert unerläßlich die Ausbildung der Sprache. Wie genau Sprache und Gedanke, Sprachbildung und Geistesbildung zusammen hängen, sieht man überall an dem gleichen Verhältnisse des Steigens der Völker in der Bildung des Geistes und der Ausbildung der Sprache, am meisten aber an dem Zurücksinken der Sprachen, namentlich der lateinischen. Die späteren Römer redeten und schrieben ja in derselben längst ausgebildeten Sprache fort, mit denselben Worten und nach denselben Regeln, sie hatten die alten Muster immer vor sich, sie vernachlässigten nicht das Sprachstudium; und dennoch ist es eine ganz andere Rede, eine ganz andere Sprache. Sie kamen in der Sprache zurück, weil die Geistesbildung, die Kunst zu denken, nicht mehr in ihnen war, welche allein jene Vollendung der Sprache hatte erzeugen können. Nicht daß der Geist nicht mehr die Kraft gehabt hätte, die Rede und die Sprache als etwas Gesondertes zu handhaben, sondern die Kraft, der Reichthum, die Grazie waren aus den Worten gewichen, weil sie aus dem Denken gewichen waren. E. W. Tittmann, Bestimmung des Gelehrten. Berlin 1833. Der italienische Patriotismus des Mittelalters und die damit Hand in Hand gehende Begeisterung für das klassische Alterthum verkannte solche Verhältnisse in den alten Sprachen sehr, als man glaubte, letztere wieder erwecken

und für alle neueren Völker bindend machen zu können. Der patriotische Römer des 15. Jahrhunderts, Laurentius Valla, schreibt: Wir haben Rom verloren, wir haben die Herrschaft verloren, obgleich nicht durch unsere, sondern der Zeiten Schuld; aber in Kraft dieser glänzenden Herrschaft regieren wir noch über einen großen Theil des Erdkreises. Unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyricum und viele anderen Völker. Denn wo römische Sprache herrscht, ist römisches Reich. Ja der Italiener Barrius gieng in seiner gelehrten und nationellen Gewaltthätigkeit noch weiter. Er sah die italienische Sprache als den Ruin der italischen Nationalität an. In seinem Lateinbuche, das er über Italiens Ruhm geschrieben, sagt er, Jeder sei verflucht, der es wagen würde, sein Werk in's Italienische zu übersetzen; römische Sprache und Herrschaft werden sich noch über den Erdkreis ausbreiten, Bücher, in der Muttersprache geschrieben, aber sehr bald untergehen. Vgl. Raumer Pädagogik 3, 50. — Sobald der größte Epiker Italiens, Dante, erschien, waren diese philologischen Grillen zerronnen; er hatte seine Divina Comödia bereits in Latein-Hexametern begonnen gehabt, aber die Gewalt des christlichen und vaterländischen Geistes war in ihm stärker als seine große Erudition, und er schrieb es um in die italienische Terzine. Seine Idee konnte die ganze Lateinsprache nicht mehr fassen; sie war kein Organ mehr dem größer gewordenen Geiste. Gleiches geschah im gelehrten Deutschland. Der große Philologe und Lateinscribent Johann Mathias Gesner berichtet, wie Thomasius der erste gewesen, der auf einer deutschen Universität deutsche Vorlesungen gehalten, während bis auf ihn nur Latein gelesen wurde. Aber wie wunderlich wird uns selbst zu Muthe, wenn er den unerwarteten Grund angiebt, es sei dies deßhalb von Thomasius geschehen, damit die Lateinsprache nicht ganz verdorben würde. Daher kam es dann, fährt er fort, daß gebildete Männer, welche Latein verstanden, sich für das Deutsche erklärten, da die Docenten ein gar zu schlechtes Latein gesprochen, und forthin Deutsch vorzutragen riethen, Halbbarbaren dagegen das Latein fort verfochten. Jetzt könnten selbst königliche Befehle die Gewohnheit, Deutsch zu lehren, nicht mehr rückgängig machen. — Die Römer hatten den besiegten Völkern ihre Sprache aufgedrungen; die römischen Päpste und römisch-deutschen Kaiser hatten diese Herrschersprache in Staat und Kirche fort vererbt. Als aber Deutschland geistig zu herrschen begann, ward Deutsch die Diplomatensprache, wie ebenso nachher das Französische. Aus Staat und Kirche vertrieben, flüchtete sich das Latein in die Gelehrtenwelt. Die Forderung, Latein zu sprechen und zu schreiben, ist heute der letzte Nachhall der alten römischen Herrschaft. Raumer, ibid. 2, 105. Damit ist nun aber keineswegs die Größe und Pracht der Lateinsprache beein-

trächtigt oder das geschichtliche Recht ihr geschmälert. Humboldt's Kosmos, 2, 437, kommt sogar auf diejenige Stelle zurück, in welcher Plinius in dem Lobe Italiens die Wohlthat der Gesittung und Anregung zu menschlichen Gefühlen durch die Ausbreitung einer gebildeten Sprache preist: Omnium terrarum alumna eadem et parens, numine Deûm electa, quae sparsa congregaret imperia ritusque molliret, et tot populorum discordes ferasque linguas sermonis commercio contraheret colloquia, et humanitatem homini daret, breviterque una cunctarum gentium in toto orbe patria fieret. Hist. Nat. 3, 5.

Zu ähnlichen umfangsreichen Wirkungen wie das Lateinische haben sich die Tochtersprachen desselben durchaus unfähig erwiesen. Das Italienische, Spanische, Portugiesische, zuletzt noch das Französische haben Eroberungen gemacht, ohne sie auf die Dauer behauptet zu haben. Schon die spanischen Biographen des Cervantes beseufzen den raschen Verfall der spanischen Sprache nach so ausgedehnter Blüthe. „Die Zeiten sind vorbei, sagen sie, wo man an den Höfen von München, von Wien, von Neapel, Mailand, Brüssel und Paris kastilisch redete. Die spanische Sprache wurde durch die französische entthront; die edle stolze Gebieterin mußte einer geschminkten Zofe Platz machen." Auch der portugiesischen Sprache half es nicht, daß sie nach Indien, China und Südamerika sich ausgedehnt, daß ihr begeisterter Epiker Camoens von ihr gedichtet hatte, Lusiaden Gesang 1, Strophe 33 — sie sei

Eine Sprache, welche wenn sie rein ist,
Selbst Götter schwärmen läßt, daß sie Latein ist.

Das Französische ist einer innern Sprachrevolution erlegen, in dem Augenblicke, da es nach außen herrschte und zur Weltsprache werden zu können schien. Bereits hatte es seine bewährtesten und glänzendsten Klassiker gehabt, als man erst die eigne Blödsichtigkeit und Taubheit des Volkes für diese seine so bevorzugte Sprache entdeckte, da nun in derselben wie mit einemmale alle Mundarten abstarben, ohne daß man dieses merkwürdigste Phänomen irgendwie bemerkt, geschweige in seiner Großartigkeit gefaßt gehabt hätte. Diese Sprachrevolution ist mit unglaublicher Raschheit vorgeschritten und zu Ende gekommen. Im Convente hat Gregoire, der gewesene Bischof von Blois, geäußert, daß beim Ausbruche der ersten Staatsumwälzung im ganzen Lande nur drei Millionen Menschen waren, welche französisch sprachen; alles übrige verstand sich nur auf eine ausschließliche Mundart. Heute versteht nur der baskische Recrute noch nicht französisch zu reden und muß es in der Regimentsschule erlernen. Auf welchem Schutthaufen untergegangener Mundarten das heutige Französisch bewußtlos und ohne grammatische Einsicht dastehe, mag an der Fülle deutscher Mundarten erhellen, wenn man in Firmenich's Völkerstimmen

Germaniens sieht, wie diese jetzt noch nicht beendigte Sammlung deutscher Mundarten es schon im Jahre 1847 auf eine Zahl von 475 jetzt noch lebender Volksdialekte gebracht hatte. Die Gründe für die ehemalige Herrschaft der französischen Sprache in Deutschland lagen allein in den deutschen Höfen und dem Adel, keineswegs in dem Flor jener Sprache. Erstere hatten ihren Mißgriff genugsam zu büßen; die der Fremde gewidmete Verehrung gedieh ihnen zur politischen Unterjochung. Dies hatte Kasper von Stieler (Stammbaum und Fortwachs der Teutschen Sprache. Nürnberg 1691) frühzeitig genug voraus verkündigt: „Es scheinet, als wann man durch die Schande, so man der herrlichsten und allerreichsten Teutschen Sprache antuht, eine Gloire (dann Rum, Preis und Ehre ist vil zu schlecht) erbetteln wolle. Wer aber sich selbsten unehret, wer kann und will dem helfen? Vielmehr hat es das Ansehen, ob wolle sogar noch das Uebele ärger werden, nachdem man bei fürstlichen Höfen französische Trachten, französische Gebehrden, französische Diener siehet, und lieber Französisch als Teutsch (die tapfere Rittersprache) reden höret. Wo es nur nicht ein Vorspuk des französischen Joches seyn möchte!" Deshalb hatte dann Göthe beim endlichen Losbruche der Neufranken gegen den Rhein ein wohlbegründetes Recht, zu sagen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht!

Unsere Besieger wurden zuletzt von den Besiegten geschlagen; die Herrschaft der Fremdsprache hat seitdem aufgehört; das Französische ist selbst im eignen Hause nicht mächtig genug, es dressirt heute noch ziemlich ungeschickt an den hartnäckigen Köpfen des deutschredenden Elsaßes. Das Romanische gehört nicht zu jenen Sprachen, deren Weltwirkung Humboldt's Kosmos 2, 142 in großem Style gedenkt, wenn er ihnen eine ähnliche Kraft zur wohlthätigen Einigung der Menschheit zulegt, wie der Buddhismus und das Christenthum sie bewiesen haben. Denn die Herrschaft solcher Sprachen muß andere nicht nothwendig zerstören, nicht ihre Idiome verdrängen oder ihnen einen zu frühzeitigen Untergang bereiten. Diesen von A. Humboldt bemerkten Umstand fühlt auch der Bruder Wilhelm v. Humboldt, wenn er von der Kawisprache auf Java (3, 427) sagt: Die Sprache umschlingt mehr als sonst etwas im Menschen das ganze Geschlecht. Gerade in ihrer völkertrennenden Eigenschaft vereinigt sie durch das Wechselverständniß fremdartiger Rede die Verschiedenheit der Individualitäten, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Eintrag zu thun.

Also hat es sich an der deutschen Sprache bis auf diesen Tag erfüllt. Betrachten wir kurz deren zweitausendjähriges Leben. Noch lebt sie im Munde von beinah 50 Millionen Menschen.

Bernhardi hat im J. 1844 die erste Sprachkarte von Deutschland herausgegeben. Bei der allgemeinen Betrachtung, sagte er, des auf dieser Karte bezeichneten deutschen Sprachgebietes drängt sich uns zunächst die beachtenswerthe Erscheinung auf, daß dasselbe, bis auf wenige Ausnahmen mit denjenigen Grenzen von Deutschland übereinstimmt, wie uns die Römer diese schon vor beinahe 2000 Jahren angegeben haben; und selbst seit den durch Cäsar in diesen Ländern bewirkten Veränderungen hat sich örtlich die einzelne Sprachgrenze weder merklich vorgeschoben, noch sich zurückdrängen lassen. Tacitus nennt, jedenfalls wohlunterrichtet, die Wenden und Finnen als die östlichsten Nachbarn der Deutschen; und es läßt sich kaum ein besserer Beweis für die Stetigkeit ursprünglicher Volksgrenzen liefern, als die Thatsache, daß noch heute nach siebenzehn Jahrhunderten die Slaven und Finnen fast in denselben Gegenden an die Deutschen grenzen. Und doch ist vom Germanenvolke die Völkerwanderung ausgegangen, die sich bis in's afrikanische Vandalenreich erstreckte; doch kam Weltreich und Weltgeschichte an die Germanen! Aber ein Weltreich anderer Art (sagt W. Wackernagel, Lit. Gesch. 14), als das der Römer gewesen: nicht daß Ein Volk die Alleinherrschaft ergriffen hätte; aber durch ganz Europa floß nun ein germanischer Lebensgeist, nahm den Christenglauben, den die römischen Herrscher kaum noch anerkannt, auf seine reineren stärkeren Fluten und trug ihn weiter und weiter. Und tausend Jahre, nachdem solches geschehen, waren es wieder die Germanen und deren Brüder, welche der Geschichte noch eine zweite Welt eröffneten und auch dieser brachten und bringen sie nun das Christenthum und die germanische Herrschaft. Die Weisheit des Orients, Griechenlands Kunst und was die strengere Tugend der Römer geschaffen, alles das ist unser und soll das Unsere werden: wir sind die Nachkommen und Erben der alten Welt, und Deutschland das Herz der neuen. Die Vertauschung des germanischen Heidenthums gegen einen von Rom und Griechenland empfangenen Glauben, das Zusammenwirken romanischer und deutscher Dichtkunst auf dem Gipfel des Mittelalters, an der Neige desselben die neue Belebung der Antike, und was sich jetzt in Schrift und Leben regt, es sind nur Zeichen jenes Berufs der Germanen und voraus der Deutschen zum geistigen Weltbesitz, und immer weitere Schritte zur Erfüllung jenes Berufs. So im geistigen Sinn ist die Völkerwanderung heute noch nicht beendet. Aber wie soll sich diese bedeutsamste Sprache allein nicht ausgebreitet haben, da es doch alle ihres Gleichen stets gethan? Sie hat sich ausgebreitet, nur in einer dem herkömmlichen Blicke so ganz ungewohnten Art, daß er es allzu oft ganz übersieht oder den ungeheuern Schauplatz überhaupt nicht bewältigen kann. Sie wird allmälig die gesammte Welt vereinigen und zwar durch die stille Macht der Ideen. Zwar haben auch im Alterthum alle größeren Völker-

verbindungen schon solchen Ideen angehört, wie Wilh. Humboldt (Kawisprache 3, 426) bemerkt; aber letztere alle sind nur noch sehr unreine und vereinzelte Anklänge jener Geisteskraft, Wahrheit und Milde, welche durch das Christenthum erst in die völkerverbindenden Sprachen gelegt worden ist. Es ist dies jene Idee der Menschlichkeit, welche in der gesammten Menschheit ein Ganzes sieht, dem die Erreichung Eines Zweckes vorgesteckt ist. Die freie Entwicklung innerer Kraft. Dies ist das äußerste Ziel der Geselligkeit, dies die natürliche Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Daher der regere Eifer, mit dem man in neuerer Zeit den Begriff der Civilisation, der Cultur, der Völkerverbindungen aufgefaßt hat. „Auch die Selbstsucht gewinnt die Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege weiter gelangt als auf dem gewaltsamer Absonderung.“ Der Gläubige nennt diesen unbeschreiblichen Vorgang Ausbreitung des Christenthums und Missionswesen; der Dichter Göthe und ihm nach die Literatur hat es die Epoche der Universalität, die Vorbereitung der Weltliteratur genannt. Der Historiker, Statistiker und Kaufmann spricht von der Aufhellung aller Welträume, vom Aufschließen aller der Cultur noch abgesperrten Völker; der Denker nennt es feierlich den Gott in der Sprache, ihm ist es mit Recht eine Quelle religiöser Andacht; denn alles Große, sagt Neander in der deutschen Zeitschrift für christl. Wissensch. 1850. S. 8 — alles was in die Höhe und Tiefe führt, ist dem Religiösen verwandt, und geeignet, dasselbe lebendig wieder hervorzurufen. Jakob Grimm nennt es die durch fortschreitende Arbeit an der Sprache gewonnene Errungenschaft des freien Denkens, das multiplicative Wachsthum des Gedankens mittelst der wachsenden Sprache. Menschen mit den tiefsten Gedanken, sagt er in der Abhandlung über den Ursprung der Sprache 1851 — Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt. Die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen. Der Gedankenreichthum bei jedem Volke ist es hauptsächlich, was seine Weltherrschaft festigt. Alle Sprachen sind eine in die Geschichte gegangene Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Mannichfaltigkeit ist bestimmt, den Ideengang zu vervielfältigen und zu beleben. Wenn nun Jakob Grimm in dieser Ideenfolge sodann der englischen Sprache die Rolle der Weltherrschaft zutheilt, so kann dies dem kleingeistigen Patikular-Patriotismus zwar sehr mißfallen, allein derselbe wird sich ohnmächtig empfinden gegenüber den Thatsachen, die sich heute an die auf deutschem Mutterstamme gewachsene englische Sprache fast unübersehbar anreihen. Die englische Sprache war vor der Wanderung der Angeln und Sachsen auf den kleinen Küstenstrich beschränkt zwischen dem jetzigen Vogelsand und dem Hornriff; heute breitet sie sich in allen Welttheilen aus. Der größere Theil des amerikanischen Continents spricht

jetzt englisch. Auf dem 11,000 engl. Meilen langen und 7000 Meilen breiten Pacific, auf dessen Inseln und Küsten vor zwanzig Jahren kaum noch ein englisches Wort gehört ward, ist sie jetzt bestimmt, die herrschende Sprache zu werden. In Südaustralien allein hat sie dreizehn Zeitungen, 4 in China, viele in Ostindien, in Oregon und Californien, von Leuten gelesen, welche zugleich die englische Sprache sprechen. Außer einem in Mexico erscheinenden französischen Journal findet sich keine andere Presse außer in englischer Sprache in allen Ländern, welche der stille oder der indische Ocean bespült (nach der Weserzeitung, August 1852). Solche Ereignisse sind bisher in der Geschichte aller Sprachen unerhört. Um sich das Räthselhafte daran einigermaßen zu erklären, will man gewöhnlich einseitig den Handel als schlauwirksame Ursache voranstellen. Allerdings ist auch der Handel ein Träger von Ideen; aber wir wissen doch aus der Geschichte des phönicischen, carthagischen Handels u. s. w. nicht einmal annähernd Aehnliches. Nein, es ist die aus dem deutschen Christenthum, zunächst aus der deutschen Reformation stammende Cultur. Wollte man sich gegen diese rund ausgesprochene Behauptung sträuben, so diene statt aller zahllosen Nachweisungen, welche hierüber die Geschichte und die Literatur ertheilen, folgendes Rechen-Exempel. Am 8. März 1853 wurde zu London das Jubiläum der British and Foreign Bible Society gefeiert. Mehr als 4000 Personen waren anwesend. Graf von Shaftesbury (Lord Ashley) führte den Vorsitz und sagte in seiner Festrede: diese Feier habe nicht ihres Gleichen in der christlichen Welt. Diese Bibelgesellschaft ist die Mutter von nicht weniger als 8000 anderen geworden. Sie allein aber hat Uebersetzungen der hl. Schrift in 148 verschiedenen Sprachen veranlaßt, von denen viele nur erst mündlich existirten, so daß sie erst auf grammatische Regeln und lexikalische Formen gebracht werden mußten, ehe die Bibel in sie übertragen werden konnte. Die Gesellschaft hat in Verbindung mit ihren Zweigvereinen 43 Millionen Exemplare der Bücher des Alten und Neuen Testamentes in Umlauf gesetzt und dadurch, muthmaßlicher Berechnung zu Folge, die geoffenbarte Wahrheit 600 Millionen Menschen nahe gebracht. Die Wirksamkeit der Gesellschaft erstreckt sich jetzt über alle Länder des Erdkreises, sie hat 4,000,000 Pfund Sterling darauf verwendet. Allg. Augsb. Zeitg. 1853. No. 74. Die vorjährigen Gaben an die Gesellschaft betrugen allein in England 31,000 Pfund St. Ein chinesisches neues Testament, dessen Herstellung ursprünglich so überaus sprachschwierig gewesen, kostet jetzt zehn Groschen (Pence) englischen Geldwerthes. Hier sind die übrigen in englischer Sprache wirkenden Bibelgesellschaften noch nicht mit eingerechnet. So hat die nordamerikanische, laut Evangelischem Bibelgesellschaftsberichte vom Jahre 1852, seit ihrem Bestehen 7,572,967 Exemplare verbreitet.

Layard in seinen neuen Entdeckungen der Alterthümer zu Niniveh und Babylon (London 1852) erzählt als Augenzeuge, wie die Bibel und Erziehungsschriften eben unter die Chaldäer gebracht worden sind und ruft aus: die englische Sprache ist in das Herz Asiens gepflanzt und die Wohlthaten der Erkenntniß auf ein Geschlecht ausgedehnt, welches noch vor wenigen Jahren den Europäern fast bis auf den Namen unbekannt war. — So erfüllt sich Luther's zutreffendes Wort: Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangelium willen geschehen ist und daß wir das Evangelium nicht wohl werden behalten ohne die Sprachen. Der heilige Geist gehet nicht mit leichtfertigen unnützen Sachen um; der hat die Sprachen so nütze und noth gemacht in der Christenheit. — Des Deutschen Sprache hat sich an die Lösung der Weltfragen gewagt, die in Christenthum und Reformation liegen; des Deutschen Literatur hat mit unverdroßenem Fleiße erst bei allen Fremdliteraturen diese Lösung gesucht, dann bei sich selbst gefunden; seitdem macht der deutsche Geist seinen sittigenden und befreienden Gang um die Welt. Nun wären der Neuzeit und der fahrigen Unruhe dieses Geschlechtes wieder „ansäßige Geister" zu wünschen, wie Kant gewesen, der sein Leben lang Königsberg nicht verlassen haben soll, aber von diesem Einen Punkte aus die ganze deutsche Welt bewegt hat.

XI.

Aesthetische Aufsätze.

Deutsches Lied, Epos und Schauspiel.

(Dreizehn Kapitel.)

A. Das deutsche Lied.

1. Die ausdauernde Kraft des alten Kirchenliedes.

Dem Katholicismus gehören die herrlichen lateinischen Hymnen an, die in unserer Sprache seit dem Althochdeutschen bis heute zahllose Uebersetzer gefunden haben; dem Protestantismus ist die Fülle des neueren Kirchenliedes eigen; die Zahl der kirchlich üblich gewesenen und gesungenen Lieder ist im Protestantismus allein seit den letzten drei Jahrhunderten auf einhunderttausend gestiegen. Einen Auszug von 80,000 deutschen geistlichen Liedern gewährt A. Knapp, Evangel. Liederschatz. Cotta 1851. Nothwendig muß ein Stück deutscher Volkskraft in dieser Heerschaar liegen, das ächte Kirchenlied wird somit stets auch ein Volkslied sein. So haben schlagfertige oder siegreiche Armeen „Eine feste Burg ist unser Gott" aus Einem Munde angestimmt. Der Werth und die Art dieser Gesänge ist höchst verschieden, wie die Zeiten, denen sie angehören. Luther's Lieder werden, wie sie die ersten sind, so wohl auch die besten bleiben; es gilt von ihnen, was er selbst von den ältesten Lateinhymnen sagt „sie haben einen Schmack etwa nach einem tapfern Geist." Paul Gerhard's 120 Kirchenlieder sind edel, fromm und kindlich empfunden, aber nicht mehr in alt-kirchlicher Größe und Einfalt gedacht; „eine gewisse Beklommenheit, Engbrüstigkeit ist ihnen eigen, als ob sie erst während des Kirchenläutens fertig gemacht wären", so sagt der feine Kenner des protestantischen Liedes, Hippel, in den Lebensläufen (Berlin 1778) 1, 141. Manches davon lebt gleichwohl noch im täglichen Hausbrauche der deutschen Familie fort. Der drittgrößte unserer Kirchenliederdichter möchte wohl Nikolaus Graf von Zinzendorf

sein, sowohl nach der Innigkeit, als auch dem tausendfachen Reichthum seiner liebewimmelnden Gesänge. Mit seinem Jahrhundert schließt unser geistiges Lied seine productive Periode ab, es verliert die Wirkung und die Art des kirchlichen Popularstyles. Was den Späteren hier noch einzeln gelingt, wie Gellert, Klopstock u. A. ist nicht frei von trockenem Raisonnement und rhetorischer Betrachtung. Diese üblere Gattung kühler wirkungsloser Kirchenlieder meint Göthe, wenn er einmal gegen Eckermann (Gespräche 1, 282) äußert: „Es ist eigen, ich habe doch so mancherlei gemacht und doch ist keines von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte." Von dem im Style eines Erbauungsbuches abgefaßten Kirchenliede bis zum gänzlichen Verfall des Kirchengesanges ist ein geringer Schritt. Dies beweist uns auch ein Wort aus Klopstock's eigenem Munde, da er seinem Vater aus Kopenhagen 8. Nov. 1756 schreibt: „Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, die man nur unternehmen kann. Man soll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den meisten verständlich sein und doch der Religion würdig bleiben." Die Zeit hat über Klopstock's geistliche Lieder entschieden, ihr Werth ist der geringe, wie ihn Lessing richtig voraus tarirt hatte. Es mangelt ihnen und den nachfolgenden Produkten der innige ungemachte Ton der überwältigenden Rechtschaffenheit; ihre gelehrte Bibelkenntniß belästigt Verstand und Gemüth des Mannes; ihr süßliches Naschwerk und Marcipan verdirbt jeden Kindermagen. Fr. v. Hagedorn trifft den Nagel:

Die Verse, welche man im Beten ausgedacht,
Sind schlecht wie ein Gebet, wobei man Verse macht.

Unvollkommenes, stückhaftes, stammelndes Reden (urtheilt Jean Paul) wird allezeit rühren, ein steifer und altväterischer Vers sogar innig uns treffen, wenn er nur der wahre Ausdruck dieser innern selbst überwältigten Herzensempfindung ist. Und was in dieser Richtung da einem deutschen Bauersmanne, dorten einem braven Bäckermeister und Schuster, oder auch einer Jungfrau, einer Wittwe aus dem Herzen gekommen ist und sich mit dem ehrbaren Wort der biblischen Rede ungesucht bekleidet hat, das rechnen wir in den großen Schatz unserer allgemeinen religiösen und poetischen Bildung mit ein.

Nach diesen Rücksichten ist hier kein Gedicht aus den früheren Autoren Rist, Nikolay, Nic. Hermann, Flemming; noch viel weniger aus den modernen Spitta, Knapp, Annette Droste-Vischering zur Besprechung gewählt worden, sondern folgendes namenlose Lied, das sich in dem Erbbuche einer Dienstmagd gefunden hat.

Die Sonn hat sich verkrochen
In's tiefe Meer hinein,
Es ist schon angebrochen
Der bleiche Mondenschein.

Am Himmel läßt sich sehen
Das blanke Sternenheer;
Die Fischer lassen stehen
Das aufgeschwellte Meer.

Das Feld beginnt zu schlafen,
Mit Winden zugedeckt,
Die Hirten bei den Schafen,
Die liegen ausgestreckt.

So laß auch uns zum Schlummer
Mit müdem Leibe gehn,
Und nach dem Lebenskummer,
Gott, deine Engel sehn.

Wir erklären uns die wirksame Schönheit dieser vier einfachen Strophen, wenn wir uns den Inhalt derselben im Einzelnen vergegenwärtigen.

1) Die stärkste Läuferin, die Sonne, hat ihren Tagmarsch noch nicht beendigt, sie ist gerade daran, auch noch das große Meer zu überschreiten, da sieht sie schon den Mond hinter sich herankommen. Die Ermüdete verzagt, sie verläßt die unebene, ruhelose Bahn der brausenden Wogen und verkriecht sich zum Schlafe hinunter in die stille Tiefe. So findet ein über das Gebirge weither gestiegener Wanderer erst mit sinkender Nacht ein nicht mehr vermuthetes Gasthaus, aber schon ist es überfüllt und durchlärmt, und er schleicht dem letzten noch übrigen Bette zu.

2) Die Fischer haben den ganzen Tag kein ruhiges Fahrwasser gefunden, schon gehen die Sterne auf und noch tobt die See. Was ist die Spanne des Menschentages und der Arm des starken Ruderers gegen die Dauer und Stärke der Meereslaunen? Da stoßen sie zum Strande, ketten die Schiffe aneinander und suchen draußen die Ruhe der unbeweglich treuen Erde. Mag der schlaflose Meerschwall ungesehen die Nacht hindurch ihre Fahrzeuge aneinander schlagen; in einer Reihe schlafen draußen ohne Obdach die windbestrichenen Männer. Aber es erfüllt sich ihnen im Traume, was der Glaube des Dichters verheißen hat (Klopstock, Od. 2, 299):

— Die Winde
Heißt er mit leiserem Fittige nahn:
Alle Stürme sind ihm verstummt, und am ehernen Ufer
Schweigt das geebnete Meer.

3) Hinter der frischgepflügten Ackerscholle duckt sich Vogel und Häslein; hinter den einsamen Schilfspitzen birgt sich der Reiher,

den Kopf unter die Flügel steckend; und mitten in der braunen Haide liegt die Lämmerheerde, jedes neben seinem Büschelchen Riedgras, das es vor Schläfrigkeit gestern nicht mehr abgeäst hat. Auch der Pommer schläft dabei, der zottige Schäferhund. Ein lauer Wind ist über ihnen ruhig stehen geblieben und rührt sich nicht. Den Lämmlein krümmt er kein Härchen, bewegt dem Vogel keine Flaume, bringt dem Spitzhund keine Witterung der Gefahr, damit dieser nicht belle und alles erwecke. Er bläst nicht in das zusammengebrannte Hirtenfeuer und spielt nicht mit den Mänteln der Schäfer; ruhig liegen sie da, die langen Gestalten der Männer mit ihren Hirtenstäben, wie sie der Schlaf auf die braune Erde hingestreckt hat:

Wie ist die Nacht so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.
(Matth. Claudius.)

4) Noch ist Jemand übrig, der auch in's Bette will, die bejahrte Dienstfrau. Ehemals hat sie ihre eignen Kinder, dann seit Jahren bis heute die fremden ausgezogen und in's Bett gelegt. Nun sitzt sie spät in ihrer Kammer und will noch mit ihrem Himmelsherrn reden. Aber die alten treuen Augen sind müde, die Brille ist unklar, selbst der grobe Druck des aufgeschlagenen Psalters wird zu klein. Schon wiederholt nickt sie, dann schließt sie die Messingklammern des Buches und stellt es wieder auf's Brett. Aus Sparsamkeit bläst sie die Lampe aus und deckt das arme Lager beim Mondschein auf, ein Lied vom tröstlichen Paul Scheffler steigt mit ihr in's Bett hinein:

Da ist Salomonis Pracht:
Da ist die Trabantenkette
Vor dem Saal und um das Bette
Halten sechzig Starke Wacht!

Vier Bildgruppen zusammen machen diesen alten Holzschnitt aus, wie er vor einer großen Hausbibel als Titelblatt stehen könnte. Nach einer und derselben Seite neigen sich alle Gestalten und Empfindungen dieses Liedes, wie des Abends Blumen an ihrem Stengel, wie Kinder, die sich im Schlafe nicht mehr umkehren. Alles schwelgt stumm fort in der süßen Unentbehrlichkeit der gottbehüteten Nacht. In der warmen und rasch abgesprochenen Empfindung dieser Situation hat unser altes Kirchenlied seine Dauerhaftigkeit gesucht und gefunden. Es schließt zwar mit einer Hoffnung ab, mit welcher man dem heutigen Menschenverstand

nur wenig poetischen Beifall abgewinnen würde, mit der Hoffnung nämlich, einst eine noch dauerhaftere Ruhe bei den Engeln finden zu sollen. Damit spricht es aber den schlagenden Beweis aus, mit welch gutem Grund es diesen launenhaften Wechsel der Zeiten leise beseufzt; es begehrt Höheres und Edleres, als das ungestörte Wohlbehagen einer bloßen Schlafmütze. Und dieser Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser als die schönsten Gründe der Ueberzeugung." Gervinus, Lit.-Gesch. 4, 179. Auch Pindar und Sophokles sprechen ihre Empfindung über das Unbefriedigende des Hienieden ohne Räsonnement aus, und in der damit aufkeimenden Hoffnung, der Gemeinschaft mit dem Göttlichen froh zu werden, stehen sie dem Christenthume näher als Sokrates. Vgl. W. E. Weber, Aesthetik, Bd. 2, Einleitung. In einem ähnlichen Sinne hat der spanische Dichter und Augustiner-Mönch Luis Ponce de Leon, gestorben 1591, „die heitere Nacht" besungen; er sieht die Sterblichen schlummern, während über ihnen fort das Himmelsgewölbe dahinkreist und so die Zeit mit stillem Schritt den armen Träumern ihre Lebensstunden stiehlt (Auch Humboldt's Kosmos 2, 62 erwähnt's). So macht uns Kindheitsempfindung, häusliche Frömmigkeit, das alte Kirchenlied, jeder Moment einer sinnigen Natur-Betrachtung und jeder andere edle Eindruck auf das Räthsel aufmerksam, an dem die edle Jünglingsseele Göthe's einmal sich bemüht und erhebt:

Was den Menschen unbewußt,
Oder nie bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

2. Das Olymposlied.

Epirotisch-thessalisches Klephtenlied. Uebersetzt von Ellissen, Polyglotte, Bd. 1.

Der Kissawos und der Olymp, die beiden Berge streiten.
So spricht Olymp zum Kissawos und wendet's Haupt zur Seiten:
In Staub getretner Kissawos, nicht miß dich mit dem Riesen,
Ich bin der Alte, der Olymp, auf Erden hoch gepriesen.
Ich habe zweiundvierzig Höh'n hab' zweiundsechzig Quellen
Und will für jede Quelle dir ein Kriegesbanner stellen.
Und stell dir einen Klephten kühn für jeden grünen Wipfel
Und auf mir sitzt ein mächt'ger Aar, hoch auf dem weißen Gipfel;
Das Haupt von einem Braven hält der Adler in den Klauen.
„Mein Haupt, sag an, was machtest du, wie bist du so zerhauen?"
Friß meine Jugend, Vogel, friß, nähr' dich vom tapfern Manne,
Bis deine Flügel ellenlang, die Klauen eine Spanne!
Von Luros nach Xeromeros als Armatole schweift' ich,
Die Chassia und den Olymp zwölf Jahr' als Klepht' durchstreift' ich.

Sechszig Agaden tödtet' ich, ließ ihre Dörfer brennen,
Ich kann dir andre Türken noch und Arwaniten nennen:

Es waren viel, mein Vögelchen, wer kennt die Zahl von allen!
Nun kam an mich die Reih, im Kampf als tapfrer Mann zu fallen.

Anmerkung. Klephte, auch im Neugriechischen wortgemäß einen Klaubauf und Dieb bedeutend, ist, wie Armatole, Titel jedes angeworbenen Soldaten geworden. — In anderer Uebersetzung findet sich dasselbe neugriech. Volkslied in Göthe's lyrischen Gedichten, Bd. 3, S. 229.

Volkslied und Gassenlied verhalten sich, wie Volk, populus, zu Pöbel, vulgus; die ächte Poesie weiß nichts von einer Trennung der Menschen in Klassen und Stände, sie ist im Gegentheil derjenige Vereinigungspunkt aller Klassen und Geschäfte, bei dem sie das Verschiedenartige, Entfremdende ablegen und sich als gleichgestimmte Brüder wieder finden. So angesehen, ist vieles der ächten Kunstpoesie Angehörige auch Volksgedicht, von dem kleinsten Liede an bis zum höchsten Gipfel, dem vollendeten Drama. Die homerischen Gedichte wie die Nibelungen, Sophokles und Shakespeare hatten alle denselben Lohn vor sich, welchen Terenz (Andr. Prol. 3) unbefangen ausspricht: Populo ut placerent, quas fecisset fabulas. Daß solche Werke hernach studirt, mit Commentarien gedruckt werden, das erreichen sie nur deßhalb, weil sie im lebendigen Zusammenhang mit ihrem Volk dessen Art darstellen. Fr. W. Valentin Schmidt, Taschenb. deutsch. Romanz. (Berlin 1827) 5.

Zu dieser tüchtigen Stelle über Charakter und Beruf ächter Volkspoesie haben wir nun noch die Hauptseiten des einzelnen Volksliedes anzugeben, das hier als ein musterhaftes voraussteht. Es ist ein historisches Volkslied und seine richtige Auffassung soll dazu dienen, das Gerede zu zerstreuen, welches über die geschichtlich-pragmatische Poesie, sowie über das modern politische Gedicht noch in Schwang ist. Unser Klephtenlied gehört gänzlich der Neuzeit, zugleich einem äußerlich verlassenen, geistig blosgestellten Volke an; es ist in dem Waffengeklirr, das es besingt, entstanden und noch während des fortdauernden Kampfes aus dem Volksmunde in den Olympusschluchten selbst aufgesammelt worden. Wenn es nun die Probe der Aechtheit bestehen soll, sich also an Größe und Wirkung neben die bewunderten Produkte der Vorzeit stellen lassen darf, so muß es in Ideengang und Faktum diejenige Eigenthümlichkeit völlig besitzen, welche nachfolgender Satz aufstellt und erklärt.

Wenn die Sprache der volle Athem menschlicher Seele ist (nach J. Grimm, Gesch. d. deutsch. Sprache, 5), so wird dieser Athem einer energisch empfindenden Seele alle Mannichfaltigkeiten

in Eine Bewegung versetzen, in eine zusammenhängende Gestalt bringen, wie die Luft alle Seewellen nach einer Wellenlinie schmeidigt, alle Aehrenhäupter nach einer Seite neigt, alle Wipfel des Waldes auf die gleiche Landschaftsseite wirft. Was Wunder, wenn dann ein so gestaltetes Gefühl und Lied auch die Herzen der verschiedenartigsten Menschen und Völker zu allen Zeiten bewegt und gleichmäßig rührt? wir sind sein Schwerpunkt, dem das fallende Gewicht allein zustreben kann. Ahndungslos aber getreu folgt auch das deutsche Volkslied diesem unabänderlichen Naturgesetze und daher kömmt es, daß, je höher einer unsrer Dichter an eigenem Kunstvermögen wuchs, auch seine Bewunderung für das Volkslied in einem ähnlichen Maße zunahm. Da Schillern diese Einsicht endlich gelingt, geräth er in ein so freudiges Erstaunen, als ob ihm die Entdeckung eines neuen Sitten- und Kunstgesetzes gelungen sei, und er sagt über diese unentweihte Wirkung ächter naturtreuer Dichtkunst („Dem Genius"):

Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
  Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
  Du nur merkst nicht den Gott, welcher im Busen gebeut;
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
  Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

3. Wiederherstellung des Textes verstümmelter Volkslieder.

Bearbeitung eines Originaltextes.

Hippel (Lebensläufe 2, 579. Berlin 1779) hat aus dem Lettischen Volksmunde einen Liedtext gesammelt, der hier unabgeändert geblieben, aber in den rhythmischen Zeilen der Volksweise wieder hergestellt ist.

Ich hab meinen Bruder verloren, den einzigen, welchen ich hatte.
Was hab ich übrig behalten? noch etwas, aber wie wenig!
Den Baum vor unserm Hause, den pflanzte mein Vater des Tages,
Als ihm die Mutter gestanden: „mir keimt es unter dem Herzen."
Es wuchs der Baum und das Kindlein, sie waren zwei Jahreskinder,
Und beide nannte der Vater, den Baum und den Bruder, Kaspar.
Da steht nun der Baum in Blüthe und absteht sein Milchbruder,
Kaspar der Baum muß stehen und Kaspar der Bruder muß sterben!
Wie soll ich darein mich finden, was hilft nun gegen das Weinen?
Komm, Traum, der gestern mir träumte, du sollst drei Tage mich trösten!
Auch Bäume schlafen im Winter und lassen die Flügel fallen;
Grün steht die einzige Tanne um eine entblätterte Eiche,
Wie grüne Leibtrabanten den grauen Czaren behüten.

Was aber ist gegen den Bruder ein Wald von Tannen und
Eichen?
O, wären die Bäume wie Störche und könnten zusammen wandern,
Sie würden im Winter knospen, ausschlagen würden sie inwärts.
Du aber, Geliebter, sei ruhig, nie soll dich die Axt berühren,
Mag nun dein Wipfel gedeihen, mag er zur Glatze sich lichten:
Du sollst mir blutverwandt sein, mir Kaspar heißen und bleiben.
Und komm ich mit deinem Kaspar im Himmel droben zusammen,
Dann brauchst du nimmer zu trauern, dann soll es mein erstes
Wort sein:
Es steht der Bruder Kaspar noch immer unten am Hause.

Zur Vergleichung folgt aus Hippel loc. cit. der Originaltext hier wörtlich:

„Mich! mich laßt weinen, lieben Leutlein! laßt mich! mich! laßt weinen! Ich hab meinen Bruder verloren, den einzigen, den ich hatte, und was hab ich von ihm behalten? Zwar auch was, aber was? Einen Baum am väterlichen Hause, den unser guter Vater an dem Tage pflanzte, da unsre Mutter zu ihm sagte: es geht unter meinem Herzen auf. Der Vater pflanzte den Baum, und Kaspar und der Baum waren Jahreskinder. Der Vater nannte sie beide Kaspar, den Sohn Kaspar, den Baum Kaspar. Der Baum steht und blüht und ist immer kerngesund. Sein Milchbruder todt! das ist nicht tröstlich, ärgerlich ist's! Der Baum Kaspar steht, der Bruder Kaspar stirbt; aber auch ich finde mich drinn, und sollt' ich nicht? Der Baum lebte nur im Sommer, und Bruder Kaspar lebt' auch im Winter. Zwar schläft der Mensch, doch lebt er drum nicht? Ich möcht' einen Traum nicht um drei Tage hingeben und der Baum, schläft er nicht auch? Läßt er seine Flügel nicht fallen? Seine Blätter genießen die süße sanfte Ruh und werden durch den Sonnenstrahl erweckt, früher wie wir. Wären die Bäume im Winter wo die Störche sind, würden sie inwärts ausschlagen und blühen; o, dann wär' es was anders! Ist aber im Winter der Wald nicht eine Einöde bis auf die Tannen, die nicht aus den Kleidern kommen? Da stehen sie, wie Trabanten, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie eine grüne russische Wache um den Regenten, so stehen die Tannen um die Eiche herum — und Bruder Kaspar! war er nicht ein Mensch? das ist viel mehr, als ein ganzer Wald voll Eichen und Tannen. Der Baum ist Baum und bleibt Baum. Bruder Kaspar ist ein Engel worden. Baum Kaspar ist Baum und bleibt Baum. Sei ruhig, lieber Baum, ich werde dich nicht tödten! Ihr, die ihr die Hand nach ihm ausreckt, laßt ihn, wenn er auch noch so alt und wohlbetagt ist, oben eine Glatze bekommt und blätterlos wird. — Laßt ihn, er ist mit mir verwandt. Er heißt Kaspar. Und wenn ich mit dem rechten Kaspar im Himmel

zusammen komme, will ich es seinem Milchbruder erzählen, daß der Baum noch vor dem väterlichen Hause stehe. Ich weine nicht mehr."

Aufgabe.

Nachfolgender Lettischer Liedtext, den Hippel (Lebensläufe 2, 568) im vorigen Jahrhundert aus dem Volksmunde aufgesammelt hat, soll in seiner ursprünglichen Gedanken- und Bilderfolge hergestellt und sodann, dieser Gedankenreihe gemäß, in seine anspruchslose Reihe von rhythmischen Zeilen zurück versetzt werden. Daß die Worttändelei einer veralteten Prosa dabei gänzlich schweigen müsse, sagt die allererste Empfindung.

„Komm, Schwesterchen, komm auf den grünen Kirchhof, da liegt mein Mutterchen, dein Mutterchen, wir wollen sie besuchen beim Mondenlicht, wenn gute Geister nachtwandeln und wenn sie in den Mond sehen, in des lieben Gottes Nachtlampchen. Vielleicht erscheint sie uns, o möcht sie! vielleicht frägt sie: was wollt ihr, mein Paarchen, was hier? Dich! ach dich! dich wollen wir; dann kommt sie wohl mit — und wenn sie nicht vom Kirchhof kann, wenn sie nicht vom grasgrünen Kirchhof will; laß uns bei ihr bleiben, Schwesterchen, bei ihr! „Hier?" o! wenn wir nur bei dir sind, liebes Mutterchen. „Was werdet ihr essen?" Grünes Kraut, das steht auf dem Kirchhof über und über. „Was trinken? Seht! kein Wasser des Lebens ist hier!" Den Thau des Morgens, den Thau des Abends wollen wir trinken, und wenn der Thau sich des Morgens verspätet, wollen wir unsere Thränen trinken, die wir so lange weinen werden, bis das Auge uns bricht, wie das deine brach. O wenn wir nur bei dir sind, nur bei dir, liebes Mutterchen! wir, dein Paarchen, deine zwei kleine Töchterchen, die Treuen!"

4. Das Trinklied.

Die sechs Rheinweinlieder

in folgenden Lieder-Texten von Klopstock, Voß, Matth. Claudius, Arndt, Novalis und Göttling (sämmtlich abgedruckt in G. Schwab's poetischer Mustersammlung, in H. Kurz Handbuch der Literatur, und im Deutschen Liederbuch, Lpzg.), sind als Gradmesser des Ideenstandes und der Gemüthsrichtung ihrer jeweiligen Zeit zu veranschlagen.

Klopstock's Ode Rheinwein 1, 112 „O du der Traube Sohn" bleibt bei dem allgemeinen Satze stehen, Tugend und Meisterwerk sei unsterblich. Dies wird in dem apathisch-stoischen Tone einer thatenlosen Zeit und in der Technik der Horazischen Odenform vorgetragen.

Voßens Lied „Mit Eichenlaub den Hut bekränzt" (Deutsch. Liederb. S. 271) geht menschenfreundlich und hausväterlich warm zu Werke, wirft einen Seitenblick auf Leibeigenschaft und deren

Aufhebung, und schwankt zwischen dem Stillleben niederländischer Genremalerei und den neuen Zeitforderungen, die mit der Kantischen Philosophie auftreten. Somit geht der Zeitgenosse und Verehrer Klopstocks im gleichen Thema einen Schritt weiter aus einer allgemeinen poetischen Vorstellung in die Zeitentwicklung herein. Hier ist der Ton für das Gesellschaftslied wieder gefunden.

Claudius „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" (ibid. S. 99) bringt uns keinen individuell neuen, doch einen entschieden humoristischen Ton zu dem Lehrhaften der Vorgänger. Wo er einen Augenblick daraus fällt, hilft ihm das sanglustige Volk wieder zurecht, das den Schlußvers des Gedichtes mit richtiger Empfindung schon lange also umgedichtet hat:

Und wüßten wir, wo noch ein Fäßchen läge,
Wir holten es herein.

Statt jener philosophischen und kosmopolitischen Menschheitsliebe der Vorgänger erscheint hier ein stark ausgesprochener Provinzialgeist, der sich's bewußt wird, daß der rebenarme Blocksberg zwar mitten im lieben Deutschland liege, und dieses gleichwohl nicht nach dem welschen Champagner dürstet. Gegen Guckguck und Küster daheim ruft er den fremden Helfer nicht herbei.

Arndt „Aus Feuer ward der Geist geschaffen" (ibid. S. 106) ist bibelfest, protestantisch fromm, freiheitsbegehrlich, überschwenglich, ziellos und schuldlos, wie die ehemaligen Empfindungen gutgeschulter deutscher Gymnasiasten.

Novalis „Auf grünen Bergen ward geboren" (ibid. S. 103): Unthätig quietistisch, mit der Ergebenheit des Dulders empfindsam, ohne Aufforderung, daher als Lied frühzeitig verlebt; gegen Arndt's Lied gehalten, eine Stockung und Reaction.

Göttling „Rheinwein nur aus Römerbechern" (ibid. S. 53) mit fanatischem Fremdenhaß, im wieder aufgewärmten Paroxysmus der Brüder Stollberg, zugleich mit jener unwürdigen Mode der Crassen Burschen verschollen. Die schlimme Seite des nachmaligen politischen Gedichtes. — Was bleibt von Allem? das menschlich berechtigte allein; alles Uebrige sinkt sogar in der Geschichte wieder zu Boden. Wie berühmt ist nicht „Die Seherin von Prevorst" gewesen, von Justinus Kerner; dennoch ist sie heute schon wieder überlebt von desselben J. Kerner's Jugendlied „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!"

5. Schiller's, des Jünglings Beruf zum volksthümlichen Liede, nachzuweisen an folgenden drei lyrischen Gedichten:

Freundschaft, verfaßt 1782. 1 Th. 104. — Der Flüchtling, verfaßt 1782. 1 Th. 110. — Die Schlacht, verf. 1782. 1 Th. 100. —

Verwandter Art, jedoch späterer Entstehung sind die Lieder: Pilgrim, — An Emma, — Nadowessische Todtenklage (sämmtlich im 2. Theile), und das Reiterlied in Wallenstein's Lager.

Anhaltspunkte.

1. Das Gefühl einer heroischen Freundschaft beseelte Schillern so dauerhaft, daß er derselben in schon gereifteren Zuständen ein besonderes dramatisches Denkmal in seinem Don Carlos setzte. Bekannt ist die unverbrüchliche Treue Schiller's gegen den Musikanten Streicher, der gleichzeitig mit dem Jüngling aus Stuttgart entfloh.

2. Der Flüchtling spricht des beengten Jünglings Lebensüberdruß aus. Ein solches weichmüthiges Todesverlangen regt sich voreilig in Demjenigen, der den Werth des Lebens noch nicht zu erkennen vermag und bei der ersten ernstern Probe unerfahren verzagt. Gleichwohl trägt das Lied nicht ein mädchenhaftes Sichsträuben, keine reflectirende Selbstbetrachtungen an sich; sondern durch den thränenschweren Blick, mit welchem ein vereinsamtes Herz in die Pracht des schönsten Frühlingsmorgens blicken muß, gewinnt es uns Rührung ab, so unverhohlen schluchzet und stammelt ein kindlicher Jammer, ein mitten in der reichsten Natur rasch verarmtes Herz.

Aeußerlicher Entstehungsgrund dieses Liedes ist der Asberg gewesen, das gefürchtete Ziel, welches damals noch jeglicher Empfindung fir gesetzt blieb, die über ein herzoglich würtembergisches Normalmaß hinausgieng. Auf dem Asberge saß der Dichter Schubart gefangen und der junge Dichter hatte ihn damals bereits in seinem Kerker aufgesucht gehabt.

3. Die Kriegslieder verrathen Schiller's Abkunft, er war ein Soldatenkind. Seit seinem Austritt aus der militärischen Zucht der Karlsschule war er Chirurgus beim Stuttgarter Grenadier-Regimente mit einer Monatsgage von 15 Gulden. Mit zu diesem Dienste gehörte das Nächteversitzen auf dem Wachthause, der meilenweite Ausmarsch mit dem Regimente auf den Exercierplatz, das Manövriren vor fremden Prinzen und anderes Paradiren. Daher das lebensvolle pulverqualmende Bild in dem Gedichte die Schlacht; daher auch das Umspringen des Tones im Reiterliede, das zwischen graubärtiger Fahnentreue und Musketiersleichtsinn mehrfach wechselt.

Unter den Fragmenten, die sich von des Tyrtäos Kriegsliedern erhalten haben, giebt eines vollständig den anapästischen Rhythmus des Schiller'schen Reiterliedes an; es heißt:

Auf, Sparta's gerüstete Jünglinge, auf,
In die dräuende Woge des Krieges!

6. Das Gelegenheitsgedicht.

Göthe's „Zueignung."

Zueignung nennt Göthe jenen poetischen Prolog, womit er die Gesammtausgabe seiner Werke beim deutschen Publikum eingeführt hat. Der Dichter schreibt damit ein Gelegenheitsgedicht, er spricht sich über die ihn persönlich leitenden Autor- und Kunstzwecke aus und verständigt den Leser über die Entstehungsart und die Absicht der hier veröffentlichten Produkte. So dankbar nun auch eine jede Gabe aus solcher Hand aufgenommen wird, so wäre jene gleichwohl noch immer eine nur endliche, eine an Interesse allmälig wieder verlierende, wenn sie nur den Werth der persönlichen Mittheilung, nur den Reiz des neugegebenen individuellen Aufschlusses besäße, also solcher Dinge, die mit dem Tage erbleichen, oder einmal gewonnen, ruhig zu dem schon gesicherten Spargut zurückgelegt werden können. Damit möchte diese Zueignung zwar immer noch ein sehr anmuthiger Prolog sein und das liebevolle Angedenken an unsern Dichterfürsten in jedem zukünftigen Leser recht heiter auffrischen, aber auf den Namen eines Gelegenheitsgedichtes in dem Sinne, wie ihn Göthe selbst genommen hat, auf ein Gedicht von bleibender und fortwirkender Ideengröße würde es doch nicht Anspruch machen können.

Thäte es aber das Letztere wirklich, so entsteht für uns die Frage: welche fortwirkende Idee sucht Göthe in diesem Prolog, was also hat er uns in diesem Gelegenheitsgedichte nahe zu legen? „Ein Bild, — antwortet A. v. Humboldt (Zueignung der Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. Wien 1811) — wodurch er andeutet, daß es der Poesie wohl gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugesteht, wer wird es läugnen?" Dies also ist der erfreuende Gedanke, den dieses Gedicht verleiht, und er steht seitdem nicht mehr vereinzelt da; er gilt nicht mehr als eine blos poetische Hoffnung und für die Poesie blos gedenkbar; es hat sich auch diejenige Seite der Wissenschaft seiner bemächtigt, welche sich bald die philosophische, bald sogar die exacte nennt. Die Wissenschaft, sagt der französische Chemiker Thenard, kennt Unbegriffenes, aber nicht Unbegreifliches. Schelling behauptet, daß alles Wissen zum Glauben führe, und in dieser endlichen Vernichtung alles Zweifels sieht er das Aufhören jeder Unruhe, mit einem Worte: das Glück. Die Wege, welche zu diesem Ziele führen, sind zahllos und unbestimmbar verschiedenartig. Aber es ist nicht gleichgiltig, auf welchem Wege der einzelne Volksgeist sich aufmacht, um sich der letzten Stufe der Erkenntniß zu nähern und sie mit der Menschheit vereint zu erreichen. Es ist nicht gleichgiltig oder ohne die allertiefsten geschichtlichen Folgen, ob ein Volk die Stufe der Erkenntniß mühsam und ernst, ob es sie spielend und leichtfertig, oder gar in

serviler Unduldsamkeit zu gewinnen strebt. Das siebenzehnte Jahrhundert entdeckte die mechanischen Gesetze, das achtzehnte die chemischen. Wie ungeheuer verschieden waren aber die Schicksale der Völker, aus denen in diesen Jahrhunderten die entdeckenden Geister hauptsächlich hervorgegangen sind. Wir sind daran, die organischen Gesetze aufzufinden, und das zwanzigste Jahrhundert erklärt vielleicht die psychischen. Warum sollte diese Zuversicht vermessen heißen? Da doch Göthe schon mit der Zustimmung der Welt von sich und seinen Werken sagen konnte, er habe empfangen „der Dichtkunst Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ Denn wer hat beredter, sagt A. Humboldt im Kosmos, 2, 75, seine Zeitgenossen angeregt „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen“ das Bündniß zu erneuen, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang?

Als Lesemuster, von geringerem Ideenumfange, aber dadurch eben den hier geltenden Gesichtskreis mit erweiternd, können hier noch dienen: Uhland's Prolog zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte; und Schiller's „Abschied vom Leser“, ein Gedicht, womit einst der Musenalmanach 1796 geschlossen wurde.

Von umfassenderem Inhalte ist: Kloster Königsfelden, ein Reisegedicht von A. Platen. Das Gedicht gehört nicht zur rein lyrischen Gattung; es ist erzählend und betrachtend zugleich und mag etwa ein Spruchgedicht genannt werden. Es hat zudem einen mehrfachen historischen Inhalt, verliert über dessen Buntheit das einheitliche Ziel und macht schließlich einen gemischten und unklaren Eindruck. Man darf nicht außer Acht lassen, daß es Platen's Jugendjahren angehört und auf seiner ersten Reise in die Schweiz entstanden ist. — Liegt nun mit diesem Reisegedicht ein Gelegenheitsgedicht vor in jenem ausgedehnten Sinne, in welchem auch Kirchen- und Kriegslied, Ode und Schauspiel einst eine die Herzen bewegende That berühmt und würdig gemacht haben? Oder gehört dasselbe zu der jetzt so zahlreich gedeihenden Gattung von Gelegenheitspoesie, welche aus landschaftlichen, monumentalen, historischen, gelehrten und allerlei sonstigen Reiseeindrücken hervorgeht und sich in einer rhetorischen Reimprosa vernehmen läßt? Gleicht es damit jenen unfertigen Tagebuchgedanken, welche weder den factischen noch den gemüthlichen Bestand rein abgeschlossen geben, sondern gemischte, selbstgemachte Gefühle und fremdartige, oft unzulängliche Gegenstände mit herbei rufen?

7. Das beschreibende Gedicht.

Schiller's Spaziergang, ein naturbeschreibendes Gedicht, erklärt nach der poetischen Gattung, welcher es angehört, nach der poetischen Wirkung, die es hat, und nach der realisirbaren Wahrheit, die es enthält.

a. Welchen Spielraum hat die Naturbeschreibung eingeräumt erhalten in den ächten Gattungen der Poesie seit den klassischen Zeiten bis heute?

Mit der Beantwortung dieser Frage wird der Werth und die Art der Landschaftsdichtung überhaupt bestimmt, zugleich also auch das Hauptmoment des vorliegenden Schiller'schen Gedichtes zur Erklärung gebracht. Es folgt deshalb hier eine kurze Uebersicht des Verhältnisses, in welchem die Musterwerke der bedeutenderen Literaturvölker zur Naturbeschreibung stehen, und zwar gestützt auf diejenigen Ideen, welche Humboldt's Kosmos 2, S. 6 — 125 im Großen über denselben Gegenstand entwickelt.

Aller ächten Kunst war und ist beschreibende Poesie und Landschaftsdichtung fremd. Denn Dichtung, Wissenschaft, Gottesverehrung und Thatenkunde sind nicht in sich und ihrem Wesen nach gespalten; sie sind eins, wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch eins ist oder sich durch wahrhaft dichterische Stimmung in jene Einheit zurückversetzt. Die frühesten und edelsten Richtungen des dichterischen Geistes waren episch und lyrisch; in diesen Kunstformen aber können Naturschilderungen nur wie zufällig beigemischt, nur in einer mäßigen Entfaltung, nicht aber als abgesonderte Erzeugnisse der Phantasie sich vorfinden. Die fast dreitausendjährige Thätigkeit der indischen Phantasie liegt uns in zahlreichen und umfassenden Werken vor; auch hier war die Verehrung der Natur, wie bei anderen Völkern, ein Beginn des Glaubens, und diese älteste Epoche des Ausdrucks eines regen Naturgefühls offenbaren die Vedas; dasselbe hat aber in den Vedas die besondere Bestimmtheit, daß der Mensch die Naturverehrung stets im tiefsten Zusammenhange mit seinem eigenen äußern und innern Leben auffaßt. In der griechischen Dichtkunst verbleibt alles gleichsam im Kreise der Menschheit, die Naturbeschreibung ist nur ein Beiwerk, die Landschaft nur der Hintergrund eines Gemäldes, vor dem menschliche Gestalten sich bewegen. Leidenschaften und Thaten sollen fast allein den Sinn fesseln, selbst physischen Erscheinungen wird immer noch eine Beziehung auf die Menschheit beigelegt. Der Inhalt der populären Mythologie sammt den zahlreichen Metamorphosen beweist dies. Noch das spätere Alterthum bezeichnet daher didaktische Naturbeschreibungen als frostige Compositionen, die von Poesie nichts anderes besäßen, als die Form: Latini declamatores in Oceani descriptione non nimis viguerunt; nam aut tumide scripserunt aut curiose. — Seneca. In demselben Maße, in welchem Geist und Gefühl des Alterthums auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft gerichtet war, leitet die Neuzeit dagegen auf Zustände und Beschauung der Außenwelt. Das Christenthum wirkte nicht blos neu in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit, es erweiterte zugleich den Blick in die freie Natur, und die Richtung des Gemüthes

war von nun an die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und die Güte des Schöpfers zu beweisen. Hiemit erzeugte sich ein vorwiegender Hang nach Naturschilderungen. Freilich ergoß sich nun, statt ächter Poesie, oft nur bloße Rhetorik in die beschreibende und didaktische Poesie; aber auch dies war vorerst nothwendig, wenn der mönchische Trübsinn der Zeit weichen und es der aufkeimenden Wissenschaft gelingen sollte, die neuerdings geschmiedeten Geistesfesseln zu brechen; denn die Welt und ihre Geschöpfe sollten angeschaut werden, als vom Fluche befreit, die Natur als entsündigt; die wirkenden Kräfte sollten als göttliche gefaßt und in den Gefühlen der Menschheit reflectirt sein, die Gefühle selbst als berechtigte dargestellt werden. Diese Gefühle veredelten auch die Sprache, aber die Unvermischtheit der Gattungen der Dichtkunst blieb auch jetzt noch. Denn während so eine bereicherte Naturanschauung zu neuen Unternehmungen auf dem Gebiete der Wissenschaft führte, haben sich die gleichzeitig entstehenden Dichtungen des Mittelalters in dem Wesen ihrer Gattung rein behauptet und sich nirgends einer abgesonderten Naturbeschreibung hingegeben.

Schon bei Homer nicht, aber auch weder in den Nibelungen noch in der Gudrun findet sich eine Schilderung von Naturscenen, welche kein anderes Ziel hätte, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. So reden auch die deutschen Lyriker des 13. Jahrhunderts zwar oft genug vom milden Mai, vom Thau der Heide und von der Nachtigall, aber immer in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Das deutsche Thierepos ist aus einem traulichen Zusammenleben mit der Thierwelt entstanden, aber ohne die Absicht zu haben, diese zu beschreiben. So lauter, wie sich die Gattung der Lyrik und das Epos hier zum zweitenmale erweist, erscheint auch die Gattung des Drama bei seinem neuen Erscheinen am Endpunkte des Mittelalters. Fast nie findet die dramatische Dichtkunst Shakespeare's Zeit, im Drange der bewegten Handlung sich auf Naturschilderung geflissentlich einzulassen, sie malt die Landschaft durch die Vorfälle und Gemüthsbewegungen der Handelnden. Ihr großer und wahrer Eindruck ist demjenigen vergleichbar, den kühne Entdeckerfahrten in wenig erforschten Meeren, gewagte Besteigungen unzugänglicher Gebirgszinken, der Aufenthalt in der schauervollen Oede der Polarzone an dramatischem Interesse hervorbringen. Die Einsamkeit der Umgebung, die hilflose Abgeschiedenheit isoliren dann ein solches Bild, wirken für die Einbildungskraft um so anregender und gewähren die Möglichkeit einer individualisirenden Darstellung.

So verhält sich die poetische Gattung der Lyrik, Epik und Dramatik gegenüber der beschreibenden Poesie in allen den Zeiten, die auf reine Kunstprodukte Anspruch machen können. Die Ver-

mischung dieser Kunstarten ist für jede Zeit ein Zeichen des Verfalls. Der große Lehrer dieser wiedererweckten Erkenntniß ist unser Lessing. Die eigentliche Bestimmung einer Kunst, so bewährt es sein Laokoon, kann nur das sein, was sie ohne Beihilfe einer andern hervorzubringen im Stande ist. Das Ideal in der Poesie muß Ideal der Handlungen sein, Bewegungen sind ihr Gegenstand.

b. Zu welcher poetischen Gattung nun Schiller's Gedicht gehöre, scheint nach dem Vorausgeschickten nicht mehr zweifelhaft zu sein; ist aber die poetische Wirkung desselben nicht gleichwohl eine unbestreitbar edle, dauerhaft schöne und kunstgemäße? Und sollte hierin kein Widerspruch liegen? Gewiß nicht, wenn nämlich dieses Produkt unseres denkenden Dichters ein Lehrgedicht ist, in welchem unsere selbsterworbenen tieferen Naturanschauungen in Scene gesetzt und ihrem edeln Ideenziele neugestaltet zugeführt werden.

Der Name Spaziergang und der soeben dafür gebrauchte Name des Lehrgedichtes deuten freilich, der eine nur auf die naturbeschreibende, der andere nur auf die didaktische Abart hin. Man stoße sich jedoch nicht daran, sondern erinnere sich, daß diesem Gedichte anfänglich der durchaus richtig gewählte Titel Elegie bestimmt gewesen war, welcher nur deshalb wieder abgeändert worden ist, weil ihn bereits schon ein anderes Gedicht Schiller's trug, welches gleichzeitig mit dem Spaziergang im damaligen Weimarer Musen-Almanach gedruckt erscheinen sollte. Der Grund der Vortrefflichkeit aber liegt für dieses Produkt mitenthalten in der Aufsammlung aller der Kunsterkenntniß, zu der es die Reihe der vorauserwähnten Völker auf ihrem Erfahrungswege mittelst richtiger und sinniger Naturanschauungen gebracht hat. Diese intellectuelle Anschauung, auf welche sich der Inhalt unseres Gedichtes stützt, wird hier nicht als gelehrte Betrachtung vorgenommen, sondern geht aus Schiller selbst als ein Werk seiner dichterisch freien Thätigkeit hervor; er faßt und sammelt dieselbe überall im Einzelnen, ohne dieses durch bloß äußere Zierde glänzen zu lassen; er erhebt es zum Eindruck des Allgemeinen, ohne es in der Nüchternheit der philosophischen Abstraction zu belassen. Die äußere Naturanschauung wird ihm zu einer durch künstlerische Phantasie belebten Sittenbeobachtung, zur Geschichte unserer menschheitlichen Gefühls- und Gemüthsbildung. Das Sinnliche und Sittliche erhält den sonst nur dunkel vermutheten, hier sogar geschichtlich angedeuteten Zusammenhang; diese Beschreibung wird dadurch zur besten, daß, wie die Araber sagen, hier das Ohr zum Auge umgewandelt wird; und wo es momentan an Handlung gebrechen sollte, da steht der energisch gestimmte Leser persönlich ein, der das Gefühl der Allverbreitung des Naturlebens neu bewahrheitet aus der Frischheit des Gedichtes für seine eigene Seele empfängt. Die Idee findet damit ihre Erfüllung, die Beschreibung ihren poetischen Körper. „Die Sonne Homer's, siehe,

sie lächelt auch uns!“ Aber nicht jenes bloß negative Gefühl für Natur ist hier vom Dichter verwendet, das freilich ein allgemein verbreitetes ist und dessen Beschaffenheit er genau trifft, wenn er es anderwärts die „Empfindung des Kranken für die Gesundheit“ nennt, „weil die Natur bei uns verschwunden ist und weil wir sie nur außerhalb des Menschen in der unbeseelten Natur wiederfinden.“ Aus der Naturwidrigkeit unserer Sitten und Zustände, denen wir eben unsere sentimentale Naturschwärmerei zu danken haben, führt sein Gedicht hinweg zum Naturgemäßen, wie es allenthalben in städtischer, bäuerlicher und familiärer Erscheinung vorliegt.

Das Gedicht geht nicht aus von Empfindungen, die wir Modernen uns machen, damit wir uns darauf etwas zu Gute thun können, als wären sie bereits das ächte Original; es entwirft keine Geßnerische Idylle, wo der vorausgesetzte Friede in der Gegend schlummert, es redet nicht im Tone des Missionärs, wo eine postulirte Kirche triumphirt, und nicht im Geschmack der politischen Rednerbühne, wo die bürgerliche Zwietracht raset und ein Parteisieg gelingt. Es huldigt der Wahrheit und der Tugend, aber nicht mit der Huldigung unseres gesellschaftlichen Dilettantismus; es hebt gerade diesen Mißklang und Widerspruch auf, der zwischen der äußern geistigen und der äußern körperlichen Welt gefunden, und von den heutigen Tugend- oder Kunstdilettanten zum Gegenstande klagender Gefühle und Betrachtungen gemacht wird. Die Lieblichkeiten in der Sinnenwelt, wie sie von Wäldern und Gebirgen uns entgegenlächeln, sind ihm lauter Abbilder ursprünglicher sittlicher Eigenschaften; und wenn letztere in der geistigen Welt auch noch so beklagenswerth geschwächt und verkehrt werden, so sind sie doch nicht zu tilgen und zu mindern, so lange die Offenheit und Freundlichkeit, die auf dem Angesichte der Natnr liegt, vom Menschen allerwärts gefühlt, ja von ihm sogar als ein Vorwurf empfinden wird gegenüber den kalten und lieblosen Gedanken, die in seinem selbstsüchtigeu Busen wohnen. Immer noch reicht ihm alsdann die Natur einen Spiegel, um darin den großen Contrast wahrnehmen zu lassen zwischen dem, was er ist, und dem, was er sein sollte. Mag dann der schon sittlich zerrüttete Mensch mit der Schönheit der sichtbaren Dinge, der geistig Verstockte mit dem Geschmeide der Kunst noch so willkürlich und eigensüchtig verfahren, es zeigt und beweist sich ihm daraus nur um so rascher der Mißklang zwischen seinem Geschmack und seinen Grundsätzen, je kecker und herkömmlicher er in seiner gewohnten Betrachtungsweise verharren will und darf.

Das Oelbild über den Hunger der schlesischen Leinweber hat die Runde durch Deutschland gemacht. Gebildete vermögen über eine gemalte Noth zu Thränen gerührt zu werden; während eine wirkliche, die ihnen gleich unten auf der Straße entgegentreten

wird, sie vollkommen gleichgiltig läßt. Ein neuerer Verfasser amerikanischer Reiseblätter erzählt, wie seine ausgewählte Schiffsgesellschaft ein schwermüthiges Negerlied anstimmt, worin ein entlaufener Sklave sein Heimweh ausdrückt, während auf eben demselben Fahrzeuge ein nordamerikanischer Staatenvertreter mit seinen drei Negersklaven die Ueberfahrt nach Cuba unbelästigten Stolzes mitmacht. Diese nordamerikanischen Passagiere zusammen sind freilich von einer ursprünglichen Naturempfindung so weit losgerissen, wie jene vornehmen Leute, die eine gemalte Hungersnoth allein rühren muß; beide werden ihrer Gefühle erst in effigie wieder gewahr; den gepeitschten Neger und verhungernden Bettler hart neben ihnen, das leibhafte Original, sehen sie nicht mehr. Aber ihnen tritt die Naturmacht nun in Gestalt der Kunst gegenüber, und ein rohes Negerlied sogar schlägt diese ohnmächtigen Seelen in förmliche Sklavenketten. Den Einen sagt es der Katalog der Kunstausstellung, daß sie Menschen sein könnten, den anderen beweist es ein aus Congo nach Amerika geschwommenes Lied, daß sie frevelnde Unmenschen sind. So sehr hat das Sprichwort recht, daß es mancher Schaufel brauchen würde, wenn man die Wahrheit begraben wollte. Wessen Ideen nicht mehr durch die einfache Wirklichkeit berührt zu werden vermögen, der unterliegt einem gröbern oder ungewöhnlichern Reizmittel unbewußt, und dieses erst wirft ihm einen grellen Widerschein seiner schwachen sittlichen Eigenschaften in's Auge.

> Man sagt, uns fehle Kunst, verglichen mit den Alten;
> Viel mehr, es fehlt Natur uns nur.
> Kunst wußte doch aus sich die Sprache zu entfalten,
> Doch borgen mußte sie Natur. Rückert 6, 287.

Wer hingegen diese Beschaffenheit des gewöhnlichen Menschen kennen gelernt hat, wer mitten in der Gesellschaft, in welcher er Geist und Lieblichkeit suchte, allein das Schale und Schmutzige gefunden, der geht umgekehrt von der sittlichen Scene in die Naturscene über, um statt des Widerwärtigen und Empörenden, da die Anmuth und Harmonie zu finden. Wenn er dann auch hier den wiesenblumigen Anger eines angebauten Besitzthums vergleicht mit dem rauhen Zorngeist seines Besitzers, so würde er wie der Engländer Chalmers irren, wenn er glauben wollte, daß ein Frost über unsere irdische Schöpfung gekommen sei, der den materiellen Theil derselben unberührt gelassen, unter den Menschen dagegen eine um so größere Verheerung angerichtet habe. Denn gerade dieser Glaube Chalmers entspringt aus des Menschen innerer Welt und macht hier das Wesen seiner imaginären Naturbetrachtung aus. Den Inhalt zarter Seelenbeschaffenheit, den er bei seines Gleichen vermißt, dichtet er den Naturdingen an, um diese gegen die entbehrten Menschenseelen einzutauschen. Eben wo

er mit dem Gefühle seines Mangels erscheint, macht er die Natur durch die Beharrlichkeit seiner Idee zum Wesen des Vollständigen und Vollkommenen. Und nur in der Verkennung seiner selbst und seiner Denkoperationen kann er sagen, wie Schiller einmal in absichtlichem Trübsinn:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Es dämmert in ihm ein Gefühl der All-Einheit auf, aber in dem gleichem Augenblicke möchte seine Verzagtheit ihn allein von diesem neuen Gewinnste wieder ausschließen.

Der Spaziergang enthält und rechtfertigt nun gerade diese Ideen des Einklangs zwischen Natur und Cultur, zwischen Empfindung und Idee, zwischen sinnlichem Wohlsein und geistiger Entwicklung; er hebt jene einseitigen Fragezeichen auf über eine in zwei getrennte Hälften auseinander fallende Welt, er läßt nicht mehr jenen trostlosen Gegensatz allein übrig, der zwischen Verwilderung und Sittigung unausgleichbar zu bestehen scheint. Und indem er diese neuen Ideen unseres Culturzustandes in lebendige Bilder der Anschauung zurück verkörpert, unsern humansten Wünschen und Erwartungen eine in der Natur schon erfüllte Gestalt giebt, verwandelt sich das Gedicht für den Dichter selbst in dem Augenblicke der Vollendung in eine Quelle vollkommener Befriedigung und geistiger Genugthuung; ja er erklärt sich weiter daraus, warum nun sein Werk allen verschiedenartigen Bildungsgraden der damaligen Gesellschaft so augenfällig zum Troste werde, wie sich bereits Alle in der Vorliebe für dieses Gedicht so schnell geeinigt hätten. Er schreibt unmittelbar nach dem Abschluß desselben an Wilhelm von Humboldt (29. Nov. 1795. Briefwechsel S. 318): Ich will nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu Gute thue, vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mich däucht, das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts bestehe darin, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Göthe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus.

Humboldt stimmt ebendas. S. 248 schnell bei und erwiedert zur Erklärung dieses Umstandes Folgendes: Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am

meisten anzieht, und mein Innerstes am lebendigsten und höchsten bewegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Im Anfang und am Schluß die reine große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, er an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des blos malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Der ersten Einfalt folgt die Cultur. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

c. Man darf demnach Schiller's Gedicht zwar immerhin ein naturbeschreibendes Lehrgedicht nennen, gleichwohl hat man ihm damit nichts von seinem ächten Werthe entzogen. Denn dem Inhalte wie der Form nach gehört es der gesicherten lyrischen Gattung der Elegie an, während die in ihm dargestellte Idee nicht blos wahr und überzeugend in ihrem essentiellen Werthe wirkt, sondern auch in ihrer poetischen Verkörperung tadellos, ja in prächtiger Schönheit zur Erscheinung gebracht ist. Was hier unter dem Scheine des Kunstschönen in holder schmeichelnder Anmuth des Gedichtes für die Fassung vorgebildet wird, das hat das gestrengere Denken zugleich als giltige Wahrheit dem Geiste mitbewiesen; die Wahrheit der behandelten Idee wird zugleich in der Gestalt der Schönheit als Erfüllung gezeigt. Dies ist kein Spiel der äußerlich suchenden Kunst, sondern es ruht in dem tiefen Ernste des Grundgedankens, der durch Schiller's gereiftere Kunstabsichten insgesammt hindurchgeht. Dieselben Begriffe, die er hier poetisch gestaltet, äußert er abhandelnd in den Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung" (fünfter Abschnitt); und es ist eine befriedigende Aufgabe für Jeden, in diesen Briefen nachzulesen, wie sich dorten der untersuchende Denker bei derselben Idee verhalte, bei der wir ihn so eben als den gestaltenden Denker betrachtet haben. „Die Klarheit und Harmonie des Wesens, sagt Gervinus 5, 447, ist überall dies edle Ziel, wohin der Dichter und der Philosoph in Schiller die Menschheit weist. In

dem Reiche der Schatten (Ideal und Leben) mahnt er den Menschen, der zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden schwankt, die Angst des Irdischen hinter sich zu lassen und sich in das Reich der Ideale zu flüchten. Der Genius stellt Natur und Schule gegeneinander und Weisheit giebt dem Menschen die verlorene Natur zurück. Diese Harmonie der Kräfte, welche die Bedingung der Schönheit ist, preist er in der Würde der Frauen. Der Spaziergang berührt wieder diese höchsten Fragen des innern Einklangs, der Cultur, der ruhigen Natur, deren Frieden die Kunst mit sich führt. In der Glocke durchgeht er die ganze Tonleiter aller menschlichen Empfindungen; es ist die Krone dieser Schillern ganz vorzugsweise angehörenden Gattung contemplativer Lyrik.

„Diese Ideen, die in Schiller's Aufsätzen und Gedichten liegen, sind, wie Gervinus (loc. cit. 437) bemerkt, in die zartesten Gefäße des nationalen Bildungsorganismus eingeströmt; wir tragen sie in der Seele und wissen nicht woher und es lohnte sich wohl der Mühe, an die vergessene Quelle einmal wieder zu erinnern, aus der mancher erstaunt sein würde, den schönsten Theil seiner Empfindungen, Einsichten und Hoffnungen abgeleitet zu finden."

Zum Abschluß des hier behandelten Gegenstandes ist wohl der Nachweis willkommen, ob und wie die von Schiller's Gedicht dargestellte Idee jemals in die Wirklichkeit getreten sei und sich vorübergehend einmal für uns erfüllt habe. Diese Erfüllung liegt in dem zwischen Schiller und Göthe geschlossenen Geisterbündniß, der wichtigsten und heiligsten Allianz, die jemals gemacht worden ist; die, wie Göthe selbst urtheilt (Riemer's Mittheil. 2, 512), zwar vorüber ist und nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht nur über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß ausübt. Gervinus Literaturwerk (Bd. 5, 431—443) hat hierüber mit so überzeugender Würde geurtheilt und es fügt sich das dort Gesagte so zweckmäßig zu dem bereits Vorgetragenen, daß es hier mit Recht das Ziel der ganzen Untersuchung ausmachen kann.

„Die Dichter, äußert Schiller (Naive und sentimentale Dichtkunst), sind überall schon ihrem Begriffe nach Bewahrer der Natur; sie werden entweder Natur sein, oder die verlorene suchen, was sie entweder zu naiven oder sentimentalen Dichtern macht. Der Eine erhält seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der Andere durch Annäherung an eine unendliche Größe. Weder der Eine noch der Andere erschöpft für sich das Ideal schöner Menschheit, sondern die innige Verbindung Beider. Beide sind in der menschlichen Natur selbst begründet; die Gegensätze, die ihnen zu Grunde liegen, sind Realismus und Idealismus. Auch sie sind Seiten des Menschen, die in ihrer Unversöhnbarkeit die schlimmsten Trennungen anrichten. Ihr Gegensatz ist so alt als

der Anfang der Cultur und wird vor dem Ende desselben schwerlich anders als im Einzelnen beigelegt werden."

Diese Einzelnen sind unsere zwei großen Dichter geworden. Göthe las die ästhetischen Briefe, denen obige Stelle angehört, zweimal und mahnte nach dieser Lectüre „daß sich Beide in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes denken möchten, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen;" und dies ist der schönste und größeste Sinn, der dem Zusammenwirken der beiden Männer gegeben werden kann. Diese „Antipoden" wie sie sich früher selbst betitelt, schlossen nun, nach den Worten des Einen, den großen Bund zwischen Object und Subject, zwischen Natur und Freiheit; es begegnete sich nach den Worten des Andern, der speculative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte, sich der Erfahrung zu nähern, und dieser dem Gesetze; es konnte jeder dem andern etwas geben, das ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Dieses Verhältniß Beider lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser beiden Männer als das Ziel unseres Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die Richte, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat. Es lehrt uns die Einseitigkeit preis geben, mit der wir uns häufig in eitelm Gezänke zwischen beide Dichter partheien. Der große Antagonismus von Realem und Idealem, von Sinn und Geist geht durch alle Welt und richtet Spaltungen an, die in dem Wesen der Menschen unvermeidlich liegen. Jede Literatur hat ein solches Paar aufzuweisen, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen zertheilen. Zwischen Aristoteles und Plato, zwischen Zeno und Epikur, zwischen Ariost und Tasso, Lope und Calderon, Wolfram und Gottfried, hat sich der Streit nie geschlichtet; noch zwischen Herder und Lessing, zwischen Wieland und Klopstock liegt diese Kluft, über die diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß Göthe und Schiller diesen eigensinnigen Abschluß überwanden und in der Anschauung ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß fanden, dies war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Cultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist. Sie selber wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen; und uns Deutschen muß dies ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen und die um so lauter für die Aechtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können, je aufrichtiger wir uns der jeseitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge uns, einen solchen Standpunkt unserer Bildung festzuhalten, dann dürften wir, wie es Göthe von sich aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit: Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist; in tausend Brüsten
Schlägt, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz;
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze.
— Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

B. Die Ode.

8. Klopstock's Dichtungsziel,

ausgesprochen in den zwei Oden: Bardale und der Abschied; beide geschrieben im Jahre 1748.

Das heute über Klopstock umgehende Urtheil ist ein zwiespältiges, wie es schon zu des Dichters Lebzeiten gewesen war. Wir lassen es hier durch zwei befugte Männer aussprechen.

Joh. v. Müller, der Schweizerhistoriker, schrieb eine wegwerfende Recension über Klopstock's Oden „für Sphärenbewohner in übermenschlicher, Kopfweh machender, über übermenschliche Dinge gesungener Sprache". Müller's Briefe, ed. Füßli (Zürich 1812) S. 43.

Ein gestrenges, aber dem Müller'schen Ausspruche entgegengesetztes Urtheil gibt Schiller ab in seinem Aufsatze Ueber naive und sentimentale Dichtung:

„Beinahe jeder Genuß, den Klopstock's Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden. In gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüthes kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinaus strebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu eng findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist."

Unzweifelhaft stehen wir heute mit unserm eignen Urtheile über Klopstock auf Seite Schillers; wenn wir es aber nun für unsern besondern Fall begründen sollen, so haben wir den Beweis zu führen, daß die beiden im Titel genannten Oden zusammentreffen mit der Frömmigkeit und Schönheit, welche in folgendem altgriechischen Trinkliede enthalten ist; übersetzt von Curtius und Geibel (Klassische Studien, Bonn 1840):

O daß ich eine Leier wär' von weißem Elfenbein,
Und schöne Knaben trügen mich zum Dionysostanz!
O daß ich wär' ein Goldgefäß, vom Feuer nie berührt,
Und trüg' mich eine schöne Frau, mit Keuschheit angethan!

Die Einsicht in die Verwandtschaft der Klopstock'schen Oden mit dem Inhalte des hier stehenden Skolion erwächst dem Schüler dadurch, daß er sich des Grundgedankens der beiden Oden bemächtige und denselben durch allen Empfindungsreichthum und Bilderschmuck der einzelnen Strophen hindurch als dessen treffende Erscheinungsseiten nachweise. In Platen's Romantischem Oedipus schließt eine Parabase zum Preise Klopstock's also:

Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegenzugehn der Vollendung.
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft;
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar.
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Göthischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor und entfaltete himmlischen Reichthum,
Doch Keiner erschien in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar.
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab, und um Göthe's erhabene Stirne
Glüh'n Rosen im Kranz. Kühn wäre der Wunsch, zu ersingen verwandte Belohnung.

9. Erklärung der Hymne Platen's An den Grafen Fugger.

a. Angabe des historischen Inhaltes und des ihn beherrschenden Gedankenganges.

Der Dichter, aus einem Hannoveraner Grafenstamme entsprossen, ist mit einem dem süddeutschen Grafengeschlechte der Fugger angehörenden Freunde aufgewachsen und wie dieser zum Soldaten gebildet worden. Nach kurzem Feldzuge im schon besiegten Lande der Franzosen sehen sich beide junge Männer zu der unfreiwilligen Muße des Garnisonslebens verurtheilt. Platen widmet sich poetischen Productionen, in denen er den Mustern der formell vollendeten Dichtung nacheifert; Fugger ergiebt sich der musikalischen Composition und sucht des dichtendeu Jugendgefährten Verse durch

anmuthige Tonweisen auf die Lippen seines Volkes zu verpflanzen. So bietet Beiden Musik und Dichtkunst Ersatz in einer an politischem Trost und energischer Thätigkeit verarmenden Gegenwart. Die Mythe des thracischen Orpheus, dessen Gesang die Thiere der Wildniß gezähmt, dessen Wort die Menschen zum Volkskörper geeinigt hat, dient unserm Dichter zum doppellebigen Gleichnisse, um auf seine und des Gefährten Bestrebungen überzugehen. Er blickt auf des tonkundigen Freundes ruhmvolle Ahnenreihe zurück, die mit dem Ruhme des deutschen Städtewesens und einer großartigen Kaiserepoche enge verflochten ist. Aber nicht der Ahnenstolz prahlt, nur der berechtigte Bürgerstolz redet, und ein seufzender Patriotismus überschaut diese so klein und arm gewordene Jetztzeit. „Nur dem Wohlstand schwesterlich folgt die Freiheit", sagt die Hymne; und übereinstimmend äußert die Thronrede eines neuesten Kaisers: die Freiheit hat niemals geholfen, ein dauerndes politisches Gebäude zu gründen; sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat.

Da der Ahnherr der Fugger i. J. 1409 starb, gehörte sein Geschlecht noch zur Innung der Augsburger Leineweber. Schon ein Jahrhundert nach seinem Tode waren seine Nachkommen die Rothschilde des Landes geworden, ihre Schiffe giengen im Mittelmeere und in der Ostsee, zwanzig auf einmal nahm ihnen damals die feindliche Hansa weg, die mit Kupfer auf der Weichsel fuhren. Maximilian I. adelte dann das Geschlecht. Als man einst dem Kaiser Karl V. den königlichen Schatz zu Paris zeigte, soll er gesagt haben: in Augsburg habe ich einen Weber, der das alles auf einmal aus seinem Sacke bezahlen kann. Er meinte jenen Grafen Anton Fugger, welcher ihn in seinem Hause beherbergte und ein Kaminfeuer aus Zimmtholz (2 Loth kosteten damals noch 2 Dukaten) für den frierenden Monarchen angemacht hatte, in dessen Flamme er zugleich die sämmtlichen kaiserlichen Schuldverschreibungen warf. Noch ist die Hauptstiftung des kunstliebenden und wohlthätigen Geschlechtes übrig, die sogen. Fuggerei. Es ist dies eine eigene kleine Stadt in der großen zu Augsburg mit drei Haupt- und drei Nebengassen, drei Thoren und einer Kirche. In einem ihrer 51 Häuser findet jeder arme Stadtbürger gegen den Jahreszins von zwei Gulden Wohnung und Unterkommen. — Platen ist zu Messina begraben, Fugger, so vorfrüh wie sein Freund, als griechischer Rittmeister gestorben.

b. Metrische Form. Ode und Hymne ist Gipfel und Schlußstein der Lyrik. Sie ist diejenige musikalische Poesie, die des Gesanges zu entbehren und sich selbst die Musik zu ersetzen strebt. Wie Mendelssohn-Bartholdy „Lieder ohne Worte" componirt hat, so hat schon Klopstock nach Seb. Bach's und Händel's großen Tonschöpfungen Odenformen erfunden. Wie die Instrumentalmusik alle Einzelrede des Liedes verstummen läßt, um nur noch allgemeine Gemüthsbewegungen, allgemeine Menschengefühle durch

die Wirkung der zusammenstimmenden und in sich selbst arbeitenden Tonmassen machtvoll aussprechen zu lassen, so sucht der Rhythmus Pindars und der griechischen Tragiker die begrifflich gewordene Bedeutung der Sprache, die Einzelgeltung des Wortes zu Tonweisen umzugestalten, den Klang jedes einzelnen Gefühles in eine Succession von rhythmisirten Tönen zu steigern und mit dieser Mannichfaltigkeit einer Mehrheit sich bedingender Gefühle und Gedanken, dem Verstande ein neues Kunstproblem vorzulegen. Verstand und Gemüth empfinden und wissen jedoch solche Leistungen nur in der Muttersprache; nur sie ist der Leib, welcher alle die feinen und frischen Bewegungen unseres Gemüthes für jeden neuen Moment gegliedert darstellt. Das griechische Tongebäude Pindar's kann uns nicht verführen, über den Pindarischen Gedankeninhalt leichter und unbefangener hinwegzukommen; uns ist seine Sprachseele längst erstorben, seine tönende Stimme lautet unserm Gehöre gebrochen. Alle gelehrten Versicherungen vom Gegentheile halten ein mühseliges metrisches Exercitium für Poesie und derlei galvanische Versuche an einer Leiche für warmes Leben. Wenn daher Platen in gegenwärtiger Ode die Strophenform des Gedichtes zwar aus Pindar, Olymp. X. entlehnt, so hat er doch dabei zugleich auf die Epode seines Pindarischen Musters sehr besonnen verzichtet. Wir Modernen vermögen nemlich den ganzen Umfang dieses Rhythmenbaues kaum als Sprachperiode mit dem Gedächtnisse zu verfolgen, nicht aber sie in ihrer weitgespannten musikalischen Gliederung mit dem Gehöre zu fassen und zu überlegen. Wenn nun die Ode nur mittelst dieser Succession von Tönen und correspondirenden Rhythmengliedern die Wirkung ihrer musikalischen Logik gewinnen kann, so folgt, warum die kopfanstrengend-allegorische Ode Ramler's, die philosophisch-didaktische Herder's, die oratorisch-reimende Uzen's, die horazisch-architectonisch correcte von Denis und Stägemann, warum uns alles logische Schema der Gedankenmühe und Verstandesoperation in ihr zuwider ist und bleibt. Wir schenken die Stirnrunzel der Meditation her gegen jeden naturwüchsigen Affect des klingenden und rauschenden Strophengebäudes.

Ganz treffend sagt dies das oft glossirte Tieck'sche Motto:

Süße Liebe spricht in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu ferne;
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen.

c. Beweisführung und Beispiel, nach Minkwitz, Allg. Ztg. 11. Octb. 1843.

In Strophe 6 und 7 neigt der lebendig gewordene thracische Waldbaum sein Haupt zum Sänger nieder; und dieses Neigen erhält seinen höchsten Ausdruck auf der letzten Sylbe der Worte

„voll Sehnsucht“ (— — —′), wo wir den dunkeln Wipfel der Ceder die geweihte Stirne des unter ihr ruhenden Orpheus leise berühren sehen. Zugleich wird die Regsamkeit und das Entzücken des Baumes, dessen Krone in die Lüfte ragt, durch die Worte vergegenwärtigt:

ihr im Luft — raum — schwelgendes Haupt
—∪— — // —′∪∪ — .

Die Wortfüße sind hier so glücklich abgetheilt, daß wir durch den blosen Ton und Tanz des Maßes das Hin- und Herschwanken der umlaubten Baumkrone zu erblicken glauben. Denn wir sind bei dem Vortrage genöthigt, die langen Sylben zu brechen, und vor „schwelgendes“ ein wenig inne zu halten. So reichen diese acht Sylben gerade hin, um eine zweimalige Hin- und Herbewegung des von dem Gesang erfreuten Baumwipfels auszudrücken. —

Auf solche Art wird in der Ode unsere Seele ganz Auge, unsere Empfindung wird zur Anschauung und das Wahrnehmen des seinen Cadenzen zurollenden Rhythmus wird ein sehendes Hören. Mit Ruhe sieht die Seele auf den von ihr in Bewegung gebrachten und beherrschten Gemüthszustand herab.

C. Das epische Gedicht.

10. Die epische Fassung von Göthe's Hermann und Dorothea.

I. Einheit des Ortes. Wie behandelt der Dichter den Schauplatz im Ganzen, die Localitäten im Einzelnen?

„Da wollen sie wissen, sagt der alte Göthe einmal ereifert über die mikrologische Kritik seiner Zeitgenossen, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.“ Gespräche mit Eckermann 1, 274. Wohl mit Recht durfte sich der Dichter über eine so kunstwidrige und geistlose Neugier des Publikums beschweren; denn er meinte ja, jegliche Frage die noch aus der vernünftigen Phantasie an sein Werk gestellt werden könnte, gar wohl vorgesehen und im Gedichte selbst bereits fein genug beantwortet zu haben. Er wußte, mit welcher gründlichen Sorgfalt er seine Einbildungskraft hatte arbeiten lassen, damit in den Vorstellungen des Lesers ja keine unangenehmen und dunkeln Lücken entstehen möchten. Und gleichwohl redete ihm jetzt die Trägheit noch darein und wollte seine künstlerischen Berechnungen zu Schande machen. In solchen Augenblicken schrieb er dann seine Erfahrungssprüchlein in die Reihe der zahmen Xenien ein, die man ihm so übel genommen hat; seine Erklärungen gegen die Masse, die im Ganzen respectabel aber im Urtheilen miserabel sei.

Betrachte man des Dichters Verfahren, wie er den äußern Schauplatz deutlich umrahmt, auf dem sich das große Ganze der Begebenheit bewegt, und wie er ebenso genau den engern umrissen und schraffirt hat, auf welchem die Herzensereignisse zur Erfüllung kommen sollen.

a. Aeußerer Schauplatz. Lage und Beschaffenheit des Landes.

Gleich der erste Gesang nennt uns das schöne überrheinische Land als den Ausgangspunkt, von woher die Emigration gezogen kommt, welche den bürgerlichen Unruhen der Heimat zu entfliehen sucht. Jetzt eben hält in den fruchtbaren Krümmungen des Rheinthales das wandernde Völklein Rast, nicht weit von Hermanns Geburtsstädtchen; und die Bürgerschaft geht bis zum Dammweg hinaus, um die Schaaren der armen Vertriebenen zu betrachten. Es geschieht zwar nur in herkömmlicher Neugier; doch draußen am Strome nimmt man das fremde Unglück zu Herzen und kommt zur Fassung gebührender Entschlüsse; denn das Heute mir, morgen dir, tritt Jedem vor Augen und man hört deswegen hier schon von Vorsätzen zu Rüstung und Gegenwehr, und nun soll des Rheines Ufer „werden ein Wall, um abzuwehren den Franken, und sein breites Bette ein allverhindernder Graben.“ Dies ist gleichsam das erste Becker'sche Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben“; jetzt nicht für den blinden Zeitungslärm geschrieben, sondern für die künstlerische Anschauung des Lesers, der in den hübschen Räumen eines Gedichtes auf ungezwungene Weise einheimisch gemacht werden soll.

Gelegentlich werden dann diese allgemeinsten Grenzen einer rheinischen Stromlandschaft noch enger und genauer abgesteckt.

So hören wir, daß der reiche Nachbar im Kaufmannshause da drüben in einer nagelneuen Kutsche ausfährt, die er in Landau hat machen lassen (Ges. 1). Da schwebt ferner dem Magistrat, der das Städtchen renovirt und das Straßenpflaster herstellt, eine gewisse Ortsrivalität vor, hinter dem reinlichen Mannheim nicht allzu weit zurückzubleiben. Da macht man sich auch an den neuen Chausseebau; und wenn er wirklich bis an die große Heerstraße vorgerückt sein wird, so ist es gar kein lächerliches Project mehr, vom Städtchen aus bis nach Frankfurt in einer Route zu fahren. Nach allen Seiten hin thut sich diese kleine verbretterte Welt auf und stellt sich hell und deutlich vor's Auge. Damit man aber auch den entferntesten Punkt auf diesem Kinderglobus des Kleinbürgers, die größte Stadt für die geographischen Kenntnisse der kleinsten mit erfahre, so wird Straßburg einmal genannt; denn dorten hat der Herr Ortspfarrer seine protestantische Theologie absolvirt (Ges. 3 und 6). Wenn die Bürger zusammen sitzen, erhält man bei der ersten Flasche Wein, die sie ausstechen, einen heimlichen Wink, welche Zeit es eigentlich sei, die sich gerade die

schlechte schelten lassen soll; und dies geschieht durch einen Seitenblick, den man in jenen landwirthschaftlichen Kalender werfen darf, welchen das Rheingau schon vor der Buchdruckerkunst zu führen pflegte. Denn kaum haben die drei plaudernden Hausfreunde im hintern Sälchen beim Löwenwirth Platz genommen, so kommt die Hausfrau mit einem Teller voll dicker kurzfüßiger Römer und sucht ihnen die Grillen mit einem Glas 83er zu verjagen. So wird auch gleich der historische und chronologische Schulcursus vom Leser bequemlich mit durchgemacht.

b. Der engere Schauplatz. Die städtische Landschaft und ihre Promenade.

Hat uns das Gedicht Provinz und Thalschaft im Allgemeinsten aufgehellt, so macht es uns nun noch mit den näheren und traulichen Punkten rings um das Städtchen bekannt. Dies läuft alles auf einem so wohlgeordneten Pfade ab, daß sich der Leser nicht leicht mehr verirren wird. Das Wesen des Städtleins ist schmal und kurz beisammen; so lassen sich denn auch alle Touren, die man von hier aus unternehmen muß, in zwei kleinen Stationen bequem abmachen. Zu jeglichem Spaziergange kann man vom Hofe des Wirthshauses aus gleich in den Kohlgarten gehen und dann durch jenes Pförtchen hinausschlüpfen, das hier mittelst besonderer Vergunst der Obrigkeit unser Löwenwirth in die Stadtmauer gebrochen hat (Ges. 4.). Man passirt den trocken gelegten Umfangsgraben und steht nun schon im Freien. Auf hübschgelegten Steinplatten geht's erst durch den Laubengang des Weinberges, dann sachte der Anhöhe im Kornfelde entgegen, wo droben der alte Birnbaum mit der Ruhebank steht, das Markzeichen der Gutsgrenze. Hier, wo man die erste Station bereits zurückgelegt hat, setzt man sich einen Augenblick nieder, und zählt die paar Fensterscheiben, die von Hermann's Dachfensterchen herauf glitzern. Oder man hat verathmet, blickt geradeaus in die Wiesenlandschaft hinaus und entwirft sich kühnlich den Operationsplan, wie man in dieses Campanien einrücken und im Capua der nächsten Dorfschenke Quartier nehmen wolle. Dies ist gleich in's Werk gesetzt. Man braucht nur die Heerstraße drüben zu kreuzen, damit man nicht im Staub des August sich allzusehr erhitze, und hält man alsdann die Richtung ein nach jener Lindengruppe zu, die drüben auf dem Anger den hübschen steinernen Brunnen einfaßt, so ist man von dorten weg schon mit den nächsten paar Gängen im Dorfe. Hier ist sodann die zweite und letzte Station erreicht. Hieher fährt und lustwandelt der Bürger, hier hält heute gerade der Zug der Emigranten an und sucht Nachtherberge.

c. Engstes Local. Das väterliche Haus.

Von jenem entferntesten Punkte der Gegend am Lindenhofe beim steinernen Brunnen holt Herrmann seine Dorothea heim in's

elterliche Haus — dies ist die ganze Weltstrecke, die in dieser Odyssee zurückgelegt wird; es ist also erforderlich, daß man vorher auch am entgegengesetzten Ziele in Hermann's elterlichem Hause einheimisch geworden sei und sich nebenbei auch gleich beim Hausnachbar mit umgesehen habe. Garten, Weinberg, Kornflur, ja die einzelne Kohlstaude, von der die sorgsame Hausfrau die Raupen abliest, sind zusammen vom Spaziergänger schon berührt und betrachtet. Im Hause selbst wird ihm nun nicht minder jedes Winkelchen gezeigt, das etwas Trauliches für sein neugieriges Herz haben kann.

Der Thorweg ist neugebaut, seit jenem großen Brande, der vormals das Städtchen bedroht hat; hier hat vor dreißig Jahren Hermann's Vater dem Nachbarstöchterlein mitten auf dem rauchenden Schutt die Hand zur Ehe gereicht (Ges. 2); nun rasselt des großen Sohnes Zweispänner bequem und mächtig durch die schallende Einfahrt. Hinten im doppelten Oekonomiehofe des Wirthshauses trifft man die Stallungen und Scheunen, golden liegt die Gerste in den Futterkrippen, und das blanke Riemzeug der Rosse hängt neben am Nagel. Vornen an der Fronte des Hauses prangt der in Feuer vergoldete Wirthshauslöwe, unter ihm in wohlberechneter Symmetrie ist die steinerne Hausbank, auf der man an Sonntagen Vormittags nach dem beendigten Kirchgang die frisch gekehrte Hauptstraße vortrefflich überschauen kann. Queer über prunkt des reichen Kaufmanns Haus mit den neuen Spiegelscheiben und den drei naseweisen Töchtern dahinter; weiter hinab liegt die etwas rußig gewordene Engelapotheke. Die Mitte der Straße nimmt der Marktbrunnen ein, wo die Rinder Zusammenkunft halten (Ges. 2). In der Gaststube drinnen steht ein mächtiger runder Zechtisch, mit dem sogar die Fuhrleute das table moving, das magnetische Tischrücken schwerlich ausführen würden. Wen hier die Fliegen zu sehr plagen, der trinkt des Sommers sein Schöppchen im hintern Stübchen, wo es hübsch kühl ist, und hat noch dazu das Vergnügen, hier gewöhnlich den Herrn Pfarrer zu treffen. Die gute Mutter liebt die Stille und wohnt jedenfalls eine Treppe höher: der Sohn braucht die vielen Stiegen nicht zu scheuen, er hat über den Zimmern der Mutter sein Dachstübchen, wo er den Mond schwermüthig betrachten und nach kurzem Schlafe die Pracht des Sonnenaufgangs täglich erwarten kann (Ges. 4 und 8). So hat man das Haus vom Dachziegel bis hinab zum Pflasterstein kennen gelernt und weiß nun genugsam, wie wohnlich es Dorothea hier finden wird, wenn sie Hermann heute als junge Hausfrau zum erstenmale in diese Räume führt.

d. Die Aussicht vom Wohnhause aus in die Stadt.

Durch ein ganzes Schock von Bemerkungen, die den Wirthsgästen in der Hitze des Gespräches oder als Ortsanekdötchen

nebenher abfallen, erfährt man, wie es zur Zeit im Städtchen selbst aussieht. Aus Allem muß man schließen, daß hier die alte und die neue Zeit noch im Kampfe liegen, daß aber die letztere endlich das Feld behaupten wird. Die häusliche Erziehung ist bisher noch ziemlich aus dem Groben gewesen und hat sich an die sehr beliebte Anfahrungs- und Abschreckungstheorie gehalten. Den Apotheker hat vormals, da er noch kein Sitzleder hatte, sein Vater zum Schreiner hinübergeschleppt, um ihm einen frisch gehobelten Sarg zu zeigen, in dem er einst ruhig und geduldig still liegen werde (Ges. 9). Gegen solche kriminalistische Maßregeln eifert der zuhörende Stadtpfarrer gründlich; er gehört dem jüngern Geschlechte an, war als Informator eines Edelmannes auf Reisen, hat kutschiren gelernt und will nichts von dem untröstlichen Mortificationssinn der altgroben Pädagogik wissen. Der brave Löwenwirth stimmt dem zwar bei, macht es aber mit seinem Sohne nicht viel besser; er wiederholt ihm die altgeläufige Forderung, daß der geschulte Sohn etwas ganz anderes werden müsse, als der übelgeschulte Vater hat werden können (Ges. 2 und 3), und poltert seinen Verdruß, den er aus der Rathsstube mit heim bringt, gewöhnlich gegen die unschuldige Familie heraus (Ges. 4). Aber auch die neuere Schulung mit der jüngern Generation geht hier zu Lande noch keineswegs viel weiter. In dem verbauten Gesichtskreise eines Provinzialstädtchens bleibt das Mangelhafte am meisten geschont, weil es ja das Herkömmliche ist. Der Bürger, welcher genöthigt ist, Ackerbau und Kleingewerb zu paaren (Ges. 5), bringt es in den verstiegensten Planen doch nur zu dem Nützlichen. Und so entwirft auch hier der protestantische Utilitarier das Schulprogramm noch in demselben Style, in welchem es doch sein Dr. Luther schon verspottet hat, wenn bei ihm „der gemeine Geizwanst" redet: „Ha, wenn mein Sohn Deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun!" Wie mag es dabei dem Stadtschulmeister ergehen? Von ihm ist freilich im ganzen Gedichte mit keiner Sylbe die Rede. Gleichwohl könnte seine Lage bei einem solchen Publikum und den damit zusammenhängenden Schulvorständen nicht richtiger angegeben sein, als in folgenden Versen (9. Ges.) geschieht:

Sind doch nicht das Schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie.
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber im Zwiespalt,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.

Diese Leute sind sich überhaupt des Zieles nicht bewußt, dem

sie zustreben und zugleich widerstreben. Sie opfern der Mode und preisen in demselben Athem wieder das Alte; sie bleiben in einem unseligen Mittelzustande, in einem gespenstischen Zwischenreiche stecken. So hat sich sogar Hermann schon einmal neumodisch frisiren lassen und ist in Surtout und Pekesche hinüber gegangen in's reiche Nachbarhaus, wo die Handelsbübchen den Töchtern den Hof machen.

Sein Unstern mußte es so wollen, daß man da gerade Klavier spielte und neue Operntexte sang. Seit er dorten die fatale Antwort schuldig blieb, wer Tamino und Pamina gewesen, und darüber als ein Hans Adam ausgelacht worden ist, hat er die Hand an sich selber gelegt, d. h. er hat voll Beschämung den steifen Haarwulst seiner Frisur mit den Fingern wieder heruntergezerrt und den galonirten Bratenrock für immer in den Schrank geschlossen (Ges. 2). Schon auf der Schulbank war er mit der Mode in einen ähnlichen Conflict gerathen. Denn der Vater findet sich am bequemsten in jenem Schlafrock von so solidem Stoffe, „wie man ihn jetzt nicht wieder kriegt"; derselbe aber ist nach Schnitt und Muster von gar wunderlich altem Aussehen; so oft er darin auf der Hausbank sitzt, umblümt von den großen indianischen Blumen des Zeugs, auf dem Haupt die Schlafmütze mit einer gigantischen Seidenmasche, erheben die Schulkameraden ihr Gespötte über Mogul und Dalai Lama, und das ehrliebende Söhnlein muß sich mit ihnen auf der Gasse herumbalgen (Ges. 4). Aehnliche Gegensätze finden sich rings um im Städtchen. Die wurmstichigen Stadtthore zwar sind schon ausgebessert, der Kirchthurm geweißt, die Gasse umgepflastert, der Stadtkanal gedeckt, und ein Chausseebau soll nun die Stadt noch mit der Heerstraße in Verbindung setzen (Ges. 3). Aber noch immer grimassiren steinerne Bettler und bemalte Zwerge über den rothen Staketenzaun des Gartens; weiße Stukaturschnörkel garniren die Hauswand, und auf den Zimmertapeten promeniren fingerspitzende Figuren auf rothen Absätzen im Menuetschritt herum (3. Ges.). Sogar in der Umgangssprache verräth sich dieses Schwanken zwischen Sonst und Jetzt. Hermann ihrzet seine Eltern, duzet Dorotheen, wird aber beim Besuche im Hause des Kaufmanns stereotyp mit Er angeredet (Ges. 2). — So ist das Städtchen von außen und innen beschaffen.

II. Einheit der Zeit.

Hierüber kann sich die Betrachtung so einfach verhalten, als das einfache Verfahren des Dichters hierin groß und bewundernswürdig ist. Das ganze Schicksal zweier Herzen, an einem Sommernachmittage angesponnen, wird in der engen Stundenfrist von Nachmittag 3 Uhr bis Abends 9 Uhr geschichtlich und gemüthlich erfüllt. Im Strahl der Julisonne hat man die Gegend voll

Beleuchtung und Fruchtreife erblickt, den rothen Brustlatz und die weiße Schürze des auswandernden Mädchens schimmern gesehen; die Abendkühle folgt, die Gegend ist menschenleer, und noch einmal wird sie uns nun aufgethan im vollen Mondschein (Ges. 8); in reinen klaren Umrissen schreiten jetzt zwei Gestalten vom Dorfe her: Hermann, der seine Dorothea über die Strecken des väterlichen Landgutes dem Elternhause zuführt. So schnell ist der Wunsch der lieben Mutter nun wirklich erfüllt, den sie einst (Ges. 4.) dem Sohne ausgesprochen — und den heute der freche und befleckte Sinn unserer Anthologienmacher aus diesem Gedichte wieder cassirt hat in usum Delphini —:

Daß dir werde die Nacht zur schöneren Hälfte des Lebens
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde.

III. Einheit der Handlung. Fabel des Gedichtes.

Wie sich in der Odyssee die Irrsale eines einzigen Menschen auf den Hintergrund des Kampfes zweier Welttheile lehnen: so stützt sich hier die rasche Bewerbung eines erbgesessenen Gastwirthssohnes um ein in flüchtender Armuth vorbeiziehendes Mädchen, auf eine Kriegsfluth und Emigration, wie sie mit der französischen Revolution begonnen und mit der darauf gefolgten Weltumwälzung geschlossen hat. Aber diese ungeheuern Schrecknisse der geschichtlichen Ereignisse sieht man nur aus der Ferne, wie man auch das Gewitter (Ges. 8) nur hinter dem Gebirge her hört. Das Gedicht bleibt mit den Herzensbewegungen der beiden Menschen allein beschäftigt, deren Taufnamen es zum Titel genommen hat. Ueber diese erhabene Einfachheit des Inhaltes sind sich von jeher alle Stimmen des Urtheils gleich geblieben, die frühesten und die späteren. Folgende aber schreiben sich unmittelbar aus der Entstehungszeit des Gedichtes selbst her und reden aus dem allerersten Eindrucke:

Göthe meldet am 28. April 1797 an H. Meyer: Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich: ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreise bewegen.

Schon über dem ihm vorliegenden Manuscripte weissagte Schiller (Briefwechsel mit Göthe 3, 49) daß das Gedicht durch die schönsten Eigenschaften eines poetischen Werkes, nemlich durch den völlig erschöpfenden Kreis menschlicher Gefühle, schlechterdings über alle Subjectivitäten seiner Leser siegen werde.

Und da Göthe am 25. December 1796 in der Weimarer Gesellschaft sein Werk zum erstenmale vorliest, sitzt K. W. Böttiger mit unter den Zuhörern und notirt sich noch jenes Abends allerlei

Bemerkungen in sein Tagebuch (Literarische Zustände 1, 73—80), aus denen das Zutreffendeste hier ausgehoben wird.

Das Gedicht kann jenseits des Rheines mit so herzlicher Theilnahme gelesen werden, wie diesseits, es kann in alle Sprachen übersetzt, in allen Zungen gleich herzlich empfunden werden; der Dichter kennt keine Partei, es sind menschliche, nicht Nationalscenen. Die Fabel des Gedichtes ist so äußerst einfach, daß sie sich kaum erträglich wieder erzählen läßt. Ein desto belebenderes Detail gestattet diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Welch eine Welt voll Handlung und Gefühl, in welchem engen Raume, mit wie wenig Mitteln! das Colorit ist das Hellste, was unser nordisches Klima nur gewähren kann. Stellen, wie die Erzählung der Wirthin, wie vor dreißig Jahren das Städtchen abbrannte und ihr jetziger Mann ihr auf der rauchenden Brandstätte damals seine Hand angeboten; die Lebenssprüche des edeln Pfarrherrn, der Gang der Hausfrau durch den Garten, müssen alle Klassen gleich stark ergreifen. Der gemeinste Verstand wird es fühlen, der gelehrteste es bewundern. Die Charaktere der handelnden Personen sind aus den Klassen genommen, die in unsern Tagen noch Naturgepräge haben, die sogenannten Honoratioren einer kleinen Stadt. Man hat zwar solche Mütter und Väter, wie Hermanns, solche behagliche Apotheker oft schon im Leben bemerkt; aber diese in solcher Innigkeit hier gezeichneten Menschen würde man doch unter Tausenden ihrer Art herausgreifen können; denn dieses bestimmteste Individuum ist auch zugleich Repräsentant seines ganzen Geschlechtes. Alle Cultur dieser Stände der neueren Zeit ist von der Bibel ausgegangen. Darum läßt der Dichter den Wirth biblisch sprechen, während hingegen der Prediger sich dieser Sprache nie selbst bedient, denn auf einer höheren Culturstufe stehend braucht seine erprobte Weisheit aus keinem Spruchregister zu schöpfen. — Göthe fühlt, daß sobald seine Dorothea auftrete, Hermann gewissermaßen nur zur zweiten Figur herabsinken müsse, und daß, je später sie auftritt, desto größer die Spannung sein müsse. Im fünften Gesange ist noch gar nicht die Rede von ihr, aber im sechsten dreht sich alles um sie. Hermann signalisirt sie nach Kleidung und Wesen, damit sie von seinen Begleitern, die sie unterm Getümmel im Dorfe aufsuchen sollen, erkannt werden könne. Hier beginnt die erste sinnliche Beschauung der Heldin, während sie noch nicht sichtbar geworden ist. Nun erzählt ein Dorfältester aus der Reihe der Emigranten dem Pfarrherrn eine Großthat vom Mädchen, die ihre geistige Physiognomie ohngefähr ebenso treffend charakterisirt, wie vorher Hermann's mündliche Schilderung ihre Aeußerlichkeit beschrieben. Immer höher wird die Erwartung gespannt. Jetzt hat sie auch der spähende Apotheker unter dem Apfelbaum im Garten gefunden, wie sie den fremden Säugling einwickelt in jenen geblümten Flanellzeug, den der

Nachbar Löwenwirth den Armen vertheilen hat lassen. Gerade daran erkennt er sie. Er kommt und erzählt es dem Pfarrherrn. Beide gehen hin. Von da an erscheint sie wirklich nach allen Vorbereitungen ein Wesen höherer Art. So wird bei einem Schaugepränge durch jeden im Aufzuge Vorausgehenden der König oder Gott auf dem Triumphwagen gleichsam um eine Stufe höher gestellt. Als sie der Pfarrherr erblickt, gesteht er, so ein Mädchen finde er selber liebenswürdig vor allen ihres Geschlechtes. Die Art, wie er dieses Geständniß ablegt, ist im Kleinen völlig mit jenem berühmten Geständnisse der trojanischen Greise auf dem Skäischen Thore von der Helena vergleichbar, im dritten Gesange der Ilias. So läuft die Brautschau ab, welche Apotheker und Pfarrer zur Ehre der Jungfrau unternehmen müssen. Beide kehren mit einem Herzen voll aufrichtiger Achtung heim, Hermann aber überläßt ihnen das Fuhrwerk und bleibt noch am Brunnen des Lindenhofes zurück. Denn er allein hat sie ja hier noch nicht wieder gesehen. Ein herrlicher Kunstgriff des Dichters! Hätte Hermann, wie man anfangs erwartet, oder vielmehr befürchtet, seine Dorothea im Wagen heimgeführt, so wäre alle patriarchale Hoheit und Simplicität des Gedichtes, auf welche doch Alles zusammengehalten ist, verloren gegangen. Er muß mit ihr im Mondschein nach Hause gehen. Aber er soll auch zugleich noch nichts von jenen Aufschlüssen wissen, welche vorher über sie den Freunden vom Dorfältesten ertheilt worden sind, nichts von ihrer früheren Verlobung und wie derjenige, dessen Ring sie noch am Finger trägt, mit seinem Leben bereits der mißverstandenen Freiheit geopfert worden ist. Hermann sitzt sinnend am Brunnen, da tritt Dorothea plötzlich, wie Pallas Athene oft in der Odyssee erscheint, selbst hervor. Sie kommt mit zwei Wasserkrügen hieher, reines Brunnenwasser zu schöpfen, da die Quellen im Dorfe alle getrübt sind durch die unbesonnene Eile und Hast ihrer Gefährten. Hermann hilft ihr schöpfen: ihre im Quell sich spiegelnden Gesichter begegnen sich. Sie fragt ihn arglos um den Grund seines Hieherkommens. Er erblickt an ihrem Finger jenen goldnen Ring, und statt ihr seinen Herzenswunsch zu gestehen, muß er sich nun zur bittern Verstellung zwingen und antwortet ihr: um dich als Haushälterin in unser Anwesen zu dingen. Aber auch dazu entschließt sie sich auf der Stelle, sie will lieber dienen, als ein herumstreifendes Leben führen. Dadurch, daß sie den Muth hat, sich dienstbar zu machen, wird sie vor unsern und Hermann's Augen der ihr bestimmten Herrschaft doppelt würdig.

Er führt sie fort durch die vollen Kornfelder, hin unter den Birnbaum, wo er heute noch der Mutter sein Herz unter Thränen ausgeschüttet; hinunter durch den Laubengang des Weinbergs voll schwankenden Mondlichtes. Dies alles ist mein, sagt er erklärend dem Mädchen. Und da auf den wankenden Steinplatten Dorothea

fehl tritt und dem zur Seite gehenden Jüngling auf die Schulter sinkt, ist er selber so heldenhaft gesinnt, wie das zur Dienstbarkeit entschlossene Mädchen. Er kämpft die Empfindung des Liebenden männlich nieder; eine gleich edle Selbstüberwindung, wie sie in der Jungfrau lebt, adelt ihn in der zeugenlosen Nacht. Er vermeidet die vom Zufall dargebotene, die hier erlaubt scheinende Umarmung. Vor unsern Augen ist er hier dem Weibe ebenbürtig geworden. Er erfüllt selbst, was ein Sterbender vormals Dorothea in's Herz geredet (Ges. 9):

Liebe den Liebenden rein und halte dem Guten dich dankbar.

So weit sei hier die Fabel des Gedichtes mitgetheilt, wie sie sich in der einheitlich fortschreitenden Handlung abspiegelt. Daraus beantwortet sich nun die Frage, ob hier wirklich ein Epos geliefert sei, oder ob eine blose Idylle?

IV. Die reine Gattung des Epos.

Messen wir das Epos nach seinem welthistorischen Inhalt allein, oder stützen wir es ausschließlich auf die Grundlage einer vorgeschichtlichen Göttermythe, die dann zum Religionsglauben ganzer Volkskörper geworden ist, nun, so haben wir an Hermann und Dorothea freilich kein Epos; weil seit Homer, den Nibelungen und dem Kalewa, weil also außer Griechen, Germanen und Finnen alle Völker Europas zusammen kein Epos in diesem Sinne hervorgebracht haben. Dann gilt freilich, was Lord Jeffrey vom Epos im Allgemeinen gesagt hat, epische Poesie genieße unser moderner Gaumen eben so wenig mehr mit Behagen, als wir Appetit haben zu einem ganzen Ochsen. Allein nach dieser Seite hin ist die Frage müßig und unfruchtbar. Denn wer bezweifelt, daß wir nicht in der Heroenzeit leben! Und zweckdienlicher ist es, in Erfahrung zu ziehen, wie gerade hier aus einem ursprünglich für die Idylle angelegt gewesenen Stoffe unter Göthe's glücklichen Händen die ächte Epopöe neu entstand.

Der alte Martin Opitz (von der deutschen Poeterey Cap. V.) bestreitet uns noch den Beruf zur epischen Dichtkunst. Ob bei uns Deutschen, sagt er, sobald Jemand kommen möchte, der sich eines vollkommenen heroischen Werkes unterstehen möchte, stehe ich sehr im Zweifel, und bin nur der Gedanken, es sei leichtlicher zu wünschen, als zu hoffen. — Frage man aber das heroische Epos um dieses uns Unerreichbare von Seite seines Inhaltes. Ein Weib ist geraubt bei Homer, Brunhilde wird im Wettkampfe geehlichet in den Nibelungen, Gudrun geht dem angetrauten Gemahl in der Feldschlacht verloren und soll seines Besiegers Weib werden, Napoleon zwingt dem geschlagenen Kaiser Deutschlands die eigne Tochter zum Weibe ab, Göthe nimmt unmittelbar nach der Niederlage bei Jena ein mittelloses Waisenkind zur Frau — was sollte denn allen diesen Vorgängen fehlen zum Maße eines gleich-

großartigen Schicksales, einer ächt heroischen Thatsache? Wenn Jerusalem einst von der Wagenburg des Feindes umlagert sein wird, sagt die Schrift, dann wird es nicht mehr Zeit sein Hochzeit zu halten und zu freien. Hier im Göthe'schen Gedichte kann man schon das Schnauben hören der anziehenden Reitergeschwader, und mitten im wachsenden Tumult des unausbleiblichen Krieges entschließt sich Hermann gleichwohl zur Ehe; der Wohlhabende schließt einen Bund mit jenem schon kriegsflüchtigen armen Kinde ab, das heute zum ersten Male sein Städtchen betritt und Hab und Gut im Schnupftüchlein mit sich trägt. Ist eine solche Wahl weniger heroisch und erschütternd groß, als diejenige Nausikaas, der Königstochter, wenn an ihrem Strande der schiffbrüchige Odysseus heraufklimmt, den Bart voll Salzfluth und den Leib voll Waldlaub? Und bedarf unser Gedicht, um die Begebenheit und ihr Ende glaubhaft zu machen, erst noch des Göttergeschickes, des Wunders, des Abenteuers, das alles lenkt oder neu durchkreuzt, und der Romantik, bei der nichts unmöglich ist und alles erlaubt? Dies wäre nichts als stylistische Poesie, während wir der ächten nachfragen. Diese aber kann nichts anderes sein als ein Wort für höhere, weitere Liebe; diese Dichtkunst scheidet und erlöset die Natur vom dienstbaren Tode, sie beseelt wie ein Gott, um nur zu lieben, sie schmückt wie eine Mutter, um noch mehr zu lieben (Jean Paul Bd. 51, 78). Diese Wahl, die Hermann hier unternimmt, scheint, wie jede ähnliche im Alterthum, eine Wagethat; aber sie scheint es nur. Der Heroismus solcher Art ist unserem bürgerlichen und religiösen Leben noch niemals fremd geworden, wenn auch das bürgerliche Bedenken tausenderlei Einwände gegen ihn zu machen pflegt. Wäre er es, wie könnte seine Darstellung uns das Herz abgewinnen, wie könnte er hier die Jugend begeistern, wie möchte dies Gedicht von Platen's Epigramm die Perle der Kunst und der Stolz Deutschlands genannt werden; ja wie wäre Göthe's eigenes Wort wahr:

Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Ja, es ist die Erfüllung einer von dem religiösen und dem sittlichen Gefühle uns gebotenen Pflicht, nicht kleiner und kleinmüthiger zu werden, je größer die Macht der Ereignisse anwächst; in der schwankenden Zeit nur um so fester zu stehen, und während man selber noch glücklich ist, sich dem unverdienten Unglücke der Heimath auf's wärmste zu verbünden. So thut es Hermann hier in augenblicklicher Liebe zu einem von Weltstürmen herbeigeführten Mädchen; und der Segen, der das Paar aus aller Munde begleitet, verbürgt die glückliche Wahl Beider, deren Herz und Wille auf dem gleichen Grunde erprobter edler Gesinnung feststeht. Hierin liegt der Heroismus dieses Gedichtes, der jedem Bürger

mögliche, der jedem Vaterlande heilsame, die unausstaffirte Mannhaftigkeit. Diese Beharrlichkeit allein vermag den Ereignissen zu trotzen und das Geordnete zusammenzuhalten in der Gefahr. Dies besagt denn auch feierlich der Schluß (Ges. 9):

Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals!

Hier wird weder Homer, noch Virgil, noch Bibel copirt; lauter Abwege deutscher Gelehrsamkeit, die sich der Reihe nach angelassen hatten bis auf Göthe, für episch zu gelten. Aber auch nicht die aufgeklärte Bornirtheit unserer natursüchtigen Kleinstädter; nicht die Zeitungsaufklärung der lieben Zopfzeit, welche bei Voß auf der Grünauer Pfarrwiese Kaffee trinkt und Virgilische Hexameter dazu skandirt; nicht die historische Hermannias und Rudolfias, nicht die Klopstock'sche Erstase: nichts von all diesem Geschnörkel ist hier vorhanden. Es ist das achtzehnte Jahrhundert, aber nicht dessen Ton; es ist die epische Breite und Ausführlichkeit, aber nicht deren poetisch verübte Langweile; es ist die antike Objectivität, aber ohne die gefrorenen Fensterscheiben des Studirzimmers; es ist keine Stelle zu finden, in der Homer schläft. Alles ist bei der sinnlichsten und kindlichsten Wahrheit zugleich ideale Anschauung, ein Gewinnst deutscher Bildung und Kunst, wie er nach Winkelmann's und Lessing's Thätigkeit zwar gedenkbar, aber doch nur einem Göthe in solcher Vollendung möglich war. Mitten aus der politischen Erregtheit der Zeit heraus, dazu aus dem ungeheuern Bücherhaufen deutscher Forschung und Wissenschaft, mitten im Partei- und Kunstgezänke der Gegenwart, gelingt es einem mithandelnden Deutschen, sein eignes Jünglings- und Mannesleben in ein Gedicht zu verkörpern, das durchaus im naiven und autorlosen Sinne der Alten geschrieben ist; „das einzige Gedicht — äußert Gervinus Bd. 5, 471, was die sämmtlichen modernen Jahrhunderte einem wieder erstandenen Griechen ohne Commentare und ohne Verlegenheit bieten dürften." Mit Stolz darf die Nation eben dasselbe vom Gedichte erklären, was Hermann seiner Braut (Ges. 9), denn unsere Philosophie und Poesie ist gemeinschaftlich aus der Humanität des Zeitalters hervorgegangen:

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Mit welcher Besonnenheit der Dichter hier in jeder Wendung der Motive verfuhr, mit welchem feinen Schicklichkeitsgefühl er den Stoff und seine Theile überall behandelt, soll noch durch etliche Einzelheiten gezeigt werden.

Die episch gebotene Anrufung der Muse im Beginne des Eröffnungsgesanges würde hier eine klassische Schrulle gewesen sein; der Dichter wagt die Invocation im letzten Gesange, nicht aber

um damit eine stylistische Formel nachzuholen, sondern um die Erinnerung an das bisher Geschehene für den Leser wieder zu sammeln und im Augenblicke, da die Entwicklung der Wünsche zu stocken droht, ein Wort berechtigter Siegesgewißheit damit auszusprechen. Die Musen, diese scheuen Töchter des Gedächtnisses, sollen noch einmal uns alle Gründe zuflüstern, die uns bis jetzt so heiter in die Welt haben blicken lassen; es ist dies also an richtiger Stelle die Peroration der Rede, welche die vorhergegangenen Eindrücke sammelt, um sie zu einem triumphirenden Abschlusse zu bringen. An Gleichnissen besitzt die Ilias 178, die Odyssee deren 39; so zeigt Nägelsbach, Anmerkungen zum Homer pag. 201. Göthe's Gedicht enthält nur zwei Gleichnisse, darunter nur ein ausgeführtes, jenes schimmernde zu Anfang des 7. Gesanges; auch darin also will der Dichter nirgend sich, sondern stets das Geistige der Begebenheit sprechen lassen. Denkt man an eine epische Maschinerie, und auf welche Weise eine von außen herein übernatürlich eingreifende Kraft hier ersetzt werden mußte, so genügt Göthen statt aller epischen Götter und Dämonen, ein Fingerringlein an Dorotheens Hand, das alle Geschicke verknüpft und freundlich löst. Von jenem Birnbaume oder vom Schlafrock des Vaters zu schweigen, der ein ähnliches Mittel zu überraschenden Erkennungsscenen werden muß. Aus solchem Nichts erschafft der wahre Poet ungezwungen seine Schönheitswelten.

Die nasenrümpfende Kritik hat sich gleichwohl mancherlei Ausstellungen erlaubt, meist aus zu kurzem Gedächtnisse. Man hat es als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, erzählt A. W. Schlegel (Athenäum Bd. 1. St. 2, S. 4) daß der Jüngling verstellter Weise seiner Geliebten den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen! — Die zwei Wasserkrüge beim Brunnen will Hermann dem Mädchen tragen helfen; sie lehnt diese Artigkeit mit gutem Grunde ab (Ges. 7): Es trägt sich besser die gleichere Last so, sagt sie. Aber ihr das Bündelchen abzunehmen, macht er beim Heimgange keine Miene; sie trägt es unterm Arme in die Wohnstube herein und will beim ersten Mißverständnisse (Ges. 9. S. 331) wieder mit davon; sie hat es noch gar nicht abgelegt. Dies ist wohl auch der Vergeßlichkeit des Dichters zuzuschreiben? oder dem blöden Hermann, der sich auf Nachtragen von Shawl und Sonnenschirm noch nicht eingeschult hat? Welche Parodie aber wäre derlei Artigkeit von der Gasse gegenüber der hochgegliederten Jungfrau, die diesen Morgen noch das Gespann der Stiere tüchtig gelenkt hat, und die nun hier steht bereitwillig die arbeitsame Magd ihres Herrn zu werden.

Metrische Kritikaster haben sich theilweise mit der Beschaffenheit des Göthe'schen Hexameters geplagt. Einen prosodischen Fehler, einen Vers mit überzähligem Halbfuß rügte das Morgenblatt von

1808, sowie Fr. A. Wolf. Er stand Ges. 2, S. 253 und hieß in der ersten Ausgabe:

Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen.

Als später H. Voß, der Sohn, in Weimar darauf aufmerksam machte, soll der Dichter gesagt haben, diese siebenfüßige Bestie möge als Wahrzeichen stehen bleiben. Riemer, Mittheil. 2, 586. — Dagegen fiel der Hüpfer Keinem auf, welcher Ges. 4. S. 272 lautet: Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat. — Auch ist die Stelle nicht bemerkt worden Ges. 1. S. 243, die dem nur dictirenden Göthe zwar bequem werden konnte zu sprechen, dem nachschreibenden Haus-Secretair aber sehr unbequem zu interpunktiren:

Möge doch auch, wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird, in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch, am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!

Am allerlängsten beschäftigte man sich mit der Neugiersfrage: Woher hat's der Dichter? Daß er es aus sich selbst habe, er, der jedes seiner Werke eine dem Publikum abgelegte Beichte nannte, dies wollte man nicht völlig für wahr halten. Man war daher ziemlich befriedigt, als endlich ein geschichtliches Anekdötchen aufgetrieben werden konnte, das Göthen ursprünglich zu seinem Gedicht verholfen haben sollte. Es findet sich in dieser Absicht zuerst veröffenlicht in Bibra's und Göckingk's Journal von und für Deutschland, durch F. G. Schmidt, und soll ursprünglich in folgenden zwei Flugschriften enthalten gewesen sein: „Das liebthätige Gera gegen die Saltzburgischen Emigranten. Leipzig 1732. Vollkommene Emigrationsgeschichte von Salzburg. Leipzig 1734." Aus letzterer stammt der hier nachfolgende Auszug.

In Altmühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen (es wird hier Altmur im Altmühlthale gemeint sein), hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber nicht dazu bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen.

Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person auserlesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber, und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet, Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wol bei seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: ja gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlanget, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden.

So weit dieses Anekdötchen. Was es hier soll? Die hübsche Folgerung soll es zeigen, die man noch so gewöhnlich aus dem Stoffe eines Gedichtes auf den Werth des Gedichtes zu ziehen pflegt, und die doch um nichts besser ist, als der Schluß: Weil Catilina ein großer Schurke gewesen ist, so wurde Cicero ein großer Redner. So gab es denn in den Neunziger Jahren, da Göthe mit seinem Gedichte die Nation beschenkte, noch unpolitische Glatzköpfe und ahndungslose Säuglinge in unserer Literatur genug, die unter den colossalsten Tritten des Zeitgeistes und neben den reichsten Gaben des Talentes nichts bemerken konnten von einer neu sich ändernden Welt. Sie suchten die Erklärungen dazu

höchstens in ihrem Papierkorbe. So fanden sie denn auch die Wunder wirkende Quelle eines neu erscheinenden Epos chemisch analysirt durch einen damaligen Zeitungsartikel. So war leider damals Deutschland noch beschaffen, bis der Blitz in dieses gedankenlose Treiben schlug. Als aber ein paar Jahrzehnte um waren und unerläßlich traurigste Erfahrungen allenthalben gemacht, da fing man an, auf würdigere Weise Einbuße und Gewinnst zu überzählen. Und so richtete auch Jean Paul über die Jahre der Befreiungskriege einen Gedanken an das deutsche Publikum, der voll Weissagung und Deutungskraft überhaupt, aber ein doppelt würdiger Schlußstein in dieser Erklärung der Göthe'schen Epopöe ist (Bd. 48, 174):

Völker haben Fürsten befreit, nnd freie Fürsten werden freie Völker dulden und bilden, und altdeutsche Herzen werden sich ein altdeutsches Vaterland erobert haben. Werden die Deutschen nicht die neue herrliche Erfahrung voll künftiger Hoffnung für jedes Unglück aufbewahren: daß alte Gedichte zu frischen Empfindungen und diese zu Kräften und Thaten werden? Und werden die Fürsten nicht das Wissen und Dichten natürlicher pflegen, das ihre Throne neu aufgebauet? Und hat denn nicht die gequälteste Zeit außerhalb der Träume einen irdischen Erlöser gefunden? Und wird er nicht wachsen und heilen und reinigen, und auch — gekreuziget werden? Aber ist nicht jeder Erlöser der Menschen wieder von den Todten auferstanden?

D. Das Schauspiel.

11. Die ungleichen Kinder Evä. Ein Passionale von Hans Sachs, abgedruckt in W. Wackernagel's deutschem Lesebuche 2, 33.

Wie ist uns das dramatisch Spannende altdeutscher Passionale lächerlich, das Komische derselben aber blos verwunderlich geworden?

Inhaltsangabe des Stückes.

Das Argumentum des Hans Sachsischen Stückes läßt sich aus dem Munde seiner Zeit selbst mittheilen; der vom Dichter tragirte Stoff liegt uns als Legende vor, erzählt von Hans Sachsens Zeitgenossen, dem Donauwörther Sebastian Frank, einem fleißigen Vulgarschriftsteller der Reformation, gest. 1545. Hier folgt diese kurze Erzählung. Aus dem treuherzigen Tone, in welchem die Altväterlichkeit solche Stoffe unverändert weiter zu vererben pflegte, kann man zugleich einen zuverläßigen Schluß ziehen, wie weit der dichtende Hans Sachs freischaffend verfahren oder bei der traditionellen Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes verblieben ist.

Auff ein zyt wollt vnser Her Gott zur Eva gehn vnd besehn, wie sie hauß hielte. Nun hatt sie eben all jr kindlin auff einmal by einander, wusch sie und rathsambet sie mit pürsten vnd strehl.

Alls aber Eva vnseren Her Gott sahe kommen, schemet sie sich, das sie so vil kind hett, versteckt etlich in's strow, etlich in's hew, etlich in's offenloch, die allerhübschesten behielte sie bey sich. Da sahe unser Her Gott die geputzten kindlin an vnd sprach zu einem: Du solt ein künig seyn. Zum anderen, du solt fürst seyn. Du ein edelman. Du solt ein bürgermeister, schuldtheiß, vogt oder ambtman seyn!

Da nun Eva sihet, das jre kind hievorne so reychlich begabet weren, sprach sie: Her, ich habe noch mer kind, ich wil sie auch herbringen. Da sie nun kamind, waren sie angeputzt, schwartz und vngestallt, vnd hingen jnen die har voll strow und hew. Da sah sie vnser Her Gott an und sprach zu jnen: Ihr sollet bawren seyn, küh- und sewhirten vnd kaminfeger vnd allerley solich hantierung treyben, brawen, baken, schmiden, vnd den anderen als eweren herren dienen!

Scherzweyß, sag ich, ist diß ein bloß gered. Aber das ist dannoch wahr, das Gott ein Vnterscheid auff erden haben wil vnter den leuten, vnd allerley stend vnd gewerb in der wellt seyn müssen.

Die Tragödie und das Schauspiel aller Völker ist religiösen Ursprunges. Die Frage über Grund und Entstehung des Uebels beschäftigt den Menschengeist allenthalben und nöthigt ihn, die Götter mit in's Spiel zu ziehen. Sobald im deutschen und romanischen Mittelalter scenische Schaustellungen wieder in der Erinnerung eines halb gelehrten, halb bäuerischen Geschlechtes aufdämmern und das kirchliche Schauspiel, das Osterspiel, die Jahrmarkts- und Prozessionsaufzüge, die Mysterien, die vermummten Fastnachts-Aufzüge darüber zum Vorschein kommen, wird auch schon in den ersten schüchternen Versuchen zu einer Bühnendichtung die alte Frage über Böse und Gut wieder zum Hauptinhalte gemacht. Die verschiedenen neueren Völker haben ja überhaupt alle ihre Nationaltheater zu dem ihnen freilich oft ganz verborgenen Zwecke gegründet und bis auf unsere Zeiten weiter fort gebaut, um darin die tausendfachen Thesen dieser großen Streitfrage nach ihrem jeweiligen Vermögen einzeln durchfechten und erledigen zu lassen. Nun ist es ein sehr verbreiteter Glaube, daß bei der Lösung dieser Aufgabe die dramatische Kunst der romanischen Völker jener der deutschen überweit vorausgeschritten sei, und daß namentlich deren kirchliches Schauspiel schon frühzeitig eine Reife gewonnen habe, zu welcher es das unsrige gar niemals zu bringen vermocht habe. Verblendet von der phantastischen Pracht der fremden Bühnendichtung kirchlichen Styles pflegt man daher mehr mit einem nur mitleidigen, als mit heiterem begnügten Gesichte auf die altväterischen Stücke eines Hans Sachs herabzublicken. Beweise für diese Thatsache giebt es zahlreiche. Wie viele Uebersetzer hat Calderon's Theater in kurzer Zeit bei uns

gefunden, während wir es noch nicht einmal zu einer Ausgabe unseres Hans gebracht haben.

Ein Blick auf den berühmten Calderon kann uns zeigen, in welcher schiefen Stellung wir uns hiebei noch befinden.

Der verstorbene Breslauer Bischof Melchior Diepenbrock hat uns Calderon's Auto sacramental „Das Leben ein Traum" durch kunstgerechte Uebersetzung vollkommen zugänglich gemacht; und wohl wird dieses geistliche Schauspiel überhaupt das Beste sein und Erste, nicht nur was Calderon, sondern was zumal der ganze poetische Romanismus in diesem Gebiete hervorgebracht hat. (Nur verwechsle man es nicht mit dem gleichnamigen Mantel- und Degenstücke desselben spanischen Dichters, „La vida es sueño" das bei unserer Lesewelt eine große Verbreitung gefunden hat.) In jenem religiösen Schauspiele nun läßt Calderon den Satan gleichzeitig mit Schuld und Sünde erzeugt sein, dann durch symbolische Segens- und Zaubermittel entfernt, zuletzt durch Christus getödtet werden. Diesen profunden Weg symbolisirender Ideendarstellung kann und mag die natürlich empfindende Frömmigkeit unserer dichterischen Vorfahren freilich nicht einschlagen. Wie uns die Freiheit und Selbstständigkeit des Entschlusses den ganzen Menschen ausmacht, wie uns die Tugend selbst Alles ist und nicht erst ihre Zerklüftung in verschiedene Symbole und Wiedersammlung derselben zu Cardinaltugenden, ebenso wirft sich auch das deutsche Passionale nicht auf die Ergrübelung haarspaltender Abstractionen und Doctrinen, wie selbige Calderon so geistreich allegorisirt, so gelenk und fechtergewandt balancirt, parirt und schlägt; sondern man läßt das forschende Senkblei lieber in die nicht minder geheimnißvolle Tiefe des Gemüthes niedergehen, man wählt bei Behandlung des religiösen Thema nicht den pseudo-aristotelischen Lehrsatz, sondern wirft sich frisch auf den bedürftigen aber auch starken Menschen, und auch da wieder wählt man den faßlichsten Menschen, den bürgerlichen, oft den ganz ordinären. Sogar zu der Zeit, da Deutschland im Ganzen in seine gelehrteste und geistesthätigste Periode eintrat, in der Reformation, da auch die Bürgerlichkeit, mehr als jemals in der Bildungsgeschichte aller Völker der Fall gewesen ist, sich reichlich an der Wissenschaft betheiligte, selbst damals läßt sich die deutsche Kunst überhaupt und dazu das deutsche Bühnenstück seinen gesunden und natürlichen Standpunkt noch immer nicht verrücken. Jene Reform, welche in Kirche und Wissenschaft eben vor sich geht, wird daher von dem Volksschauspiele alsobald nicht minder in eine Reformation des Menschengeistes umgewandelt. Nicht in Satan, sondern in dem mangelhaften Bewußtsein und in sich selbst sucht man alsdann den Grund des Bösen. Und mit satirischen Geißelhieben soll das rohe Laster aus seiner harten Haut gejagt werden. Während daher der Mensch der Calderon'schen Mysterien weint und trauert, weil

er in seinem Sündenbewußtsein überall unter der Wildheit der körperlichen Welt leidet und steht, weil er von allen Elementargewalten zugleich verletzt wird und nur der Gnade weichherzig sich entgegensehnen kann — verwandt jener „Schönen Seele" deren weibliche Bekenntnisse durch Göthe so berühmt geworden sind —: ist der Hans Sachsische Mensch theils kräftig, unternehmungslustig und geht mit selbst vertrauendem Eifer der neuen Gedankenmühe entgegen, die ihm von Niemand abgenommen werden kann; theils aber ist er auch, wie er noch immer ist: frech, roh und albern und freut sich mit thierischem Wohlbehagen seines ihm neudefinirten freien Willens, kraft dessen er sich nun erst recht sicher dem ganzen wehleidigen Denkgeschäfte entschlagen kann.

Nach zwei Seiten entsteht so ein fröhliches, lachlustiges, derbsinnliches Bühnenpersonale, dessen eine Hälfte durch ein völlig gegliedertes System des Grobianismus, dessen andere durch ihre gleichfalls überstrudelnde aber sinnig wackere Natürlichkeit ergötzt. Gut und Böse erscheint zusammen auf solchem Wege als das wirklich so Vorhandene. Alles Göttliche und Heilige braucht sich der einen Entscheidungsweise, in der es sich hier findet, nicht zu schämen; seit es Menschenart angenommen, kann es durch unsere ringende Unzulänglichkeit nicht beleidigt und entweiht werden. Hans Sachsens Gott Vater meidet die Bühne nicht, wenn auch noch so böse Buben darauf stehen und gegen ihn das Maul brauchen. Und das Böse wird dabei ebenso glaubhaft, wahr und erschütternd wirksam sein können, der Schmutzbold wird dem Erzengel sogar eine Klette in den Bart werfen dürfen, sobald sich nur alles hübsch begreiflich auf die kleinen Erlebnisse und Erfahrungen aus der warmen Nachbarschaft, auf eigne Sitte und Unsitte, auf den Haus-Spiel-Ehe-Weinteufel u. s. w. beziehen läßt. Die Darstellnng braucht nur dem Dargestellten nicht zu widersprechen, dann wird der Zuschauer an Himmel und Hölle so leibhaft denken, als es ihm eben droben leibhaftig von Vetter und Gevatter aufgespielt wird. Was die Augen sehen, glaubt das Herz.

Verhält sich doch gerade so die Empfindung des Volkes auch heute noch. Dies beweisen die Ammergauer- und andere Passionsspiele, welche sich im bayrischen Gebirge, im Voralberg und Tyrol und im Böhmerwalde seit dem 16. Jahrhundert bis heute gefristet haben. Ueber das Leiden Christi, welches im J. 1850 vierzehn Tage lang in dem altbayerischen Oberammergau von 600 Bauern aufgeführt worden ist, äußerte ein mit diesem Völklein von Geburt an vertrauter Beobachter: „Gerade der einfache Hergang der Verfolgung und Verurtheilung des Heilands, die offengelegten Thatsachen, aller Symbolik und Mystik entkleidet, die nur in ihren menschlichen Ursachen und Wirkungen gezeigt werden, brachten

hier den wesentlichsten, unerwartetsten Eindruck hervor. Vorgänge, die man einzig als Ergebniß göttlicher Vorherbestimmung aufgefaßt hatte, sieht man natürlich entwickelt, wie das Nächstliegende. Die politische Intrigue der Juden wird greifbarer, dies überrascht das Volk."

So urtheilt ein gebildeter und gelehrter Mann, obschon er zugleich nebenher deutlich zu errathen giebt, daß er mit diesen „spielenden Bauern" sonst nicht ganz zufrieden sei. Wird aber auch ihm durch die Volkskomödie und sogar durch die alte Bauern-Einfalt, in der hier das Heilige dargestellt ist, der Eindruck der Größe und Würde erneut, welcher der Inhalt der Evangelien ist, so ist der alte Lehrsatz für unser deutsches Passionale erwiesen, der sonst die Losung für die deutschen Bauhütten war: „Kuenst auch Gottsdienst." Er ist uns doppelt nöthig in unserer geistig ausgenüchterten, blutleeren und kalten Gegenwart, diesen Satz wieder in's Herz zu fassen.

Darnach ist denn auch das vorliegende Passionale des Hans Sachs zu bemessen. Statt auf den Satan wirft sich dasselbe auf das Menschenkind Kain. Dieser wächst als ein Thunichtgut vor unseren Augen auf, wird groß, bleibt faul und schmutzig, aus dem Gassenjungen reift der Taugenichts, das widerwillige, abholde Gemüth des Neiders ergrimmt über jedes fremde Glück und der fertige Bösewicht wird so das Herzeleid der Eltern, dann der Mörder seines Bruders. Dies wäre so die Entwicklungsgeschichte des Rohen und Bösen, der als solcher in der Komödie zugleich den Rüppel zu spielen hat. An dieser doppelten Aufgabe aber hat die dramatische Kunst des ganzen Mittelalters ihre Schranke gefunden, und somit ist allerdings auch das Hans Sachsische Stück in der Paarung dieser Doppelrolle ohne den uns unentbehrlichen Kunstwerth. Den Charakteren solcher Art mangelt im Style der frühern Zeit fast durchweg das Motivirte. Ein Gassenjunge, der mit bewußter Vorsätzlichkeit blos ein Gassenjunge ist, hört nicht blos auf überhaupt ein Junge zu sein, er ist auch nicht mehr jener von uns gemeinte Kain, nicht mehr die uns betheiligende Person aus der heiligen Schrift. Ist dann Abel dagegen der bloß und immerwährend Gute, ohne daß auch er weiß, warum; so ist er freilich ein zweifaches Gegentheil seines Bruders, aber als dramatischer Charakter doch nichts anderes, als der blos umgekehrte Kain. Der brüderliche Unhold und der Lämmleinsbruder versetzen uns in keine Spannung und Theilnahme.

Solcherlei Compositionsschwächen unserer dramatischen Erstlinge sind freilich rasch einzusehen. Um so merkwürdiger ist es, wie verbaut wir gegen diese Einsicht geblieben sind, wenn uns die gleichen Fehlerhaftigkeiten in neueren Kunstleistungen begegnen, so ferne diese nur noch die Schlauheit besitzen, sich mit klassischem oder nationalem Prunk zu umhüllen.

Ist Calderon's Satan nicht die gleiche leere Abstraction der Bosheit, ist Milton's Satan nicht ein verzerrter Pluto, ist jener Adramelech der Klopstock'schen Messiade mehr, als ein potenzirtes wüstes Fluchen und Schwören, sind sie also etwas Anderes, als wir in diesem Kain kritisch beanstanden? Sind die epischen Figuren der Zwietracht, des Neides, der Fama um ein Haar besser, ob sie nun je in Rom oder Paris gegolten haben, wenn Voltaire oder Virgil sie dorten poetisch aufstellte? Haben unsere abertausend Lyriker, die alle von Amor gesungen und geseufzt haben, nur einen Schein desjenigen Grundes gehabt, um derlei Mißgriffe durch ein Säculum fortzusetzen, der zu Hans Sachsens Zeit noch religiös und bürgerlich vollgiltig heißen konnte? Auch hier giebt uns die Sitte des Volkes, wie es heute noch ist, den richtigen Aufschluß.

Unter den Zuschauern, welche das vorerwähnte Oberammergauer Passionsspiel im Jahre 1850 angelockt hatte, befand sich auch Eduard Devrient, der namhafteste Dramaturg der Jetztzeit. In einer Reihe einläßlich und hübsch geschriebener Journalartikel weist er das Resultat nach, das er aus dieser unerwarteten Anschauung geschöpft hat. Es ist der Anti-Lessing'sche Satz: daß das Heilige durch die Volksbühne nicht entweiht, sondern neuerdings zum Glauben gebracht werde. Der Grund liegt ihm in der einfachen schuldlosen Auffassungsweise, welche jedem unverdorbenen Menschen hiefür eigen ist. Diese Ammergauer, sagte E. Devrient, suchen ihre Muster nicht über den Kreis ihrer Erfahrungen hinaus. Wenn daher ihr Pilatus und ihre Priester an ihre eigenen Landrichter und Kapläne erinnern, so ist das ebenso in der Ordnung, als daß sie alle, Römer, Hohepriester, Engel und Tempelkrämer, gutes Oberbayerisch reden. Das eben erhält die volle ländliche Naivetät, daß ein Jeder frisch drauf losspielt, gesund und nachdrücklich, weil ein Jeder des guten Glaubens ist: In Jerusalem sei es nicht anders hergegangen als im Oberammergau. Und daß sie damit im Grunde der Dinge so vollkommen recht haben, das eben giebt ihrem Spiele die eindringliche Gewalt.

Ganz ähnlich urtheilt schon Hegel, da er vor seiner philosophischen Laufbahn Gymnasialrector in Nürnberg ist und daselbst Gelegenheit findet, sich mit dem alten Hauptpoeten dieser Reichsstadt zu befassen. Noch in seiner spätbehandelten Aesthetik bemerkt er, wie Hans Sachs sein Publikum durch mancherlei kahle Masken des Bösen oder Guten gleichwohl erlustigen und noch überdies zugleich zur Frömmigkeit habe stimmen können. Denn derlei dürftig umrissene Bühnenfiguren sollten nur ein Vergegenwärtigungsmittel solcher Nürnberger Aeußerlichkeiten sein, die Allen wie der schlechte Groschen bekannt waren; die Vorstellung seiner Zuschauer sollte dadurch nur angeregt werden, auf der Stelle die Vervollständigung solcher Schemen aus dem allgemeinen Stadt-

gedächtnisse vorzuschießen. Jenes Publikum lächelte schon im Voraus, wo man ihm die bösen Schatten seiner Zeitsitte nur eben andeutete oder marionettenhaft vorführte; und da es viel resoluter, als wir, die Wüstheit erkannte, von der es sich umgeben sah, und mit herzlichem Vorsatze daraus hinweg rang, so war ihm weder die Einseitigkeit der Zeichnung so auffallend wie uns, noch mißfiel ihm der uns so fühlbare Widerspruch zwischen dem Heiligen und Gemein-Burlesken. Beides war ihnen auch in ihrem Leben nahe an einander gerückt, sie sahen es als das Positive an und es kam ihnen nicht verwundersamer vor, als der täglich neue Wechsel von Leben und Tod, oder wie Sünde und Tugend in greifbarer Nachbarschaft zusammen stehen und sich stündlich in unserm eignen Hause die Spitze bieten.

Aus dieser wenn man will etwas fatalistischen Einsicht entsprang dem ganzen Mittelalter der weit getriebene öffentliche Scherz, die Lust an der Caricatur und allem jocosen Bildwerke, jene eigenthümliche humoristische Aufrichtigkeit, die wir mit unsern Anstandsbegriffen nicht mehr vertrügen, die verwegene Paarung von Begriffen, die wir eifrig in weitester Getrenntheit auseinander halten; die drollige Dutzbruderschaft zwischen dem Tod und dem Hanswurst, welche man zusammen durch die Gassen reiten ließ, wie Uhland (Prolog zu den lyrischen Gedichten) erwähnt:

Wie bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst.

Daß auch dieser Lust eine ächt religiöse Natur zu Grunde lag, entgeht uns vollends. Wir belächeln derlei Sitten kritisch, über die das Alterthum das Gelächter der Ueberzeugung aufschlug. Unsere Theilnahme an solchen Lebensgewohnheiten und Kunstprodukten entspringt nur noch aus unsrer Bildung. Einsicht und Geschmack gerathen in ein gelehrtes Erstaunen, über eine so unbesonnen veranstaltete Paarung des Ungleichartigen. Unser gutmüthiges Schmunzeln über Hans Sachs ist dasselbe, mit welchem wir etwa den patriotischen Ungeschmack der Franzosen tolerant betrachten. Hegel erzählt, wie sehr einst Racine's Schauspiel Esther zu Louis XIV. Zeiten besucht gewesen sei, weil der darin auftretende Ahasverus gerade so gepudert, mit Haarbeutel, Federhut und seidenen Strümpfen erschien, wie Louis XIV. selbst, wenn er im großen Audienzsaal die fremden Gesandten empfieng. Der kindische Hochmuth eines Volkes überrascht uns, der hier über seinem Rock Theater spielt und zugleich zusieht, wie es sich selbst drinnen ausnimmt. Und auch zu solcher Freude am eignen Rock, meint Riel, gehöre eine Art Courage, die der Zopfzeit.

Allein um Deutschland und Frankreich hier nicht etwa zu vermischen, muß man den Faden des angefangenen Beispieles weiter führen. Im Jahre 1853 wurde auf der Hauptbühne von Paris,

im Théatre national ein neues Nationalschauspiel ungezählte Male mit großem Prunk und Zulauf gespielt, das auch der Kaiser und der Hof mit seinem Besuche beehrte: Masséna, l'enfant chéri de la victoire. Dasselbe gibt eine vollständige Galerie der altnapoleonischen Kriegshelden. Plötzlich aber muß unter diesem uniformirten Kriegsruhm unser Marschal Blücher mit der Tabakspfeife im Munde auf der Bühne erscheinen und sich damit beschäftigen, auf letztere zu spucken. Allg. Augsb. Zeitg. 1853 Nro. 42. Der deutsche Zeitungscorrespondent, der diese Theaternotiz meldet, meint, so mache sich das französische Nationaltheater zum abgeschmackten Komplimentirbuch für das eigne Volk und zu einem Lexikon von Grobheiten für jedes fremde. Dies mag vorübergehend so sein. Allein soll uns dies etwa auch in einen Aerger versetzen, von welchem diese Meldung eingegeben scheint? Bei Leibe nicht! Wir empfinden uns hierin alle zu vornehm. Wie würden wir sonst noch nach dreihundert Jahren auf die naive Unwissenheit oder auf die künstlerische Unschuld unsres eignen alten Schauspiels mit Vergnügen zurückblicken können? wie vermöchte es sonst auf unser Zwerchfell zu wirken, wenn im 17. Jahrhundert auf unsern norddeutschen Bühnen der Teufel mit einem Weidenkorbe hereintritt, um den Judas hineinzustecken und dann tabakrauchend mit ihm davon steigt? Und noch dazu sollte ja damals so wenig ein bloser Rüppelspaß für Deutschland gemacht sein, das dabei ganz andächtig zusah, als nun mit dem tabakrauchenden Blücher das Nationaltheater einer für's Pariser Publikum beabsichtigt ist, das sich ja dabei ebenfalls ganz gläubig verhält. Jenes Publikum glaubt's, und nur das unsrige hat den Spaß davon. Aus einer ähnlichen Quelle des Vergnügens fließt auch das Wohlgefallen, das unsrer jetzigen Bildung noch an Hans Sachs oder an den französischen Tagesprodukten entsteht. Aber was bei dem ersten materiellste Unschuld ist, kann beim Franzosen materiellste Unwissenheit sein; und nur die burleske Erscheinungsweise, die Beides für unsern Verstand hat, wird uns zum Belustigenden.

Als sich unser jetziges Theater einmal ebenfalls an einer ähnlichen künstlerischen Unwissenheit genügen lassen wollte, konnte es nur in jenem Momente geschehen, da statt der Nation in Parterre und Loge der Philister saß und auf der Bühne Kotzebue stand mit seinen „Pfarrern, Commercienräthen oder Husarenmajors." Auch hier sah die tonangebende Schichte des Publikums gläubig und gerührt zu. Warum wohl? Platen sagt es dem Kotzebue'schen Publikum:

Er nahm aus eurem Kreise sich die fadesten Personen,
Und schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und übertraf an Fruchtbarkeit selbst Calderon und Lope.

Wie aber kommt Frankreich, welches seine Classiker schon vor uns besitzt, zu dieser verspäteten Verirrung? Der Hergang ist

ein einfacher. Es geschieht ihm jetzt, wie unserm Göthe einmal in Karlsbad, da ihn die Frau Rahel (Buch des Andenkens 3, 119) mitten in der vornehmsten Gesellschaft ausrufen hörte: Besser das schlechteste Theater als die schönste Langweile! So überrascht uns allenthalben die natürliche Bildung ungebeten in einer zweifelhaften Cultur, und grobe Reliquien des verhöhnten und für dumm verschrienen Mittelalters betreten neu costumirt zuweilen selbst die Nationalbühne des in sich selbst verliebten, am meisten verweltlichten Volkes. Dies ist die Drolligkeit der verkehrten Welt. Hans Sachs aber lächelt über die wirkliche.

12. Warum darf die Göthe'sche Iphigenia nicht mit der des griechischen Drama gemessen werden?

Göthe's Iphigenia ist dem Volke allzusehr griechisch, dem philologischen Fachgelehrten allzu wenig griechisch, dem warmen Bewunderer mehr als blos griechisch. Wer soll hier recht behalten? Anstatt in eine Analyse dieses Stückes einzugehen, die hier überflüssig wäre, ist es förderlicher diese dreierlei Standpunkte, von denen aus man das Göthe'sche Gedicht heute noch aufzufassen pflegt, mittelst ihrer geschichtlichen Belege zu charakterisiren.

1. Nicht blos das gewöhnliche Volk, auch der sogenannte Gebildete ist durchschnittlich nicht in der innern Verfassung und Geistessammlung, die dazu gehört, um von einem geistigen Werke rein ergriffen werden zu können. Die gemeinen, oder bedeutungslosen, oder blos sinnlich erregenden Verhältnisse des Geschäftslebens lassen eine ernstere Gemüthsbewegung nicht anhaltend und auf die Dauer zum Vorschein kommen, die Herrschaft der Sinne hält die Empfänglichkeit für Ideen ab, und statt der Urtheilsbefähigung gegenüber großen Männern, Leistungen und Werken verbleibt es nur bei einer vornehmen oder vulgären Räsonnirsucht und Waschhaftigkeit. Daher meint denn ein unter den unruhigen Eindrücken unserer modernen Literatur gebildeter Leser, die Werke des Alterthums seien von einer uns nicht mehr genügenden Beschaffenheit und müßten ihm und unserer Zeit absolut fremdartig und wirkungslos sein. Wo so wenig Adel in Gesinnung und Thaten ist, wird man nur die Unruhe des mit sich selbst beschäftigten Zeitdichters, nicht die durch Geisteskraft und Seelenzucht gewonnene Ruhe des alten Gesanges, bemerken und genießen. Daher der minder unschuldige Leser, wie Fr. Creuzer sagt (Studien 1), diese Ruhe eines geheiligten Gemüthes wohl gar für harte, spröde Kälte nimmt. Wie man nun Herdern das unbefugte Urtheil über Göthe's Eugenie in den Mund legt, sie sei marmorschön, aber marmorkalt; ebenso tadelt es der gewöhnliche Mensch an dieser Iphigenia, wenn er darin sich und den Dichter persönlich nicht gewahr werden kann. Und was die Alten schon als ein vorzügliches Merkmal des

Homerischen Epos berühmten, daß darin der Dichter verborgen über seiner Schöpfung stehe, dies glaubt ein Publikum, welches sorglos für seinen eigenen Ruhm und Verstand ist, als einen Tadel gegen den deutschen Dichter geltend machen zu dürfen. Mit den Ausdrücken der eigenen Sprache faselnd sagt es dann, dieses oder jenes Werk sei ihm allzusehr griechisch, wenn es zu sagen hätte, daß ihm selbst die Empfindung wahrer Andacht und Würde unmöglich geworden ist.

2. Der Fachgelehrte wirft gegen das Göthe'sche Drama ein, es sei allzuwenig griechisch, und kann sich dabei auf verschiedenerlei Gründe stützen. Göthe selbst äußert einmal gegen den Philologen Riemer (Mittheilungen 2, 716): „Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück unvollendet geblieben." So rückten auch die Jenenser Professoren Schillern, so lange er ihr akademischer College war, es gerne vor, wie schlimm sein philologisches Wissen bestellt und daß er des Griechischen ganz unkundig war. Man kann nun in dem Briefwechsel sowohl, den Schiller mit Göthe, wie namentlich in demjenigen, den er mit W. v. Humboldt führt, nachlesen, was er selbst nebst Göthe und den übrigen Freunden hierüber gedacht und angestrebt hat. Es ist wahr, daß auch Göthe nicht viel mehr philologisches Wissen besaß, als Schiller, und selbst Herder, der so viel von Homer zu reden pflegt, verstand wenig Griechisch. Aber der als Sprachforscher so berühmte W. v. Humboldt ist es gerade, der Schillern mit überzeugenden Gründen von einem spätern Erlernen der griech. Grammatik abzuhalten weiß und der Kreuznacher Gymnasial-Rector Hoffmeister citirt als Biograph des Dichters (Bd. 3, 136) Humboldt's Behauptung mit sichtbarer Zustimmung: „Schiller würde vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen gedacht haben, wenn er selbst griechisch zu lesen gewohnt gewesen wäre"; denn sicher ist es, heißt es dorten, daß die Meisten, die des Griechischen kundig sind, den Geist der Hellenen nicht so erfaßt haben, als Schiller. Aehnlich urtheilt auch Rector Hiecke, Deutscher Unterricht auf Gymnas. S. 73: Göthe's Iphigenia zu würdigen, genügt es nicht, daß man die Euripideische richtig verstanden; da bedarf's noch anderer Arbeit, noch anderer Vertiefung in die innere sittliche Welt des modernen Menschen und in den Bildungsgang des Dichters. Dieser Ausspruch ist ein völlig gerechter, des Dichters Leben beweist die Wahrheit hiefür bis in's Einzelne. Aus welchem Vorsatze dies Drama stammt, nach welchen sittlichen Mustern es ausgeführt wird, welchen Adel seine Charaktere und Handlungen darzuthun haben, dies geht aus Göthe's gleichzeitigen Aeußerungen hervor, die er während seiner dichterischen Arbeit an die Frau von Stein macht. Einzelnes daraus findet sich in der Italienischen Reise 1, 169. Er hatte eine hl. Agathe von Raphael gesehen,

„eine sichere Jungfräulichkeit ohne Kälte und Rohheit"; und dieser las er im Geiste sein Gedicht vor und ließ seine Iphigenia nichts sagen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte („Ich habe dabei mehr gelernt als gethan" ibid. S. 252).

Demnach ist folgendes Urtheil nur als ein halbwahres zu betrachten, das J. J. Wagner, Klein. Schrift. 1, 10, über das Gedicht fällt; es schwankt ungenau zwischen den beiden Meinungen, welche in dieser und der folgenden Nummer unseres Aufsatzes besprochen sind. „Kaum möchte es einer deutschen Natur gelingen, griechischer zu sein, als es unserm Dichter in seiner Iphigenia gelungen ist. Wir betrachten dieses Werk als ein Abfinden mit den Griechen im Namen der gesammten deutschen Nation. Denn wenn es, wie wir glauben, deutsche Natur ist, über Beiden stehend, Objectives (Griechisches) und Subjectives (Orientalisches) zu begreifen, so hat Göthe hier in Hinsicht des Griechischen für uns Alle genug gethan."

Göthe war kein poetischer Archivar, wie es die gelehrten Deutschen lange genug vor ihm gewesen waren. Römisch zu reden und zu denken, homerisch zu messen, skandinavische Götter aufzugraben, wie Klopstock, lappländische Lieder zu singen, wie Hagedorn, und kosakische, wie Willamow — hat oft für genial gegolten, und selbst noch die neuere Lyrik, z. B. Freiligraths, ist zu nicht minderm Nachtheil, wenn auch mit größerer Anstelligkeit, in diese Richtung wieder verfallen. Göthe aber schlägt in seinem Westöstlichen Divan nicht den persischen, sondern den Grundton unserer westlichen Individualität an und läßt diese sich selbst erblicken im Spiegel morgenländischer Sitte. Die Eumeniden seines Orestes sind keine äußerlichen Mächte, sondern die inneren Nattern des Gemüthes; wie durch Macbeths Hexen dem Helden nur sein eigener geheimster Wunsch, durch Hamlet's Geist dem Sohne nur das diesem schon bemerkbare „Verfaulen des dänischen Staates" verkündet wird. Nur eine kindische Gelehrsamkeit schmückt sich noch mit dem bloßen Rost des Alterthums. Die Kunst ist nicht für den engen Kreis weniger vorzugsweise Gebildeter, sondern zum Verständniß der Nation im Großen und Ganzen da. Der tiefe Schmerz der um Jahrtausende von uns entfernten Propheten im Alten Testamente ist uns noch verständlich und erregend. Freilich den substantiellen Inhalt einer Zeit muß der Dichter kennen, wenn er sie behandelt. Ist dieser Kern ächt, so bleibt er allen Zeiten klar. So äußert sich Hegel in der Aesthetik, und Göthe bewahrheitet dies alles durch ein einziges Wort, das er Iphigenien leiht. Er steht zum erstenmale allen Kunstschätzen der alten Welt gegenüber; er wandelt auf demselben Boden, wo Pindar und Theokrit gesungen, und von den sicilischen Küsten aus kann er beinahe den Saum des glücklichen Hellas mit den Blicken erreichen; aber er darf nicht über dieses Meer; hierüben trennt es ihn von den Hellenen, drüben aber

schon von den Geliebten im heimatlichen Norden. So steht er getheilten Herzens am Strande wie Iphigenie in der ersten Scene, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Dieses Heimweh nach dem doppelten Himmel der klassischen Kunst und der väterlichen Heimat zugleich ist der bleibende, alle deutschen Herzen ergreifende Inhalt und Werth des Göthe'schen Stückes; es fordert die Unschuld rein menschlicher Bewunderung heraus.

3. Wäre es nun Zufall oder Grille gewesen, daß der deutscheste deutsche Dichter nach dem hellenischen Mythus gegriffen, wäre es dies Vornehmthun mit ungewöhnlicher Belesenheit, eine künstlerische Nachbildung, so verdiente dieses Werk auch nur die antiquarische, grammatische Bewunderung. Aber Iphigenie ist ein deutsches Gedicht und zugleich antik im edelsten Sinne; und weil dem so ist, erkennen wir überrascht eine natürliche Verschwisterung unseres Volkes mit der Hoheit der griechischen Welt. Wenn wir nachempfinden, was einst die Gemüther einer begabtern, glücklichen Nation bewegte, für das empfänglich, was auch sie bewunderte, Gefühlen und Gedanken zugänglich, wie sie nur nach vorherwirkender langer Läuterung in Sitte und Geschmack möglich werden, können wir nicht mit Sinnen für dasselbe Schöne, stolz auf unsere Geburt und Entwicklung hinübersehen nach anderen Nationen, stolz, daß in und durch uns die Herrlichkeit olympischer Maße neu erstanden? Jene fremde, uns weniger faßliche Schicksalsgewalt zeigt sich hier vernünftig, sittlich sogar in der ungebeugten Strenge. Wir begreifen es, wie seit der Ueberhebung des „Alten" ein gewaltsames Geschlecht in Gräueln sich erschöpfte, bis ein keusches Opfer, der Dienst einer reinen Priesterin, Maß und Ruhe, Demuth gegen die Götter, die dunkle Gewalt endlich versöhnte. Und daß es beim Wiedererkennen seiner vom Familienfluche rein gebliebenen Schwester allmälig still wird in der Seele des gottverfolgten Orestes, daß der reuig Verzweifelnde den Krampf der wilden Erinnerung abschüttelt, wäre uns dies erklärlich, oder gar schön, ohne unser gleichmächtiges Empfinden der Familienbande, ohne ähnliche religiöse Begriffe und Gewalten? Wie oft haben uns nach Göthe sogenannte Tugendhelden heimgesucht, deren gemeine Frechheit beklatscht wurde, wenn sie mit einem gewissen eleganten Anstand auftrat, sich mit täuschender Philosophie zu behaupten wußte; und leider zeigte sich dann nur spärlich der rechte Sinn für die Majestät der Göthe'schen Gestalten. Thoas will Iphigenien werben, der Kinderlose fühlt die Oede seiner Wohnung, er mißt den fröhlichen Gehorsam bei dem Unterthan, aber er ahnt wie auch schon Sorge und Unmuth dem Künftigen nachsinnen wird; und dieser selbe Mann hat Kraft, dem liebsten, dem Lebenswunsche, ein König, zu entsagen; das Edle regt sich so stark in ihm, daß er sich Kraft dazu sammelt, den Scheidenden ein Lebewohl zu bieten. Wo hat die moderne, selbstgefällige Kunst einen Zug

solcher Seelenhoheit aufzuweisen? Sucht! Göthe verzichtet auf das Schluchzen und die nassen Taschentücher im Parterre; aber wem es bei dem Versöhnungsruf des Thoas nicht ist, als dürfe der keusche Jubel sich nicht auf die Lippen wagen, als stünde man schüchtern in der Schweigen gebietenden Nähe eines großen Marmorbildes, wem nicht das „Lebt wohl!" des Thoas durch die Seele nachklingt, der schmeichle sich nie, daß er empfunden, was ideal heißt. — (Nach einem anonymen Aufsatze zum Frankfurter Göthefeste.)

13. Göthe's Egmont vor dem Richterstuhle der ausländischen Kritik.

Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und scheut sich nicht
Gar Manchem zu mißfallen, daß er Manchem
Um desto mehr gefallen möge.
Göthe's Tasso, Act 5, Auft. 2.

Ueber lyrische Ergüsse hat die Nation, an deren Gefühl sie gerichtet sind, zu entscheiden; das Fremdvolk und die Fremdsprache besitzt dafür überhaupt kein natürliches Organ. Göthe's Lied vermag seine Reize nur dem deutschen Manne, Uhland's lyrisches Abenteuer seine Zündkraft nur dem Jünglinge zu zeigen, der deutscher Art ist.

Ein anderes Bewenden hat es mit dramatischen Dichtungen; diese können von sprachkundigen Fremden in der Hauptsache ganz und gar gewürdigt werden. Sind die Charaktere naturgemäß angelegt, folgerecht durch die verschiedenen Lagen und Stimmungen durchgeführt? Sind die Ereignisse dramatisch, die Triebwerke wahrscheinlich? Sind die Verwicklungen erfolgreich, ist der Ausgang gehörig vorbereitet? Zur Beantwortung solcher Fragen bedarf es weniger der Sprachkenntniß, als des sichtenden, erwägenden Verstandes. Und nur diejenigen dramatischen Erzeugnisse, die diesen Forderungen entsprechen, können auf dauernde Theilnahme rechnen. Beweis sind der Griechen und Shakespeare's Schauspiele.

Als im Frühling des Jahres 1852 eine aus der Blüthe der deutschen Schauspielerwelt gebildete Gesellschaft, Devrient an der Spitze, dramatische Vorstellungen in London begann, und diese mit dem Egmont von Göthe eröffnete, erschienen in den Londoner Zeitungen Urtheile, die uns als von der gebildetsten Journalistik der Welt und aus dem Publikum Shakespeare's kommend, höchlichst in Verwunderung setzten. Das Journal Examiner behauptete: In England könne der Egmont deswegen nicht als Tragödie gelten, weil da nur solche Scenen für tragisch gehalten werden,

welche die Gefühlvollen zu Thränen rühren. Ist diese Erklärung richtig, so läßt sie consequent auf eine solche Beschaffenheit des jetzigen englischen Theaterpublikums schließen, wie das deutsche gewesen ist zur Zeit, da es die Kotzebue'schen und Iffland'schen Rührstücke bewunderte. Damals aber ließ Mahlmann im Herodes von Bethlehem, den er gegen Kotzebue's Hussiten vor Naumburg geschrieben, das gerührte Publikum ausrufen:

Alle Thränenschleußen
Will er uns zerreißen,
Will er uns abführen
Mit dem Teufelsrühren.
Lind're, lind're unsre Qual,
Großer Thränen-Prinzipal!

Bedenklicher klingt die Kritik, welche das Journal Spectator gleichzeitig gegen den Egmont gebracht hat: In englischer Uebersetzung und auf englischer Bühne würde Göthe's erhabener Name zwar hinreichen, ein Zischen zurückzuhalten, aber schwerlich ein Gähnen verhindern.

Wir wollen auch die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses nicht bezweifeln. Ein blasirtes Residenzpublikum hat auch bei uns in Sophokles Antigone schon gegähnt, erscheint bei der Aufführung von Göthe's Tasso oder Iphigenie gewöhnlich gar nicht, hat aber in Berlin das Komödienhaus völlig gestürmt, als man dorten noch den Nante und ähnliche Glasbrennereien spielte. So strömte man in Rom zur Thierhatze, so kämpft man in Paris um Billets, wenn ein Tänzer den Affen tanzt; und dies ist eben jener unveränderliche Geschmack, über welchen einst Kaiser Joseph auch in Wien so außer Fassung gerieth, daß er das lateinische Supinum de gustibus etc. nicht mehr richtig getroffen haben soll. Es wird immerfort ein Publikum solcher Art geben, das wie A. Humboldt sagt (Kosmus 2, 69) um seine Naivetät gebracht ist und nichts gelernt hat als sich schämen, ergötzt oder gar erstaunt zu scheinen.

Etwas klüger als obige Aussetzungen lauten die Bemerkungen, welche der französische Schriftsteller Jules Janin im vorigen Jahrzehent gegen den Göthe'schen Egmont erhob. Wenn Egmont, sagte Janin, ein solch' leichtsinniger Springinsfeld ist, wie Göthe ihn darstellt, wozu hat dann Alba nöthig, ihn zu tödten? Und wenn dies eine nutzlose Grausamkeit ist, kann dieselbe dann dem Alba die Größe oder nur die Leidlichkeit eines tragischen Charakters geben?

Hierauf ist zu erwidern: Göthe stempelt den Herzog Alba zu keinem Henker und Blutmenschen; er ist zwar ein gestrenger, aber ein vernünftiger Staatsmann. So auch handelt Egmont ganz anders als er spricht, und erwähnt selbst „einen kalten Egmont, der an sich halte und sogar verwickelt sei, wenn ihn die Leute für fröhlich nehmen.“

Jul. Janin fragt: Was hat Alba von einem Manne zu fürchten, dem die Politik zuwider, dem sie ein Hemmniß bei dem freien Genuß des Lebens ist? Und das Gedicht antwortet darauf mit voller Sicherheit. Gerade diese epikureische Grandezza und freigebige Prachtliebe macht Egmont einflußreich, beim Volke beliebt und somit der Regierung gefährlich. „Warum, sagt der Krämer Soest, ist alle Welt dem Grafen so hold! weil ihm die Fröhlichkeit aus den Augen sieht.“ Dies erklärt den gegen ihn gefaßten Argwohn Alba's; der Verdächtige ist im spanischen Staate schon der Schuldige. Alba und Philipp wollen dumpfen Schrecken über die Niederlande verbreiten, darum soll das Idol des Volkes, der erste Held des Heeres, der leutseligste, mächtigste Bürger und Edelmann des Landes, verderben. Wenn das Haupt des Siegers von Gravelingen keinen Anspruch auf Schonung hatte, wessen Haupt war sicher? Und wie es der Schreiber Vansen voraus verkündigte, so kommt's; das Volk erträgt dieses Mittel, womit man Bangigkeit aussäet, und nichts ist tragischer und satyrisch wahrer zugleich, als die Angst der Brüsseler Kleinbürger, womit sie nachher Klärchen's Ruf verduzt aufnehmen: Zu den Waffen, Bürger!

Nach diesen Ausstellungen von Seite der französischen Kritik kann man sich mit denjenigen befassen, die in Deutschland gegen das Stück üblich sind.

Auf deutschen Bühnen wird nämlich die Figur der Regentin Margaretha von Parma und die ihres Secretärs Machiavelli ganz weggelassen; man glaubt damit den Gang der Handlung fühlbarer beschleunigen zu können. Allein die Güte dieser Regentin hat die Härte Alba's zur natürlichen Folge, und somit wird diese ohne jene durchaus unverständlich. Margaretha ist daher eine nothwendige Figur, so gut wie Wilhelm von Oranien, dessen kluger Sinn erst Egmont's Unbesonnenheit recht in's Licht stellt.

Auch Schiller in seiner bekannten Recension des Stückes äußert sich unzufrieden über den mit Träumen und märchenhaften Erscheinungen herbeigeführten Abschluß und nennt dies ein höchstens dem Melodrama zusagendes Verfahren. Dagegen sowohl, wie über Egmont's dramatischen Charakter rechtfertigt sich Göthe selbst Bd. 48, 177. Egmont's Charakter schwankt zwischen Liebe und Freiheit und geht vom Altar der einen zum Frieden der andern über. Daher ist jener Abschluß des Stückes nicht blos die Milderung eines ihm und uns zu herben Schmerzes, es eröffnet sich damit auch die liebliche Vorschau eines reichern, ruhigern und wohlverdienten Daseins.

Ein geläufiger Einwurf gegen dieses Stück beschäftigt sich mit dem vom Dichter allzufrei behandelten Thema der Historie. Hiebei läuft Alles auf die Frage hinaus, wie weit das Schauspiel den historischen Stoff frei behandeln dürfe und ob, ihn treu historisch behandelt zu haben, der Kunst als Verdienst angerechnet werden

müsse. Ein Stück Platen's, Die Liga von Cambray, soll, wie der Dichter selbst behauptet hat, keine Zeile enthalten, welche nicht in den historischen Documenten jener Zeit mit angedeutet liege, in welcher es spielt. Platen's schöne Arbeit ist kein Bühnenstück geworden, es hat nicht einmal zahlreiche Leser. Der Poet hat nicht das Geschäft des Geschichtsforschers zu verwalten; und niemals hat die Historie ihre Stoffe so rein und fertig zu liefern vermocht, daß der Poet dieselben als unverändertes Material in sein Kunstwerk aufzunehmen im Stande gewesen wäre. Auch der Historiker muß manchmal dieses Verfahren des Poeten für sich anwenden, und wo er es am gelungensten zu thun vermag, bewährt er am meisten die Größe seines Talentes in Ausübung seines Berufes. „Ohne Poet zu sein, Historiker sein zu wollen, ist so viel, als Beleuchtung ohne Licht haben wollen", schreibt der Historiker Woltmann 1800 an Joh. v. Müller (Briefe Bd. 3, 199). Aus ein paar in der allgemeinen Historie bemerkten Zügen schafft sich Poet und Historiker die Idee, welche die Natur bei Hervorbringung einer historischen Erscheinung, einer menschlichen Größe, hatte. Der Historiker bestrebt sich nun, dies gewonnene Gebilde nicht in das zu schildernde Individuum hinein zu verlegen, sondern dies nach jenem zu untersuchen, inwiefern es den Zweck seiner Natur erreicht oder verfehlt habe. Von diesem Grundsatze braucht der Poet weder zu wissen, noch nach ihm darstellend zu verfahren. Er hat dem Factum seinen Organismus und Seelenausdruck zu geben, und damit erst ertheilt er einer in der Geschichte sonst oft werthlosen Begebenheit ihr schlagendes Herz und Leben, mit welchem sie für uns wahr, fesselnd und schön zugleich wird. Hier kann der Poet die ungerecht erscheinende Geschichte sogar corrigiren, wie der alte Baco schon weiß, und die Rolle der Nemesis übernehmen, wo die Historie diese nicht nach Recht und Billigkeit hat walten lassen „quare et Poësis merito divinitatis cujusdam particeps videri posset."

In den Gesprächen mit Eckermann 1, 326 sagt Göthe über die historischen Dramen: Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont. Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie blos die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen, wo möglich etwas Höheres und Besseres geben.

Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, so die Charaktere des Shakespeare von der seinigen. Darin waren nun wieder die Griechen so groß, daß sie weniger auf die Treue eines historischen Factums gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. An den Philokteten, ein Süjet, welches alle drei großen Tragiker behandelt haben, haben wir ein herrliches Beispiel. Bei diesem Süjet war die Aufgabe ganz einfach: den Philoktet nebst seinem Bogen von der Insel Lemnos zu holen. Aber die Art, wie dieses geschieht, das war nun die Sache der Dichter und darin konnte jeder die Kraft seiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß soll ihn holen; aber soll er von Philoktet erkannt werden, oder nicht, und wodurch soll er unkenntlich sein? Soll der Ulyß allein gehen, soll er Begleiter haben, und wen? Beim Aeschylus ist der Gefahrte unbekannt, beim Euripides ist es der Diomed, beim Sophokles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zustande soll man den Philoktet finden? Soll die Insel bewohnt sein oder nicht, und wenn bewohnt, soll sich eine mitleidige Seele seiner angenommen haben oder nicht? Und so hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern seine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegts und so sollten es die jetzigen Dichter auch machen und nicht immer fragen, ob ein Süjet schon behandelt worden oder nicht; wo sie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten suchen, die oft barbarisch genug sind und die dann auch blos als Begebenheiten wirken. Aber freilich ein einfaches Süjet durch eine meisterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geist und großes Talent, und daran fehlt es. — Alles dies zusammen genommen spricht sich in einem einzigen Verse der Göthe'schen Eugenie aus. Der in die Intrigue des Hofes verflochtene Weltgeistliche fragt, wie es gelingen werde, die gewaltsam entführte Eugenie dem nach Rettung suchenden Vater für todt auszugeben, und ihm zugleich den Wunsch zu benehmen, wenigstens noch ihre Leiche sehen zu wollen? und er erhält, eben auf dem Wege zu diesem verzweifelten Vater, die belehrende Antwort: Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an. (Act 3, Auftritt 1.)

Specialregister.

Seite

A. Erste Abtheilung. Vortrag.

B. Zweite Abtheilung. Aufsatz.

VII. Porträte.

(Zehn Kapitel.)

VIII. Aufsätze culturgeschichtlichen Inhalts.

(Fünf Kapitel.)

IX. Aufsätze sittengeschichtlichen Inhaltes.

(Acht Kapitel.)

Berichtigung.

Seite 424, Zeile 12 v. o. und Seite 428, Zeile 13 v. o. ist zu lesen: **zwanzig** statt **dreißig**.

Mannheim.

Schnellpressendruck von Heinrich Hogrefe.

Deutsche Arbeitsentwürfe.

Rochholz, Ernst Ludwig,

Deutsche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf hö
heren Lehranstalten

Bd.: 2

Mannheim 1853

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584246-6